DIE GRENZBOTEN

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

35. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1876.

2 1

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1876. Erstes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Zum neuen Jahr.

Als vor nun zehn Jahren die öffentlichen Zustände Deutschlands auf eine kriegerische Entscheidung hindrängten und der deutsche Bundesstaat unter Preußens Führung, mit Ausschluß Oesterreichs, festere Gestalt gewann, da weissagten die wenigen liberalen Männer, die mit ihrer Feder Bismarck's Politik beizustehen wagten: der deutsche Staat, der aus Blut und Eisen hervorgehen müsse, werde ein Staat des Friedens für ganz Europa werden.

Wie wahr hat sich dieses Wort erwiesen in dem Jahrzehnt, seitdem es geschrieben wurde! So oft wir einen Schritt vorwärts thaten auf der Bahn unsrer nationalen Einheit, ließen unsre Feinde, mit erheuchelter Sorge für unsre Wohlfahrt, den Apell an die Furcht ergehen. Kein europäischer Großstaat sollte nach ihrer Meinung unser nationales Wachsthum ertragen können. Immerwährende Kriege, stetig wachsender Verfall unseres Wohlstandes, unsrer Gesittung sollte sich nach ihrer Voraussage an die Erfüllung unsrer nationalen Hoffnungen knüpfen. Noch heute begleiten uns diese düsteren Prophezeihungen — die bei Gründung des deutschen Reiches lebhafter und drohender ertönten, als je zuvor — bei jedem Sieg über die alten Reichsfeinde, bei jedem Erfolg unsrer inneren Entwickelung. Und die Wahrheit an diesen Prophezeibungen ist, daß es so kräftige Lügen sind, als jemals die Ohnmacht und Verzweiflung zu Tage förderte. Der Frieden Deutschlands mit den europäischen Mächten ist niemals gesicherter gewesen, als am Ausgang des Jahres 1875, hat überhaupt niemals auf festerer Grundlage geruht, als seit Gründung des deutschen Reiches. Immer inniger haben sich auch im vergangenen Jahre die Lenker der europäischen Kaiserstaaten zur gemeinsamen Erfüllung der hohen Friedenswerke ihrer Nationen zusammengeschlossen. Unser Kaiser hat in der Hauptstadt der Lombardei mit dem Könige von Italien, unter dem lauten Jubel beider Völker, Beweise wahrer und dauernder Freundschaft ausgetauscht. Die Wirren in der Türkei, die so häufig in früheren Zeiten Vorwand oder Anlaß boten zur Entfesselung europäischer Kriege, ha-

ben, nicht am wenigsten durch den Einfluß unsrer auswärtigen Politik, keinen Augenblick den allgemeinen Frieden bedroht, sind durchaus auf ihren localen Herd beschränkt geblieben. Das Schreckniß einer Liga aller katholisch-romanischen Staaten wider das deutsche Reich, gleichviel in welchen Köpfen und bis zu welchem Grade es Gestalt gewonnen haben mochte, ist in Nichts zerflossen vor der nüchternen Erkenntniß, daß das deutsche Reich Macht und da nöthig auch Verbindungen genug besitze, um auch dieses widernatürlichen Bundes sich zu erwehren. So bietet denn der Rückblick in das vergangene, die Ausschau in das künftige Jahr sensationsbedürftigen Naturen die allergeringste Ausbeute, dem deutschen Patrioten dagegen die freudige Gewißheit, daß sein Nationalstaat auch in diesem Jahre neue kräftige Wurzeln geschlagen hat, die dessen frisches Gedeihen auch in Zukunft verbürgen.

Die Gesetzentwürfe, welche unsre vorjährige Neujahrsbetrachtung in der deutschen Presse zuerst empfahl zur energischen Förderung des deutschen Culturkampfes gegen Rom, sind inzwischen längst Gesetze geworden und haben sich äußerst wirkungsvoll und segensreich erwiesen. Das sogenannte Brodkorbgesetz ist seiner Zeit von der gesammten ultramontanen Presse und dem schwarzen Centrum mit erzwungenem Hohngelächter als völlig „unschädliches“ und machtloses begrüßt und der Opfersinn der ultramontanen Geistlichkeit als ein über alle Erdensorge erhabener bezeichnet worden. Und statt dessen hat der Erfolg gelehrt, daß eine sehr große Anzahl Geistlicher sich den Staatsgesetzen beugte, als der Staat ihnen infolge des neuen Gesetzes Amt und Gehalt zu entziehen drohte. Weiter aber haben in diesem Jahre einige der heißblütigsten bischöflichen Aufrührer ihrem heldenmüthigen Widerstand einen so märtyrerwidrigen Anstrich gegeben, daß in weiten Kreisen die Erkenntniß reift: wenn die Hirten ausreißen, brauche die Heerde nicht mehr zusammenzuhalten; daß die heiligen Blutzeugen des christlichen Glaubens meistens noch in anderer Weise ihre Grundsätze bethätigten, als durch praktische Uebung des Falstaffischen Muthbegriffs, wonach der beste Theil der Tapferkeit Vorsicht ist. Was die Denkenden unter der bisher blind folgenden ultramontanen Masse aber vor Allem zur Einsicht bringt, ist das Verhalten der Bischöfe gegenüber dem Staatsgesetz betreffend die Besetzung erledigter Kirchenämter. Auf diesem Gebiete war, wenn auf irgend einem, Seiten der streitenden Kirche Widerstand bis zum letzten Athemzuge angekündigt. Daß der Staat die wegen ihres Ungehorsams gegen die Staatsgesetze entfernten Geistlichen aller Grade einfach durch kirchliche Staatsbeamte ersetzen, und bei der Wahl der Pfarrer sogar — horribile dictu — der kirchlichen Gemeinde ein entscheidendes Votum einräumen wollte — das war der Gipfel sacrilegischer Unthat und ketzerischer Bosheit. Das allein genügte, um die aufreizenden Reminiscenzen an die „Diocletianische Kirchenverfolgung“ zu rechtfertigen. An diesem ungeheuren

Verlangen war ja vor 350 Jahren die Möglichkeit einer Verständigung der alten Kirche mit den Reformatoren und protestantischen Fürsten noch weit mehr gescheitert, als an den neuen Glaubenssätzen Luther's. Und in welcher Weise hat sich dieser großartige Widerstand nun offenbart? Heute schon ist aus den Kanzleien der Bischöfe die Weisung an Klerus und Laien ergangen, sich dem Staatsgesetz zu fügen. Denn besser sei es immerhin, daß die Anhänger der Jesuiten in der Gemeinde mitwählen, als daß sie die Pfarrerwahl ausschließlich den Ketzern überlassen, welche sich Alt- oder Staatskatholiken nennen.

Wir sehen also auf allen Seiten die Phalanx der Gegner durchbrochen. Der Staat hat eine Macht entfaltet, mit deren nachhaltigem Ernste auch der trotzigste Römling nicht mehr zu scherzen wagt, und gegen welche die ohnmächtigen Fluchreden, die dann und wann in Rom gehalten werden, geradezu spaßhaft und kindisch erscheinen. Damit ist der Culturkampf natürlich noch nicht beendet, die Gesetzgebungsarbeit gegen die römische Heermacht kaum als abgeschlossen anzusehen. Aber der Ausgang des Kampfes kann nun dem Blödesten nicht mehr zweifelhaft sein. Und selbst wenn die bisherige Gesetzgebung nur in ihrem dermaligen Bestande erhalten bleibt, ist auch der Tag des glorreichen Endes des Culturkampfes mit Bestimmtheit vorauszusehen. Er wird kommen, sobald das neue Geschlecht des katholischen Clerus in deutscher statt in römischer Erziehung und Zucht herangewachsen ist. Einen bedeutsamen Schritt zum Abschluß dieses Kampfes bildet aber auch das mit dem neuen Jahre in Kraft tretende Civilehegesetz für das deutsche Reich. Nur der Unverständige wird ja den Segen des Gesetzes etwa in der muthmaßlichen Verringerung kirchlicher Trauungen erblicken wollen. Aber wohin es führt, wenn die Vollziehung des wichtigsten bürgerlichen Actes in die Hände der Hierarchie gelegt wird, mag uns die Entwickelung des Volksgeistes in den kleinen schweizer Urcantonen lehren. Als die kirchlichen Oberhirten von den Landsgemeinden in Uri, Schwyz und Unterwalden vor dreihundert Jahren die Verkündigung der Beschlüsse des Tridentiner Conzils — u. A. die obligatorische kirchliche Trauung — verlangten, erging die Antwort, man werde sich überlegen, ob diese Beschlüsse gut seien. Heute sind diese Cantone die Vororte des schweizerischen Ultramontanismus. Von dem Moment an, wo das hierarchische Interesse nicht mehr über Schließung und Lösung der Ehe, die confessionelle Erziehung der Kinder und die letzte Ruhestätte der Todten zu befinden hat, wird eine rückläufige Bewegung gegen die hierarchische Ausbeutung des Tridentinum beginnen, welche in ihrer schleunigen Gangart dem Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen entsprechen wird!

Andre Erwartungen, welche das verflossene Jahr für die Entwickelung

unsrer nationalen Gesetzgebung erregte, hat es nicht erfüllt. Die großen Justizgesetze sind unvollendet, die Strafgesetznovelle beschränkt sich auf einen kleinen Theil nothwendigster Reformen. Aber Alles ist nicht von einem Jahre zu verlangen. Verloren sind die Gedanken und Arbeiten, die das verflossene Jahr erfüllten, mit nichten. Viele von ihnen sind Saatkörner, die im Herbst ausgestreut werden, um schon im Frühjahr fruchtbringend aufzugehen. Vor Allem aber ist es erfreulich, daß die Entwickelung des nationalen Gedankens auch in den Einzelstaaten sichtliche Fortschritte gemacht hat. In Baiern ging die ultramontane Partei, trotz der hochmüthigsten Siegeshoffnungen und des ihr eigenen Mißbrauchs kirchlicher Gnaden- und Zuchtmittel mit einer winzigen Majorität aus den Landtagswahlen hervor. Und als sie ihr Bischen Uebergewicht durch die Frechheit ihres Angriffs auf das verhaßte liberale Ministerium zu ersetzen suchte, begegnete sie einer so würdevollen, so entschiedenen Zurechtweisung Seiten der Krone, daß ihr vorläufig der Muth zu weiterem Ansturm verging. In Sachsen und Baden, in Schwaben und Hessen haben die Landtagswahlen und Verhandlungen eine starke Zunahme des Einflusses der nationalen Partei dargethan.

Der Versuch, unser Volk mit Mißtrauen und Aerger gegen die politische Leitung seiner Angelegenheiten zu erfüllen, war auch in diesem Jahre einem Manne vorbehalten, der bei normaler Geistesanlage vor Allem berufen gewesen wäre, die Hoheit ihrer Ziele und Wege zu erkennen und zu schätzen, dem früheren deutschen Botschafter in Paris, Grafen Arnim. Der Erfolg seiner Selbstüberhebung und Indiscretionen war in gesteigertem Maße derselbe wie im Vorjahr. Er provocirte die allgemeine Geringschätzung, er erhöhte unfreiwillig um ein Bedeutendes den gehaßten Gegner. Er erweckte in weiten Kreisen Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit für die von ihm zu verantwortenden Schritte.

Eine Zeit schwerster finanzieller Krisis endlich erscheint abgeschlossen mit der Gewißheit, daß unsre freihändlerischen Traditionen unversehrt erhalten sind, unsre Münzreform unter den schwierigsten Verhältnissen glücklich durchgeführt. Und so haben wir allen Grund, das neue Jahr mit reichen Hoffnungen, mit freudiger Hingebung an die Fortführung unsrer nationalen Arbeit zu begrüßen.

H. B.

Die Trilogie Karl's des Kühnen.

Von Max Jähns.

Bei Grandson verlor er das Gut,
Bei Murten den Muth,
Bei Nancy das Blut.
(Alter Spruch.)

I.

Gleich den großen tragischen Dichtungen des Aischylos, welche in Gruppen zusammenstehen, um in gewaltiger Dreiheit darzustellen, wie eine Folge von Thaten den Uebermuth zur Schuld und zum Untergange führt, oder um ein und denselben Grundgedanken in verschiedenen Begebenheiten zu offenbaren, so stehen in engster Verbindung miteinander die drei Schlachtendramen von Grandson, Murten und Nancy, die in dem kurzen Zeitraum vom März 1476 bis zum Januar 1477 das höchste Glück, das stolzeste Vermessen des kühnen Karl und seinen immer tieferen Fall, sein erschütterndes Ende herbeigeführt. Wenige Ereignisse der wirklichen Geschichte zeigen so sehr wie diese Burgunderkriege in ihrem Gange jenen erhabenen ethischen Rhythmus, den man die „poetische Gerechtigkeit“ genannt. Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil in den Kämpfen Karl's des Kühnen der Genius der Uebergangszeit vom Mittelalter zum modernen Weltalter mit ungewöhnlicher Kraft und Klarheit zu Tage tritt, dürfte eine Darstellung jenes Ringens, Siegens und Unterliegens stets von Interesse sein für jeden Freund der Geschichte. — In den nachfolgenden Blättern wird der Hauptnachdruck auf die kriegerischen Mittel und Thaten gelegt.

Vorspiel.

Im Jahre 1467 war Graf Karl von Charolais seinem Vater als Beherrscher der burgundischen Gesammtstaaten gefolgt. Sie bildeten ein Gebiet von ungewöhnlicher Größe, Mannigfaltigkeit und Wohlhabenheit. Von deutschen Lehen gehörten dazu die Freigrafschaft Hochburgund, die Grafschaften Hennegau und Namur, Holland und Geldern, Westfriesland und Rethel, sowie die Herzogthümer Luxemburg, Limburg und Brabant. An französischen Lehen besaß Herzog Karl erstens das eigentliche Herzogthum Bourgogne, die Grafschaften Flandern, Guines, Boulogne, Ponthieu, Amiens und Vermandois, das Gebiet der oberen Somme, die Grafschaften Bar, Auxerre, Chalons und Macon, Auxonne und Nevers — ein großartiges Gebiet, welches nur den einen Fehler hatte, daß es durch das Herzogthum Lothringen und das Metzer Land in zwei große, an und für sich wohl

arrondirte Ländercomplexe getrennt war. Das natürliche Bestreben des Herzogs mußte darauf gerichtet sein, diese trennenden Lande zu erwerben; doch mit diesem Zweck begnügte Karl sich keineswegs; nicht umsonst führte er den Beinamen des „Kühnen“ (le téméraire); sein Ehrgeiz war dahin gerichtet, das ganze alte arelatensische Königreich wieder herzustellen und also außer Lothringen auch die Provence, die Dauphiné und die Schweiz an sich zu reißen, um dann sein Haupt mit der Königskrone von Burgund zu schmücken. Es versteht sich, daß hierzu außerordentliche Kriegsmittel nothwendig waren, und Karl hat es nicht daran fehlen lassen, die seinigen mit allen Kräften zu heben und zu erweitern. Fassen wir dieselben zunächst ins Auge.

Schon Karl's Vater, Philipp der Gute, hatte viel für das burgundische Heerwesen gethan. Was er vorgefunden, war im Grunde genommen derselbe Zustand, der in jener Zeit des Verfalls der feudalen Kriegsverfassung fast ganz Westeuropa gemeinsam war. Wie überall so hatten auch in Burgund die Vassallen beinahe ausschließlich die Reiterei des Heeres gebildet, während die Städte und die Gemeinden freier Landleute das Fußvolk stellten. Die niederländischen Stadtmilizen hießen „Porterer“, die freien Dienstknechte vom Lande „wohlgeborene Männer“. Die Dienstpflicht war freilich allgemein, aber in der Zeit ganz außerordentlich beschränkt und daher die Ausbildung mangelhaft, die Leistung unzuverlässig. Schildert doch der sachkundige Commines den Zustand der burgundischen Lehnsreiterei zur Zeit der Ligue du bien public und namentlich in der Schlacht bei Montlhéry als ganz und gar unzulänglich. „Unter 12 bis 14 Hundert Reisigen“ sagt er, „gab es kaum 50, welche die Lanze gehörig zu handhaben wußten; keine 400 waren vollständig gerüstet, und den zwar stattlichen Rossen mangelte es ganz an bewaffneten Dienern.“ Angesichts solcher Zustände lag es nahe, das Vorbild der permanenten Truppen Charles' VII. nachzuahmen und für die Aufbringung der dazu nöthigen Mittel bot sich eine Handhabe in der Sitte des Loskaufs (Schildtale, scutarium), welche in mehren Provinzen sowohl für die Vassallen als für die wohlgeborenen Männer und die Porterer bestand.*) Eine Erweiterung dieses Loskaufs stellte dem Herzoge angemessene Geldmittel zur Verfügung.

Im Jahr 1471 geschieht denn auch bereits einer Miliz Erwähnung, deren Mannschaft sich stets marschfertig halten sollte und welche dafür einen kleinen Gehalt bezog. In demselben Jahre macht der Herzog seinen, in Abbéville versammelten Ständen die Vorstellung: „wie er in seinem Kriege mit Frankreich, aus Mangel an stehenden Truppen, in den entschiedensten Nachtheil,

---

*) van Kampen: Geschichte der Niederlande. Hamburg 1831—1833.

namentlich zum Verlust einiger Grenzplätze, gekommen sei, und wie er sich darum genöthigt sehe, die Auflage einer jährlichen Steuer zu verlangen, um damit ein beständig besoldetes Corps von etwa 800 Lanzen in den äußersten Grenzplätzen zu erhalten.“ Die Stände bewilligten 120.000 Goldlilien (Reichsthaler) zu diesem Zweck; und schon im folgenden Jahre findet man das Corps auf 1200 Lanzen verstärkt und in 12 Compagnien eingetheilt. Die Lanze bestand aus acht bewaffneten Männern, nämlich dem Reisigen (homme d'armes), einem bewaffneten Diener (coustilier) und zwei Bogenschützen (archers) zu Pferde, sowie zwei Büchsenschützen (coulevriniers) und zwei Pickenieren zu Fuß. Reiterei und Fußvolk waren also bei dieser burgundischen Ordonnanz in ein und derselben Lanze verbunden und zu gleichen Theilen vertreten. Später kam zu jeder Lanze noch ein Knappe (page) und ein Armbrustschütze (cranequinier), beide beritten, so daß nun die Zahl der Reiterei überwog. — Am Ende des Jahres 1472 zählte die Ordonnanz 1200 Lanziere (hommes d'armes), 3000 Bogenschützen und 600 Armbrustschützen zu Roß, 600 Büchsenschützen (couleuvriniers) und 1000 Bogenschützen zu Fuß, 2000 Pickeniere und 2400 bewaffnete Diener (Knappen und coustiliers) — im ganzen 10,800 Mann.*)

Was die Bewaffnung und Fechtart betrifft, so führte der Gendarme, welcher völlig geharnischt erschien, die Lanze, den Stoßdegen (estoc) und einen leichten Hieber (couteau), der am Sattel hing. Die Fechtart dieser Lanziers bestand darin, daß sie in vollem Roßlauf den Feind mit eingelegter Lanze anrannten und, wenn diese dann zersplittert war, im Handgemenge mit den Kurzwehren fochten. — Der Coustilier war in seiner Ausrüstung von vornherein auf die Melèe berechnet. Er trug Panzerhemd mit Halsschirm, Arm- und Beinschienen, Blechhandschuh und Bickelhaube (salade), Wurfspieß (javelot), Schwert und Dolch. — Mit gleichen Schutzwaffen wie die Coustiliers sollten die Büchsen-, Armbrust- und Bogenschützen versehen sein, doch mit solcher Einrichtung, daß die zum Schießen nothwendige freie Armbewegung nicht gehindert wurde. Den berittenen Bogenschützen sollte übrigens das Pferd eigentlich nur als Transportmittel dienen. Sie sollten zu Fuß fechten und zwar in 2 Gliedern. Thatsächlich war aber unter den Bognern die Sitte eingerissen, auch während des Gefechts im Sattel zu bleiben, nicht nur weil dies bequemer, sondern namentlich deshalb, weil es ritterlicher erschien. Die Flanken der Schützen wurden womöglich durch Reiterei oder schwerbewaffnetes Fußvolk gedeckt, wenn es nicht durch natürliche Hindernisse geschehen konnte. Zum Gefecht im Handgemenge bedienten sie sich des Streit-

*) Loys Gollut: Les mémoires historiques de la République Sequanoise et des Princes de la Franche-Comté de Bourgogne. Neue Ausgabe von Ch. Duvernois. Arbois 1846.

hammers mit langer Spitze. Die berittenen Armbrustschützen pflegten stets zu Pferde zu fechten. Ihre großen Armbrüste hießen „Cranequines“, von der Klammer, mit welcher der Bogen gespannt wurde. Statt des größeren Köchers oder Beutels (trousse), der zum Bogen gehörte, hatten die Armbrustschützen ein cylindrisches Futteral für die Bolzen, an der Seite. — Die Pickeniere trugen Panzerröcke mit Brustblech. Dies schwere Fußvolk focht nicht, wie das der Schweizer, in tiefer Ordnung, sondern meist in nur 4 Gliedern oder in hohlen Vierecken.

Der Herzog selbst wählte die Anführer der Compagnien jedesmal auf ein Jahr. Die Eintheilung der letzteren geschah anfangs nach Zehnteln (dixaines), später in 4 Escouaden, deren jede wieder in 4 chambres zu je 5 Lanzen getheilt war. Einer der Escouadenchefs wurde zum Lieutenant bestellt. Jede Escouade führte ihr Fähnlein. Die Schützen hatten, da sie von ihren Lanzen getrennt fechten mußten, besondere Anführer.

Einen hervorragenden Theil des Heeres bildete die Leibwache des Herzogs. Sie war folgendermaßen zusammengesetzt: Englische Garde: 480 berittene Bogenschützen in 12 Geschwadern (escouades), von denen stets eine dixaine den Dienst in den herzoglichen Zimmern versah; berittene Leibschützen (archers du corps): 90 Mann; berittene Bogenschützen: 400 Mann in 4 Geschwadern; ferner 62 Leibschützen zur Fußbegleitung des Herzogs; eine Nobelgarde (garde d'écuyers ou de gentils hommes) von 126 Reisigen, mit eben so vielen Bogenschützen in 4 Geschwadern, unter einem „capitaine“ über das ganze Corps, und endlich ein sog. renfort de la garde von 160 Mann. Die Leibwache betrug somit zusammen 1434 Mann und Pferde, wozu später noch eine Schaar von 600 Mann Fußvolk des Hauses kam, so daß die ganze Garde sich auf etwa 2000 Mann belief. *)

Noch näher als die Leibgarde stand dem Herrscher sein Hofstaat, dessen verschiedene Stäbe (états) zugleich militärische Bestimmung und Organisation hatten, sodaß sie im Felde kleine Reitergeschwader bildeten. So trug der Oberkammerherr, gefolgt von 40 Rittern seines Stabes, das Hauptbanner der Vasallen; das Pennon (Leibfähnchen) des Herzogs führte der Ecuyer-tranchant, der Vorschneider. Den Obermundschenk begleitete ein Stab von 50 Edelknechten; ebenso viele reisige Edle folgten dem Oberstallmeister, welcher die große Standarte von Burgund trug und die Pflicht hatte, in der Schlacht nie aus der unmittelbarsten Nähe seines Herrn zu weichen. Den Stab des Oberhofmeisters endlich bildete das Sanitätspersonal des Hofes, welches aus 6 Medizinern und 4 Wundärzten bestand.

*) Emanuel v. Rodt: Die Feldzüge Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund u. seiner Erben mit besonderer Beziehung auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. Schaffhausen. 1843.

Die oberste Verwaltung des burgundischen Kriegswesens war in der Hand eines sogenannten Hofkriegsrathes, unter dem persönlichen Präsidium des Herzogs, dem die dahingehörigen Gegenstände durch vier, diesem Departement zugetheilte Ritter vorgetragen wurden. Auch der Oberhofmeister, der Feldzeugmeister und der Wappenkönig des burgundischen Hausordens vom goldenen Vließe (Toison d'or) wohnten den Sitzungen des Kriegsrathes bei. Die schriftlichen Ausfertigungen dieser Behörden besorgten zwei Sekretäre der Kriegsgeschäfte (affaires de guerre). Ein Mitglied des Hofkriegsrathes war Kriegsschatzmeister (trésorier de la guerre), welchem vom Finanzdepartement die für das Kriegswesen bestimmten Summen zugeschieden wurden und welcher diese durch den Kriegszahlmeister verwenden und verrechnen ließ. *) — Als höchste Commandostelle galt die des Marschalls von Burgund, der in Abwesenheit des Herzogs für ihn den Oberbefehl zu führen hatte, mit Befugnissen wie in Frankreich der Connetable. Führte dagegen der Herzog selbst den Oberbefehl, so stand dem Marschalle das Commando der Vorhut zu. Als Stellvertreter (lieutenant) des Marschalls fungirte der Heermarschall oder Feldmarschall (Maréchal de l'host). Die höchste richterliche Gewalt bei dem Heer übte der Ober- oder Marschallsprofos (grand prévôt). Einige Provinzen hatten eigene Marschälle, die dann an der Spitze ihres Wehrwesens standen.

Im Frieden waren die stehenden Truppen so viel als möglich in Gasthäusern und Schenken untergebracht. Für Verköstigung hatte die Mannschaft zu bezahlen. Der Sold wurde alle 3 Monate gezahlt. Er betrug im Jahre 1473 monatlich für den Gendarmen 18 Francs, für den berittenen Schützen 5 Francs, für den Fußsoldaten 4 Francs. Das Gehalt der Compagnieführer scheint gering gewesen und von diesen, welche meist große Herren waren, gewöhnlich ihren Lieutenants überlassen worden zu sein. **) — Bei keiner Compagnie sollten mehr als 30 Weiber geduldet werden und kein einzelner Kriegsmann sollte das Recht haben, eine davon als Ehefrau zu unterhalten. — Fluchen und Spielen war verboten; das Verlassen der Fahne auf dem Marsche wurde mit achttägigem Soldabzug, vor dem Feinde mit dem Tode am Strange bestraft. — Auf Märschen erhielt die Mannschaft Quartierbillets. Streu und Heu mußte der Gastwirth unentgeltlich liefern, die Lebensmittel, sowie auch den Hafer für die Pferde, nach einer bestimmten Taxe. Der Tagmarsch sollte 5 bis 8 Stunden betragen, und je den dritten Tag durfte gerastet werden. Es waren eigene Marschcommissäre aufgestellt, welche die Befolgung dieser Vorschriften und die Abrechnung zu überwachen

*) Gollut a. a. O.

**) v. Heuter bei Rodt.

hatten. Von der Beute kam dem Compagniechef die Hälfte vom zehnten Pfennig des Werths zu, dem Escouadenchef 1/4 vom Zehntheil, wenn sie dem Vorfall beigewohnt, bei dem die Beute erfochten worden. *)

Damit die Mannschaft durch Waffenübungen für den Kriegsdienst tüchtiger gemacht würde, mußten die Compagniechefs in den Garnisonen ihre Leute häufig aufs Feld führen. Die Schützen gewöhnte man, abzusitzen und zu Fuß mit dem Bogen zu schießen, ihre Pferde zusammenzukoppeln und in der Front nachführen zu lassen. Die Pickeniere marschirten in geschlossener Front vor den Schützen. Auf ein gegebenes Zeichen fielen sie aufs Knie nieder, mit vorwärts gefällten Spießen, damit über sie hinweg, wie über eine Mauer, die Schützen ihre Pfeile sendeten. Die Pickeniere wurden überdies geübt, zum Behufe zweiseitiger Gegenwehr, sich Rücken an Rücken zu stellen, wie auch eine viereckige oder kreisförmige Ordnung zu formiren. Hierbei stellten sich die Bogner hinter die Pickeniere, und in dem leeren inneren Raum hielten die Knappen mit den Pferden der Schützen. **) Manchmal, z. B. bei Neuß, wurden Bogner und Spießer auch derart gemischt, daß je ein Schütze zwischen zwei Spießen stand. Unleugbar tritt in diesem Streben, die Bogner durch eine Kette von Piken zu sichern, ein Nachklang an die Schutzpfähle der englischen Archers hervor, und es ist bemerkenswerth, wie außerordentlich lange sich diese Befangenheit erhält, wie spät in den meisten Heeren die Schützen als reif zum Selbstschutz betrachtet werden.

Die schwere, mit Lanzen bewaffnete Reiterei stellte sich wie die der franz. Ordonnanz-Compagnie in einem Glied auf, haagförmig (en haye). Hinter die Lanziere reihten sich, als zweites Glied, ihre Knappen und hinter diese, als drittes Glied, die Coustiliers, welche außerdem noch für den Dienst der leichten Reiterei gebraucht wurden. Den Gegensatz zu dieser gewöhnlichen Aufstellungsart bildete diejenige in tiefer Ordnung (en escadre), von der zuweilen Gebrauch gemacht wurde, um den „Keil" oder „Spitz" zu bilden, bei welchem die Pferdezahl der Glieder nach vorn immer mehr, und zwar bis auf sieben, abnahm. ***) In diesem Falle schlossen sich die Knappen und Coustiliers ebenfalls gliederweise dem Vierecke an, das die Grundlage des Keils bildete. Zur Herstellung dieser Formen wurden auch die Gensdarmes sorgfältig eingeübt. Sie mußten, bald nur im Oberharnisch, bald vollgerüstet, mit gefällter Lanze rennen, mitten aus dem Roßlauf heraus die Fahne decken, sich auf Commando trennen, sammeln und aufschließen.

In der Schlachtstellung bildete gewöhnlich das schwere Fußvolk die

*) v. Rodt a. a. O.

**) Ordonnace vom 13. November 1472, „donnée en notre camp chez Bouhain." Mémoires de Bourgogne par Loys de Gollut, liv. X. p. 861.

***) Beschreibung davon noch in Fronsberger's Kriegsbuch.

Mitte. Zu beiden Seiten kamen die Bogenschützen zu stehen. Die Gensdarmen mit ihren Knechten bildeten die äußersten Flügel. Wenn die Stärke des Heeres es gestattete, wurden drei Treffen gebildet: Vorhut (avantgarde), Mitteltreffen (bataille) und Nachhut (arrièregarde), die sich hintereinander aufstellen und im Gefecht ablösen sollten. Da diese Ordre-de-Bataille aber ganz ohne Rücksicht auf Flankirung und seitwärtige Unterstützung der einzelnen Theile durchgeführt ward, so wurden die vom Feinde gedrängten Treffen leicht auf einander geworfen, woraus dann unheilbare Verwirrung entstand. Das französische Vorbild war also auch hier wie bei der Heeresorganisation, aber unverständig copirt; denn die traurigen Erfahrungen von Courtray, Crecy und Agincourt hätten wohl darüber belehren können, daß eine so unorganische Treffenanordnung unter allen Umständen nutzlos, meist aber auch überaus gefährlich sei.

Unverhältnißmäßig stark und in vielen Dingen vorgeschritten war die **Artillerie** des burgundischen Heeres. Nicht umsonst versichert Olivier de la Marche von dem Herzoge, er sei puissant et fort pour payer la plus grande bombarde du monde*). Zum eigentlichen Feldgeschütz sind jedoch nur die Falken (faucons) und Falkonetten (fauconneaux), die Feldschlangen (serpentines) und die Hakenbüchsen (harcquebusses), zu rechnen, letztere ein Mittelding zwischen dem groben und dem Handgeschütze. In den Schlachten wurde das Geschütz batterieweise, theils vor der Front des Fußvolkes, theils seitwärts, aufgestellt. — Zu den Positionsgeschützen (für den Gebrauch hinter Schanzen und anderen Schutzwehren) gehörten die großen Schlangen (serpentines, couleuvrines), von 6 bis 13 Fuß Rohrlänge, welche zuweilen an den Mündungen mit Löwen- oder Drachenköpfen verziert waren und eiserne Kugeln schossen. Als eigentliches Belagerungs- und Festungsgeschütz gebrauchte man die Bombarden, welche 10 bis 11' lang waren, auf Gestellen ohne Räder ruhten und Steinkugeln schossen. Bedient wurde die Bombarde von einem Büchsenmeister (bombardier) außerdem aber gehörte zu jeder einzelnen als Befehlshaber ein gentilhomme de l'hostel, sodaß die Aufsicht über eine dieser großen Geschütze als ein besonderer Ehrendienst erscheint**). Zur Belagerungsartillerie zählen ferner die Mörser, aus welchen noch nicht hohle, sondern massive Steinkugeln geworfen wurden. Auch eine Art von Haubitzen, kurze Stücke mit Kammern (courtcaults), 4½ Fuß lang und auf Rädern ruhend, erscheint unter den Belagerungsgeschützen der burgundischen Armee. Was das Kaliber betrifft, so erwähnt dasselbe ein

*) Olivier de La Marche: Estat de la maison de Bourgogne (1474.) Veröffentlicht in der Choix des chroniques et mémoires sur l'histoire de France von Buchon. Paris, 1836.

**) Ebda.

alter Bericht *) mit folgenden sehr naiven Annäherungs-Angaben: „An mehren Orten fielen Steinkugeln nieder: einige so groß wie der Umfang eines Häringsfäßchens, andere von der Größe eines Napfes, andere von Gußeisen 20 bis 30 Pfund schwer, und endlich welche von Blei oder Eisen von der Größe einer Faust oder eines Spielballs." — Der Schuß mußte sehr unsicher sein, da die Seele der Geschütze weit von genauer Cylindergestalt entfernt blieb und die Richtvorrichtungen fast ganz mangelten **).

Die Artillerie stand unter einem Ritter, der den Titel eines maistre de l'artillerie führte und eine so große Autorität hatte, daß ihm in seinem Ressort wie dem Fürsten selbst gehorcht wurde. Unter ihm stand ein Zahlmeister (receveur), durch dessen Hände jährlich eine Summe von 60,000 florins ging und ein besonderer controlleur. — Die Zahl der Feld-Geschütze (bouches) des burgundischen Heeres stieg bis auf 300, welchen 2000 große Karren (les meilleurs et plus puissans que l'on peut trouver en Flandres et en Brabant) die Munition nachführten. Zu der Artilleriemannschaft gehörten, außer den Kanonieren, technische Arbeiter der verschiedensten Art: carpentiers, marischaux forgeurs et toutes manières de gens. ***)

Zu der technischen Ausrüstung des burgundischen Heeres gehörte überdies ein Brückenzug, welcher gestattete, Ströme von 1000 Fuß Breite zu überschreiten, und ein Zeltlager, das auf 400 Wagen nachgeführt wurde. In Folge dessen nahm der Fuhrpark meist einen außerordentlich großen Raum ein; auf dem Marsch nach Dinan z. B. im Jahre 1466 war er 3 Meilen lang. †)

Eine große Rolle in der burgundischen Armee spielten die geworbenen Soldtruppen verschiedener Nationen: Engländer, Lombarden und andere Italiener, Deutsche aller Stämme, ja sogar Schweizer. Diese Truppen kosteten ihrer hohen Löhnung wegen sehr viel Geld; empfing doch z. B. die italienische Reiterbande unter dem Grafen von Campo-Basso, welche nicht mehr als 576 Köpfe zählte, allein vierteljährlich 13,789 Thaler ††). — Sehr störend wirkte übrigens die Verschiedenheit des Nationalcharakters dieser Soldtruppen, und namentlich zwischen den Engländern und Italienern kam es oft zu hartnäckigen und heftigen Kämpfen.

Die jährlichen Kosten des burgundischen Kriegsstaates stiegen bis auf 2 Millionen Livres, zu deren Bestreitung nach und nach die Steuern verhält-

---

*) Discours du siège de Beauvais en 1472 par Charles de Bourgogne. Ausgabe von Louvet. Beauvais. 1622.

**) Napoléon III: Etudes sur le passé et l'avenir de l'Artillerie.

***) Olivier de La Marche a. a. O.

†) Mémoires du Jaques du Clerc (1448 – 1488) liv. V., ch. 18. (Collect. Buchon 37—39.)

††) Näheres über diese Soldverhältnisse bei v. Rodt a. a. O. II. Seite 70.

nißmäßig erhöht worden waren (von 120,000 Rthlr. auf 500,000), was bei dem Reichthum der burgundischen Länder jedoch in keiner Weise drückend sein konnte.

Dies war die Verfassung des burgundischen Heeres, als Karl der Kühne sich zum Zuge gegen den niederen Verein im Elsaß und gegen die hochdeutsche Eidgenossenschaft rüstete. —

Wenn man das burgundische und das schweizerische Wehrwesen neben einander betrachtet, so erblickt man in ihnen zwei von sehr verschiedenen Wurzeln ausgehende, höchst eigenthümliche Entwickelungen, welche zugleich als die reifsten und tüchtigsten Kriegsverfassungen des 15. Jahrhunderts erscheinen. Sie sind es, welche die meisten Keime gestreut haben für die Entwickelung des modernen Heerwesens, und so feindlich sie sich in der Geschichte gegenüber stehn, so sehr ergänzen sie sich in der gemeinschaftlichen Wirkung auf die Folgezeit.

Bei den großartigen Plänen, die Karl der Kühne verfolgte, fand er zunächst im eigenen Lande eine starke Opposition, welche er aber durch die wiederholte Niederwerfung des demokratisch gesinnten und vom französischen Hofe aufgehezten Lüttich auf das Entsetzlichste in ihrem Blut erstickte. Und indem er den Anstifter jener Lütticher Unruhen, König Louis XI., zwang, bei der Unterwerfung der Wallonen persönlich mitzuwirken, entehrte und schändete er diesen Fürsten und steigerte die von Jugend auf zwischen ihnen bestehende Feindschaft zu tödtlichem Hasse. Die französischen Stände ächteten den Herzog als Majestätsverbrecher und wüthende Heereszüge verwüsteten während der Jahre 1470 bis 73 die Grenzgebiete von Frankreich und Burgund. Endlich wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welchen Karl der Kühne sofort zu neuen Versuchen benutzte, seine Herrschaft auszubreiten. Die Hoffnung, seine niederländischen Staaten durch Erwerbung Ostfrieslands nach der Nordsee hin auszubreiten, scheiterte zwar, wohl aber gelang es ihm, durch einen Pfandvertrag mit dem geldbedürftigen Herzog Sigmund von Oesterreich im Elsaß festen Fuß zu fassen. — Wichtiger noch als durch diese Unternehmungen wurde jedoch der mit Louis XI. geschlossene Waffenstillstand dadurch, daß sowohl Frankreich als Burgund ihn benutzten, um sich durch Bundesgenossen zu verstärken. Als solche boten sich für Burgund der englische König, die Herzogin Wittwe Jolantha von Savoyen und der Herzog Sforza von Mailand, für Louis XI. naturgemäß die bedrohten Lothringer, Elsässer und Schweizer dar.

Der Wortlaut des Bündnisses zwischen Burgund und England versprach dem Könige Eduard IV. zur Wiedererlangung aller seinem Hause in Frankreich entrissenen Provinzen, ja zur Krone dieses Reiches selbst zu verhelfen. Das englische Parlament bewilligte die nöthigen Mittel zu einem Feldzuge

nach Frankreich, und der König erhob außerdem unter der Firma der „Benevolenza" ein dem Namen nach freiwilliges Anlehen.

Es ist interessant, einen Blick auch auf das englische Kriegswesen dieser Zeit zu thun, obgleich es nicht eigentlich zur Aktion gekommen ist. Das aufgestellte Heer bestand beinahe ausschließlich aus schwergerüsteten Lanzenreitern und berittenen Bogenschützen, so daß z. B. der Herzog von Clarence mit 120 Lanzen und 1000 Bogenschützen in den Sold der Krone trat, während einfache Squires mit einer Lanze und 2 bis 3 Schützen erschienen. Der Tagessold eines Herzogs betrug 13 sh. 6 ₰., der eines Gemeinen man at arms 2 sh., der eines Bogenschützen 6 ₰.*) — Die letztere Waffe erfreute sich noch immer der allgemeinsten Gunst und Förderung; allen Ortschaften sämmtlicher Counties war die Lieferung einer Anzahl Flügelfedern eines gewissen Vogels (auca) auferlegt, um damit die Pfeile zu befiedern, „da nächst Gottes Güte das Kriegsglück von Azincourt doch vornehmlich den Bogenschützen zu verdanken gewesen."**) Nicht minder ernsthaft wurde für die Beschaffung des Artilleriematerials gesorgt und allen aufgebotenen Kronvassallen befohlen, sich am 26. Mai 1475 zu Douvres einzufinden, um gemustert zu werden. Die geworbene Mannschaft betrug 749 Lanzen und 5141 Bogenschützen, und das ganze Heer, welches eingeschifft wurde, wird auf 1500 Lanzen und 15,000 Bogenschützen angegeben.***) Es soll die stärkste, auserlesenste und bestgerüstete Armee eingeborener Krieger gewesen sein, welche je nach Frankreich übergeführt worden. †)

Während sich so noch einmal das Schauspiel vergangener Tage zu erneuen schien, gelang es, ganz im Gegensatz dazu, der diplomatischen Gewandheit Louis' XI. zwei uralte Gegner für seine Zwecke einander zu nähern und zu verbinden: Die Oesterreicher und die Schweizer.

Was die letzteren betrifft, so hatte Louis XI. noch als Dauphin in der Schlacht bei St. Jacob im Jahre 1444 den Muth und die Kraft der Eidgenossen kennen gelernt. Schon damals hatte er im Namen seines Vaters Frieden und Vertrag mit diesem „alten Bunde hochdeutscher Lande" geschlossen; zehn Jahre später hatte er dies Bündniß erneuert und sich bald darauf verpflichtet, den Unternehmungen Karl's des Kühnen von Burgund gegen die Schweiz keinerlei Vorschub zu leisten. Hier ließ sich also leicht anknüpfen.

*) Rymer: Acta publica regum Angliae. V. 1475/5. 6 pens = 12 sous. 1 sh. zu 6 p. berechnet. Nach heutigem Werth 15 sh. 7 Pf. (16 frs 50 c.) — Aldson, hist. de l'Europe. I. p. 127.

**) Rymer. III. 1363 und 1392; IV. 1417/18.

***) Rymer V.

†) Philippe de Comines: Mémoires ou l'histoire des rois de France Louis XI. et Charles VIII Augmentée par Lenglet du Fresnoy. London. 1744.

Und dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Graf von Tirol, Herzog Sigismund von Vorderösterreich, hatte früher das Bündniß Karl des Kühnen gegen die Schweizer gesucht und ihm, wie schon erwähnt, um geringe Summen die österreichischen Besitzungen im Elsaß und in Helvetien verpfändet. Aber seit auf der Zusammenkunft des Herzogs von Burgund mit dem deutschen Kaiser zu Trier der beleidigende Uebermuth Karl's ihn in ein unfreundliches Verhältniß zum Hause Habsburg gebracht und er durch seinen Statthalter Peter von Hagenbach das Elsaß in wahrhaft empörender Weise knechten ließ, da war keine Aussicht mehr, daß Burgund jemals freiwillig das Elsaß herausgeben werde. Die österreichischen Lande in Schwaben und Elsaß und die schweizerischen Eidgenossen mußten unter solchen Umständen in Karl dem Kühnen einen gemeinsamen Feind erkennen, und die alten Erbfeinde sahen sich plötzlich durch gleiches Interesse verbunden. Diese Sachlage benutzte der kluge französische König, indem er im April 1474 zu Constanz einen Vergleich zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft herbeiführte, welcher unter dem Namen der „ewigen Richtung" alle Streitigkeiten schlichtete und die alten Gegner untereinander, sowie mit dem sogenannten „Niedern Vereine" verband, welchen Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt bildeten*). Louis selbst aber schloß ebenfalls mit den acht Schweizerorten sammt den Städten Freiburg und Solothurn ein Schutz- und Trutzbündniß, welches in der französischen Geschichte unter dem Namen des ersten Subsidientractates bekannt ist.**) Der König verpflichtete sich darin, den Eidgenossen in allen Kriegen gegen Karl den Kühnen auf seine Kosten beizustehn und jährlich zu Lyon die Summe von 20,000 Francs an seine Bundesgenossen auszuzahlen, um sie unter sich zu vertheilen; dagegen machten sich die Schweizer anheischig, so viel Mannschaft, als sie könnten, zur Verfügung des Königs zu stellen, jedoch stets auf dessen Kosten. Später ward die Stärke des Corps, welches zur Disposition Frankreichs sein sollte, auf 6000 Mann festgesetzt.

Seltsamerweise beging nun Karl der Kühne den Fehler, statt seine gesammelten bedeutenden Streitkräfte auf die gemeinschaftliche große Unternehmung mit England zu versparen, dieselben vielmehr in den Streitigkeiten des Kölner Erzstifts zu paralysiren und sich dadurch nicht nur die Heeresmacht des deutschen Reiches auf den Hals zu ziehn, sondern in einem Augenblick sehr bedenklicher politischer Umstände auch seine südlichen Provinzen fast ganz zu entblößen. — Der Papst nämlich hatte den Pfalzgrafen Ruprecht zum

---

*) Ich erinnere an dieser Stelle an den früher in den „Grenzboten" (1874. III.) erschienenen interessanten Aufsatz von H. Schmolke: „Die Kämpfe der Schweizer gegen Burgund im Lichte zeitgenössischer Dichtung", welcher die wichtigsten histor. Volkslieder von dem Abschluß der „ewigen Richtung" an in belehrender Weise aneinanderreiht.

*) Der geheime Abschluß erfolgte schon am 2. Jan. 1474.

Erzbischof von Köln ernannt; das Kapitel aber lehnte ihn ab und wählte den Landgrafen Hermann von Hessen zum Administrator. Da rief Ruprecht unter Beistimmung des Papstes Karl den Kühnen zu Hilfe. Dieser forderte Köln und die übrigen Städte des Erzstiftes auf, sich Ruprecht zu unterwerfen, ihn selbst aber als Schirmvogt anzuerkennen. Zurückgewiesen zog Karl bei Mastricht ein Heer von 60,000 Mann zusammen, welches aus 12,000 lombardischen Söldnern, 6000 englischen Reisigen und Schützen und mehr als 40,000 Burgundern bestand und rückte mit dieser bedeutenden Macht gegen Ende Juli in das Erzstift ein. Er hoffte, leichtes Spiel zu haben. Aber er hatte sich sehr verrechnet; denn Landgraf Hermann leistete ihm in dem festen Neuß tapferen Widerstand. Eine Besatzung von 3000 M. z. F. und 500 Reitern war durch viele Ritter aus Hessen, Westfalen und andern deutschen Landen unterstützt, die sich freiwillig mit hatten einschließen lassen und nun eine Vertheidigung von außerordentlicher Energie führten. So ward der Herzog zu einem sehr ausgedehnten zeitraubenden, förmlichen Angriff genöthigt, welcher ganz eigenthümliche Erscheinungen des Belagerungskrieges mit sich brachte, die ihn für die Zeit des Uebergangsstyles besonders charakteristisch machen.*)

Während Herzog Karl vor den Wällen des festen Neuß sich in Träumen von einer Herrschaft bis zum Rheine wiegte, trafen ihn bereits im Süden empfindliche Schläge.

Der niedere Verein hatte nämlich dem Herzoge Sigmund von Oesterreich den Pfandschilling zur Lösung seiner an Burgund verpfändeten Besitzungen vorgeschossen; Karl hatte aber diese Kündigung nicht angenommen, vielmehr Straßburg, Basel und andere Städte aufgefordert, burgundische Besatzung aufzunehmen. Dies Verhalten zeigte, daß der Herzog die Lande behalten wollte, und trug sehr dazu bei, die Verbündeten zur That zu drängen. Im Elsaß und im Breisgau aber hatte man kaum die geschehene Aufkündigung des Pfandgeldes vernommen, als sich ein Aufstand gegen die burgundische Herrschaft erhob und der grausame ausschweifende Statthalter Peter von Hagenbach zu Breisach gefangen genommen und hingerichtet wurde.**) Zwar

*) Näheres darüber vergl. bei Molinet: Chroniques depuis 1476 — 1506 (Collect. Buchon. 7) und Philippe, duc de Clèves: Instruction de toutes manières de guerroyer tant par terre que par mer. M. S. der Pariser Bibl. No. 7452 bei Napoléon III. T. 2. p. 109.

**) Hagenbach ist die rechte Verkörperung jener wüsten Edelleute, denen der wahre Adel abhanden gekommen und die, von dem fürstlichen Schilde ihres Herrn gedeckt, sich jedes Frevels erfrechen zu dürfen glaubten. Er hatte sich in bitterem Hohn drei Würfel ins Wappen gesetzt und praßte, von einer welschen Leibwache umgeben, auf der Burg von Breisach mit dem bestimmten Willen das Volk zu schinden. Er war so schamlos, daß er einmal eine Nonne, die seinen Gewaltthätigkeiten entsprungen war, öffentlich aufrufen ließ und im Dom zu Breisach am Altar eine Dirne umarmte, nachdem er den Meßpriester davon gejagt. — Den

fiel sein Bruder, um ihn zu rächen, im August zu entsetzlichem Verwüstungszuge ins Sundgau ein; aber dies trug wieder nur dazu bei, das Bündniß der niederen Vereinigung gegen Burgund zu festigen, zu welchem nun auch noch Herzog René von Lothringen und der Graf von Würtemberg für sein ebenfalls von Burgund besetztes Mömpelgarder Land hinzutraten.

Bern, derjenige Ort der Eidgenossenschaft, welcher vorzugsweise eine große Politik verfolgte und voraussah, daß es früher oder später doch zum Zusammenstoß mit Burgund kommen müsse, drängte nun dazu, einen Präventionskrieg zu beginnen, da gerade jetzt die Abwesenheit des Herzogs vor dem sich hartnäckig wehrenden Neuß günstige Chancen bot. — So erklärten denn im October 1474 die „Burgermeister, Schultum, Ammannen, Rätte und ganz Gemeinden des großen Pundes Ober-Tütschen Landen, uff hoch und treffentlich Gebot und Vermahnen des allerdurchlüchtigsten, unüberwindlichsten, hochmechtigsten Herrn, Herrn Fridrichen, Römischen Kaisers, unsers allergnädigsten Herrn" den Krieg an Burgund. —

Anfangs November zogen die eidgenössischen Kriegshaufen, 8000 Mann unter dem Berner Schultheißen von Scharnachthal, durch den Jura über Pruntrut nach Hochburgund, um die Festung Héricourt, wo die burgundischen Feldhauptleute nach der Verwüstung des Elsaß eine gesicherte Stellung genommen, in ihre Gewalt zu bringen. Vor Héricourt stießen die Eidgenossen mit ihren Verbündeten zusammen, etwa 10,000 Mann, unter denen 400 österreichische Reisige. Den Oberbefehl über das ganze, also ungefähr 18,000 Mann starke Heer, sowie die Leitung der Belagerung übernahm der Hauptmann des Herzogs von Oesterreich, Wilhelm Herter von Tübingen, ein ausgezeichneter Kriegsmann, der sofort mit großer Energie gegen den Platz vorging.*) Der Statthalter der burgundischen Freigrafschaft, Henri de Neuchâtel, Graf von Blamont, sammelte in Verbindung mit dem Marschall von Burgund, Grafen von Romont, alle Lehnsmannschaften des Landes und zog von Norden, von Passavant her, zum Entsatz von Héricourt heran. Sein Heer, das etwa 25,000 Mann stark war und neben den Vassallen aus berittenen lombardischen Söldnern und niederländischem Fußvolk und zwar vorzugsweise aus Cavallerie bestand, erschien am 13. November, dem 10. Tage der Belagerung, ziemlich überraschend vor der Stadt. Wilhelm Herter war aber auf dem Posten. Er ließ Héricourt nur schwach beobachten und zog mit der Hauptmasse und dem Feldgeschütz dem Feinde an den Luzine-Fluß entgegen.

Schweizern, welche namentlich Mühlhausen bestärkten, ihm zu trotzen war er besonders Gram und drohte den Bernern, er wollte ihrem Bären das Fell abziehen und sich einen Pelz daraus machen lassen.

*) Diebold Schilling: Beschreibung der burgundischen Kriegen. Und einiger anderer in der Schweitz und sonderlich zu Bern um selbige Zeit vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten (1468—1484) Ausg. Bern. 1743; abgefaßt um 1485.

Der Artilleriekampf wurde sofort eröffnet; zum eigentlichen Angriff dachte Herter jedoch nicht früher vorzugehn, als bis der Zuzug der Berner in Sicht sei. — Der Heranmarsch dieser etwas abseits gelagerten Schaar hatte durch einen sumpfigen Wald zu geschehn; er führte sie unvermuthet in die linke Flanke des Feindes und wirkte somit vollkommen wie eine Umgehung. Scharnachthal erkannte das Günstige dieser Situation auf den ersten Blick und griff sofort in das Gefecht ein.*) Durch diesen ungestümen, mit furchtbarem Geschrei eröffneten Angriff überrascht und verwirrt, war der Feind in wenig Augenblicken zersprengt. Mehr als 1600 Burgundische bedeckten die Wahlstatt. Die Schweizer, welche nur 70 Mann verloren haben sollen, thaten sich durch rasche und rastlose Verfolgung hervor und zuweilen soll dabei ihr Fußvolk den schweren österreichischen Reitern sogar voraus gekommen sein.

Dies Treffen war für den ganzen Krieg maßgebend und entscheidend. Nach drei Tagen wurde Héricourt übergeben und vom Erzherzoge besetzt. Nur der vorgerückten Jahreszeit, welche Krankheiten im eidgenössischen Heere erzeugten, hatte es Karl der Kühne zu danken, daß nicht schon jetzt das Stammland seines Hauses erobert ward.

Ludwig XI. sprach den Eidgenossen freudigen Dank aus, und nach einer allerdings ziemlich langwierigen und schwierigen Verhandlung öffnete er auch seine Geldkasten und zahlte die versprochenen Summen. Sie waren beträchtlich genug, um nicht nur die Häupter seiner Partei: die Diesbach, Bubenberg, Scharnachthal, Silinen und A. zu belohnen, sondern auch den Gemeinen, die des Tages Last und Hitze getragen, reichlichen Sold zu zahlen. Zu Bern ward „über die öffentliche und geheime Vertheilung der versprochenen Gelder ein Plan verabredet. Einem jeden Mann von Einfluß wurde nach dessen Maß mehr oder weniger verordnet.“ Damit aber hatte Frankreich den Weg entdeckt, der zu den Alpenbewohnern führte; es war der Anfang jenes großartigen „Reislaufens“, das seitdem wie ein Gift in die Adern der Schweizer eindrang und das gesunde Lebensblut zersetzte.**) — Der Krieg nahm indessen seinen Fortgang.

Im Frühjahr 1475, das einem ungewöhnlich langen und harten Winter folgte, faßte man zu Bern den verständigen Entschluß, sich der Jura-Päſſe zu bemächtigen, welche voraussichtlich die Eingangsthore des burgundischen Herzogs in die Schweiz werden mußten. Solothurn, Luzern und Basel sandten Zuzüge. Anfangs April nistete sich eine Freischaar von 1300 Bernern in Pontarlier ein und wurde hier von einem burgundischen Corps unter dem Grafen v. Roussy blokirt. Zum Entsatz rückte Nikolas von Diesbach mit 2500 Bernern heran. Als er zur Stelle kam, hatten jedoch „die Freiheits-

*) Schilling, a. a. O.

**) G. Weber: Geschichte des Mittelalters. 4. Thl.

buben" Pontarlier schon geräumt, und dies wurde für eine Verletzung der Waffenehre erklärt. Der Freiharst erhielt Befehl, Pontarlier wieder zu besetzen. Das geschah unter Diesbach's Schutz, und dieser rückte nun weiter nach Rivière vor. Aber starke burgundische Schaaren mit bedeutender Reiterei zwangen ihn zum Rückzuge. Er war dabei genöthigt, eine Ebene zu passiren von zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite, und führte dies aus, indem er, in einen einzigen Haufen formirt, ohne Vorhut und Nachhut, aber umgeben von einer aus allen Vorrathskarren gebildeten Wagenburg den Marsch antrat.*) Die Burgunder kamen, 8000 Pferde stark, heran und wurden von den Schweizern mit Gewehrfeuer empfangen und zurückgewiesen. Bei einem zweiten Angriff brachen dann die Eidgenossen aus ihrer Wagenburg vor und schlugen den Feind endgiltig zurück. — So gelangte Diesbach nach Neuenburg, und da er hier eine Verstärkung von 2000 Mann traf, so beschloß man, sich einer Anzahl waadtländischer Burgen als Stützpunkte gegen den von Seiten Karl's des Kühnen zu erwartenden Angriff zu bemächtigen. Die oranischen Festen Granson und Orbe, sowie der burgundische Grenzplatz Joigne wurden mit großer Tapferkeit erstürmt und besetzt, das oranische Schallens unterwarf sich freiwillig, und dann zogen die Eidgenossen heim, allenthalben festlich bewirthet. Schweizerischerseits wurden bei diesem Feldzuge, als Vergeltung burgundischer Grausamkeiten, abscheuliche Gräuelthaten verübt. Im Schlooße Esclens wurde die gefangene Besatzung theils enthauptet, theils in ungelöschtem Kalk erstickt, und die Basler ließen 18 Lombarden lebendig verbrennen als Rache für die Unthaten, welche dieselben auf dem Lande begangen hatten. Die Schweizerchroniken der Zeit lassen überhaupt einen merkwürdigen Widerwillen durchblicken gegen die Italiener. Nachdem Jahrhunderte durch Deutsche in Italien gehaust hatten, vermochte man nicht zu begreifen, wie sich jetzt Italiener unterstehn könnten, über die Berge zu kommen.**)

Während dies im April geschehen war, drang im Mai König Ludwig XI., weithin das Land verwüstend, bis vor die Thore von Arras; der Herzog von Lothringen rückte in Luxemburg ein, und der Herzog von Bourbon schlug den Gouverneur von Bourgogne in offener Feldschlacht bei Chauteau-Chinon und nahm ihn gefangen.

Unterdessen lag Karl der Kühne in unbegreiflichem Eigensinne 11 Monate

---

*) Diese Formation scheint auf den Rath von Hans von Hallwyl angenommen worden zu sein, eines aargauischen Edlen, der unter Georg Podiebrad die böhmischen Kriege mitgefochten hatte, wo die Anwendung künstlicher Wagenburgen zur Deckung des Fußvolkes von den Hussitenkriegen her üblich war. Es ist das einzige Mal, daß dies Schutzmittel bei schweizerischen Truppen erwähnt wird. (Vergl. v. Rodt a. a. O.)

**) W. Menzel's Geschichte der Deutschen. 6. Ausg. Leipzig 1872.

lang vor dem wehrhaften Neuß. „Durch Großsprecherei hatte er seine Ehre an die Eroberung der Stadt gesetzt.“ Nun aber zog der deutsche Kaiser mit dem Reichsheere zum Entsatz von Neuß heran. Schon im August 1474 war das Aufgebot an die Stände ergangen, sich bei Verlust aller Gnaden und Freiheiten wehrlich gerüstet bei Koblenz ins Feld zu stellen; im Januar 1475 gebot der Kaiser noch einmal den säumigen Ständen bei schwerer Pön „vor Ostern mit dem vierten Theile aller Mannspersonen aus Stadt uud Land und aller Enden“ bei ihm im Felde zu erscheinen. Am 11. Mai, zu Pfingsten, brach dann endlich das versammelte Heer langsam und bedächtig von Köln auf. Die Stärke desselben wurde auf 80,000 M. angeschlagen; aber nach der Angabe seines Feldhauptmanns, des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, soll es thatsächlich nur 20,000 M. mit 4000 gerüsteten Pferden stark gewesen sein. — Das Heer harrte noch auf Zuzug; es wollte am 25. Mai an der Erft eine Wagenburg aufschlagen; „der alte Ehrenstreit zwischen den Schaaren der Franken und Schwaben wegen St. Georg's Fahne war eben vom Kaiser dahin verglichen, daß sie mit Führung und Besetzung desselben von Tag zu Tag abwechselten; die Ritter hatten abgesattelt und man dachte, sich zu „vergraben“ (d. h. sich zu verschanzen), als Karl der Kühne oder wie der Chronist ihn nennt, der „Kühne dorstig“ sein Lager vor Neuß verließ und auf das ungewarnte Reichsheer mit auserlesenen Rittern und „viel Schlangen und Steinbüchsen“ daherstürmte. Obgleich der Heeresoberste, Kurfürst Albrecht, nicht zugegen war und das Fußvolk, wie in trauriger Erinnerung an die Hussitenkriege, in merklicher Masse davonlief, ehe es zum Schlagen kam, so leistete doch die Mehrzahl des Heeres wackeren Widerstand und warf den Angriff der Burgunder zurück.*) Nun ging der Kaiser weiter vor und bezog gegenüber dem Herzoge ebenfalls vor Neuß das Lager, so nah, daß man sich von den Lagerwällen beschoß und mehre Kugeln in des Kaisers Zelt und Wagen fielen. Selten aber kam es zu Gefechten; nur die tapferen Münsterländer rauften gelegentlich mit den Pikarden; daher man sagte, Bischof Heinrich von Münster, nicht Albrecht von Brandenburg, sei der wahre Achilles des Lagers. — Inzwischen kam es zu Friedensverhandlungen: Karl's des Kühnen Bundesgenosse, König Eduard IV. von England, landete nämlich im Juli mit einem wohlgerüsteten Heere zu Calais, und seinen Vorstellungen wie der Vermittelung des Papstes gelang es zuletzt, den Herzog zu vermögen, die Belagerung aufzuheben. Damit war hier, wie der Legat sich ausdrückte, weiteres „Christenblutvergießen“ gehindert. Der Herzog gelobte, ohne Kampf abzuziehn, und der Kaiser versprach, ihm nicht zu folgen, was so viel hieß, als die Elsässer und Schweizer im Stiche lassen.

*) Vergl. Barthold: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Lpzg. 1855.

König Eduard von England war sehr unangenehm überrascht, den Burgunder in wenig achtunggebietender Stellung zu finden. In Flandern, wo Karl ein allgemeines Aufgebot zu bewirken versprochen hatte, war von den Ständen nur eine Geldsumme zur Aufstellung von 4000 Söldnern zu erhalten gewesen. Der französische Connetable, Graf von St. Pol, welcher ihm zugesichert hatte, den Engländern St. Quentin zu übergeben, hielt nicht Wort.*) Als Eduard nun in die Pikardie vordrang und fand, daß ihm überall Lebensmittel und Zufuhr abgeschnitten waren, da stieg seine Verstimmung derart, daß er die ganze Unternehmung aufgab und sich von Louis XI. mit Zahlung der Kriegskosten und einem Jahrgeld auf Lebenszeit abfinden ließ.**) Die Mittel für diese sogenannte trêve marchande borgte der französische König bei den Medici. Der Vertrag wurde wirklich perfect, und die so großartig angelegte englische Unternehmung verlief — nicht ohne den Eindruck einer gewissen Lächerlichkeit zu hinterlassen — im Sande. Daß Eduard fortfuhr, sich König von Frankreich zu nennen, darauf legte der nüchterne Ludwig weiter kein Gewicht. Am 13. September schloß auch Burgund einen Waffenstillstand mit Frankreich, und Louis, welcher für den Dauphin auf die Hand der Erbtochter Karl's speculirte, verpflichtete sich, der Eroberung Lothringens und der Wiedereinnahme der Pfandschaften im Elsaß nicht hinderlich zu sein. Sollten die Eidgenossen dem Herzoge entgegentreten, so werde er sie nicht unterstützen. — Somit waren also die Oberdeutschen von ihren beiden Verbündeten, dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige, auf die schmachvollste Weise im Stiche gelassen; ja der Kaiser schloß sogar bald darauf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Burgund gegen das Versprechen der Vermählung Maria's mit dem Erzherzoge Maximilian.

Politische Geheimbünde.***)

Das junge Italien.

Der mißlungene Versuch zu einer mittelitalienischen Revolution hatte 1832 mehrere der dabei betheiligt gewesenen Verschwörer in die Schweiz flüchten

*) Dennoch wurde er, der Schwager des Königs, der Sproß des kaiserlichen Hauses Luxemburg, ein Jahr später als Hochverräther hingerichtet.

**) Binnen 15 Tagen sollten 75,000 Thaler Kriegsentschädigung und dann jährlich 50,000 Thaler in zwei Terminen gezahlt werden.

***) Vgl. die vorhergehenden Artikel 1875, IV. Quartal der Grenzboten.

lassen. Hier bewog sie Mazzini, der damals noch der im vorigen Abschnitt erwähnten charbonnerie démocratique angehörte, zu einer engeren Verbindung zusammenzutreten, welche die Befreiung Italiens vom Systeme der Restauration, die Vertreibung der dortigen Fürsten und die Ausrüstung der Republik von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens im Auge hatte. Dieser Geheimbund verzweigte sich bald von der Schweiz in die apeninnische Halbinsel hinein, und eine Verschwörung in Piemont sowie eine Conspiration unter den Truppen in Neapel, die kurz nachher entdeckt wurden, waren vermuthlich von ihm, der sich „La giovine Italia“ nannte und in Genf seinen Mittelpunkt hatte, in Scene gesetzt.

Im Folgenden geben wir einige Artikel aus der „Organisation Jungitaliens“. Es heißt da: § 1. Die Gesellschaft ist zum Zwecke der unumgänglichen Vernichtung aller Regierungen der Halbinsel und zur Umbildung derselben in einen einzigen Staat mit republikanischen Einrichtungen gegründet. §. 2. Im vollen Bewußtsein der schrecklichen Uebel absoluter Macht und der sogar noch schlimmeren Folgen verfassungsmäßig beschränkter Monarchien, müssen wir nach Errichtung einer einzigen und untheilbaren Republik streben. § 30. Die, welche den Befehlen dieser geheimen Gesellschaft den Gehorsam verweigern oder sie verrathen, sollen ohne Gnade durch den Dolch sterben. § 31. Der geheime Gerichtshof fällt das Todesurtheil und bestimmt ein oder zwei Mitglieder des Bundes zur Vollziehung desselben. § 32. Wer diese Pflicht zu erfüllen Anstand nimmt, stirbt auf der Stelle. § 33. Wenn das Opfer entflieht, soll es verfolgt werden, bis es von der rächenden Hand getroffen wird, wäre es auch am Busen seiner Mutter oder im Tempel Christi. § 34. Jedes geheime Tribunal ist befugt, nicht nur schuldige Bundesangehörige zu richten, sondern auch jeden umzubringen, die es zu verurtheilen nöthig findet.“

Diese Satzungen sind von Mazzini unterzeichnet. Dagegen ist nicht erwiesen, daß die im October 1832 zu Rhodez im südlichen Frankreich erfolgte Ermordung der Italiener Emiliani und Sturiatti durch einige Landsleute von Mazzini selbst oder andern Häuptern der Gesellschaft anbefohlen worden ist. Die letztere, bisher wohl nur ein Zweigverein der genannten demokratischen Carbonari, trennte sich bald nach ihrem Entstehen von diesen aus den im dritten Kapitel dieser Darstellung angegebnen Gründen und nahm fortan eine unabhängige, zugleich aber feindselige Stellung zu ihnen ein. Sie entwickelte 1833 namentlich in Bezug auf Savoyen eine außerordentliche Thätigkeit, die in dem bekannten von dem polnischen General Romarino geführten Savoyerzuge gipfelte. Derselbe, im Februar 1834 mit beispiellosem Leichtsinn von schweizerischem Gebiete aus unternommen, mißlang vollständig und bewies

nur, wie ohnmächtig die Versuche geheimer Gesellschaften sind, in die Geschichte der Staaten einzugreifen.

Nach diesem vereitelten Putsch bestrebte sich Mazzini zunächst eine Verbindung der Gleichgesinnten unter den verschiedenen Nationen zusammenzubringen. So entstand neben dem Jungen Italien im Frühjahr das „Junge Polen", dessen Geschichte wir im nächsten Abschnitte geben werden, und ein „Junges Deutschland", denen sich 1836 ein „Junges Frankreich" anschloß, nachdem die drei ersten Geheimbünde sich am 15. April 1834 durch Abgeordnete zum „Jungen Europa" vereinigt hatten.

Ihre Verbrüderungsacte, die den Wahlspruch: „Freiheit, Gleichheit, Humanität" an der Spitze trug, enthielt ein ziemlich unbestimmtes und phrasenhaftes Bekenntniß der Verbündeten zu den Grundsätzen, daß alle Menschen und Völker gleich seien, daß sie einander zur Erringung der Freiheit behülflich sein müßten, und daß sie zu harmonischer Existenz sich zu entwickeln hätten. Nur diese Grundsätze sollten von allen Zweigen der Verbrüderung befolgt werden, sonst sollten sie unabhängig von einander wirken. Bevollmächtigte der Ausschüsse der drei nationalen Gesellschaften waren bestimmt, in einem Centralausschusse den Mittelpunkt des Ganzen zu bilden. Das „Junge Frankreich" scheint wenig gediehen zu sein, und dasselbe ist von der „Jungen Schweiz" zu sagen, die in jener Zeit zu diesem Rattenkönig von Conspirationen hinzutrat. Nur die drei ältesten derselben gewannen einige Ausdehnung, und das „Junge Deutschland" blos für etliche Jahre und in gewissen Theilen der Schweiz und des östlichen Frankreich. Die Zahl der Mitglieder, die aus Handwerksburschen und politischen Flüchtlingen bestanden, welche bekanntlich nur in seltnen Fällen ein verständiges und den Thatsachen entsprechendes Urtheil über die Verhältnisse der Heimath besitzen, sondern in Träumen leben, soll drei- bis vierhundert nicht überschritten haben. Der leitende Ausschuß bestand aus fünf Mitgliedern, und der Verein gliederte sich in Clubs von wenigstens fünf Theilnehmern unter einem Präsidenten. Derselbe schrieb sich eine Gerichtsbarkeit gegen die ihm Angehörigen zu, welche sich des Verraths schuldig machten. Die Bundeskasse sollte aus freiwilligen Beiträgen der Clubs für ihre Stiftungsurkunden sowie aus den Eintrittsgeldern und Monatszahlungen der Mitglieder gebildet werden. Diese Organisation hat indeß fast nur auf dem Papier bestanden, und als die schweizerischen Behörden infolge der Ermordung des Polizeispions Lessing zu Zürich und der Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzle bei Bern, die man mit dem Bunde in Zusammenhang brachte, einen Theil der Theilnehmer an demselben auswiesen, zerfiel die Sache vollständig, nachdem sie weder genutzt noch geschadet, sondern nur die deutsche Polizei einige Jahre in Aufregung erhalten hatte.

Auch das Junge Italien hat nicht viel mehr ausgerichtet, obwohl es eine außerordentliche Thätigkeit in Verschwörungstiften, Wühlen und Auskundschaften entwickelte und Mazzini, der leitende Geist, der Ueberall und Nirgends, der unermüdliche Schürer, sich als ein wahres Genie im Agitiren und Planmachen erwies. In allen Theilen Italiens wurden Comités errichtet. Die Presse in der Schweiz, in London und Marseille wurde im reichsten Maße mit dem Aussäen der Meinungen und Zwecke der Verschworenen beschäftigt. Die Polizei war, obwohl es keineswegs an Spionen in der Mitte des Bundes fehlte, und so bisweilen zuverlässige Informationen erlangt wurden, bei Verfolgung der Maulwurfsgänge des Vereins stets auf der falschen Spur. So ging z. B. Livio Zambeccari, eins der leitenden Mitglieder, von Bologna nach Neapel und von dort nach Sicilien, hatte Besprechungen mit den dortigen Verschwörern, berief Versammlungen und kehrte nach Bologna zurück ohne daß die Polizei das Geringste von seinem Treiben erfuhr. So begab sich ferner General Antonini unter einem fremden Namen nach Sicilien, spielte dort den Daguerreotypisten, hielt insgeheim Zusammenkünfte mit den dortigen Theilnehmern des Bundes ab und kundschaftete die Zustände aus, indem er sich das Vertrauen der von seiner Mission nicht das Mindeste ahnenden königlichen und städtischen Beamten zu erwerben verstand. Ein piemontesischer Officier, der in den spanischen und portugiesischen Revolutionskriegen mitgefochten hatte, kam in Messina mit einem spanischen Passe an und brachte Empfehlungsschreiben von einem neapolitanischen Generale mit, welche ihn in den Stand setzten, den Zweck seines Besuches, eine genaue Besichtigung der Festungswerke, auf das Vollständigste zu erreichen. Briefe, aus Malta an die Verschwornen gerichtet, wurden von der Polizei aufgefangen, aber bevor sie von derselben gelesen waren, durch das Geschick und die Dreistigkeit gewisser Mitglieder des Jungen Italiens bei Seite geschafft und den Adressaten zugestellt. Tausend Exemplare eines revolutionären Programms, das zu Marseille gedruckt war, wurden in Neapel eingeschmuggelt und zwar in einem Sacke mit Depeschen an den dortigen Minister Delcaretto. Eine revolutionäre Correspondenz wurde vermittelst Beilagen zu den offiziellen Briefen unterhalten, die dem Minister Santangelo in Palermo von gewisser Seite zugingen, wobei natürlich die Secretäre desselben mit den Verschwornen im Einvernehmen handelten. Ein wohlbekannter spanischer General, der Mitglied des Bundes war, ging, nachdem die französischen Zeitungen seine Abreise und das Ziel derselben gemeldet hatten, von Marseille nach Neapel und führte dort seine Absichten aus, und die Polizei bemühte sich vergeblich, ihn zu finden und zur Haft zu bringen.

So war das Land nach Mazzini's Meinung glänzend vorbereitet, um, als Papst Gregor der Sechzehnte starb, losbrechen zu können. Aber als

man sich bald nachher wirklich an verschiedenen Stellen zugleich erhob, war der Erfolg nur ein halber und von kurzer Dauer. Es erfolgten Revolutionen in Rom, Neapel, Palermo, Florenz, Mailand, Venedig, Parma und Modena, die indeß nur deßhalb eine Weile das rasch Erreichte behaupteten, weil der Staat Piemont neben ihnen für die Befreiung Italiens von den Fremden in die Schranken trat, und die nach Oesterreichs Sieg über diesen theils von den alten italienischen Regierungen selbst, theils durch die Oesterreicher oder die Franzosen niedergeschlagen wurden. Und ganz ebenso wären die Dinge später verlaufen, wenn 1859 die Piemontesen, unterstützt von den Franzosen, nicht das Werk der Befreiung der Halbinsel wenigstens von einer fremden Macht in die Hand genommen hätten. Selbst Garibaldi's kühner Zug nach Sicilien und später nach Neapel, ein Werk der geheimen Gesellschaften Mazzini's, würde schließlich, da Freischaaren treuen und gutgeführten regulären Truppen nicht Stand zu halten vermögen, gescheitert sein, wenn Cavour nicht, nachdem er zuerst das Geld zur Bestechung der neapolitanischen Generale hergegeben, den Banden, die Neapel erobert hatten, mit der Militärmacht Nordwestitaliens aus der Klemme geholfen hätte. Vielen Italienern ist das freilich so wenig klar, wie die Thatsache, daß der Papst seine weltliche Herrschaft nicht so wohl durch das Königreich Italien als durch die Siege der Deutschen bei Metz und Sedan verloren hat, und so ist es nicht zu verwundern, wenn der Name Garibaldi's in Italien einen Klang wie in Frankreich der des ersten Napoleon besitzt, und wenn Mazzini jetzt im Palazzo del Municipio zu Genua seine Marmorstatue hat.

Die geheimen Clubs des Jungen Italien konnten eine negative Thätigkeit entfalten, sie konnten wühlen und kleine und große Putsche hervorrufen, sie konnten — morden. Ein solcher Mord war sehr wahrscheinlich der des Grafen Rossi, des Ministers, der Pius dem Neunten zur Seite stand, als er noch reformatorische Anwandelungen hatte. Rossi war in Carrara geboren und begann seine öffentliche Laufbahn als Mitglied der provisorischen Regierung in Bologna, als Murat die Eroberung Italiens versuchte. Nach der Niederlage des letzteren floh der Graf nach der Schweiz, deren oberste Behörde ihn mit der Revision des Vertrags von 1815 betraute. In den Veränderungen, die er in Betreff desselben vorschlug, herrschte der Geist des entschiedensten Radicalismus, der offenbar auf den Sturz des föderalen Regiments abzielte. Bei solchen Antecedentien war es nur natürlich, wenn Rossi ein Mitglied des Jungen Italien wurde, obwohl Mazzini kein Vertrauen zu ihm hatte, da er wußte, daß derselbe zwar Carbonaro gewesen war, aber keine festen politischen Ueberzeugungen hegte, wenigstens keine solchen, wie sie Mazzini und die Mazzinisten vertraten. Er war einst ein eifriger Demagog gewesen, aber im Jahre 1830 hatte er nicht nur Ludwig Philipp auf den

Thron von Frankreich geholfen, sondern von ihm auch die Titel eines Grafen und Pairs und später die Gesandtenstelle in Rom angenommen. Obschon er früher zu den Geheimbünden Italiens gehört hatte, und von Gregor dem Sechzehnten als politischer Renegat bezeichnet worden war, nahm er 1848 einen Ministerposten von Pio Nono an, welcher kurz vor seiner Flucht nach Gaeta niemand hatte, der ihm ein neues Kabinet zu bilden vermochte. Rossi fand sich dazu bereit und brachte es fertig, indem er die Portefeuilles der Finanzen, des Innern und der Polizei für sich behielt und es den übrigen Ministern Seiner Heiligkeit überließ, sich nach Belieben gegenseitig zu hassen und einander entgegenzuarbeiten. Sein politisches Programm, welches die Theilnahme an nationalen Unternehmungen ausschloß und die Mitregierung des Volkes stark beschränkte, versetzte alle Kreise des Jungen Italien in Wuth, und es scheint, daß hier seine Ermordung beschlossen wurde. Wenigstens wird Folgendes über den Vorgang erzählt:

In einer Versammlung des Jungen Italien, die im Hotel Feder zu Turin stattfand, erging der Richterspruch: „Tod dem falschen Carbonaro!“ Infolge eines vorher besprochenen Planes fiel das Loos, dieses Urtheil auszuführen auf den Prinzen v. Canino, ein hervorragendes Mitglied des Bundes; nicht, daß man erwartet hätte, er werde die That eigenhändig begehen, man nahm nur nach seiner einflußreichen Stellung und seinem Reichthum an, daß er besonders leicht Dolche zu seiner Verfügung finden würde. Eine mazzinistische Gesellschaft versammelte sich zweimal wöchentlich in dem römischen Theater Capranica. In einer Versammlung, der hundertundsechzehn Mitglieder beiwohnten, wurde auf Anrathen Mazzini's beschlossen, vierzig derselben zur Beschützung des Mörders auszulosen. Auf demselben Wege wurden drei bestimmt, den Minister umzubringen, einer von ihnen sollte den tödtlichen Stoß führen.

Geschichtlich steht nun fest, daß der 15. November 1848, der zur Eröffnung der römischen Kammern bestimmte Tag, auch der Todestag Rossi's war. Er empfing verschiedentlich Warnungen, spottete ihrer aber. Selbst noch als er in die Cancellaria ging, trat ein Priester an ihn heran, der ihm zuflüsterte: „Gehen Sie nicht aus, man wird Sie ermorden.“ — „Sie können mich nicht schrecken,“ erwiderte der Graf, „denn die Sache des Papstes ist die Sache Gottes“, was manche Leute für eine sehr hochsinnige Antwort hielten, wir aber als eine schwere Selbsttäuschung, wo nicht als eine Heuchelei im Munde eines Mannes wie Rossi ansehen dürfen. Als letzterer nun in der Cancellaria ankam, erwarteten ihn die Verschworenen schon dort. Einer von ihnen stieß ihn, als er die Treppe hinaufstieg, mit dem Heft seines Dolches in die Seite, und als Rossi sich nach dem Angreifer umsah, stach ein zweiter Meuchelmörder ihm den Dolch in die Pulsader des Halses. Bald nachher

verschied der Minister in den Gemächern des Cardinals Gozzoli, in die man den Verwundeten getragen hatte.

In diesem selben Augenblicke soll einer der Führer des Jungen Italiens zu Bologna, auf seine Uhr blickend, gesagt haben: „Eine große That ist soeben vollbracht worden; wir brauchen Rossi nicht mehr zu fürchten." Eine 1850 zu Rom herausgekommene Flugschrift aber enthält einen Brief Mazzini's, in welchem die Worte vorkommen: „Die Ermordung Rossi's war nothwendig und geschah mit Recht."

Dennoch bleiben Zweifel übrig, ob der Dolch, der den Minister Pio Nono's traf, von der Vehme des Jungen Italiens geschliffen und geführt worden ist. Die Erzählungen von den Versammlungen in jenem Turiner Hotel und jenem römischen Theater, die Aeußerung des bologneser Mazzinistenchefs sind gerichtlich nicht festgestellt, der Brief Mazzini's kann gefälscht oder ganz unecht sein. In Heckethorn's Schrift: „The secret societies of all ages" aber finden wir folgenden Satz: „Ich habe Documente gesehen, die mich veranlassen, mein Urtheil über die Urheber des an Rossi begangenen Mordes zu vertagen. Nach dem, was ich seitdem erfahren habe, will es scheinen, als ob die clericale Partei und nicht die Carbonari die That geplant und ausgeführt hätten. Personen, die beschuldigt waren, bei dem Morde betheiligt gewesen zu sein, wurden über zwei Jahre im Gefängniß behalten, ohne daß eine Untersuchung gegen sie eingeleitet worden wäre, und entfernten sich darauf in der Stille. Rossi hatte kurz vor seinem Tode Steuern im Betrage von vier Millionen Scudi von geistlichen Gütern erhoben und stand im Rufe, den Einfluß der Kirche noch mehr beschränken zu wollen."

Neben dem Jungen Italien gingen wie früher neben den Carbonari mancherlei Geheimbünde mit ähnlicher Tendenz her. So gab es in Padua eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich „Selvaggi", Wilde, nannten, indem sie den Grundsatz Rousseau's, der Mensch müsse sich dem Naturzustande wieder nähern, dahin übertrieben, er müsse in den Zustand der Wildheit zurückkehren. In Neapel wurde 1850 ein Verein entdeckt, der den Namen „Unitá Italiana" führte, und dessen Theilnehmer sich, wie gewisse Südseeinsulaner, damit begrüßten, daß sie die Nasen sanft aneinanderrieben. Sie schworen auf einen dreischneidigen Dolch mit der Inschrift: „Brüderlichkeit — Tod den Verräthern — Tod den Tyrannen", die Gesetze der Gesellschaft treu zu beobachten, widrigenfalls ihre Herzen dieser Dolch durchbohren solle. 1849 setzte der Großrath der Secte einen Ausschuß der Erdolcher (comitato de' pugnalatori) nieder. Die Statuten der Verbindung nahmen es mit den Candidaten für dieselbe genau, sie sagten: „Keine Exjesuiten, keine Diebe, keine Falschmünzer oder andere schandebeladene Personen dürfen Aufnahme finden" — in der That, die Exjesuiten sind hier in gute Gesellschaft gebracht!

Im Jahre 1849 faßte die Polizei zu Ancona eine Mördergesellschaft mit politischen Zwecken ab, die sich „Compagnia di Morte", Todesbund, nannte, und der man eine Menge Blutthaten schuld gab, von welchen einige am hellen Tage und mitten in der Stadt begangen worden waren. Aehnliche Vereine waren in damaliger Zeit die „Ammazzatori" in Livorno, die „Società Infernale" zu Sinigaglia, die „Terroristen" in Bologna und die „Sicarii" in Faenza. Die „Barbiere Mazzini's" machten sich die „Beseitigung" von Priestern zum Geschäft, die sich nach Ansicht des Vereins unnütz gemacht hatten. Eine zweite geheime Gesellschaft zu Bologna, die Italien von fremder Obergewalt befreien zu wollen vorgab, hatte sich auf den schauerlich großartigen Namen „Italienische Verschwörung der Söhne des Todes" taufen lassen.

Vermuthlich bestanden viele dieser Vereine ganz oder großentheils wie die im vorigen Abschnitte geschilderten „Decisi" aus Gesindel, dem das Plündern und Morden die Hauptsache, der politische Zweck nur etwas Nebenhergehendes, vielleicht auch nur Vorgeben war. Gewiß ist dieß von dem geheimen Bunde, der in den letzten beiden Jahren in Ravenna Gegenstand eines Monstreprozesses war. Wir meinen die sogenannten „Accoltellatori". Dieselben bestanden ursprünglich nur aus zwölf Mitgliedern, die im Cafe Mazzavillani ihr Hauptquartier hatten — einem sehr passenden Orte, da mazza die Keule und villano schurkisch, schuftig heißt. Später mehrten sie sich, und schließlich übten sie durch ihre Zahl und ihre Frechheit ein wahres Schreckensregiment in der Stadt und deren Umgebung aus. Die Behörden waren lange Zeit von ihrer Existenz benachrichtigt, wagten aber nicht gegen sie einzuschreiten; denn jeder, der sie anfaßte, war sicher, ihren Dolchen zu erliegen. Einem Kaufmann, der sie bei der Polizei angegeben hatte, schickten sie einen Brief mit der Anzeige, daß sein Leben verfallen sei, und am nächsten Morgen las er am Laden seines Geschäfts einen Zettel, der den Verkauf desselben annoncirte, da der Besitzer wegziehe. Dutzende von Mordthaten wurden ungestraft von den Bösewichtern verübt, und in vielen Fällen hatte man Zeugen, die mit angesehen, wer der Mörder gewesen, aber keiner derselben wagte mit seinem Zeugniß hervorzutreten. Endlich verrieth einer von der weitverbreiteten Bande selbst die Sache. Er erklärte gewisse Fälle, wo Personen auf geheimnißvolle Weise verschwunden waren, und nannte die Namen derer, welche sie bei Seite geschafft hatten, und nunmehr schritt die Regierung mit Ernst ein, und die Mordgesellen erhielten die ihnen gebührende Strafe.

Moritz Busch.

Die Straßburger Gymnasiumsfrage.

Kürzlich war eine Correspondenz über eine Straßburger Localfrage, die hier seit Monaten die Gemüther beschäftigt und erregt, im „Im neuen Reich" zu lesen, die so sehr den deutschen Interessen wie der Wahrheit widerspricht, daß, da nun einmal die Sache vor das deutsche Publikum gebracht ist, eine berichtigende Darstellung durchaus nothwendig erscheint. Der Correspondent giebt in demselben der Regierung den dringenden Rath, die Elsässer, die sich nach dem Kriege den Deutschen angeschlossen hätten und dadurch zu Aemtern und Würden gelangt wären, fallen zu lassen, da sie nicht als Vertrauenspersonen anzusehen seien und der Anbahnung eines besseren Verhältnisses zwischen Regierung und Volk nur hindernd im Wege ständen. Als Beispiel mußte ein in letzter Zeit vielfach angegriffener Mann herhalten, über dessen Haupt der Berichterstatter eine Fluth unbegründeter Anschuldigungen ergießt, mit deren Widerlegung im Einzelnen wir uns nicht abgeben können; nur sei im Voraus gesagt, daß dieser Mann die Stellung, in der er angegriffen wird, gar nicht von der Regierung, sondern von einem elsässischen Collegium erhalten hat.

Gegen jenen Rath ist nun zunächst zu bemerken, daß es doch eine Undankbarkeit ohne Gleichen wäre, wollten die Deutschen jetzt diejenigen fallen lassen, die sich ihnen aus Ueberzeugung und Tradition, nicht aber aus ehrgeizigen Absichten angeschlossen haben; denn ihnen hat ihr offener Uebertritt noch nicht viel Gutes eingebracht: von ihren Mitbürgern in Bann gethan, führen sie ein dornenvolles, wenig angenehmes Leben. Aber es wäre auch ein großer politischer Fehler, denn läßt man jene fallen, so bleibt der Regierung keine weitere Stütze, aber jene schon so sehr Gehaßten würde nach ihrem Sturze auch noch der Hohn der Sieger treffen und jedermann würde sich hüten, durch einen Anschluß an die deutsche Sache einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen. Man täusche sich nicht: unversöhnlich sind nicht allein die Ultramontanen und die drei Reichstagsabgeordneten; durch die öffentliche Meinung wird ein solcher Druck ausgeübt, daß es nur wenige wagen, insgeheim, geschweige denn offen, Beziehungen und Anknüpfungspunkte mit den Deutschen zu suchen; wer es öffentlich thut, gilt sofort für einen Verräther und wird ausgestrichen aus der Liste der Elsässer. Wiederholt aber hat man schon den Versuch gemacht, die, welche den Muth besaßen, öffentlich zu thun, was ihnen ihre Ueberzeugung eingab, für diesen vermeintlichen Abfall zu bestrafen, sie in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen und zu verunglimpfen. Ein Gleiches geschah in jenem erwähnten Fall: mit Anfang October hat das „Elsässer Journal" einen wahren Feldzug eröffnet

gegen einen Mann, dessen Thätigkeit jeder unparteiisch Urtheilende nur anerkennen muß, der gerade zu denen gehört, die wie jener Correspondent sagt „die Interessen des Landes auf dem neugeschaffenen Rechtsboden zu vertheidigen" suchen und er hat dies mit Energie und Muth gethan und thut es noch. Es ist dies Prof. Dr. Heitz, Professor der classischen Philologie an der Universität Straßburg, dem die Leipziger Hochschule den Doctortitel honoris causa auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeiten verliehen hat.

Die Sache nun, die diesen wohlorganisirten Angriff erst populär und somit möglich machte, betrifft das protestantische Gymnasium, eine wesentlich von Elsässern besuchte Anstalt, an deren Spitze ein elsässischer Director und seit 1873 ein deutscher Conrector steht. Sie ist abhängig von dem St. Thomasstift, einem Collegium von Professoren der Theologie, also abhängig von Elsässern. Ein von dem Stift aus seiner Mitte erwählter Referent bildet das Bindeglied zwischen demselben und der Direction der Anstalt. Wie nun die Elsässer überhaupt sehr conservativ sind und noch alte Gebräuche und Gewohnheiten erhalten haben, die bei uns auf dem rechten Ufer des Rheines längst geschwunden sind, so hängt jeder Straßburger mit besonderer Liebe an dieser Anstalt, die ja einst in der deutschen Zeit von dem bekannten Sturm gegründet war. Das hindert nicht, daß specifisch elsässische Einrichtungen, wie Eingeweihte versichern, an derselben absolut nicht existirten, sie war vielmehr nach dem Muster französischer Lyceen eingerichtet und bewahrte diesen gegenüber nur seinen confessionell protestantischen Charakter und seine eigene Leitung. Beides ist allerdings allen Angriffen der französischen Regierung zum Trotz behauptet worden und sicherte der Anstalt in erhöhtem Grade die fortdauernden Sympathieen der Bevölkerung. Nach dem Kriege ward indeß die Anstalt unter ihrer selbständigen Leitung durchaus der Hort des Franzosenthums; ganz gegen die Traditionen, auf die man mit solcher Vorliebe pocht, wurden Katholiken aufgenommen, gegen die Traditionen blieb der Unterricht im Deutschen auf wenige Stunden beschränkt, während dasselbe noch bis zum Jahre 1838 sich an dieser Anstalt als Unterrichtssprache gehalten hatte. Erst das Jahr 1872 brachte Handlung in die Verhältnisse, man konnte ohne die Berechtigung, Zeugnisse der Reife zum einjährigen Dienst, zur Entlassung der Abiturienten auszustellen, nicht mehr auskommen. Damit gab man der Regierung Veranlassung einzuschreiten: sie erlangte nothwendig das Recht der Beaufsichtigung, maßgebenden Einfluß auf Anstellung der Lehrer. Dies veranlaßte denn eine Anzahl alter elsässischer Lehrer abzugehen, doch sie gingen freiwillig, von niemand gezwungen. Da es aber fast gänzlich an Elsässern fehlt, die man an ihre Stelle setzen konnte, so mußte man hauptsächlich Deutsche holen, von denen die ersten im Herbst 1872 angestellt wurden.

Eine weitere Aenderung trat mit dem ersten Januar dieses Jahres ein,

an welchem Tage Prof. Heitz als Mitglied des St. Thomasstiftes zum Referenten erwählt wurde. Eigentlich konnte aber dieser Wechsel gar nicht von Einfluß sein, da das Stift allein über die einzelnen Sachen zu entscheiden hat, der Referent aber die Vorschläge der Direction des Gymnasiums nur entgegennimmt, sie mit derselben beräth und dann dem Stift berichtet. Das Stift aber hat alle Vorschläge des neuen Referenten mit Einstimmigkeit angenommen. Seit einem Jahre nun sollen, wie der Correspondent des „Im neuen Reich" meint und wie vor ihm das „Elsäßer Journal" unzählige Male behauptet hat, „die Reformen sich überstürzen". Welche? fragen wir etwas erstaunt. Der Unterrichtsplan, den man anfangs ebenfalls angriff, als durchaus gegen die Traditionen verstoßend, ist mit dem Herbst 1872 durch Gesetz geregelt und seine Befolgung wird von der Regierung beaufsichtigt. Erst als dies dem „Elsäßer Journal" bemerklich gemacht worden war, erklärte es das Gesetz als solches anerkennen zu wollen. Wenn der erwähnte Berichterstatter den Referenten beschuldigt, er habe viele Altelsäßer gezwungen abzugehen, so ist das unrichtig: zwei Herren haben im vergangnen Herbst die Anstalt verlassen, einer ging ganz zur Universität über, der er schon zuvor einen Theil seiner Thätigkeit gewidmet und der andere suchte freiwillig um seine Pensionirung nach. Es können wohl nur folgende drei Punkte gemeint sein, die bis zum Ueberdruß von der hiesigen Presse besprochen wurden: Einführung des Wendt'schen Lesebuchs, Abschaffung des Donnerstags, Reorganisation des Internats.

Der erste ist soviel wir wissen der einzige, aus dem man einen Vorwurf herleiten könnte gegen den oder die Reorganisatoren des Gymnasiums. Es verhält sich damit folgendermaßen. Die Wendt'sche Gedichtsammlung wurde im Herbst 1874 eingeführt, sie enthält wie jede derartige Sammlung Gedichte aus den Freiheitskriegen; auf die Anfrage, ob dieselben wohl Anstoß erregen würden, haben Elsäßer, darunter der elsässische Director der Anstalt, dieselbe verneint, „da diese Gedichte der Literaturgeschichte angehörten." Im Laufe des Jahres erscheint eine neue Auflage, in die einige Lieder aus dem Jahre 1870 aufgenommen sind, zum Theil ohne alle feindselige Beziehung wie „die Trompete von Gravelotte" oder gar poetisch schwach wie „des deutschen Knaben Tischgebet". Wir führen gerade diese beiden Gedichte an, da sie als besonders gravirend bezeichnet wurden. Bei Beginn des neuen Schuljahres fand man diese Auflage vor, verbot aber sofort, um nicht irgendwo zu verletzen, den Gebrauch derselben. In Verhandlungen über die zu treffenden Maßnahmen verging einige Zeit, schließlich beschloß man das Buch ganz abzuschaffen. Inzwischen aber hatte sich die Actionspartei der Sache bemächtigt und aus einer internen Schulfrage ward eine große politische. Die öffentliche Meinung verdammte einstimmig eine Barbarei, die solche Lieder in die Hände

der Jugend gab; den wahren Hergang kannte man nicht und niemand ließ sich herbei, die Vertheidigung zu übernehmen. Wir überlassen es dem Leser, ob er Lust hat ein gleiches Urtheil zu fällen und fügen nur hinzu, daß den Referenten, dem die Einführung des Buches natürlich zugeschoben wurde, auch nicht der Schatten eines Vorwurfs treffen kann, da das Buch zur Zeit seines Vorgängers eingeführt wurde.

Die zweite Neuerung betrifft eine in Deutschland unbekannte Einrichtung: nach französischer Weise ist nämlich der ganze Donnerstag bisher frei gewesen. Dies aufrecht zu erhalten, war mit Aufnahme der Turnstunden in den normalen Lehrplan diesen Herbst unmöglich geworden, außerdem sprachen die gewichtigsten pädagogischen Bedenken gegen Beibehaltung eines ganzen freien Tages in der Woche. Man belegte also den Vormittag mit einigen Stunden und das Stift genehmigte den Vorschlag. Daß die alten Straßburger sich eine solche Einrichtung nicht rauben ließen ohne Protest, war vorauszusehen. Es entstand denn auch eine Agitation, als ob es sich um die wichtigste politische Frage handelte und derselben gelang es schließlich das Stift zu dem Beschlusse zu bewegen, den Donnerstag wieder frei zu geben. Wie sich das mit den Interessen der Schule verträgt, danach wird wenig gefragt. Dem Referenten aber ward natürlich allein das zur Last gelegt, was das Stift anfänglich beschlossen hatte. Interessant war hierbei nur, daß man erfuhr, wie die französische Partei doch herzlich wenig Boden in dem Kern der Straßburger Bevölkerung hat: die Petition, die für Freigebung des Donnerstags colportirt wurde, fand nur 80 Unterschriften; das hindert indeß das „Elf. Journ." nicht, immer wieder zu behaupten, hinter ihm stände die ganze Stadt, das ganze Land.

Dieselben Vorwürfe werden dem Ref. in dem dritten der erwähnten Punkte gemacht; indeß nicht der Referent war es, der die Ersetzung eines Elsässers in der Leitung des Internats durch einen Deutschen verlangte, sondern der Oberpräsident selbst. Die Wahrheit zu erforschen, darauf kam es aber jener Patriotenpartei weit weniger an, als aus unbegründeten Anklagen eine gute Waffe zu schmieden zur Herabsetzung des abgefallenen Elsässers, der im Gegensatz zu ihnen nicht hohle Phrasen im Munde führt, sondern dem Wohle seines Heimathlandes seine Zeit und seine Kräfte opfert.

In dem langen Streite, den man nach kurzer Pause auch in der hiesigen Presse wieder aufgenommen hat, ist noch eine Menge anderer Sachen vorgebracht worden; es sind verschiedene Leute selbst mit Namensunterschrift in die Arena eingetreten, ja sogar die Aussage eines Regierungsmitgliedes, das mit Namen genannt wird, ist angeführt worden, zuletzt von dem Correspondenten des „Im neuen Reich", um die Behauptung zu begründen, die

Regierung mißbillige jene übereilte Reorganisation. Ist diese Aussage wahr, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, da sie bis jetzt nicht widerlegt wurde, so ist sie ein bedauerliches Zeichen für den Mangel an Einheit innerhalb der Regierung selbst. Der Oberpräsident wenigstens konnte und kann die Reorganisation der für das Elsaß wichtigsten Anstalt nicht mißbilligen, die sich noch immer in den Grenzen der bescheidensten Forderungen bewegt und nur dem Gesetze Folge zu leisten versucht. Der Oberpräsident aber, durch seine milde und nachgiebige Haltung den Wünschen der Bevölkerung gegenüber längst bekannt und gerühmt, hat seine volle Billigung mit der Reorganisation ausgesprochen und ist nicht gewillt, sie wieder zurückgehen zu lassen.

Manche treffende Beobachtung über den Charakter der alten Bewohner konnte der stille Zuschauer während dieses langen Kampfes machen, eines aber ist wie zuvor so auch jetzt wiederholt klar zu Tage getreten, daß leider manchen Deutschen noch immer der wahre Patriotismus abgeht und sie häufig aus krankhafter Humanität sich veranlaßt fühlen, mit dem principiellen Gegner, da er dem unterdrückten (sic!) Volke angehört, zu sympathisiren, ohne die realen Verhältnisse ins Auge zu fassen. Möchte denn wenigstens die Presse sich hüten, wie sie es mit wenigen Ausnahmen bisher gethan, die mißliche Lage durch gefärbte, ganz in französischem, nicht elsässischem Sinne geschriebene Artikel noch mehr zu erschweren oder gar den hiesigen Deutschen die moralische Unterstützung des großen Vaterlandes, die ihnen so durchaus nothwendig ist, zu untergraben.

Münchner Briefe.

Wir sprechen heut vom Theater. Bis vor noch nicht lange Zeit hatte das Hof- und Nationaltheater und in diesem die königliche Bühne das Theatermonopol in der bayrischen Residenz. Von mehreren Bühnen, wie deren alle andern größern Hauptstädte haben, wußte man nichts. Denn das alte, urwüchsige Lipperttheater, die unvergessene Volksbühne Altmünchens in der Au, war längst eingegangen. Dann tauchte das Aktientheater auf, eine großartig angelegte mit weit über die vorhandenen Mittel hinausgehendem Luxus betriebene, und endlich zusammenkrachende Unternehmung. Jahre lang stand das große, schöne Haus leer und verwaist, der Stadttheil, welcher sich um dasselbe und den „Gärtnerplatz", an dem es steht, herum angebaut hatte, drohte auch

verödet zu werden, da schuf der immer hilfbereite König Rath. Ludwig II. kaufte das Theater an und machte es unter eigener Direktion und mit eigenem, aber von verschiedenen Mitgliedern der großen Bühne und namentlich von dem Ausstattungsreichthum derselben unterstützten Personal, unter dem Namen: „königliches Theater am Gärtnerplatz“ zu einem Appendix der beiden Hoftheater. Der „Anzeiger der königlichen Theater“, wie hier der vulgäre Theaterzettel sich nennt, weil er sich nicht auf die bloße Vorstellungsliste beschränkt, sondern allerlei sonst für Bühnenneugierige Wissenswerthes enthält, hat also öfter in der Woche von drei täglichen Vorstellungen auf den königlichen Bühnen Bericht zu thun. Am Gärtnerplatz wird jeden Tag gespielt und immer ist das Haus übervoll. Hierher sind die eigentlichen Volksstücke, welche mustergültig gespielt werden, der „Pfarrer von Birchfeld“, der „Meineidbauer“, „Auf der Gant“, die Dichtungen Arthur Müller's, Hermann Schmid's, Martin Schleich's u. a. verlegt, hier werden auch Lustspiele und Operetten, denen das strenge „große Haus“ sich verschließt, und manchmal Tag für Tag, gegeben. Die Eintrittspreise sind auffallend billig und so auch der Zudrang des Publikums erklärlich. Aber auch die beiden andern königlichen Theater sind selten leer. Im Winter hält der Münchner, wenn er es irgend erschwingen kann, auf sein Abonnement und im Sommer füllen die Fremden oft bis in den letzten Winkel das Haus. Letztere haben es im vergangenen Sommer der Generalintendanz hoch anrechnen können, daß diese Gelegenheit gab, die hohen Leistungen der Münchner Hofbühne nach einem gewissen System kennen lernen zu können, indem sie einen Cyklus von Vorstellungen solcher Werke ausschrieb, welche hier entweder in ganz vorzüglichem Ensemble gegeben werden oder Specialia, Unica der Münchner Oper, wie Tristan und Isolde, Rheingold und Walküre u. a. oder des Schauspiels (Manfred, Cid, Heinrich VI.) sind. Der große Erfolg, welcher diese Mustervorstellungen begleitete, hat, wie wir sicher mittheilen können, die Intendanz veranlaßt, jetzt schon den Gedanken der Wiederholung für den nächsten Sommer ins Auge zu fassen.

Das „Hof- und Nationaltheater“, bekanntlich eines der größten Europas, dient den Aufführungen großer Opern, Schau- und Trauerspiele. Keine, auch nicht die größten und gestaltenreichsten sind zu groß für diese Bühne. Die Ausstattung einzelner Werke wird von keiner in irgend einem Lande übertroffen werden. Die Inscenirung des Tannhäuser, des Lohengrin, der Shakespearischen Königsstücke, der Nibelungen, der Walküre und so vieler anderer Opern oder Dramen ist einzig. Decorationen, wie die auf des Königs Befehl an Ort und Stelle getreu nach der Natur aufgenommenen zum Wilhelm Tell, finden sich nirgends so wieder. Und zu dieser äußern Umgebung passen nun auch die Künstler, über welche die Münchner Hofbühne verfügt. Wir

treten keinem andern Kunstinstitut zu nahe, aber wir können doch behaupten, daß einzelne der hervorragenden Meister der hiesigen Oper und des Schauspiels wenige neben, keinen über sich finden. So wird Vogl's wunderbar schöner Tenor und reiche, tiefbegründete musikalische Bildung schwerlich übertroffen werden, wie seine Gattin keine Nebenbuhlerin für ihre Ortrud, Sigelinde und Isolde zu fürchten hat. Neben Vogl steht als primo nomo Herr Nachbauer, aber trotz der großen natürlichen Stimmbegabung und einnehmenden äußern Erscheinung dieses Künstlers ist, nach dem Maßstab wahrhaft künstlerischer Leistung gemessen, ein merklicher Abstand zwischen den genannten beiden Herren. Die Damen der Oper, Frl. Radecke, Frl. Meysenheim und Scheffsky haben mit dem Schatten zweier Sängerinnen zu kämpfen, welche den Münchnern — und man kann das ihnen nicht verdenken — unvergessen sind — der Mallinger und Sophie Stehle, der jetzigen Frau Baronin Knigge. Mit diesen beiden Lieblingen der Muse ist freilich viel verloren gegangen. Eine noch unerschütterte Säule der Oper ist der immer noch jugendfrische, gestaltungsreiche Kindermann, der einem, wenn er sein Wolframslied vom „Abendstern" oder als Waffenschmied von Worms sein: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar" singt, noch heut die Thränen in die Augen treiben kann. Kleinere Opern werden auch im Residenztheater gegeben; hauptsächlich aber dient dieses dem Schau- und Lustspiel. Das Residenztheater ist das reizendste Schmuckkästchen unter den deutschen Theatern, das gedacht werden kann. Seine überreiche, ja überschwängliche Rococo-Ausstattung hat ihres Gleichen nicht. Man glaubt sich, wenn man eingetreten ist, inmitten eines Märchens zu befinden. Nicht leicht kann man sich vor einer Bühne behaglicher fühlen, als hier: man meint gar nicht in einem Theater, sondern mehr in einem großen eleganten Gesellschaftssalon zu sein. Selbst den Zuschauern kommt man sich bekannter, weniger fremd vor, und den Darstellern sitzt man ohnehin näher. Man kann leichter seinen Platz verlassen, in dem Mittelgange mit Bekannten plaudern, als in dem großen Hause u. s. w. Erstlingsvorstellungen im Residenztheater namentlich haben ihren besondern Reiz: man sieht da immer, was München an hervorragenden, für Kunst und Bühne sich interessirenden Männern hat, in Gruppen zusammenstehen, kann die bedeutendsten Persönlichkeiten rasch herausfinden, manch geistreiches Wort auffangen. Uns speciell sind solche Abende unvergeßlich. Unvergeßlich aber auch, was man auf diesen „Brettern" sehen kann. Hat schon die Münchner Oper mit Recht den guten Namen, den sie führt, so verdient fast noch mehr das Schauspiel seinen Ruf, der es vielleicht dermalen an die erste Stelle in Deutschland setzt. Das Ensemble desselben wenigstens in einzelnen Stücken, namentlich dem feinern Lustspiel und Conversationsstück, ist mustergültig und unübertrefflich. Allerdings war das vor zwei Jahren noch besser. Seitdem sind die Perlen

aus dem Münchner Künstlerkranz ausgebrochen: Clara Ziegler, Johanna Meyer und Christen. In manchen Stücken sind diese noch unersetzt: mit ihnen waren Vorstellungen wie die Nibelungen, Iphigenie, Minna von Barnhelm, Faust, Egmont und viele andere geradezu einzigartig. Um nur Eines noch zu nennen: Hebbel's „Maria Magdalena" in München zu sehen war ein seltener Genuß. Der alte Tischler ist eine Meisterschöpfung Dahn's, Leonhard eine solche Possart's, jede Rolle war vollendet durchgeführt, aber die Palme des Abends gebührte jedesmal der Darstellerin der Clara, Johanna Meyer. Uns war oft unerklärlich, warum die Künstlerin gerade diese, eigentlich so abstoßende Rolle, mit solcher Vorliebe spielte. Aber sie spielte sie, wie alles, was dieses wunderbare Mädchen vorführte, bis ins kleinste Detail hinein vollendet und ergreifend wahr und schön. Johanna Meyer war der Liebling des Münchner Publikums, sie ist diesem unvergessen und — unersetzt. Possart hatte Recht, als er an jenem Pfinstmontag 1874 an dem Grabe der so jäh mitten aus dem schönsten, schaffensfreudigsten Leben herausgerissenen Collegin sprach: „das Leben giebt für keinen Todten Ersatz. Die Kunst wiederholt sich nicht in ihren Jüngern. Der geniale Funke, welcher das Genie vom Talent unterscheidet, jenes kleine Stückchen Gottesgnadenthum, das sich in jeder künstlerischen Individualität so eigenartig ausprägt, wird nur einmal geboren. Wie wir mit Sophie Schröder die siegende Macht des Wortes begruben, wie wir mit Vater Jost die Urwüchsigkeit der Gestaltungsgabe in die Erde senkten, so haben wir heute die tief und rein empfindende Weiblichkeit des Münchner Schauspiels zu Grabe getragen."

Den, welcher wohl der bedeutendste Repräsentant des Münchner Schauspiels ist, haben wir oben genannt: Ernst Possart. An genialer Begabung, äußern Mitteln, rastlosem Fleiße und vor allem scharfsinnigem, wir möchten fast sagen, mikroskopischem Studium seiner Rollen kommt ihm keiner seiner Genossen gleich. Man kann mit der Auffassung mancher seiner Charaktere nicht einverstanden sein, aber man muß ihm dann wenigstens Originalität, bis auf den letzten Punkt consequente Durchführung zugestehen. Possart ruft in mehr als einer Rolle die großen Traditionen Seydelmann's, Eßlair's, L. Devrient's wach. Als Heldendarsteller entzückt Rüthling durch seine prächtige Erscheinung, sein volles Organ und die Wärme und Innigkeit seines Spiels den Zuhörer. Wer einmal seinen Siegfried gesehen, kann sich kein anderes Bild des minniglichen Recken mehr machen. Eine der lieblichsten Erscheinungen der Hofbühne ist heute noch Frau Dahn-Hausmann, die auch jede ihrer mannigfachen Rollen mit echtem, wahrem Künstlergeist durchdringt. Für Clara Ziegler, die in unversöhnlichem Groll dem Hause, dessen selbstbewußte Königin sie einst war, den Rücken gewandt hat, ist in Frl. Tischik, die sich jenseits des Oceans zu dem, was sie ist, ausgebildet, eine würdige

Nachfolgerin gefunden; in Christen's, des Schöpfers wahrer Cabinetsstücke, Fußtapfen tritt sehr vielversprechend Häusser. Auch der schon bejahrte Regisseur Jenke, der schon unter Immermann gespielt, hat nach langjähriger Pause einige Rollen Christen's, so den Jost in Minna von Barnhelm übernommen und erinnert in ihnen an eine Zeit, die für das Schauspiel wirklich eine „gute, alte" Zeit war. Vergessen wir nicht des feinfühlenden durchgebildeten Richter, des scharf charakterisirenden Herz, des meist sehr guten ersten Liebhabers Rohde, der Meisterin unverwüstlichen Humors und reizend neckischer Darstellung, Fräulein Marie Meyer und des nicht minder fesselnden Fräulein Ramlo, sowie der jüngst eingetretenen Mitglieder des trefflichen Ensembles, der Damen Bland und Werner — und wir werden wenigstens die ersten und besten Namen genannt haben, auf die das Münchner Schauspiel stolz sein kann.

Wir könnten nun eigentlich unsere Theaterrevue und auch unsern Brief schließen. Aber das Münchner Theater hat für die Eingeweihten noch etwas ganz Besonderes, das, weil man schon so mancherlei und darunter sehr viel Falsches davon gelesen und gesprochen hat, auch hier angedeutet werden dürfte. Wenn man manchmal in später Nachtstunde über den Residenzplatz der Maximiliansstraße zu geht, und auf die großartig schöne Säulenvorhalle des Theaters sieht, so gewahrt man zu seinem größten Erstaunen Licht aus demselben schimmern, man sieht das Haus hell erleuchtet, wie man es an Spielabenden gewohnt ist. Aber in dieser Stunde? Es ist vielleicht Mitternacht schon vorüber. Der Kundige weiß, was das bedeutet: es ist Königsvorstellung. König Ludwig liebt die Einsamkeit — auch im Theater. Er wohnt zwar, wenn er in der Hauptstadt weilt, sehr häufig den gewöhnlichen Vorstellungen, namentlich der Wagner'schen Opern, an, aber fast noch häufiger sind diese Seperataufführungen. Das Theater bietet dann einen höchst eigenthümlichen, fast schreckhaften Anblick. Alles glänzend erleuchtet, aber in dem ganzen großen, weiten Raum, vom Parterre bis hinauf durch die Logen zur Galerie keine Menschenseele, kein Laut zu hören, alles leer und todtenstill. Nur droben in der großen Königsloge sitzt ein junger, schöner, träumerisch blickender Mann, aber auch allein, mutterseelenallein, wie er es immer ist, droben in seinem Feengarten über dem Dach seines Schlosses oder draußen in seinen Alpen und eisumwallten Berghäusern, kein Adjutant neben, kein Lakai hinter ihm. Er, der König, der einzige Zuschauer der „Jungfrau von Orleans"! Jetzt klopft es ein-, zweimal hinter dem Vorhang. Dieser rauscht auf: die glänzendste Decoration, das vollendetste Spiel, alles so, wie es immer ist, als ob alle diese leeren Sitze oben und unten vollgepfropft wären mit Menschen — und die Schauspieler, die doch sonst so an diese Menschen und ihren

Beifall gewöhnt sind, vermissen sie diesmal gar nicht, sie wissen, daß droben ein verständnißreiches Auge zu ihnen hinunterschaut, und daß der in jener Loge, wenn auch nicht laut, gespendete Beifall in mancher Beziehung viel erfolgreicher und gewichtiger ist, als der hundert Anderer, und so spielen denn die Heldenjungfrau, der ritterliche Dunois, der schwache König, die zärtliche Sorel, der finstere Talbot so wahr und warm, als sie nur können; die Scene belebt sich von den Kämpfen der Franzosen und Engländer, der Krönungszug wallt zur Cathedrale von Rheims. In vollster Naturwahrheit, ragt der Dom, da er erst jüngst dem Hoftheatermaler Quaglio, der vom König, welcher seinen letzten Geburtstag in der alten Krönungsstadt der französischen Herrscher gefeiert, nach Rheims gesandt worden, zum Modell dieser prachtvollen Decoration hat dienen müssen; Johanna stirbt unter ihrer Fahne — alles, wie es Schiller geschrieben, kein Vers fehlt, nichts wird weggelassen, denn der König will, was er sieht und hört, unverstümmelt, unverkürzt haben — wenn auch dann solche Aufführungen lang dauern. Manchmal kommt's vor, daß dieser Separatvorstellungen, wenn sie kleinere Stücke bringen, zwei, drei hintereinander, und sogar an Einem Abend nach dem gewöhnlichen Theater in beiden Häusern stattfinden und daß es zwei Uhr wird, bis die müden Künstler heimgehen können. Allein es lohnt sich schon, solcher Extramühe sich unterziehen zu müssen. Der königliche Diener erscheint und bringt den Mitwirkenden Geschenke, so reich und kostbar, dabei aber auch so sinnig und fein gewählt, wie es nur ein König thun kann. Da sind Uhren, Busennadeln von Gold und Diamanten, die reizendsten Fächer, extra in Paris bestellt und gemalt, die prächtigsten Schmuckgarnituren, sogar Spiegel, Schreibtische und dergl. nach den Mustern von Versailles gearbeitet, eine jede Gabe immer der Rolle des Beschenkten und dem Stücke, das an der Reihe war, angemessen. Vielfach sind solche Königsstücke — der Name ist schon geläufig geworden — der Zeit der französischen Ludwige entlehnt, für welche Zeit bekanntlich der König eine eigenthümliche Vorliebe hat. Der Glanz derselben kommt in diesen Schau- und Lustspielen zur Geltung, — eines, in welchem die naturgetreue Copie der Versailler Spiegelgalerie den blendenden Schauplatz bildet, übertrifft an Pomp der Ausstattung alles — aber der geistige Gehalt derselben ist meist sehr gering und außer Verhältniß zu den Ansprüchen, die der hoch- und feingebildete Fürst sonst macht. Aber auch diese Stücke an sich sind ihrer Mehrzahl nach Reservatrecht dieser Extraaufführungen. Das große Publikum bekommt sie meist nicht vor die Augen, hat aber auch, nach dem oben Bemerkten, nicht viel daran verloren, es sei denn, daß auch des Publikum gelüstete, etwas von dem Decorationsschimmer zu sehen, von dem so viel Geheimnißvolles, aber, wie wir gewiß sagen können, selten Uebertriebenes erzählt wird. Jetzt war allerdings für einige Zeit dieses königliche Special-

repertoire von der Tagesordnung abgesetzt, seitdem das Hoflager in die Bergeinsamkeit von Hohenschwangau verlegt war und S. Majestät erst zu Weihnachten in der Residenz zurückerwartet wurde. φ. τ.

Literatur.

Kleine Schriften von Dr. Mises

Dr. Mises heißt, wie nicht allen Lesern bekannt sein wird, der Professor Gustav Theodor Fechner in Leipzig, wenn er einen Gegenstand humoristisch behandelt. Die hier wieder abgedruckten Aufsätze sind also humoristische Betrachtungen, und zwar enthalten sie eine solche Menge guter Einfälle und origineller Wendungen des Witzes, daß wir den Verfasser zu den liebenswürdigsten Schriftstellern seiner Art stellen möchten. Die Titel der einzelnen Stücke sind fast eben so viele Räthsel, die im Verlauf der Betrachtung in zierlichster und geistvollster Weise gelöst werden. So, wenn Dr. Mises den Beweis antritt, daß der Mond aus Jodine (wie man früher für Jod sagte) besteht. So die komische Abhandlung über Schutzmittel für die Cholera. So ferner die Reihenfolge allerliebster Einfälle und Schlüsse, die sich „Vergleichende Anatomie der Engel" nennt und zunächst von der Gestalt, dann von der Sprache der genannten übermenschlichen Wesen handelt, dann die wichtige Frage erörtert, ob die (als kugelförmig nachgewiesenen) Engel auch Beine haben, dann zeigt, daß sie lebendige Planeten sind und uns zuletzt mit ihren Sinnen bekannt macht. So endlich die vier Paradoxa: „Der Schatten ist lebendig" — „Der Raum hat vier Dimensionen" — „Es giebt Hexerei" — und: „Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich Schaffendes, sondern durch ein ursprünglich zerstörendes Princip entstanden." Höchst ergötzlich sind auch die Kapitel: „Panegyrikus der jetzigen Medicin", „Warum wird die Wurst schief angeschnitten?" und „Der Tanz". Endlich enthalten die Urtheile über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung wahre Kabinetsstücke seiner Ironie. Die Lösung jener räthselartigen Kapitelüberschriften hier mitzutheilen, wäre unbillig. Die Leser mögen im Buche selbst nachsehen und sich überraschen lassen. Doch können wir uns nicht versagen, ihnen wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, was sie zu erwarten haben. Es ist der Nachweis, daß die Engel **keine** Beine haben. Sie sind, wie wir vorausschicken, Sonnenbewohner und, wie bereits bemerkt, von Kugelgestalt.

„Die Füße und überhaupt die unregelmäßigen Vorragungen der Erdgeschöpfe entstehen dadurch, daß ihre Bildung nicht blos von einem Centrum außer ihnen, sondern von mehreren bestimmt wird. Die Pflanze wird theils von der Erde, theils von der Sonne angezogen, daher geht sie halb nach unten, halb nach oben. Das Thier wird bei seiner Bildung zwar weniger von der Erde angezogen, aber doch auch noch, daher die Schößlinge, die es nach unten treibt, die Beine. Aber bei der Bildung des Sonnengeschöpfs wirkt blos die Anziehung der Sonne; denn die Planeten sind Erbsen gegen die Sonne; so kann sich die Kugelgestalt frei ausbilden. Und daß die Sonne an sich das Streben hat, kugliche Bildungen hervorzubringen, zeigt sich theils in der Gestalt der Planeten, theils darin, daß der Menschenkopf, der unter allen Köpfen auf unsrer Erde der Sonne am meisten entgegengerichtet ist, auch die kuglichste Gestalt hat, und vorzugsweise das Auge darin, das der Sonne noch specieller angehört. Blos der Gegenzug, den die Erde bei der Bildung der irdischen Geschöpfe gegen die Sonne ausübt, hindert deren kugliche Bildung. Man hat hierin den Grund, warum die Geschöpfe auf unsrer Erde nicht kugelförmig sein können, warum aber Sonnengeschöpfe es sein können, und warum diesen die Beine fehlen. Wenn aber die Engel keine Beine haben, wie bewegen sie sich denn? — Wie die kuglichen Planeten sich bewegen. Haben diese denn Beine?"

Wir schließen unsere Anzeige mit noch einer Probe Mises'schen Humors. Es ist die Anmerkung auf Seite 424 und lautet: „Um zu wissen, auf welchem Standpunkte der Kunstansicht Jemand steht, reichen zwei bis drei einfache Fragen hin, wovon eine der am besten gewählten die ist: was er vom Geschrei des Laokoon halte. Sagt er: Er schreit mir zu wenig, so ist es ein roher Naturalist, mit dem man von Kunst weiter nicht spricht. Sagt er: Er schreit mir zu viel, so ist es einer der verständigen Kenner, die ihre Anschauungen gut zu nutzen wissen, indem er es einigen alten Bildern bald abgelernt hat, wie viel ein ideales Wesen schreien darf, und hiernach nun die andern alten Bilder zu belehren weiß. Sagt er: Er schreit mir gerade recht, so ist es auch ein Kenner, der sich aber von dem vorigen darin unterscheidet, daß er den andern Theil der alten Bilder, unter welchen der alte Schreier selber ist, zu Lehrern gehabt und sich daher an sein Geschrei gewöhnt hat. Genau so viel, als Laokoon schreit, gestattet er daher auch ihm selbst und im äußersten Falle einem Andern zu schreien. Aber nur ja nicht mehr. Wollte Laokoon jetzt noch seinen Mund um ein Haar breit mehr öffnen, so würde jener noch ärger darüber schreien, als Laokoon selber schreit. Jetzt ist es zu spät; hätte er es eher gethan, wer weiß, er hätte ihn noch eine Linie weiter öffnen dürfen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Trilogie Karl's des Kühnen.

Von Max Jähns.

> Bei Grandson verlor er das Gut,
> Bei Murten den Muth,
> Bei Nancy das Blut.
> (Alter Spruch.)

II.

Der „Streit von Granson".

Karl, der seit dem Bündniß mit Oesterreich und dem Waffenstillstand mit Louis XI. völlig freie Hand hatte, bot jetzt alle Streitkräfte auf, um seine Eroberungspläne auszuführen. Die Niederländer, froh, den Handel mit Frankreich wieder eröffnet zu sehn, bewilligten dem Herzoge gern eine dreijährige Steuer von je 100,000 Goldgulden, sowie noch andere bedeutende Summen. Karl sammelte und ordnete im Luxemburgischen ein Heer; im September 1475 überfiel er mit 40,000 Mann Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Nancy bestimmte er zur Hauptstadt seines künftigen Königreichs. Und nun beschloß er den Rachekrieg gegen das Elsaß und die Schweiz zu unternehmen, der ihm geradezu Herzenssache war und für den er seine besten Kräfte in und bei Nancy sammelte. Hatten doch die Eidgenossen und die niedere Vereinigung nicht nur im Juli 1475 Hochburgund verheert und in kurzer Zeit unter Oswald's v. Thierstein kundiger Führung 12 Schlösser und 3 Städte der Freigrafschaft erobert, sondern sie hatten auch das ihm engverbündete Haus Savoyen bekriegt, welches den Zorn der Schweizer dadurch erregt, daß es den „lampartischen" Soldtruppen, die von Mailand zum burgundischen Heere zogen, freien Durchmarsch gewährte. Unter solchen Umständen zögerte der Herzog nicht, selbst mitten im Winter zu Felde zu ziehen.

Während aber Karl der Kühne seine Rüstungen vollendete, eine neue Organisation beim Kriegsvolk einführte, seine Finanzen ordnete und so eifrig

arbeitete, daß er sich kaum zum Essen Zeit nahm*), begannen bereits in der Waat die Feindseligkeiten. Der Herr des Waatlandes nämlich, Graf Jacob von Romont, der in burgundischen Diensten stand, hatte sich Gewaltthätigkeiten gegen die eidgenössischen Besatzungen in Orbe und Grandson erlaubt, welche die Schweizer rächen wollten. 6000 Berner unter Petermann von Wabern eroberten im October 16 Städte und 43 Schlösser, darunter Murten, Stäffis, Romont und Moudon, die damalige Hauptstadt der Waat. Lausanne bot seine Unterwerfung an, und Genf kaufte sich mit einer großen Summe Geldes von der Plünderung los. Um dieselbe Zeit hatten die Walliser einen von der Herzogin von Savoyen gegen die Schweiz angeordneten Einfall von 12,000 Mann zurückgewiesen. Der entscheidende Schlag in diesem Kampfe geschah bei Sitten, und in Folge desselben wurde die Strecke Landes zwischen dem Genfer See und den penninischen und walliser Alpen, von den Wallisern eingenommen. Einen Ueberfall von Ifferten, den der Graf von Romont versuchte, wies die eidgenössische Besatzung nach hartem Kampfe ab. — So waren denn überall die vorbereitenden Kriegsbegebenheiten zum Heile der Verbündeten ausgeschlagen, und sie vermochten den bevorstehenden Hauptschlägen mit einer gewissen ernsten Freudigkeit entgegenzusehn.

Inzwischen waren Karl's Kriegsrüstungen beendet und er hielt bei der herbsten Winterkälte eine Heerschau in der Meurthe-Ebene von Nancy. Es waren 30,000 Mann, von denen jedoch nur ein Theil, nämlich 2300 Lanzen mit 10,000 Bogenschützen zum Zuge gegen die Elsässer und Schweizer, die Uebrigen dagegen zur Besetzung Lothringens und der Beobachtung Frankreichs bestimmt waren. Die Operationsarmee sollte durch Zuzüge aus Hochburgund, Mailand und Savoyen verstärkt werden.

Von den beiden Wegen, welche ihn in die Schweiz führen konnten, den durch das Elsaß und den durch Hochburgund, wählte der Herzog nämlich den letzteren. Vorwiegend mochten dabei politische Gründe leitend sein: möglichst geringe Berührung mit den unbetheiligten Ständen des deutschen Reichs, möglichst baldiger Schutz seiner so hart heimgesuchten hochburgundischen Lande und derer seiner savoyischen Verbündeten. Aber auch strategische Gründe sprachen, trotz des Umwegs, für die südliche Anmarschlinie. Denn die elsässischen Plätze, deren man sich andernfalls doch zuerst zu versichern gehabt hätte, waren in trefflichem Vertheidigungszustande; ferner wäre es nothwendig gewesen, den Marsch durch die Engthäler und Pässe des nördlichen Jura im Rücken durch die Einnahme von Basel zu decken, die voraussichtlich eine längere Belagerung nothwendig gemacht hätte. Im Süden lag dagegen die

*) Bericht des mailändischen Botschafters Panicharola an seinen Herrn — bei Rodt a. a. O.

burgundische Grenze im Jura selbst, und man besaß in Pontarlier und Nozeroy gute Stützpunkte.

Am 14. Januar 1476 brach Karl, nachdem er seinen Anführern eine feuerige Anrede gehalten, von Nancy auf und setzte sich gegen den Doubs in Bewegung. Er marschierte in 2 Kolonnen, deren eine das zahlreiche wohlgeordnete Geschütz bildete, welches zum Theil von den Niederlanden herbeigeführt, zum Theil in Nancy vorgefunden und in übermäßiger Zahl vorhanden war. Es sollen allein 160 Kanonen dabei gewesen sein, welche 48 Pfund schossen. Ein ungeheuerer Troß von Weibern, Marketendern, Krämern, sammt unermeßlichem Gepäck von nie erhörter Pracht und Herrlichkeit folgte dem Heere; der Herzog nahm alle Kostbarkeiten seines Hoflagers: alles Silbergeschirr, alle Glanzstücke des Schatzes mit, um den fremden Gesandten zu imponiren.*)

Am 22. Januar, als das Heer bei Besancon anlangte, stieß Friedrich von Tarent, König Ferdinand's von Neapel's Sohn, mit bedeutender Macht zu Karl, der auch diesem Prinzen Aussicht auf die Hand seiner Erbtochter gemacht, obgleich er dieselbe doch bereits an Max von Oesterreich versprochen.

Am 4. Februar traf die Vorhut der Burgunder bei Pontarlier ein, von wo sie gegen Neuenburg vordringen wollte. Durch den hartnäckigen Widerstand der Berner, unter Heinrich Matter bei Les Verrières und dem Bayardsthurm sah sie sich jedoch genöthigt, umzukehren und durch den offenen Paß von Jougnes einzudringen. Bei Lignerolles wurde Halt gemacht, bis das Hauptcorps durch den Jura debouchirt hatte, wozu 12 Tage erforderlich waren. Zum Theil erst nach Durchschreitung des Gebirges schlossen sich die Milizen aus Hochburgund, die Waatländer unter dem Grafen Romont sowie die savoyischen und mailändischen Hilfstruppen dem Heere an. — Gewöhnlich wird Karl's Armee als ganz vortrefflich bezeichnet; dies kann jedoch wol nur in Bezug auf die äußere Erscheinung und das ritterliche Gepränge als richtig gelten. Denn namentlich die nationale Mischung muß für einen großen Uebelstand erklärt werden, da sie in einzelnen Theilen der Armee Gegensätze hervorrief, welche sich bis zu leidenschaftlichem Hasse steigerten. Zumal die Lombarden waren, wie die große belgische Chronik berichtet, amicis et inimicis detestandi. Aber obgleich Jedermann den Herzog von Burgund vor diesen Leuten warnte, so schenkte er doch gerade ihnen sein vorzüglichstes Vertrauen.

---

*) Son artillerie estoit très-grande et bonne, et estoit un grande pompe en cet ost, pour se montrer à ses ambassadeurs, qui venoient d' Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleurs bagues et sa vaiselle beaucoup et largement antres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste. (Comines.)

Die Absicht Karl's des Kühnen war, zuerst Yverdon und Grandson einzunehmen und dann auf dem linken Ufer des Neuenburger Sees „in voller Schlachtordnung, wie er das in Feindes Land zu thun pflege, nordwärts vorzurücken und sein Unternehmen bis dahin auszudehnen, als es überhaupt Feindesland zu erobern geben werde". *) — Yverdon räumten die Eidgenossen freiwillig; Grandson beschlossen sie zu halten. — Am 18. Februar erschien Karl vor dieser Stadt. **)

Grandson oder Gransee, ein kleiner finsterer Ort, am westlichen Ufer des Neuenburger Sees gelegen, war einst der Sitz mächtiger Freiherrn gewesen, deren Wahlspruch „Petite cloche à grand son" lautete. ***) Nach ihrem Aussterben war Grandson unter savoyischer Lehnsherrlichkeit an das Haus Oranien-Chalons gekommen, dessen glänzender Vertreter, Graf Ludwig von Chateau-Guyon, sich im Heere Karl's des Kühnen befand. — Grandson sperrte die Straße, welche Karl zu nehmen gedachte, vollkommen. Die Hauptvertheidigung des Platzes bestand in einem Schlosse mit vier Thürmen und einer äußern Twingmauer †). Die Besatzung zählte 500 Mann. Karl lagerte sich in einem großen Halbmond um die Stadt, die Flügel an den Chamblonberg und an den Arnonbach lehnend. Der Neuenburger See und Gransee selbst blieben ihm vor der Front. Alle Furthen durch den Arnon wurden sorgfältig bewacht oder ungangbar gemacht, und auf dem Wege nach Neuchâtel nahm Cavallerie Stellung, um beim etwaigen Anrücken des Feindes das Heer gegen Ueberraschung zu schützen. Das eigentliche Lager wurde mit der Wagenburg umschlossen und bot mit seinen langen Zelt- und Hüttengassen, seinen Krambuden, Wirthschaften und Marketendern den Anblick einer ansehnlichen Stadt dar, in welcher mehr als zweitausend Dirnen nicht wenig zum Jubelleben der ausgelassenen Soldateska beitrugen. Dennoch sträubte sich anfangs die Mannschaft, bei der harten Witterung das Lager zu beziehn, anstatt der

*) v. Rodt a. a. O.

**) Eine Zusammenstellung der Hauptquellen über die Schlacht bei Grandson findet sich in Fréderic Du Bois: La bataille de Granson (Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich). Mit 2 Plänen und einer Ansicht. Die dort reproducirten Quellen sind: Die deutschen Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin, die französischen Chroniken von David Baillot und eines Anonymus, des neufchâteller Historikers Hugues de Pierre und endlich die Angaben Philippe's de Commines. — Mit dem aus diesen Quellen geschöpften „Précis de la bataille" konnte unsere Darstellung jedoch nicht immer übereinstimmen.

***) Das in diesem Wahlspruch durchklingende Wortspiel läßt sich deutsch nicht gut wiedergeben; denn er bedeutet sowohl „kleine Glocke mit großem Schall" als „das Glöcklein schallt zu Grandson". — Vergl. Vuillemin: Der Kanton Waat, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Deutsch von Wehrli-Boisot. St. Gallen. 1849.

†) Das Schloß ist seit den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts, nachdem es eine Zeit lang als Tabacksfabrik gedient, im Besitz der Familie Perret, welche für die Erhaltung dieses vaterländischen Denkmals sorgt.

warmen Quartiere in den umliegenden Dörfern, und nur wiederholte Drohungen des Herzogs setzten seinen Willen durch.*)

Gleich nach Berennung Granson's ließ Karl durch abgesessene Gensdarms Sturm laufen; aber dieser Angriff ward abgewiesen; erst am 21. Februar gelangte man in Besitz der Stadt, und die Besatzung schlug sich theils mit großem Verluste durch, theils zog sie sich in das Schloß zurück, welches nun in der heftigsten Weise aus mehr als 100 Stücken beschossen wurde.**) — Bald sah es böse in der Feste aus; dem ersten Büchsenmeister nahm eine Kugel den Kopf; der Zufall verursachte eine Pulverexplosion; der Anführer, Georg von Stein, erkrankte; der Versuch einer Verproviantirung durch bernerische Schiffe mißlang, und binnen kurzem begann den Vertheidigern auch der Mundvorrath zu schwinden und sehnsüchtig blickten sie nach Entsatz aus.

An Mahnungen zur Aufstellung eines tüchtigen Heeres gegen Burgund hatte es das zunächst bedrohte Bern nicht fehlen lassen. Durch Basel und Straßburg war der niedere Bund im Elsaß und das mächtige Frankfurt am Main aufgerufen worden; ja bis nach Franken hinein an das alt-befreundete Nürnberg hatte sich Bern um Hilfe gewandt und darauf hingewiesen, wie es doch nur deshalb in diesen Krieg gerathen sei, weil der Kaiser die Eidgenossen nicht eingeschlossen habe in seinen Separatfrieden mit Burgund. Doch je weiter entfernt von der Gefahr, desto weniger Neigung zur Hilfreichung zeigte sich; auch die vorderösterreichischen Stände zeigten sich säumig, sodaß sie zur Schlacht zu spät kamen; die schwäbischen Städte sandten ausweichende Antworten, und dies Verhalten der deutschen Reichsstände ward abermals eine Ursache für weitere Entfremdung der Eidgenossenschaft vom Reich. Denn wem man zuruft: „Hilf dir selbst!“ der wird auch, wenn er sich wirklich selbst geholfen hat, *selbstherrlich* sein wollen.

Am 10. Februar hatte Bern seinen Auszug aufgeboten, dessen Oberbefehl wieder der Schultheiß Ritter von Scharnachthal übernahm. Als Mithauptmann trat Hans von Hallwyl ihm zur Seite. Am 18. Februar, also an demselben Tage, an welchem Granson zum erstenmale angegriffen wurde, versammelte sich die Tagsatzung zu Luzern; aber wenn man sich auch allgemein für Entsatz von Granson entschied, so fehlte es doch sogar jetzt, da der Feind doch schon im Lande stand, nicht an mancherlei Kleinigkeitskram und particularistischem Egoismus, und die Folge davon war, daß am 28. Februar Granson fiel, bevor ihm Hilfe kommen konnte. Schuld daran war allerdings auch die unsichere Haltung des kranken Kommandanten und die mangelhafte Zucht der Knechte, welche sich nicht scheuten, die burgundischen Lagerdirnen in das Schloß einzulassen. So kam es zur Capitulation, bei

*) Panicharola bei v. Rodt.

**) Chronique anonyme.

welcher die Schweizer dem Unterhändler, einem burgundischen Edelmanne, 100 Gulden gaben, wofür er ihnen im Namen des Herzogs freies Geleit zusicherte — ein Verhalten, das der alten Schweizersitte wenig entsprach. Unter allen Umständen empörend bleibt aber trotzdem das Verhalten Karl's des Kühnen, der, nachdem er durch die Versprechungen eines seiner Hofkavaliere gebunden war, die Besatzung gnädig zu behandeln, doch den gesammten Rest derselben, 412 Mann, aufknüpfen, oder an langen Seilen durch den See zu Tode schwemmen ließ*) — eine Unthat, welche sich schwer rächen sollte.

Der Herzog hatte sich während der Belagerung in seinem Lager völlig eingerichtet. Die Front desselben lehnte sich links an den Mont Thevenon, rechts an den See und war durch tiefe Gräben sturmfrei gemacht. Funfzig der größten Karthaunen vertheidigten diese Front; die mit leichterem Geschütz versehene Wagenburg diente dem ganzen Lager als Reduit.**)

Ende Februar war endlich ein eidgenössisches Heer von 18,000 Mann, wobei auch Zuzüge des niederen Bundes, namentlich 400 Straßburger Reiter und 12 Büchsen, bei Neuenburg versammelt, und obgleich durch den Fall Grandsons die nächste und unmittelbarste Veranlassung des beabsichtigten Kriegszuges erledigt war, so beschlossen die Eidgenossen doch, auf Berns Mahnung, beisammen zu bleiben, den Burgunder anzugreifen und den Tod der Ihren zu rächen. Es war ein kühnes Unternehmen; denn sie mußten erwarten, den Herzog in seinem befestigten Lager zu finden. Der Weg, den sie zurückzulegen hatten, lief während fünf Stunden durch unaufhörliche und ziemlich unwegsame Defiléen. Namentlich bei dem Schlosse Vauxmarcus und bei dem Karthäuserkloster La Lance***) springen Berge unmittelbar an den See vor, und treten erst etwa eine halbe Meile vom burgundischen Lager weiter zurück. Hier bildet sich eine kleine Ebene, die nach dem Feinde zu durch einen tiefeingeschnittenen Zufluß des Arnon und dann durch diesen Fluß selbst durchzogen ist: Ravins, welche die Vortheile von Karl's Stellung noch erhöhten. Es kam also darauf an, in Gegenwart eines überlegenen Feindes sich aus einem Engpaß herauszuwinden und einer starken Cavallerie gegenüber ein ihr nicht ganz ungünstiges Terrain zu durchschreiten, um endlich eine mit 50 schweren Geschützen besetzte Verschanzung zu stürmen.†) Wunderbarer Weise machte ihnen aber der Herzog die Sache viel leichter.

Karl war nämlich inzwischen nordwärts recognoscirend bis Vauxmarcus

---

*) Panicharola bei v. Rodt u. Chronique anonyme.

**) Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin.

***) Das Kloster La Lance-Chartreuse war von den Grandsons gestiftet und bewahrte als Heiligthum ein Stück von dem Schafte der Lanze des heiligen Moritz. Diese heilige Lanze war aber nichts als der handgreifliche Ausdruck eines sprachlichen Mißverständnisses: „Lantçe“ heißt nämlich im romanischen Dialekt der Waat soviel wie „Thalschlucht“ oder „Engpaß“.

†) v. Brandt a. a. O.

vorgegangen. Die schwache Besatzung des dortigen thalsperrenden Schlößchens, welche Jean de Neuchâtel befehligte, hatte capitulirt, und der Herzog hatte den Platz mit 4 bis 5 Hundert Mann seiner Leibgarde besetzt. Als die Verbündeten dies durch die entlassene Besatzung erfuhren, schlug der Luzerner Hauptmann Haßfurter vor, man solle am nächsten Tage bis Vauxmarcus vorgehen und dies angreifen; dadurch werde man aller Wahrscheinlichkeit nach Karl bewegen, das Lager zu verlassen und sich so seines Vortheils zu begeben, um das Detachement seiner Garde zu entsetzen. Der Vorschlag wurde angenommen*); er war wohl ersonnen; doch noch bevor er zur Ausführung kam, verließ Herzog Karl bereits sein festes Lager ohne irgend eine erkennbare Nöthigung ganz von selbst.

Nachdem der Herzog nämlich erfahren, daß die Eidgenossen bei Neuchâtel ihr Heer sammelten, hatte er mit den Seinen Raths gepflogen, ob die Unterwerfung der Schweiz leichter durch Verheerung des offenen Landes oder durch Zerstörung von Bern und Freiburg zu erlangen sei, und hatte sich endlich für das Letztere entschieden. Er gedachte über Neuchâtel und Aarberg auf Bern zu marschieren, und dabei erschien dann eine Hauptschlacht unvermeidlich. Vergeblich hatten einige der der kundigsten und erfahrensten Kriegsobersten dem Herzoge von einem Vormarsche abgerathen, der ihn möglicherweise mit seinem schwergerüsteten, wenig beweglichen Heere im Defilée in die Schlacht verwickelte. Man hatte ihn an Morgarten erinnert und darauf hingewiesen, daß die Schweizer zu arm seien, um lange beisammen bleiben zu können, daß sie deshalb, wenn er nicht vorginge, gezwungen wären, ihn in seiner formidablen Position anzugreifen — „clos de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu'ils lui eussent sçeu porter dommage." **) Im höchsten Unwillen hatte Karl diesen vorsichtigen Rath verworfen und seinen festen Entschluß erklärt, durch das Neuenburgische nach Bern vorzudringen; wann und wo die Schweizer ihm entgegentreten wollten, das sei ihre Sache. Uebrigens werde er am 2. März selbst nur bis Vauxmarcus vorgehen, ja das Heer nicht einmal so weit; vielmehr solle für dies auf einer Hügelebene noch diesseits des Engpasses ein Lager abgesteckt werden. Was Karl sich dabei dachte, so nah am Feinde ein wohlbefestigtes Lager aufzugeben und ein neues unbefestigtes, kaum eine Meile weit vorwärts gelegenes zu beziehen, das ist allerdings unerfindlich.***)

So setzten sich also am Morgen des 2. März beide Heere in Bewegung.

---

*) Schilling u. Etterlin, sowie Freiburger Chronik bei Rodt.

**) Ph. de Comines.

***) Die Insinuation du Bois', daß es den Burgundern bei Grandson an Lebensmitteln gefehlt habe, wird durch keinen Chronisten bestätigt, und was sollte dem gegenüber auch ein Weitermarsch von einer Meile nützen? David Baillot sagt allerdings „Le duc fit crier á

— Auf dem rechten Flügel der Verbündeten marschierte die **Vorhut**, 3000 Mann Schwyzer unter Rudolf Reding, sowie Thuner und Luzerner, sämmtlich unter dem Hauptmann Kätzy. Sie verfolgten durch tiefen Schnee den Bergweg, der über Fresens und Vernea nach Concise führt. Links der Vorhut bewegte sich auf der Hauptstraße am See auf dem durch Schlackwetter aufgeweichten Wege der **Gewalthaufe** unter Scharnachthal. Es waren 10,000 Berner nebst ihren Zugewandten. Ihnen folgte die 4000 Mann starke **Nachhut**, worunter 1700 Zürcher. — Da die Thalsperre, das Schloß Vauxmarcus, in burgundischen Händen war, so fiel dem Gewalthaufen die Aufgabe zu, dies Schloß anzugreifen und dadurch Karl den Kühnen — wie man hoffte — zum Verlassen seines befestigten Lagers zu verleiten.

Als der Vortrab der Avantgarde über Vernea hinaus gekommen war, bemerkte er auf der Höhe zwischen Concise und La Lance Chartreuse die burgundischen Quartiermeister, welche unter George von Rosimboz, einem Candidaten der Ritterschaft, den Eingang des Defilées von La Lance Chartreuse besetzten*) und zum Theile beschäftigt waren, das neue Lager abzustecken.**) Man gab Feuer auf sie und meldete an Hauptmann Kätzy, der nun auch bis Vernea vorging.

Das Heer Karl's des Kühnen hatte sich inzwischen ebenfalls in Marsch gesetzt. Es war etwa 50,000 Mann stark, wobei 10 bis 15000 Neapolitaner, 5000 Mailänder und 5000 Savoyarden. Der Rest bestand aus Burgundern, Pikarden und andern dem Herzoge unmittelbar untergebenen Völkern. Die Artillerie soll 500 wolbespannte Stücke gezählt haben.***) Diese Armee war

son de trompe..., pour tirer droit à Neufchastel, a une ville appartenant au marquis de Rotthelin, pour icelle ville prendre, sans tuer personne et n'ij faire aucun mal sinon prendre des vivres pour la ditte armée" — aber in dieser ganz regelmäßigen Marschmaßregel liegt gar nichts, was auf Lebensmittelmangel im Lager bei Grandson schließen ließe.

*) Comines.

) Du Bois sagt: „à son grand étonnement elle (die Avantgarde der Schweizer) aperçoit l'avantgarde ennemie qui arrivait déjà de ce côté pour rejoindre les archers, que George Rozimboz avait porté comme vigie sur la hauteur **qui domine la chateau de Vaumarcus y faisant élever à la hâte une redoute en terre que la tradition attribue encore aux Bourguignons." Die Lage dieser Redoute, von welcher du Bois eine genaue Zeichnung giebt, deutet allerdings darauf hin, das es sich bei ihrer Anlage um eine Sperrung der über Vernea führenden via detra handelte. Ihr bedeutender Umfang macht für jene Anlage aber die Annahme einer nicht ganz geringen Herstellungsfrist nöthig und läßt es nicht wahrscheinlich werden, daß hier nur einige Schützen standen, wenn man burgundischerseits einmal die Wichtigkeit der Position erkannt hatte. Da nun überdies eine sorgfältige Prüfung der Quellen von einem Kampf an dieser Stelle, von einem Sturm auf die Schanze, meiner Ansicht nach, gar nichts erkennen läßt, so möchte ich glauben, daß jene Schanze nicht den Tagen der Schlacht von Grandson angehört, wenn sie auch sonst aus den Burgunderzeiten stammen mag, oder daß dieselbe während der **Belagerung** von Grandson angelegt und besetzt gewesen, bei dem beschlossenen und begonnenen Weitervormarsch aber wieder geräumt worden war.

***) Chronique anonyme.

gewohntermaßen in 3 Bataillen getheilt, welche einander folgten und deren jede aus allen drei Waffen zusammengesetzt war. An der Spitze der ersten Bataille stand reglementsmäßig der Marschall von Burgund, Anton der große Bastard. Unter ihm befehligten Balduin, der jüngere Bastard, und Ludwig von Chalons, Herr von Chateau-Guyon, ein Sohn des Prinzen von Oranien. Diese 1. Bataille bestand aus dem Kern des Heeres, nämlich den meisten Ordonnanzcompagnien. — Das Mitteltreffen, unter Karl's eigener Führung, sollten nebst dem Rest der Ordonnanz-Compagnien und der Leibgarde die italienischen Truppen bilden, denen der Herzog besonderes Vertrauen schenkte; der Rest, niederburgundische Truppen unter Johann v. Cleve und Friedrich v. Egmond, formirte die dritte Bataille.*)

Sobald Karl vernommen, daß die Quartiermeister angegriffen seien, befahl er sofort Halt zu machen**) und eilte mit seiner Garde zur Avantgarde vor. Dort angekommen ließ er die Bogenschützen mehrer Ordonnanzcompagnien absitzen um die Höhe bei Vernea zu ersteigen und den Vortrab Kätzy's zu vertreiben. Kätzy, der jetzt erkannte, daß es sich um die Hauptschlacht handeln werde, sandte Boten an Scharnachthal und forderte ihn auf, schnell zu seiner Unterstützung herbeizumarschieren. Sei dies, wegen des Schlosses Vauxmarcus, auf der Straße am See nicht möglich, so möge er ebenfalls über Vernea vorrücken; denn der Herzog habe sein Lager bereits verlassen, und so sei keine Zeit zu verlieren. Als Scharnachthal diese Meldung empfing, war eben ein Angriff der Spitze des Gewalthaufens gegen Schloß Vauxmarcus mißglückt, wie das bei dem Mangel an jeglichem Belagerungsgeräth sehr natürlich war.***) Der Heerführer sah sofort ein, daß Gefahr im Verzuge sei; er nahm vom Ende der Marschkolonne Alles zusammen, was sich im Augenblick sammeln ließ, und folgte mit 4000—5000 Mann der bisherigen Avantgarde auf dem engen schwierigen, schneebedeckten Bergwege durch Wald und Gestrüpp. Der energischen Kraft der tüchtigen Mannschaft gelang es, den Weg so schnell zurückzulegen, daß sie sich mit Kätzy vereinigen konnte, bevor noch das Gefecht größeren Umfang angenommen hatte.†) Man war nun bei Vernea etwa 8000 Mann stark und formirte diese ganze Masse, mit Ausnahme von 300 Büchsenschützen, in einen großen gevierten Haufen. Rechts desselben hängten sich die Schützen in einer Blänklerkette an; auf beide Flügel des Haufens wurden die wenigen Geschütze genommen, welche es gelungen war, mit über den Berg zu bringen. In dieser Schlachtordnung

*) Diese Angaben nach Johannes von Müller.

**) Schilling.

***) Chronique de David Baillot.

†) Diese Darstellung folgt der Auffassung Rüstow's in dessen „Geschichte der Infanterie."

stiegen Scharnachthal und Kätzy mit der Richtung auf Corcelles thalab; denn obgleich die Vorsicht gerathen hätte, mit dem Angriff auf den übermächtigen Feind zu warten, bis die übrigen Eidgenossen im Thale auf gleicher Höhe angelangt oder über den Berg nachgezogen wären, so erwies sich doch der Rachedurst, namentlich der bernischen Mannschaft, so groß, daß die Führer sie nicht zu halten vermochten. „Vorwärts!“ erscholl es durch die Reihen, und da die Venner sahen, daß es Ernst gelte, stiegen sie von ihren Rossen und schritten durch die kahlen Reben bergab „ohne alle Furcht noch hinter sich sehen“. *)

Vor Corcelles hatte inzwischen die burgundische Avantgarde Stellung genommen: das schwache Fußvolk und die abgesessenen Bogenschützen im Centrum, vor diesem die Artillerie, rechts und links die Reiterei der Ordonnanzcompagnien. — Als Herzog Karl der Schweizer ansichtig wurde, und bemerkte, wie sich dieselben aufs Knie senkten und mit ausgestreckten Armen Gott um Beistand anflehten, brach er in den Ruf aus: „Par St. George! ces canailles crient mercy! Gens du canon, feu sur ces vilains!“ **) Und gleich die erste burgundische Kugel warf zehn Schweizer nieder. Aber auch die Feldschlangen der Berner thaten ihre Wirkung, und unter dem Schutz derselben faßten die Eidgenossen festen Fuß in der Ebene. Der schweizerische Hause stellte sich so auf, daß er „den Berg zum Vortheil nahm“, d. h. daß er sich mit dem rechten Flügel an die Höhe lehnte. Zur Bedeckung der Flügel wurden die Freiknechte, das leichte Fußvolk unter Schwarzmauer von Zürich und Mültinee von Bern rechts und links etwas vorgezogen. Einen Ernst gebietenden Anblick bot das eiserne Viereck dar. „Dicht aufgeschlossen, mit langen Spießen, Brustharnisch und Sturmhaube gewaffnet, standen die Mannen da; aus der Mitte ragte eine gewaltige Standarte, von mehr als 30 Bannern und Fähnlein umflattert, und vor dem Hausen hielt ein Mann zu Roß mit langem Bart und weitem Rock; befehlend umritt er den Hausen“ —***) wahrscheinlich Kätzy oder Scharnachthal.

Nachdem das Artilleriefeuer einige Zeit gewährt, befahl Karl der Reiterei vorzurücken und dem Feinde in die Flanke zu fallen. Graf Chateau-Guyon, welcher die Lanzen des linken Flügels führte, griff die schweizerischen Büchsenschützen an und trieb sie unter den Schutz ihres Banners zurück; Karl selbst ritt mit der Reiterei des rechten Flügels, welche keilförmig formiert war, gegen die Linke des Gewalthausens an. „Il saisit son étendart d'une main et couche sa lance en arrêt contre ses ennemis, ce qui était une horrible marque de son courage“ sagt Baillot. „Grüselich“ war sein Einrennen,

*) Freyburger Chronik bei v. Rodt.

**) Chron. du Chan. de N. L. Ebenso Schilling und Baillot.

***) Panicharola bei Rodt.

„doch in gar wohlgemachter Schickung, unerschrocken und begierigen Herzens“ wehrten die Schweizer mit vorgehaltenen Spießen den Angriff ab. Nicht besser glückte ein Versuch Chateau-Guyon's, den gevierten Haufen in seiner rechten Flanke zu umgehn; dieser verlegte ihm durch eine rasche Bewegung nach rechts den Weg und empfing auch ihn wieder mit voller wehrhafter Front. Eine glänzende Rittergestalt sprengte der Graf, die eigene Wappenfahne in der Faust, mit verhängtem Zügel heran; mutherfüllt folgten ihm seine Gensdarmen „als wenn sie die Panner mit Gewalt wollten haben genommen; denn sie kamen auch gar nahe dazu; da waren aber wieder die langen Spieße um die Panner gestellt; gar mannlich stieß man sie ihnen in die Nasen, so daß sie bald sich kehrten und von dannen rannten.“ *) Dem Grafen persönlich gelang es indessen, mit aller Wucht seines gepanzerten Hengstes einzudringen; zweimal griff er nach dem Landesbanner von Schwyz; dann sank er, von einer Halblanze getroffen, todt zusammen.

Ungeachtet der errungenen Vortheile begann nun aber die Lage des vereinzelten Schweizerhaufens kritisch zu werden. Einbuße hatte der Feind doch noch wenig erlitten; die Reiterangriffe konnten in jedem Augenblicke wiederholt werden, und die zweite und dritte Bataille der Burgunder waren noch gar nicht ins Gefecht gekommen. Andererseits hatte der Herzog Karl sich davon überzeugt, daß das ansteigende Terrain den Attacken seiner Gensdarmerie ungünstig sei, und da er gerade auf ihre Leistungen den höchsten Werth legte, so beschloß er, derselben ein besseres Kampfterrain zu verschaffen, indem er auf die Hochebene von Corcelles zurückging; er hoffte, daß die Schweizer dann nachfolgen würden.

In seiner Ausführung hatte dieser Plan jedoch ganz unvorhergesehene Folgen. Die burgundische Infanterie der Avantgarde hatte bisher dem Kampfe der Reiterei unthätig zugesehn; die Artillerie war seit dem Beginn der Kavallerie-Attacken nicht mehr in der Lage, feuern zu können. Als jetzt diese beiden Waffen den auf Befehl des Herzogs stattfindenden Rückzug der Gensdarmerie erblickten, mißverstanden sie die Bewegung vollkommen; sie glaubten das ganze Gefecht aufgegeben, und von panischem Schrecken ergriffen machten sie kehrt und warfen sich fliehend auf das nachfolgende Mitteltreffen. Dies wähnte natürlich die Avantgarde geschlagen; die Panik ergriff auch sie: Anführer und Mannschaft, Reiterei und Fußvolk, Artillerie und Fuhrwesen warfen sich in die Flucht und rissen sofort die dritte Bataille mit sich. „Faisans aucuns très-bien leur devoir“ meint Comines. Vergeblich suchte der herbeieilende Herzog die Schaaren wieder zum Stehn zu bringen; umsonst hieb er selbst mit dem Schwerte unter die Flüchtigen ein — unaufhaltsam

*) Schilling.

eilten sie davon. „Salvassi chi poteva! Sauve qui peut!“ schallte es über das Feld*) — und grimmig ritt Karl zur Gendarmerie der Avantgarde zurück, um unter deren Schutz wenigstens seine Artillerie in Sicherheit zu bringen. Aber als er nun wieder bei Concise anlangte, mußte er sich überzeugen, daß er es bisher überhaupt nur mit einem Theile der eidgenössischen Macht zu thun gehabt; jetzt zeigten sich auf der Seestraße feindliche Schützenschwärme und bald auch einzelne geschlossene Panner. Denn der Hauptmasse des eidgenössischen Gewalthaufens unter Hans Waldmann und der gesammten Nachhut war es, als sie das Geschützfeuer vernahmen, klar geworden, wo die Entscheidung läge**); sie hatten die Angriffe gegen Vauxmarcus aufgegeben, hatten sich Wege durch den Bergwald gebahnt, die es allerdings nur so geübten Bergsteigern wie sie waren, gestatteten, das Schloß zu umgehen, und als sich nun um 3 Uhr nachmittags der Himmel aufklärte, erschienen sie auf den Höhen südlich La Lance.***) Hell blitzte die Sonne auf ihren Waffen; es „glitzerte wie ein Spiegel, dazu das Horn von Uri luyte und die Harsthörner von Luzern; es war ein solches Tosen, daß des Herzogen von Burgund Leute ein groß Graußen darob empfingen und traten hinter sich.“ —†) Sobald der Gevierthaufen Kätzy's der heranrückenden Hilfe ansichtig ward, setzte er sich gegen die burgundische Cavallerie in Bewegung. Dreimal noch warf sich Karl mit dem Kern seiner Lanzen den anstürmenden Feinden entgegen und tapfer stand ihm der ritterliche Prinz von Tarent mit den neapolitanischen Reisigen bei††); das beständige Scheitern ihrer Angriffe entmuthigte endlich die Cavallerie, die nun eiligst den Rückzug antrat. Der Versuch des Herzogs, sich noch einmal am Arnonfluß zu setzen, mußte unter solchen Umständen scheitern. An der Brücke über diesen Fluß floß das meiste Blut. Sieger und Besiegte, jeder wollte zuerst hinüber.†††) Die Burgunder flohen theils nach Bonvillars, Champagne und St. Maurice, indem sie St. Croix (westl.) zu erreichen suchten, theils in der Richtung auf Montagny. Das burgundische Heer schwand hin wie der Rauch vor dem Nordwind.*†)

Die Verfolgung der Eidgenossen war nicht sehr ausgibig. Das burgundische Fußvolk hatte durch seine Flucht wenigstens eine Stunde Vorsprung, und der beste Theil der bündischen Reiterei, die Straßburger, war in Folge einer ungeschickten Dislocirung noch nicht zur Stelle. Daher blieb denn auch der Mannschaftsverlust der Burgunder und die Zahl der Gefangenen

*) Panicharola. **) Etterlin's Chronik.

***) Diebold Schilling.

†) Etterlin. ††) Panicharola.

†††) Baillot u. Wurstisen.

*†) „Ces pauvres Bourguignons semblent fumée espandue par vent de brise.“ (Chronique de Hugues de Pierre.)

nur gering. Unermeßlich war dagegen die Beute. Denn der Reichthum und die üppige Pracht der burgundischen Feldausrüstung übersteigt jeden Begriff. Der reiche Fugger hatte Recht, als er in Bezug auf Grandson sagte: „Nicht der schöne Aermel, sondern der starke Arm schlägt den Feind!" — Louis XI. konnte sich nicht satt hören an den Schilderungen, mit welch dummem Staunen die wilden Bauern jene kostbaren „bagues", alle die Schätze des herzoglichen Lagers begafft und verschleudert. Die Schweizer maßen das Geld in Hüten und hatten die barbarische Laune, die edelsten Stoffe zu zerschneiden, um sie unter sich zu theilen. Unglaublichen Werth hatten die Zierrathen der fürstlichen Feldkapelle; doch noch reicher erschien das silberne Tafelgeräth, das mehr als 4 Ctr. wog; Karl's goldener Stuhl wurde allein auf 11,000 Gulden geschätzt; sein goldenes Insiegel wog ein Pfund; sein Prachtschwert war mit den auserlesensten Steinen und 15 Riesenperlen besetzt; seine wunderbare Bibliothek hatte ihres Gleichen nicht; seinen juwelenbedeckten Hut kaufte später ein Fugger um 47,000 Gulden, und europäische Berühmtheit erhielten die hier erbeuteten herrlichen Diamanten, an Größe und Reinheit damals einzig in Europa. Den schönsten von ihnen verkaufte ein Schweizer für einen Thaler; zuletzt sind sie durch Kauf und Verkauf in die päpstliche und die französische Krone gekommen. Kostbar waren auch die Gobelins, mit denen die Zelte nicht nur des Herzogs, sondern auch sehr vieler anderer Herren innen bekleidet gewesen; fanden sich doch allein 400 Zelte mit Seidenausschlag vor, zu deren nächtlicher Beleuchtung schön gearbeitete Glas-Kugeln dienten. Und doch wurde alle diese Beute fast noch überboten durch diejenige an Waffen. Allein 419 Feuerschlünde wurden genommen, darunter auch Orgelgeschütze, Kunstwerke neuester Erfindung; dazu kamen 1000 Pferde und 800 Wagen, 800 Hakenbüchsen, 300 Tonnen Pulver, 4000 große bleiausgegossene Streitkolben, wie sie die Bogenschützen zu brauchen pflegten, um den Pfeilverwundeten Eisenhut und Schädel zugleich zu zertrümmern — endlich 27 Banner und 600 Fähnlein*), welche später in den bündischen Kirchen aufgehängt wurden. Auch ein Buch, „des burgundischen Heeres Ordnung" enthaltend, soll in die Hände der Sieger gefallen sein.

Die Freude an dieser ungeheueren Beute und die nicht geringe Schwierigkeit ihrer Vertheilung trug übrigens nicht wenig dazu bei, daß die Eidgenossen ihren Sieg sehr mangelhaft ausbeuteten. Sie waren so unaufmerksam, daß ihnen sogar die burgundische Besatzung von Vauxmarcus entrinnen konnte. Zu deren Heil! Denn vor Grandson fanden die Eidgenossen die Leichen ihrer Landsleute noch frisch an den Bäumen vor dem

*) v. Rodt a. a. O.

Schloß, zu 10 bis 20 am gleichen Ast; viele Bäume mit henkermäßiger Kunst gestützt; alle vollbehangen: hier Vater und Sohn, dort Brüder, Verwandte und Freunde bei einander — ein herzzerschneidender Anblick!*) Da bemächtigte sich des Volkes eine so unwiderstehliche Wuth, daß es den Hauptleuten nicht möglich war, die gefangenen Burgunder zu schützen. Sie wurden fast alle hingemordet.

Nach dem Siege beschlossen die Eidgenossen, auf dem kürzesten Wege heimzukehren. Sie wollten sich ihres Triumphes und ihrer Beute freuen. Vergeblich versuchten die Berner die andern zu überreden, den ungeahnt großen Erfolg auszunutzen, womöglich zur Eroberung des ganzen Waatlandes — die Genossen marschierten, nachdem sie ehrenhalber drei Tage lang das Schlachtfeld gehütet und zwölf Anführer von Bern, Zürich und Basel, die sich am meisten hervorgethan, mit der Ritterwürde belohnt hatten, über Neuenburg nach Hause.

Die deutschen Gymnasialprogramme für 1876.

Die „Grenzboten" brachten vorigen Sommer einmal ein „Kleinstaatliches Literaturbild", gezeichnet auf Grund des damals eben erschienenen „Sächsischen Schriftstellerlexikons". Heute sind sie in der Lage, dem „kleinstaatlichen" ein nicht minder lehrreiches „großstaatliches Literaturbild" an die Seite zu stellen, auch dieses wiederum, wie jenes, ein photographisch getreues Abbild der Wirklichkeit, ohne künstliche Beleuchtung und ohne Retouche.

Von Ostern 1876 an werden die höheren Schulen Deutschlands ihre landesüblichen „Osterprogramme" nicht mehr eigenhändig an diejenigen Schwesteranstalten versenden, mit denen sie in Cartell stehen, sondern es ist für den Vertrieb derselben eine Centralanstalt geschaffen worden, nach welcher sie zunächst alle hinzuströmen und von welcher sie dann wieder alle auszuströmen haben. Diese Centralanstalt ist mit der B. G. Teubner'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig verbunden worden. Der bisherige Zwang, eine sogenannte „wissenschaftliche Abhandlung" den „Schulnachrichten" beizugeben, soll fortan aufgehoben sein; es soll in Zukunft in das jeweilige

*) Schilling.

Belieben einer Schule gestellt sein, ob sie ihr Programm durch Zugabe eines wissenschaftlichen Theiles schmücken will oder nicht. Im November jeden Jahres hat jede höhere Lehranstalt Deutschlands, sei sie nun Gymnasium oder Progymnasium, Lyceum oder Pädagogium, Realgymnasium, Realschule oder höhere Bürgerschule, der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung das Thema mitzutheilen, über welches die wissenschaftliche Abhandlung ihres nächsten Osterprogramms sich zu verbreiten gedenkt. Die Firma Teubner entwirft sodann ein nach Ländern und Städten geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Programme und versendet dieses wieder an alle betheiligten Lehranstalten. Jede Schule streicht — vermuthlich nach vorausgegangener Synodalberathung — diejenigen Programme im Verzeichniß an, die sie ihrer Schulbibliothek einzuverleiben wünscht, und schickt das Verzeichniß dann an die Centralanstalt zurück. Diese stellt hierauf wieder zusammen, wie viel Exemplare von jedem einzelnen Programme bestellt worden sind, und theilt diese Summe der betreffenden Lehranstalt, natürlich noch vor Beginn des Druckes, mit, und diese hat dann die verlangte Anzahl Exemplare an die Teubner'sche Buchhandlung zu senden, zur Vertheilung an diejenigen Schwesteranstalten, welche so höflich waren, sich nicht durch unterlassene Anstreichung die Zusendung zu verbitten Die Firma Teubner ist übrigens ermächtigt, von solchen Programmen, von denen ihr dies gut scheint, — jedenfalls nicht von den am wenigsten gefragten — eine beliebige Anzahl zum buchhändlerischen Vertrieb zu verlangen. Dieser Convention sind sämmtliche höheren Lehranstalten Deutschlands beigetreten, mit Ausnahme — Bayerns. Dieses hat sich ausgeschlossen, weil seine Schulprogramme nicht zu Ostern, sondern erst zu den Sommerferien ausgegeben werden, eine Vorausbestimmung des Themas also im November des vorhergehenden Jahres in vielen Fällen nicht möglich sein würde. Daß aber die Programme gerade zu den Sommerferien ausgegeben werden, scheint in Bayern eine Art Naturnothwendigkeit zu sein, denn sonst hätte man ja nur die Ausgabe derselben von jetzt an einfach auf Ostern zu verlegen brauchen. Endlich — beinahe hätte ich das wichtigste vergessen — die Programme müssen in Zukunft sämmtlich genau im Formate des von der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung ausgegebenen Programmverzeichnisses gedruckt werden. Ueber die Güte des Papieres und die Schriftgattung sind von der Centralanstalt keine besonderen Bestimmungen getroffen worden. Es scheint also doch auch in Zukunft erlaubt zu sein, von der Papiersorte der Teubner'schen „Schulausgaben griechischer und römischer Classiker" sich Abweichungen zu gestatten.

In den letzten Wochen ist nun das gewiß von vielen Seiten mit Spannung erwartete erste derartige Programmverzeichniß erschienen. Von nicht weniger als 575 höheren Lehranstalten Deutschlands wird uns darin ver-

rathen, welche wissenschaftlichen Aufschlüsse wir nächste Ostern von ihnen zu erwarten haben. So bequem hat man in der That die deutsche Programmliteratur eines Jahres noch nie übersehen können, wie in diesem Hefte. Gönnen wir uns denn diesen Blick!

Was zunächst den zuletzt erwähnten wichtigen Punkt betrifft, so entnehmen wir aus dem Format des Teubner'schen Verzeichnisses die beruhigende Thatsache, daß das ehrwürdige, noch aus dem 16. Jahrhundert stammende Quartformat auch in Zukunft in der Programmliteratur beibehalten werden soll. Das Normalmaß eines deutschen Schulprogramms wird nach den sorgfältigsten Messungen in Zukunft 25,75 Cm. in der Höhe und 20,75 Cm. in der Breite betragen. Diejenigen Schulen Deutschlands also, welche bisher die unverantwortliche Geschmacklosigkeit begangen haben sollten, ihre Programme in Octavformat — etwa gar nach dem berüchtigten „goldenen Schnitt" — zu drucken, werden von jetzt an sich wieder zu dem mustergiltigen Quart zu bekehren haben.

Nun zum Inhalt der Programme. Leider herrscht in dem ausgegebenen Verzeichniß unter den Angaben der einzelnen deutschen Staaten nicht dieselbe herzerhebende Gleichförmigkeit, wie in dem zukünftigen Formate. Württemberg z. B. hat nur Gymnasial-, aber keine Realschulprogramme verzeichnet. Wir müssen uns schon daher, wenn unser Bild getreu werden soll, in der nachfolgenden Zusammenstellung auf die Gymnasien beschränken. Vielleicht würde es sich ohnehin empfohlen haben, diese gesondert zu betrachten, da es bei dem ganz verschiedenen Charakter von Gymnasium und Realschule nicht richtig wäre, die Programmliteratur beider ohne Weiteres mit einander zu vermengen.

Das Teubner'sche Verzeichniß nennt, wenn wir richtig gezählt haben, 353 Gymnasialprogramme. Da aber in 4 Programmen je zwei wissenschaftliche Beiträge in Aussicht gestellt sind, so würden wir 357 wissenschaftliche Abhandlungen zu Ostern zu erwarten haben, wenn nicht 88 höhere Lehranstalten — ei, ei, was werden die betreffenden Herren Cultusminister dazu sagen! — bereits diesmal von der Vergünstigung Gebrauch gemacht hätten, ihr Programm auf die „Schulnachrichten" zu beschränken. Es bleiben also nur 269 wissenschaftliche Abhandlungen übrig. Diese vertheilen sich den Gegenständen nach in folgender Weise: Griechische Literatur und Literaturgeschichte 43 (Homer 7, Sophokles 6, Thukydides 6, Aeschylos 3, Euripides 3, Platon 3, Aristoteles 3, Demosthenes 3, Herodot 2 rc.), römische Literatur und Literaturgeschichte 35 (Horaz 4, Virgil 4, Cicero 3, Plautus 2, Properz 2, Tacitus 2 rc.), Unterrichts- und Erziehungslehre und Geschichte der Pädagogik 35, deutsche Geschichte und Culturgeschichte 30, Mathematik und Naturwissenschaften 20, Philosophie und Geschichte der Philosophie 17, Bibliotheks-

wissenschaft 9, Theologie 8, Germanistik 8, griechische Geschichte und griechische Antiquitäten 7, griechische Sprachlehre 7, römische Geschichte und römische Antiquitäten 6, Romanistik 6, Sprachwissenschaft und vergleichende Grammatik 5, französische und englische Literaturgeschichte 5, Schulreden und Beschreibung von Schulfeierlichkeiten 5, griechische und römische Archäologie und Mythologie 4, neuere Geographie 3, deutsche Literaturgeschichte 3, lateinische Sprachlehre 2, deutsche Sprachlehre 2, altorientalische Geschichte 1, alte Geographie 1, mittelalterliche Geschichte 1, slavische Literatur 1, Uebersetzungsproben 1. Von 4 Titeln muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich, da ich nicht im rettenden Besitze eines Conversationslexikons bin, augenblicklich nicht weiß, wo ich sie hinthun soll. Ich bitte nachzuzählen, ob ich mich nicht verzählt habe; ich denke aber, es wird stimmen: Summa Summarum 269 Stück.

Sehen wir uns nun die einzelnen Rubriken etwas näher an. Welch ein herzerfreuender Anblick, da zunächst die wackeren Vertreter der Philologie von der alten Schule in fest geschlossenen Colonnen heranrücken zu sehen! Da kommen sie an, mit ihren observationes, quaestiones, commentationes, adnotationes, emendationes, interpretationes und andern -iones, mit ihren schedae criticae und conjectanea critica, mit ihren „Erklärungen zu", „Erläuterungen zu", „Kritischen Bemerkungen zu", „Studien zu", „Beiträgen zur Kritik und Exegese von", und wie die würdevollen Titel alle lauten. Und das meiste davon präsentirt sich natürlich in classischem Latein, denn in diesen edlen Kreisen hat man noch ein Verständniß für die Entrüstung des seligen Burmann, welcher sagte: „Quis non indignetur, gravissimam et severissimam Germanorum nationem ita jam ab aliquo tempore in delendi Latini sermonis usu laborare coepisse, ut publicae academiarum cathedrae et privatarum scholarum subsellia tremendo illo et insuavi vernaculae linguae mugitu reboare audiantur!" Ach, es muß doch ein recht schwieriges Ding sein, um die Textfeststellung und Erklärung z. B. eines griechischen Tragikers. Neunundneunzig haben den alten Sack nun schon abgeklopft, umgekehrt, ja selbst die äußersten Zipfel umgestülpt; und siehe da, es kommt ein hundertster und findet immer noch wieder ein paar Körnchen. Aber glaube man ja nicht, daß nur die Textkritik und das nackte logische Verständniß durch jene würdigen Vertreter der alten Philologie gefördert werde. O nein, auch um die ästhetische Einsicht erwerben sie sich fort und fort hervorragende Verdienste. Wieviel Weises ist schon über die Schuld oder Unschuld der Antigone, wieviel Tiefsinniges über die poetische Composition des „Ajax" geschrieben worden! Wer aber meinen wollte, daß die classische Philologie diese Themata jemals für abgethan halten könnte, der würde sich sehr irren. Aus elf Programmen entsteht nach kurzer Zeit ein zwölftes, aus zwölfen ein dreizehntes, und so

mit Grazie in infinitum — der Stoff ist eben unerschöpflich. Während aber so auf der einen Seite glänzende Fortschritte gemacht werden, wird auf der andern an altbewährten Anschauungen mit rührender Pietät festgehalten. Wenn gelbschnäblige novatores sich heute erdreisten zu behaupten, daß Virgil ein lederner Geselle sei, ohne jeden Funken von echter Poesie, ohne Wahrheit, ohne Anschaulichkeit, und daß er von Rechtswegen aus dem Kanon der Gymnasiallectüre gestrichen werden müsse, so kommen dort zwei aus der guten, alten Schule, die so entzückt sind von den poetischen Schönheiten Virgil's, daß der eine sich gedrungen fühlt „über die Personificationen bei Virgil", der andere „über die Gleichnisse bei Virgil" zu schreiben. Allen Respect vor Homer, aber so hoch darf man ihn denn doch dem Virgil gegenüber nicht setzen, wie das von unsern jugendlichen Heißspornen heutzutage geschieht. Weiß man doch nicht einmal recht, woher dieses angebliche Vorbild Virgil's eigentlich stammte. Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamin, Chios, Argos, Athenae — ja, ja, das ist bald auswendig gelernt, aber nächste Ostern wird einer kommen und uns beweisen, daß der Dichter der Odyssee ein — Böotier war! Und das Programm, worin dieser Beweis geliefert werden wird, erscheint nicht etwa in Bayern — man wolle überhaupt nie vergessen, daß Bayern an den sämmtlichen hier genannten Leistungen völlig unschuldig ist — sondern in Pommern!

Nicht wahr, das ärgert euch, ihr Sprachvergleicher, ihr Etymologen, ihr Sanskritler, die ihr nie über die Formenlehre des Griechischen hinauskommt, die ihr kaum ein halbes Capitel Anabasis mehr übersetzen könnt, ohne das bewußte gelbe Stuttgarter Heftchen an der Seite zu haben, nicht wahr, das ärgert euch, daß die Philologie vom alten Schlage noch in solcher Blüthe steht? Aber beruhigt euch, auch die Saat, die ihr gesät, beginnt nachgerade aufzugehen. Oder wären es etwa nicht die Früchte modernster Philologie, jene geistvollen observatiunculae grammaticae, die jetzt fort und fort an einzelnen Autoren verübt werden, die den jungen Philologen auf der Universität von seinem zweiten bis zu seinem siebenten Semester beschäftigen, als würdige Vorbereitung auf das dereinstige Lehramt, und die bereits das Gros unsrer philologischen Doctordissertationen bilden? Wenn einer aus dem Homer die Infinitive herausklaubt, ein anderer aus dem Herodot die Temporal- und Finalsätze, ein dritter aus dem griechischen Texte des neuen Testaments die „mit mehr als einer Präposition zusammengesetzten Verba", ein vierter aus dem Plautus die Demonstrativpronomina, ein fünfter aus Curtius Rufus die Participia, so muß doch, dächte ich, der modernen Sprachwissenschaft das Herz im Leibe lachen. Ein gelehrtes altes Haus meiner Bekanntschaft bemerkte zwar einmal höhnisch, als ihm ein solches Pröbchen modernster Sprachstatistik in die Hände kam: „So etwas verdiente einmal in Musik gesetzt zu

werden, das müßte gesungen sich herrlich ausnehmen!“ Aber das war doch nur der pure Neid darüber, daß er als alter Knabe die Sanskritbuchstaben nicht lesen kann, was natürlich jeder junge Philologe heutzutage mindestens lernt.

Aber auch die Unterrichtslehre wird fortwährend noch durch epochemachende Beiträge aus der Programmliteratur bereichert. Ostern 1876 wird uns endlich einmal einer darüber aufklären, wie man denn eigentlich „Horaz in Prima“ zu tractiren habe, ein anderer darüber, wie „der lateinische Unterricht in den obern Classen“ eingerichtet werden müsse, ein dritter und vierter werden uns die längstersehnten Aufschlüsse geben „über den griechischen Elementarunterricht“ und „über den lateinischen Unterricht in der Sexta“, und ein fünfter wird ebenfalls einem mit jedem Jahre dringender hervortretenden Bedürfnisse abhelfen und uns mit „Materialien für die Anfertigung lateinischer Verse“ beglücken. Drei Bildner der Jugend drängt es, die erzieherische Seite der Schule mehr zu betonen, als das bisher geschehen; der eine verspricht, uns zu belehren über „Schule, Vaterhaus und Publikum in ihren gegenseitigen Beziehungen“, der zweite wird „Bemerkungen über das Verhältniß von Schule und Haus“ liefern, der dritte kurz und bündig über „Schule und Haus“ schreiben. Könnten denn diese drei nicht vielleicht noch rechtzeitig zu einer pädagogischen Conferenz zusammentreten und über eine „identische“ Abhandlung sich einigen? Das müßte eine mächtige Wirkung thun!

Von segensreichstem Erfolge wird es jedenfalls auch begleitet sein, daß einige ihre Ideen über Unterrichtslehre gleich ins Praktische übertragen, indem sie sich gleichsam zurückversetzen in die Zeit, wo sie selber noch dem philologischen Seminar oder der Prima des Gymnasiums angehörten, und nun aus ihrer inzwischen gereiften Erkenntniß heraus einmal eine echte Seminararbeit oder Schularbeit zum Besten haben. So wird z. B. einer eine Elegie des Tibull erläutern, ein anderer einen Abschnitt aus den „Eumeniden“ des Aeschylos interpretiren, ein dritter ein Stück von Lessing's „Laokoon“ ins Lateinische übersetzen, ein vierter eine Charakteristik des Cyrus nach Xenophon geben, ein fünfter endlich — der beliebte Scherz! — eine Parallele ziehen nicht etwa zwischen der Goethe'schen und der Euripideischen Iphigenie — o nein, so leicht macht sich unser Autor seine Sache nicht — sondern zwischen der Medea des Euripides, der des Seneca und der des Corneille. Wie verdienstvoll wäre es, wenn der betreffende Schriftsteller gleich noch die Medea von Klinger, die von Grillparzer und die von Marbach mit in seine Untersuchung hineinziehen wollte! Sechs Medeen neben einander — so etwas wäre noch nie dagewesen.

Doch genug des Spottes. Es ist schon viel gegen den Zopf unserer Programmliteratur geredet und geschrieben worden, aber ein überzeugenderer Beweis dafür, wie wünschenswerth es sei, sie gänzlich abzuschaffen, als dieses

erste deutsche Programmverzeichniß für 1876, ist nicht gut denkbar. Ein Universitätslehrer fing einmal im Colleg die Empfehlung eines Schulprogramms mit den Worten an: „Endlich habe ich Ihnen, meine Herren, noch eine Schrift über diesen Gegenstand zu nennen; es ist zwar nur ein Schulprogramm, indessen ꝛc." Das sagte er in einem Colleg, das zum größten Theile aus künftigen Schulmännern bestand. Nun, sehr verbindlich war das vielleicht nicht, aber Recht hatte er doch. Wir wollen das Kind keineswegs mit dem Bade ausschütten. In einer Bibliothek, wo die Programme sorgfältig geordnet und in einem specialisirten Fachkatalog verzeichnet sind, wird mancher schon in der Lage gewesen sein, einen willkommenen Beitrag zu seinen Studien in einem abgelegenen, längst vergessenen Programm zu finden. Wo die dicken Bücher uns sammt und sonders im Stiche lassen, da hilft uns bisweilen ein Schulprogramm aus der Noth, ja man kann sogar sagen, daß vielleicht manches Verkehrte, wenigstens manches Ueberflüssige nicht würde geschrieben werden, wenn jeder sich immer die Mühe nähme, sich gründlich auch um die in sein Thema einschlagende Programmliteratur zu kümmern. Auch ist unläugbar eine große Summe treuen, redlichen Fleißes in unserer Programmliteratur niedergelegt. Ein sächsischer Schulmeister, übrigens eine Seele von einem Menschen, pflegte zu sagen, wenn es einem minderbefähigten Abiturienten beim Maturitätsexamen an den Kragen gehen sollte: „Mihe hat er sich gegeben, das kammer nich andersch sagen. Wir sinn doch ooch nich lauter Schenies!" Dies treuherzige, selbsterkenntnißvolle Wort paßt auch auf unzählige Schulprogramme. „Mühe hat er sich gegeben!" — das darf man gewiß den meisten nachrühmen. Mühselige Untersuchungen, die nur durch jahrelange Concentration auf einen einzigen kleinen Punkt ausgeführt werden können, Untersuchungen, zu welchen allerdings nicht viel mehr gehört, als jene χαλκε̃ ἔντερα, jene ehernen Eingeweide, denen der alexandrinische Gelehrte Didymos seinen ehrenden Beinamen verdankte, welche aber gerade deshalb von befähigtern, regsamern Köpfen gemieden werden, von fleißigen Schulmännern sind sie ausgeführt worden, oft in sauer dem Amte abgerungenen Stunden, in denen ihnen lieber zur eignen geistigen Erfrischung die Lectüre eines guten, anregenden Buches zu gönnen gewesen wäre. Dies alles kann man bereitwilligst zugestehen. Trotzdem kann man sich auf der andern Seite der Wahrnehmung nicht verschließen, daß, im Ganzen betrachtet, der wissenschaftliche Werth der Programmliteratur nicht im entferntesten im Verhältniß steht zu ihrem riesigen Quantum. Die Programme bildeten bisher ein Kreuz fast aller Schulbibliotheken. Hundertweise gingen sie jedes Jahr ein, die Bibliothekräume waren fast überall zu knapp bemessen, um diesen endlosen Segen zu bergen, und selten fand sich einer im Colleg, den es gelüstet hätte, alljährlich diese Massen zu ordnen, gewissenhaft zu katalogisiren, in Fächer oder Kapseln

einzulegen und so wenigstens einigermaßen der Wissenschaft nutzbar zu machen. In vielen Schulbibliotheken lagen sie, wie sie gerade eingelaufen waren, zu Convoluten zusammengeschnürt, dem Staube von Jahrzehnten preisgegeben. Im Großen und Ganzen aber war dieses Schicksal kein unverdientes. Die meisten Programme wurden ja eben nur geschrieben, weil der Betreffende an der Reihe war, es waren vielfach bloße specimina eruditionis, die sich bisweilen nicht sehr von einer Schularbeit unterschieden. Zum Theil hing dies wohl mit den verschiedenen Ansichten über das Lesepublikum der Programmliteratur zusammen — die einen meinten, das Programm sei in erster Linie für die Schüler zu schreiben, andere, es sei für die Eltern der Schüler und sonstige Freunde der Schule berechnet, noch andere, es sei lediglich für die Fachgenossen bestimmt — zum Theil aber auch mit ganz andern, tieferliegenden Ursachen. Das Programmschreiben war für die meisten eine Last und brachte namentlich ältere Herren, die längst in ihrem Lehrerberufe zu biedern Handwerkern geworden waren und sich um die Fortschritte der Wissenschaft nicht sonderlich mehr kümmerten, in schwere Verlegenheit.

So ist es denn ein erfreuliches Zeichen, daß gleich im ersten Jahre der neuen Einrichtung von 353 Gymnasien 88 den Muth gehabt haben, freiwillig auf eine zweifelhafte Bereicherung der Wissenschaft zu verzichten. Andere haben sich nur scheinbar nicht ausgeschlossen; denn eine Schulrede oder die Beschreibung einer Schulfeierlichkeit oder eine Uebersetzungsprobe kann doch nicht gut als „wissenschaftliche Abbhandlung“ gelten. Hoffentlich wird, wenn die erste Schämigkeit erst überwunden sein wird, die Anzahl derjenigen Schulen, welche sich lieber auf die Schulnachrichten beschränken als irgend ein werthloses Elaborat beifügen, mit jedem Jahre sich steigern und so endlich ein Zopf ganz von selber fallen, den man schon jetzt einfach hätte abschneiden sollen, anstatt ihn noch einmal in einer neuen, wirklich recht komischen Façon aufzufrisiren. Wer seinen Fachgenossen eine brauchbare wissenschaftliche Mittheilung zu machen hat, wen seine Forschungen zu Resultaten geführt haben, die ihm der Verbreitung werth zu sein scheinen, der braucht wahrlich nicht damit zu warten, und er wird auch schwerlich Lust haben, damit zu warten, bis die Reihe des Programmschreibens an ihn gekommen ist, sondern er hat dazu hinlängliche Gelegenheit in einer Menge von Fachzeitschriften, die ihm seinen Beitrag noch dazu honoriren und in denen er unbedingt auf Leser rechnen kann, was im Programm beides nicht der Fall ist. Und handelt es sich um größere Arbeiten, nun, so wird sich auch stets ein Verleger finden, der bereit ist, sie als besonderes Buch herauszugeben.

Das Programmverzeichniß für 1876 charakterisirt also, wie wir gesehen, zur Genüge unsre Programmliteratur; es charakterisirt aber auch — und hierüber sei uns ebenfalls noch ein kurzes Wort gestattet — das Gymnasium,

insofern es bis zu einem gewissen Grade wenigstens ein Ausdruck der am Gymnasium herrschenden Strebungen und Anschauungen ist, und so gewinnt es auch eine gewisse Bedeutung für die unsre Zeit so lebhaft bewegende Frage über die Reform unsrer höheren Bildungsanstalten. Als ein erfreuliches Symptom kann es gelten, daß neben all den nichtsnutzigen quaestiones und observationes und neben all dem pädagogischen Plunder ein Fach wie die vaterländische Geschichte und Culturgeschichte wenigstens durch die nächsthöchste Ziffer in dem Verzeichniß repräsentirt ist. Bei näherem Zusehen gewahrt man freilich, daß die Hälfte aller hierhergehörigen Programme bloße Beiträge zur Localgeschichte der Stadt, in welcher sich das betreffende Gymnasium befindet, oder gar bloß zur Schulgeschichte sind. Allein derartige Arbeiten sind keineswegs zu unterschätzen, sie bringen manchmal werthvolles culturgeschichtliches Material ans Licht, und es ist nur zu bedauern, daß sie eben nicht lieber in einer historischen Zeitschrift, deren es jetzt ja zahlreiche namentlich auch für die Localforschung giebt, zum Abdrucke gelangen. Auch sonst werden uns voraussichtlich werthvolle Arbeiten auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten geboten werden. Einzelne Autoren werden auch, wie zum Beweise, daß es am Gymnasium auch Leute giebt, die nicht im Schutte der Vergangenheit wühlen, sondern Verständniß für die Interessen unsrer Zeit haben, uns „zeitgemäße“ Themata vorführen, wie „Studien über Bosnien und die Herzegowina“, „Die moderne Meteorologie und die Vorausbestimmung des Wetters“, „Die Bedeutung der Statistik für die Ethik“, „Immanuel Kant und die deutsche Nationalerziehung“. Was soll man aber dazu sagen, wenn unter 269 Gymnasialprogrammen sich 3 — sage drei! — auf deutsche Literaturgeschichte beziehen? Man wende nicht ein, die niedrige Ziffer sei Zufall; nein, sie entspricht vollständig den Anschauungen, die bis in die jüngste Zeit herein an unsern Universitäten wie an unsern Gymnasien die herrschenden waren und zum großen Theil noch immer die herrschenden sind. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium über die Achsel angesehen wird. Einen gedankenarmen lateinischen Aufsatz aus elenden Floskeln zusammenzustoppeln, die bei der Lectüre der lateinischen Schriftsteller aufgeschnappt worden sind, das gilt für etwas; aber einen gescheidten Aufsatz in gutem Deutsch zu schreiben, das gilt für nichts. Es giebt gelehrte Herren, die es für unter ihrer Würde halten würden, sich um das wirkliche Verständniß eines Goethe'schen Schauspiels zu bemühen — was ist daran auch weiter zu verstehen? ist es nicht deutsch? versteht das nicht jedes Kind? — die es aber nicht für unter ihrer Würde halten würden, abzuzählen, wie oft in den Catilinarischen Reden die Conjunction quom — und der echte Philolog kennt ja nur quom, bei Leibe nicht quum! — mit Indicativ oder Conjunctiv verbunden ist. Was soll man ferner dazu sagen,

daß unter 269 Gymnasialprogrammen nicht ein einziges ist, welches ein kunstgeschichtliches Thema behandelte? daß, von moderner Kunstgeschichte ganz zu schweigen, selbst die antike Kunst nur durch ihre Abwesenheit glänzt? daß mit Ausnahme vielleicht des einzigen, daran streifenden, übrigens höchst harmlosen Themas: „Einiges über Begriff und Wesen der Kunst", auch die Aesthetik der bildenden Künste völlig unvertreten ist? Auch das ist kein Zufall, auch das entspricht den thatsächlichen Verhältnissen.

Seit etwa zwei, drei Jahren sind uns plötzlich in Deutschland die Augen aufgegangen über unsere grenzenlose Geschmacksverwilderung. Von allen Seiten wird mit fieberhafter Hast gearbeitet, um vor allen Dingen unser gänzlich darniederliegendes Kunstgewerbe etwas zu heben. Landesregierungen und Gemeindevertretungen wetteifern in der Errichtung von Kunstgewerbeschulen und Kunstgewerbemuseen, begeisterte Privaten treten zusammen und veranstalten Ausstellungen älterer mustergiltiger kunstgewerblicher Erzeugnisse, der Buch- und Kunsthandel wirkt durch treffliche Publicationen in gleichem Sinne, schon raffen einzelne Gewerbtreibende sich auf und brechen mit dem hergebrachten Ungeschmack. Aber wer sorgt für die ästhetische Bildung des Publikums? wer sorgt, daß das heranwachsende Geschlecht den angebahnten Reformen das nöthige Verständniß entgegenbringe, daß es seine ästhetischen Ansprüche steigern lerne? In dem Lehrplane auch unsrer höchsten Schulanstalten, auch unsrer Gymnasien, hat die ästhetische Erziehung nirgends eine Stätte, sie ist einzig und allein auf den gütigen Zufall angewiesen! Doch hiermit haben wir einen Punkt berührt, der sich nicht beiläufig erörtern läßt. Vielleicht kommen wir in der nächsten Zeit einmal eingehender in diesen Blättern darauf zurück.

* * *

Politische Geheimbünde.

Das junge Polen. — Der Sicherheitsverein. — Die Nihilisten.

Lange Jahre war es in Deutschland unumgänglich und unerläßlich, für den gerechten und vollkommenen Liberalen, mit dem unglücklichen Polen zu sympathisiren und mit wehmüthiger Theilnahme die Flüchtlinge zu unterstützen, die sich von Zeit zu Zeit über unsre Grenzen hereinstahlen und, geheimnißvoll von Ort zu Ort befördert, endlich in Frankreich verschwanden, von wo sie dann nicht selten, mit Aufträgen der in Paris sitzenden „National-

regierung" an die Gesinnungsgenossen in der Heimath betraut, verkleidet und mit anderen Namen wieder zurückkamen. Heutzutage werden Schwärmer dieser Art unter uns selten sein. Wir wissen, daß Polen verloren und für alle Zeit verloren ist, wir wissen auch, durch wen es zu Wege gebracht worden, daß es verloren ist, durch seinen Adel nämlich und durch die Jesuiten, die jedes Volk ruiniren, über das sie Gewalt bekommen. Früher war es vor Allem das perfide, ländergierige Rußland, welches Polen ins Grab gebracht haben sollte. Das harmlose Land hatte böse Nachbarn gehabt und war an deren Ränken gestorben. Es seufzte nach Auferstehung, es sah seine Leiche noch mißhandeln von den Schergen der Gewalt. Jetzt weiß selbst mancher politisch Blinde, daß alles das Sentimentalitäten, gegründet auf Unkenntniß oder Mißdeutung der Thatsachen sind. Nicht Rußland hat Polen als Staat umgebracht, sondern die früher herrschende Klasse hat einen großen Selbstmord begangen. Die polnische Nation war unter ihren eingebornen Herrschern ein elendes, durch und durch verkommenes Sklavenvolk. Der Adel war Alles, besaß alles, was des Besitzens werth war, und beherrschte Alles mit Einschluß des Königs. Einen eigentlichen Bürgerstand gab es nicht. Der Bauer endlich hatte weder Eigenthum, noch politische oder bürgerliche Rechte. Nur die Jesuiten übten neben dem Adel noch Einfluß und benutzten ihn zu einer Glaubenstyrannei, die gen Himmel schrie. Dieses Adels- und Pfaffenregiment ist es, was mit dem Untergange Polens gefallen ist, und in der Hauptsache sind es nur der Adel und die Ultramontanen, die darüber klagen und die alte Zeit zurückführen möchten. Der Name des Vaterlandes wird gemißbraucht, um die Sehnsucht nach den fetten Privilegien jener alten Zeit mit einem imposanten Mantel zu bekleiden. Die Freiheit wird angerufen, wo man nur die Willkür der Aristokratie meint, und wo die große Masse des Volkes erst unter Rußlands und Preußens, zuletzt auch unter Oesterreichs Adlern frei geworden ist.

Und aus was für Leuten bestand zum Theil die polnische Emigration, die sich zu verschiedenen Zeiten über das westliche Europa ergoß? Was wurde aus einer großen Anzahl dieser Flüchtlinge? Verschwörer von Handwerk, Industrieritter der Revolution, Landsknechte der abgeschmacktesten demagogischen Ränke und Pläne sind sie geworden, die alle Barrikaden Europas bauen halfen und bei allen seinen Putschen die Muskete trugen. Einige ehrenwerthe Ausnahmen sind selbstverständlich anzuerkennen, ihnen aber stehen auf der andern Seite der Regel nicht wenige polnische Flüchtlinge von Namen gegenüber, die nicht zufrieden, gegen Rußland mit den Waffen gekämpft zu haben, beharrlich den Versuch machten, es mit der Anfertigung von falschen Banknoten zu bekämpfen.

Nach dieser Einleitung kommen wir auf die geheimen Gesellschaften zu

sprechen, die nach einander im ehemaligen Polen den Versuch machten, die revolutionären Kräfte im Lande zu organisiren und für einen Aufstand zu waffnen, welcher die alten Zustände zurückführen sollte, in einigen Fällen auch eine demokratische Republik zum Zwecke hatte, die indeß sehr bald am Ehrgeize ihrer Führer gestorben sein oder mit einer Umgestaltung in einen aristokratischen Staat geendigt haben würden, sodaß die Welt eben wieder jenes alte Verhältniß gesehen hätte.

Eine der ersten auf Vorbereitung eines Aufstandes gegen Rußland hinwirkenden geheimen Gesellschaften war die der „Wahren Polen", die kurz nach 1815 entstand, aber nur wenige Mitglieder zählte und bald nach ihrer Gründung sich wieder auflöste. 1818 erhob sich eine andere geheime Secte, die der „Nationalen Freimaurerei", welche den Maurern ihre Sprache, ihre Grade und Ceremonien entlehnte, aber auf nationale Unabhängigkeit hinstrebte. Diese Gesellschaft nahm Personen jedes Standes auf, suchte aber namentlich Officiere und Beamte an sich heranzuziehen, um deren technische Kenntniß am Tage des Kampfes nutzbar machen zu können. Es entstanden eine große Menge Logen, aber trotzdem erhielt sich die Gesellschaft nur wenige Jahre; denn Uneinigkeit, der alte Erbfehler der Polen, stellte sich auch hier unter den Mitgliedern ein, und völlige Auflösung wurde nur dadurch verhütet, daß man den Verein gänzlich umgestaltete. Derselbe änderte seine Riten und Ceremonien und nannte sich fortan die „Sensenträger", im Andenken an die Revolution von 1794, wo unter Kosciuszko ganze Regimenter, die nur mit Sensen bewaffnet waren, gefochten hatten. 1821 traten Abgeordnete dieses Geheimbundes zu Warschau zusammen und entwarfen einen neuen Plan zur Herbeiführung eines Aufstandes gegen die russische Regierung, worauf sie den neuen Namen der „Patriotischen Gesellschaft" annahmen. Inzwischen hatte sich unter den Studirenden der Universität Wilna eine geheime Verbindung gebildet, die indeß von den Russen entdeckt und aufgelöst wurde. Im Jahre 1822 vereinigte sich die Patriotische Gesellschaft mit dem masonischen Orden der „Neuen Tempelritter", der kurz zuvor vom Kapitän Majewski in Warschau gestiftet worden war und mit den drei symbolischen Graden der Freimaurer einen vierten verband, in welchem die Einzuweihenden schwören mußten, alles, was in ihrer Macht stehe, zu thun, um das Land von den Fremden zu befreien. Diese Geheimbünde haben allerdings mitgewirkt, wenn 1830 die Revolution losbrach, aber allein hätten sie dieselbe gewiß nicht zu Stande gebracht, und ohne sie wäre der Kampf ebenfalls begonnen worden.

Die nach dem Mißlingen des Aufstandes auswandernden Polen setzten theilweise die alten Geheimbünde fort, theilweise schlossen sie sich den Hütten der französischen Carbonari an, bis 1834 das „Junge Polen" entstand,

welches sich durch Emissäre von der Schweiz nach Russisch-Polen, dem Posenschen und nach Galizien verbreitete und unter dem Adel und dessen Anhang eine große Menge Mitglieder warb. Die Organisation dieser Verbindung war ähnlich wie die des Jungen Deutschland, über die wir im vorhergehenden Kapitel das Nothwendigste gesagt haben. Ein hervorragender Chef dieses geheimen Vereins war Simon Konarski, der sich schon bei der Insurrection von 1830 ausgezeichnet hatte. Um sich für seine Mission in Polen besser zu verhüllen, lernte er die Uhrmacherkunst, worauf er nach Lithauen ging, um hier eine Anzahl Clubs zu stiften, die ihrerseits wieder weiter agitirten und selbst unter den russischen Offizieren Sympathien fanden. Die russische Polizei war indeß besser bedient, und gewandter als die, welche sich von den Emissären Mazzini's hinters Licht führen ließ, und so kam sie 1838 Konarski auf die Spur. Derselbe wurde verhaftet und verschiedenen Martern unterworfen, damit er die Namen seiner Mitverschwornen angebe. Er blieb jedoch fest und gestand, obwohl mehrmals grausam geknutet, nichts von dem, was man von ihm wissen wollte, sodaß der Militärgouverneur von Wolna ausrief: „Das ist ein Mann von Eisen!" Ein russischer Offizier erbot sich, ihm zur Flucht behülflich zu sein, wurde aber verrathen und zur Strafe als Gemeiner in die Armee gesteckt, die im Kaukasus gegen die Tscherkessen kämpfte. Konarski aber wurde 1839 hingerichtet. Er starb in den Augen seiner Landsleute als Märtyrer. Das Volk, namentlich die Frauen, rissen seine Kleider in Stücken, um die Fetzen als Reliquien aufzubewahren. Die Ketten, mit denen er beladen gewesen, wurden in Ringe verwandelt, die seine Bewunderer dann trugen. Noch in den vierziger Jahren wurde in Deutschland an Polenfreunde eine Lithographie verkauft, die den Dulder mit langem Bart und schweren Ketten im Kerker darstellte.

Die Verschwörungen gingen dann fort und führten in den letzten Jahren des fünften Decenniums unsres Jahrhunderts zu den Aufständen in Galizien und Posen. Einige Zeit vor dem Ausbruche des Krimkrieges entstand aus ihnen eine geheime Nationalregierung, welche die Vorbereitung einer neuen Revolution betrieb und kein Mittel zu diesem Zwecke verschmähte. Mehrere Jahre drang von dem Treiben derselben wenig in die Oeffentlichkeit. Doch erzählte man sich seltsame Dinge von dieser unterirdischen Behörde. Mitternächtliche Versammlungen sollten in verborgenen Gewölben abgehalten worden sein. Verräther waren, wie es hieß, von maskirten und vermummten Richtern, von deren Wahrspruch es keine Berufung gab, zum Tode verurtheilt worden. Die Sendboten jener Nationalregierung waren unvermuthet in Hütten und Palästen erschienen, um Aufträge auszurichten oder Steuern abzufordern. Man hatte des Nachts mitten in den volkreichsten Straßen Ermordete und neben ihnen einen Dolch mit einem Zettel gefunden, der mit

dem wohlbekannten Motto des Insurrectionsausschusses gestempelt war. Kurz, die heilige Vehme, wie man sie bisher nur in Theatern gesehen, war, wie es schien, in Polen zur Wirklichkeit geworden.

Vieles hiervon wird übertrieben, Manches ganz erfunden gewesen sein. Daß eine „Nationalregierung" im Geheimen existirte, erfuhr man im November 1862, wo infolge einer strengen Recrutirung der längst vorbereitete Aufstand ausbrach, welcher in diesem und im nächsten Jahre einen großen Theil Polens mit Blut und allerlei Greueln, mit Hängegensdarmen und den bekannten Murawieff'schen Bauernwehren überschwemmte.

In dieser Periode zerfielen die Polen in „Weiße" und „Rothe". Die ersteren, die im Fürsten Cartoryski ihren Mittelpunkt und in der Geistlichkeit vielen Anhang hatten, verfolgten aristokratische, die letzteren radical-demokratische Zwecke, und beide waren gesondert organisirt. Bei dem Aufstande handelten sie vereint, doch überwog, wie die Maßregeln der Nationalregierung im Verlauf desselben zeigten, die demokratische Partei. Die Revolution brachte es nur zu Banden, Mieroslawski, ihr erster Obergeneral, wurde von den Russen geschlagen, und nicht besser erging es dem „Dictator" Langiewicz, seinem Nachfolger. Der Widerstand wurde darauf noch eine Zeit lang fortgesetzt, indem man auf eine Einmischung der Westmächte hoffte. Dieselbe aber bestand nur in diplomatischen Noten, und so endigte auch dieser Versuch einer Befreiung von der russischen Herrschaft mit einer Niederlage. Die Verschwörungen aber hörten nicht auf, zumal ihnen in Oesterreich unter Beust ein stiller Gönner erstand, und noch im Jahre 1872 wurde in Krakau und Lemberg von geheimen Verbindungen fleißig conspirirt.

Rußland ist seit alter Zeit her ein Treibhaus geheimer Secten und Gesellschaften auf kirchlichem Gebiete gewesen. Verschwörungen zu politischen Zwecken aber waren hier bis auf die neueste Zeit rein örtlich, indem sie sich gegen irgend einen subalternen Tyrannen, nicht gegen dem Czaren richteten, und als dies später anders wurde, betheiligten sich an den betreffenden geheimen Verbindungen nur die höheren Classen.

Der Geist von geheimen Bünden mit liberalen oder radicalen Tendenzen drang kurz nach den Feldzügen gegen Napoleon in Rußland ein, welche die Heere des letzteren nach Westeuropa geführt hatten. Gewisse Offiziere empfanden jetzt die Unterdrückung und Erniedrigung, unter der sie existirten, lebhafter als früher, und verbanden sich mit Anderen, um eine Aenderung dieses Zustandes von Grund aus anzubahnen. 1822 verbot die Regierung alle geheimen Gesellschaften mit Einschluß des Freimaurerordens, indem in letzteren die Jesuiten sich eingeschlichen haben sollten. Jeder Staatsbeamte mußte eidlich versichern, daß er keinem solchen Vereine in oder außer Rußland angehöre,

oder, wo dies der Fall, daß er sofort austreten werde. Die Geräthe der Freimaurerlogen aber wurden, um die Geheimnisse des Bundes unter die Leute zu bringen, auf offner Straße verkauft.

Jenes Verbot nun hielt Alexander Murawieff nicht ab, die Loge des „Sicherheitsvereins“ zu gründen, deren Riten und Grade wesentlich der Maurerei nachgebildet waren, in denen aber furchtbare Eide, Dolche, Gift u. dgl. eine große Rolle spielten. Der Verein gliederte sich in drei Klassen: Brüder, Männer und Bojaren. Aus den letzteren wurden die Chefs gewählt. Die Benennung der dritten und obersten Klasse zeigt deutlich, wie sehr das aristokratische Element im Bunde überwog. Dasselbe führte zur Bildung einer neuen Secte, die noch aristokratischer war und sich die „Russischen Ritter“ nannte. Das Ziel der letzteren war einerseits Erlangung einer Constitution für Rußland, andrerseits Widerstand gegen die geheimen Gesellschaften in Polen. Die beiden Vereine wuchsen schließlich zusammen und nahmen jetzt die gemeinschaftliche Bezeichnung „Union für das öffentliche Wohl“ an. Meinungsverschiedenheiten veranlaßten, daß der Verein sich wieder auflöste, und eine neue geheime Gesellschaft entstand unter dem Titel: „Union der Bojaren“. Das Programm derselben lief zuerst nur auf Herabminderung der Gewalt des Czaren und Auflösung der Reichseinheit in eine Anzahl föderirter Provinzen hinaus. Allmälig aber ging man weiter, der Kaiser sollte vertrieben oder getödtet und die Republik ausgerufen werden. Das war den gemäßigtliberalen Mitgliedern der Gesellschaft zu viel des Schönen und Guten, sie traten aus, und bald darauf löste sich der Verein, nachdem er seine Documente sorgfältig verbrannt hatte, auf.

Die Revolutionen in Spanien und Italien bewogen Pestel, einen Mann, welcher an allen bisher genannten Geheimbünden betheiligt gewesen war, einen neuen zu bilden. Wieder gehörte zum Plane die Ermordung Alexander's und die Einführung der Republik. Aber die Umstände waren demselben nicht günstig, und so unterblieb die Sache bis 1824, wo die Gesellschaft „Der Norden“ gegründet wurde, in welcher Pestel abermals der leitende Geist war. Man hörte jetzt von der Existenz der „Patriotischen Gesellschaft“ in Warschau und beschloß, sich mit derselben in Einvernehmen zu setzen. Dies gelang. Die russischen Verschwornen verpflichteten sich zur Anerkennung der Unabhängigkeit Polens, wogegen die polnischen versprachen, den Großfürsten Konstantin in Warschau zurückzuhalten, während in Rußland die Revolution durchgeführt werde. Beide Länder sollten auf Verlangen der Polen die republikanische Staatsform annehmen. Die letztere Bedingung mißfiel den Bojaren auf Seite der Russen, und sie vereinigten sich mit einer anderen Gesellschaft, den 1823 vom Artillerielieutenant Borisoff gegründeten „Vereinigten Slaven“, die auf einen slavischen Völkerbund hinsteuerten. Die Insurrection stand auf

dem Punkte, auszubrechen, aber der Plan wurde vom Kapitän Mayborode der Regierung verrathen, und so mußte der Kampf vertagt werden. Der Tod Kaiser Alexander's fand die Verschwornen unvorbereitet. Neuorganisirt, machten sie neue Pläne, und am 14. December 1825 rückten unter ihrer Führung mehrere Regimenter aus ihren Kasernen gegen das kaiserliche Schloß in Petersburg vor, um den neuen Kaiser Nikolaus zu entthronen. Aber sie wurden geschlagen und decimirt, eine Anzahl der Verschwornen, darunter Pestel, erlitt den Tod am Galgen und Hunderte von Andern, größtentheils dem höchsten Adel Rußlands angehörig, wurden nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Trotzdem kam es später wiederholt zu geheimen Verbindungen mit politischen Zwecken. Unter andern wurde 1838 in Moskau eine Fortsetzung der 1825 aufgehobenen Verschwörung entdeckt. Die Mitglieder gehörten wie damals den vornehmsten Familien des Reiches an, was aber nicht verhinderte, daß Czar Nikolaus sie sammt und sonders als gemeine Soldaten in die Regimenter steckte, welche über das Reich zerstreut garnisonirten.

In der neuesten Zeit ist durch Bakunin's Einwirkung in gewissen Schichten Rußlands ein Radicalismus Mode geworden, der, nachdem er eine Anzahl von Standpunkten überwunden, bei der absoluten Negation aller Menschlichkeit angelangt ist, eine Bewußtseinsstufe, die indeß mehr genossen als in That übertragen wird. Jedenfalls ist es, eine Mordthat, die nur so nebenher lief, ausgenommen, vom bösen Willen der communistischen Secte der „Nihilisten", die wir hierbei im Auge haben, noch nicht zur That gekommen. Der Ursprung dieser geheimen Verbindung ist ohne Zweifel auf Bakunin, den Hegelianer der avancirtesten Sorte, den Ultracommunisten, zurückzuführen. Ihr Zweck war Umsturz des gegenwärtigen politischen und socialen Zustandes Rußlands und die Verwirklichung des universellen Communismus. Was darunter zu verstehen ist, mögen die folgenden hirnverbrannten Sätze zeigen, die einem Documente entnommen sind, welches bei der schließlich gegen die Gesellschaft ergangenen Untersuchung den Richtern vorgelegt wurde und das Programm der Nihilisten bilden. Es klingt, als ob man einen durch Grübeln über Abstractionen verrückt gewordenen westlichen Buddhisten hörte, wenn man in diesem Schriftstück nachstehenden Paragraphen begegnet:

„1. Der Revolutionär ist ein verdammter Mensch. Er kann keine Interessen, kein Geschäft, keine Empfindungen haben, keine Neigungen, kein Eigenthum, nicht einmal einen Namen. Alles an ihm ist in Anspruch genommen und aufgesaugt durch ein einziges und ausschließliches Interesse, durch eine einzige Idee, eine einzige Leidenschaft — die Revolution. 2. In seiner eignen Seele hat er, nicht blos in Worten, sondern in der That, mit jeder Verpflichtung gebrochen, die ihm die bürgerliche Ordnung auferlegt, mit der

ganzen civilisirten Welt, mit allen Gesetzen, allen Sitten, allem Uebereinkommen und allen sittlichen Regeln der Welt. Er ist dieser Welt gegenüber ein erbarmungsloser Feind, und wenn er fortfährt, in ihr zu leben, so geschieht es nur, um sie desto sicherer zu verderben. 3. Der Revolutionär verachtet alle Doctrinen und hat auf alle Wissenschaft dieser Welt verzichtet, indem er sie zukünftigen Geschlechtern überläßt. Er kennt nur eine Wissenschaft, die der Zerstörung. 4. Der Revolutionär ist ein verdammter Mensch, ohne irgendwelches Erbarmen gegenüber dem Staate und den gebildeten Klassen der Gesellschaft, von denen er ebensowenig Erbarmen erwartet. Zwischen ihm und ihnen wüthet ein tödtliches Ringen, offen oder insgeheim, aber unaufhörlich und unversöhnlich. Er muß Martern ertragen lernen. 6. Streng gegen sich selbst, muß er auch streng gegen Andere sein. Oft müssen alle zarten und weibischen Gefühle von Liebe zur Familie, Freundschaft, Frauenliebe, Dankbarkeit, selbst von Ehre, in seiner Brust erstickt werden durch die eine kalte Leidenschaft der Revolution. Für ihn giebt es nur eine Ruhe, nur einen Trost, nur einen Lohn, nur eine Genugthuung, den Erfolg der Revolution. Bei Tag und bei Nacht darf er nur einen Gedanken, nur ein Ziel haben — Zerstörung ohne Gnade. 8. Der Revolutionär kann keinen Freund haben und nur auf diejenigen Bedacht und Rücksicht nehmen, die sich der revolutionären Arbeit wie er selbst gewidmet haben. Der Grad der Freundschaft, der Hingebung und anderer Verpflichtungen gegen einen derartigen Genossen wird einzig und allein durch den Grad der Nützlichkeit desselben für das Werk der praktischen Revolution bestimmt, welche Alles zu zerstören beabsichtigt. 10. Jeder Genosse des Bundes sollte zu seiner Verfügung eine Anzahl von Revolutionären zweiter oder dritter Classe, d. h. solcher haben, die nicht völlig eingeweiht sind. 11. Wenn ein Genosse in Noth oder Gefahr kommt, und es sich fragt, ob man ihn retten soll, hat der Revolutionär nicht mit seinen persönlichen Gefühlen zu Rathe zu gehen, sondern allein das Interesse der revolutionären Sache entscheiden zu lassen. Er muß daher den Betrag von Nützlichkeit, den ein solcher Genosse repräsentirt, gegen den Verlust an revolutionärer Kraft, den seine Rettung erfordert, abwägen und seine Entscheidung nach Gewicht und Werth treffen."

Man sieht, es ist die Negation alles Bestehenden bis zu einer Sublimität destillirt, wo sie einfach teuflisch sein würde, wenn sie praktische Anwendung erführe, die Uebersetzung des mephistophelischen Spruchs: „Alles was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht" in das Politische. Glücklicherweise ließ der Herrgott der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachsen. Die Verbindung der Nihilisten, dieser politischen Buddhisten, blieb auf eine geringe Zahl von jungen Herren beschränkt, die mehr von sich reden machten als sie verdienten, und die mit ihrer Ertödtung alles natürlichen Empfindens

zu Gunsten einer nur auf das Vernichten gerichteten Tendenz keinerlei Aussicht hatten, jemals viele Anhänger zu gewinnen. Unter Czar Nikolaus hätte man sie trotzdem, als sie entdeckt wurden, gehangen oder todtgeknutet. Unter dem Kaiser Alexander strafte man sie mit Recht nur als halbe Mondsüchtige.

Die Gesellschaft umfaßte Leute von den verschiedensten Lebensstellungen. Der leitende Geist war ein gewisser Netschajeff, der, als man die Polizei sich auf der Spur sah, ins Ausland entfloh. Der nächste Schuldige nach ihm war Dolgow, der Sohn eines Staatsraths. Die andern Theilnehmer, unter denen noch Rippona, der Sohn eines Offiziers, und ein Fürst Tscherkesoff hervorragten, gehörten meist der Studentenschaft der Petrowsky-Universität an. Ihre Pläne wurden den Anhängern der Bewegung insgeheim durch ein Blatt bekannt gemacht, welches den Titel „Von den Vereinigten an die Einzelnstehenden" führte und die Russen zur Revolte gegen die Regierung aufrief. Trotzdem waren die Urtheile, welche gegen diese Hansnarrenverschwörung schließlich ergingen, ungemein mild. Das strengste, gegen den Fürsten Tscherkesoff gefällt, beraubte diesen seiner Titel und Adelsvorrechte und verwies ihn auf fünf Jahre nach der Provinz Tomsk. Die übrigen Verschwornen steckte man ins Gefängniß, einige auf ein Jahr, andere auf etliche Monate, die am wenigsten gravirten nur auf drei Wochen.

Moritz Busch.

Aus Schwaben.

Ende Dezember.

Die projectirte Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich beschäftigt in diesem Augenblick auch in Württemberg das öffentliche Interesse. Wir haben schon wiederholt Gelegenheit gehabt, den Einfluß zu schildern, welchen bisher der ausschließliche Betrieb sämmtlicher Bahnen und auch der Staat nicht nur auf die Finanzen, sondern auf die ganze innere Politik unseres Landes ausübte. Mit um so größerer Spannung sieht man daher jetzt einer Entwicklung entgegen, welche zwar zur Zeit noch da und dort, in der öffentlichen Meinung wie bei den Regierungen mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, welcher aber — Jeder mit unseren Verhältnissen näher Vertraute muß dieß zugeben — der Sieg in einer nahen Zukunft sicher ist. Zunächst leuchtet ein, daß der Uebergang der Bahnen auf das Reich vom Standpunkt des Verfassungsrechts die einfachste Lösung der vielfachen Schwierigkeiten ent-

hält, welche seit der Einsetzung der Reichseisenbahnamts der weiteren Ausbildung der Gesetzgebung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, insbesondere der Erlassung eines Reichseisenbahngesetzes vom Standpunkt der einzelstaatlichen Souveränitätsrechte aus entgegengesetzt worden sind. Diese ganze Frage gewinnt durch das neue Project eine völlig andere Gestalt. Was bisher eine Minderheit von 14 Stimmen im Bundesrath schon im Entstehen verhindern konnte, soll künftig auf dem Weg der Etatsgesetzgebung — durch die einfache Mehrheit im Bundesrath und Reichstag ohne jeden Eingriff in die Reservatrechte der Einzelstaaten realisirt werden. Man mißverstehe uns nicht. Wir wissen wohl, daß nach der Verfassung dem Reich ein Expropriationsrecht gegen die Eisenbahnen der Einzelstaaten nicht zusteht. Aber unseres Erachtens bedürfte es auch — vielleicht mit einziger Ausnahme von Bayern — einer Expropriation gar nicht, um in kurzer Zeit sämmtliche Staatsbahnen mit dem Willen der jetzigen Eigenthümer zu einem civilen Preis in die Hände des Reichs zu bringen. Es bedarf hierzu nur einer consequenten Reichspolitik und der Zuweisung der nöthigen Mittel im Wege des Etatsgesetzes. Werfen wir, um diese zu zeigen, einen Blick auf den Südwesten des Reichs, auf diejenigen Staaten, welche aus der Ferne betrachtet wegen ihrer bisherigen Eisenbahnpolitik und ihrer Staatsbahnen — neben Bayern — die meisten Schwierigkeiten zu bieten scheinen, wir meinen auf Baden und Württemberg. Es ist bekannt, daß schon im Jahre 1871 Verhandlungen gepflogen worden waren, um die badischen Bahnen für das Reich zu erwerben. Die Zeit der glänzenden Eisenbahnerträgnisse ist für Baden vorbei, seitdem es genöthigt war, die kostspieligen und wenig einträglichen Schwarzwaldbahnen zu bauen; auch seine früher so äußerst günstige Rheinthalbahn ist durch die Concurrenz der linksrheinischen Reichseisenbahnen, welche eine deutsche Linie von Basel bis an die holländische Grenze darstellen, aufs Höchste gefährdet. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß unsere badischen Nachbarn, seitdem sie die Bedeutung dieser Concurrenz erkannt haben, es ernstlich bereuen, nicht die erste Gelegenheit benutzt zu haben, ihre Bahnen um einen angemessenen Preis an das Reich abzutreten. Wir müßten aber das vorgeschrittene politische Verständniß und den praktischen Sinn unserer westlichen Nachbarn völlig verkennen, wollten wir annehmen, daß dieselben etwa auch künftighin den Augenblick vergessen sollten, wo sie — den übrigen Bundesstaaten voraneilend, das Uebersehene nachholen, ihre Bahnen im günstigsten Moment an das Reich übertragen können. Was bleibt dann aber Württemberg noch übrig, wenn es im Westen, Süden und Norden von Reichseisenbahnen umklammert ist, deren Betrieb nach den mit Baden bestehenden Staatsverträgen sich theilweise weit in das eigene Land herein erstreckt? Soll dann etwa Württemberg auf den Grund seines Reservatrechts sich in einen Tarifkrieg

mit dem Reich einlassen? und auf wessen Kosten, mit welchem Erfolg würde derselbe ausgefochten? Schon seither ertrugen die württembergischen Bahnen bei einer Verzinsung des Anlagecapitals zu nahezu 5 % nicht viel mehr als 3 %, ein Betrag, welcher sich noch erheblich vermindern würde, wenn unsere Ertragsberechnungen nach kaufmännischen Regeln ausgeführt würden. Die neueste Erhöhung der Tarife soll das Deficit vermindern, ist aber wesentlich dadurch bedingt, daß die Tarifsätze außerhalb Württemberg keine Herabsetzung erfahren. Thatsächlich ist es nur die Linie von Westen nach Osten, Pforzheim-Ulm, welche, zur Zeit den directen Verkehr zwischen Paris und Wien vermittelnd, erhebliche Ueberschüsse gewährt, und das große Deficit der anderen Bahnen, welche theilweise kaum die Betriebskosten ertragen, auszugleichen geeignet ist. Alljährlich vermehrt sich die Zahl dieser fast gänzlich ertragslosen Bahnen und wir sind leider noch lange nicht am Ende einer Entwicklung angelangt, welche nur die Früchte einer früheren verkehrten Bahnpolitik allmälig zeitigt. Während nämlich der engherzige Particularismus, welcher bis zum Jahr 1870 in derselben herrschte, neben der ungünstigen territorialen Lage unseres Staats anfänglich dahin geführt hatte, sämmtliche Bahnen in der Richtung auf die Residenz zu bauen und letztere recht eigentlich zum Herz des Landes zu machen, legte später die politische Aufschließung des Staats seit 1870 und die allmälige weitere Ausbildung des in der Peripherie befindlichen Bahnnetzes von Jahr zu Jahr die Nothwendigkeit näher, für den Verkehr mit den Nachbarstaaten, wollte man nicht auf den Transit gänzlich verzichten, directe Linien herzustellen, sollten dieselben auch noch über Stuttgart führen. Die ursprünglichen, nach dem Centrum des Landes führenden Hauptbahnen müssen in Folge hiervon mehr und mehr zu Localbahnen werden, durch welche der Staat sich selbst auf Umwegen Concurrenz macht. Gerade in dieser Beziehung bildete jetzt die vorerwähnte bisher einträglichste Linie die schwächste Seite der württembergischen Eisenbahnposition gegenüber dem Reich. Mit dem Augenblick nämlich, wo die neue Umwallung Straßburgs ihrer Vollendung entgegengeht, wird die Nothwendigkeit einer directen Verbindung der beiden größten Waffenplätze des Südens Straßburgs und Ulms sich sofort praktisch geltend machen. Die seitherige Verbindung über Stuttgart ist nicht nur ein beträchtlicher Umweg, sondern für militärische Zwecke so viel wie unbrauchbar, da in dem engen, von steilen Höhen eingerahmten Thalkessel von Stuttgart, künftighin nicht weniger als 7 Bahnlinien zusammenlaufen werden, welche schon in gewöhnlichen Zeiten eine höchst mißliche Stauung des Personen- und Güterverkehrs zur Folge haben, in den Zeiten einer Mobilmachung aber geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten werden. Wie wir hören, hat sich denn auch schon die erste strategische Autorität des Reichs für die Herstellung der Bahnlinie Straßburg-Appenweier-Freuden-

stadt-Reutlingen (in südlicher Abzweigung nach Sigmaringen)-Ulm ausgesprochen. Von badischer Seite ist diese Linie von Appenweier bis Oppenau bereits in Angriff genommen, und die neueste officielle Karte des Reichseisenbahnamts hat auch die Fortsetzung derselben bis Freudenstadt schon eingezeichnet. In den Stuttgarter Kreisen sieht man längst dieser directen Linie Straßburg-Ulm, welche, zumal in den Händen des Reichs unsere ganze bisherige Eisenbahnverwaltung aus den Angeln heben würde, mit ernster und begründeter Sorge entgegen. Um diese Gefahr vorläufig zu beseitigen, den ganzen Verkehr Paris-Wien auf der Stuttgarter Linie festzuhalten, war erst vor kurzem die kostspielige Linie Stuttgart-Böblingen-Freudenstadt und die schon mit der Herstellung der Linie Oppenau-Freudenstadt völlig nutzlose Bogenlinie Freudenstadt-Schiltach-Hausach von unserer Ständekammer beschlossen worden, möglicherweise ein höchst verhängnißvoller Schritt für die Finanzen des Staats. Wie nun aber, wenn das Reich, im Besitz der badischen Bahn bis Oppenau nach Art. 41 der Reichsverfassung „im Interesse der Vertheidigung Deutschlands" die Linie Straßburg-Ulm, d. h. die verhältnißmäßig kurze Strecke Oppenau-Freudenstadt-Ulm für seine Rechnung anzulegen beschließt? Dazu bedarf es, wie schon bemerkt, keiner Verfassungsänderung, sondern nur eines einfachen Reichsgesetzes und disponibler Mittel.

Das Reich sorgt damit nicht nur für die Vertheidigung Deutschlands, sondern befriedigt auch ein dringendes Bedürfniß des gemeinsamen Verkehrs, welches schon längst diese directe Linie von Westen nach Osten forderte. Aber ebensogewiß ist auch, daß in dem Augenblick, wo das Reich diesen Beschluß fassen wird, der Staat Württemberg, will er seine Finanzen nicht geradezu ruiniren, sich zur Abtretung seiner Bahnen an das Reich bereit erklären muß, da das letztere mit der Linie Straßburg-Ulm die Axe des ganzen württ. Bahnverkehrs ohnehin in seine Hand bekommen würde. Sie sehen hieraus, daß der Plan der Erwerbung der Eisenbahnen durch das Reich auch von Süden aus betrachtet durchaus nichts Abenteuerliches an sich trägt. Wir begrüßen in demselben vielmehr nicht nur die einzige des Reiches würdige und nicht mehr länger aufzuschiebende Lösung des Problems einer einheitlichen Eisenbahngesetzgebung und Verwaltung, sondern finden darin auch das beste Heilmittel für gewisse innere staatliche Gebrechen; denn nur auf diesem Weg ist es möglich, eine Quelle langjähriger Corruption des gesammten öffentlichen Lebens in denjenigen Staaten zu verstopfen, in welchen bisher der Eisenbahnmangel des Staats sich alle andere politischen Interessen unterthänig zu machen, den Egoismus an die Stelle der politischen Grundsätze zu setzen vermocht hat.

Wenn dessenungeachtet in den letzten Tagen ein Stuttgarter Localblatt, welches allgemein als das so zu sagen officiöse Organ der dortigen national-

liberalen Partei bezeichnet wird, jenen Plan als eine „nationalliberale Ausschweifung“ bezeichnet und geradezu erklärt hat, daß die Reform der Justizgesetzgebung das letzte Zugeständniß zu bilden habe, welches den Einzelstaaten auch vom nationalen Standpunkt aus im Interesse der Einheit zugemuthet werden könne und daß Württemberg fernerhin im Verein mit Bayern allen weiteren Unificationsbestrebungen die Spitze zu bieten habe, so beweist dies nur, was wir schon längst angekündigt haben, daß ein Theil der bisherigen nationalen Kreise zu Stuttgart, befangen durch eigene und durch die localen Interessen der Residenz sich mehr und mehr in einen Gegensatz hineinarbeitet zu den Bestrebungen der gesammten Partei, welche allen spießbürgerlichen Betrachtungen der Residenzler zum Trotz, auch fernerhin nicht erlahmen wird, im Verein mit dem übrigen Deutschland ihr Programm zu verwirklichen. Jedenfalls dient man den Interessen des eigenen Staates am schlechtesten, wenn man seine Augen der, wenn auch vielleicht unangenehmen Wirklichkeit verschließt. Vollends aber hat man in Stuttgart keine Berechtigung, hochmüthig auf den Nachbarstaat Baden, der uns in so vielen Dingen voraus ist, herab zu sehen, wie dies in neuerer Zeit wiederholt, sogar in der Ständekammer von „nationalliberaler“ Stuttgarter Seite geschehen ist. Ob Bayern, welches bisher seine Stellung im Reich so trefflich für sich auszunützen verstanden hat, nach den bisherigen Erfahrungen für Württemberg einen höheren Rückhalt bieten wird, möchten wir denn doch bezweifeln. Erfreulich ist, daß auch in dieser Frage der „schwäbische Mercur“, der Repräsentant der öffentlichen Meinung im Lande, dessen Eigenthümer sich als Mitglied des Reichstags so große Verdienste um das Zustandekommen des Reichseisenbahn-Amts erworben hat, die allein correcte Haltung einnimmt.

G.

Landeskirche und Landtag in Preußen.

Berlin, 2. Januar 1876.

I.

Am 10. September 1873 erließ der König von Preußen in seiner Eigenschaft als Träger des landesherrlichen Kirchen-Regiments der evangelischen Kirche eine Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die evangelische Kirche

der Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen. Unter demselben Datum erging eine Verordnung über die Berufung einer außerordentlichen Generalsynode für die acht älteren Provinzen des preußischen Staates, deren Aufgabe sein sollte, auf Grund eines vom evangelischen Oberkirchenrath in Vereinigung mit dem Cultusminister vorbereiteten Entwurfes die definitive Ordnung einer Generalsynode für die evangelische Kirche der acht älteren Provinzen zu berathen. Es sollte nämlich der Wirkungskreis der Generalsynode außer auf die sechs Provinzen der Kirchenordnung vom 10. September sich auch noch auf die beiden Provinzen Rheinland und Westfalen erstrecken.

Von diesen beiden Gesetzen ordnete das erstere, die Kirchengemeinde- und Synodalordnung, seinem Hauptinhalt nach gewählte Organe in dreifacher Stufenfolge für die Gliederung der evangelischen Kirche an: nämlich für die Lokalgemeinde einen Kirchenrath und eine Kirchenvertretung, für die unter dem Namen Kreis befaßte Vereinigung von Lokalgemeinden eine Kreissynode, für die Vereinigung von Kirchenkreisen, welche mit der politischen Provinz zusammenfällt, eine Provinzialsynode. Da bisher das kirchliche Gemeindevermögen entweder von der politischen Gemeinde unter Aufsicht des Staates oder unmittelbar von Staatsbehörden verwaltet worden, und da diese Verwaltung durch die neue Ordnung auf die neuen Kirchengemeindeorgane übergehen sollte, so war zur Uebertragung dieser bisher vom Staat geübten Rechte ein Staatsgesetz nöthig, welches unter dem 25. Mai 1874 vom König nach vorausgegangener Vereinbarung mit dem Landtag vollzogen worden ist. In der Vorlage dieses Gesetzes an den Landtag war die Anerkennung enthalten gewesen nicht nur des Rechtes der Lokalgemeindeorgane zur Verwaltung des lokalen kirchlichen Vermögens, sondern auch der Kreissynoden und der Provinzialsynoden behufs Ausübung kirchlicher Vermögensrechte. Das Abgeordnetenhaus beanstandete indeß diese Bestimmung und schob in das Gesetz unter Nr. 7 einen Artikel ein, dahinlautend: Wegen der den Kreis- und Provinzialsynoden und deren Vorständen in der evangelischen Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 zugewiesenen Rechte bleibt die staatsgesetzliche Regelung, soweit es deren bedarf, vorbehalten.

Nachdem die Kreissynoden der neuen Kirchenordnung im Jahre 1874, die Provinzialsynoden im Jahre 1875 zusammengetreten, erfolgte die Einberufung der außerordentlichen Generalsynode auf den 24. Nov. 1875. Diese Versammlung hat von dem genannten Tage bis zum 18. Dezember in 21 Sitzungen den ihr vorgelegten Entwurf einer definitiven Generalsynodalordnung berathen und im Wesentlichen der vom Oberkirchenrath gemein-

schaftlich mit dem Cultusminister festgestellten Vorlage zugestimmt. Zum Abschluß der Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens — als Landeskirche wird mit Recht der evangelische Kirchenverband der acht älteren Provinzen, wie ihn die neue Ordnung herstellt, bezeichnet — bedarf es nunmehr noch eines Staatsgesetzes, welches nicht bloß die in dieser Verfassung gebildeten Organe der Lokalgemeinden, sondern auch die Organe der höheren Kirchenstufen, namentlich aber das oberste Organ, die Generalsynode, in den ihr beigelegten obrigkeitlichen, gesetzgebenden und verwaltenden Befugnissen anerkennt. Freilich hat der Staat nach der herrschenden, übrigens sehr bestreitbaren Voraussetzung nur diejenigen Befugnisse der neuen Kirchenorgane anzuerkennen, welche sich auf das Kircheneigenthum, auf die kirchliche Besteuerung, kurz, auf das Geld- und Vermögenswesen beziehen. Allein es ist klar, daß, obschon diese künstlich gemachte Voraussetzung wenig Widerspruch erfährt, die Landtagsmitglieder ihr zustimmendes oder ablehnendes Votum gegenüber einem die Anerkennung der neuen Kirchenverfassung bezweckenden Gesetz dennoch nicht allein abhängig machen werden von den Eigenschaften, welche die neuen Verfassungsorgane etwa für eine geeignete Vermögensverwaltung darbieten. Im Gegentheil, von den verschiedensten kirchlichen und politischen Standpunkten aus werden sämmtliche Herren und Abgeordneten sich fragen, laut oder im Stillen, wie ihnen die Kirchenverfassung in politischer und kirchlicher Hinsicht gefällt.

Von dieser Antwort werden sie sämmtlich ohne Ausnahme ihr Votum abhängig machen, und das ist schließlich in der Ordnung. Denn die Gestaltung der evangelischen Kirche ist für den preußischen Staat und für das deutsche Reich eine politische Lebensfrage erster Ordnung, nichts mehr und nichts weniger. So kommt es denn ganz naturgemäß, daß jetzt, nachdem die Kirchenverfassung durch Kirchenregiment und außerordentliche Synode soweit abgeschlossen ist, um nur noch der staatsgesetzlichen Anerkennung zu bedürfen, die verschiedenen politischen Parteien von ihren politischen Standpunkten aus, die bis zu einem gewissen Grad zugleich kirchliche, bezüglich antikirchliche sind, Stellung zu nehmen sich anschicken. Am entschiedensten ist dies bis jetzt von Seiten der Fortschrittspartei geschehen, welche dafür agitirt, die neue Ordnung der evangelischen Kirche vom Landtage verwerfen zu lassen. Die freiconservative Partei verhält sich zustimmend. Die Kreuzzeitungspartei verhält sich ablehnend, trägt aber möglicher Weise doch Bedenken, das Werk im Bunde mit der Fortschrittspartei zu vereiteln. Die Centrumspartei, welche an der evangelischen Kirche als solcher kein Interesse, wenn nicht ein negatives hat, wird wohl ihr Votum lediglich nach den Gesichtspunkten ihrer politischen Strategie einrichten, z. B. danach, ob ein ablehnendes Votum dazu dienen kann, den Minister Falk zu stürzen oder ein Zerwürfniß der Regierung mit

der nationalliberalen Partei herbeizuführen u. s. w. Was die nationalliberale Partei betrifft, auf deren Votum auch diesmal moralisch und numerisch das Meiste ankommt, so weist der Instinkt die Mehrzahl der Partei entschieden auf Annahme der Vorlage.

Die wichtigsten nationalliberalen Preßorgane, die „National-Ztg." voran, haben sich auch bereits in diesem Sinne ausgesprochen. Allein man weiß, wieviel in dieser Partei auf Lasker ankommt, und Niemand weiß, wie Lasker über die evangelische Kirche denkt. Eine religiöse Studie, die er vor einiger Zeit veröffentlichte, läßt in ihm gerade keinen Gönner dieser Kirche erwarten. Und in der That, warum sollte er ein solcher sein? Es steht zu vermuthen, daß er jetzt dabei ist, die Frage nach seiner Art gewissenhaft zu studiren. Aber nach seinen Voraussetzungen kann der leitende Gesichtspunkt für ihn kein anderer sein, als die möglichste Ungebundenheit der Individuen. Nun besteht diese Ungebundenheit in ausreichendem Maaße; denn die Verfassung verbürgt Jedem das Recht, einer religiösen Genossenschaft nach seiner Wahl oder auch gar keiner anzugehören. Dies genügt aber den Doktrinären der individuellen Ungebundenheit noch nicht. Sie verlangen, daß nun auch keine religiöse Genossenschaft über die Grenzen einer lokalen Privatcorporation hinaus weder geduldet, noch mit weiter reichenden Rechten versehen, noch vom Staat unterstützt werde. Ein erzwungener Independentismus religiöser Lokalgemeinden ist die Kirchenpolitik, welche die Fortschrittspartei nach Virchow's Anleitung und nach dem angeblichen Beispiel der Vereinigten Staaten auf ihre Fahne geschrieben. Sollte Lasker sich zu dieser Fahne gesellen, so wird er zwar wohl nicht seine ganze Partei zu derselben fortziehen, aber allerdings in der Partei große Verwirrung anrichten und dieselbe zur ausschlaggebenden Entscheidung unfähig machen, die ihr sonst zufallen müßte.

Dem Schicksal, das ihr von den Denkprozessen ihres Führers kommen wird, muß die Partei einstweilen entgegensehen. Wir aber halten es für dringende Pflicht, so viel uns gelingen mag, zur Orientirung beizutragen über das, was bei dieser Frage auf dem Spiel steht. Es ist der öffentlichen Meinung bis jetzt nicht leicht gemacht worden, den Kern der Frage zu erkennen. Man hätte eine Aufklärung über denselben vor Allem erwarten sollen von den Verhandlungen der außerordentlichen Generalsynode. Statt dessen ist die Frage durch diese Verhandlungen sehr wenig erleuchtet worden. Es hat dies seinen Grund wohl hauptsächlich in der einseitigen Zusammensetzung der Synode, welche ein Auseinanderplatzen der Geister in Bezug auf den eigentlichen Inhalt der kirchlichen Frage von vornherein ausschloß. Die Gegensätze, welche bei den Verhandlungen der Synode zu Tage traten, betrafen entweder nur Nebenpunkte, die aus doktrinärer Grillenhaftigkeit hervor-

gesucht waren, oder, wenn es sich um den Hauptpunkt handelte, so wurde er berührt wie ein Gegenstand im Nebel, dessen Form und Lage man nicht erkennt. Das wahre Licht über die Bedeutung der Frage muß für das große Gebiet der öffentlichen Meinung nun von den Verhandlungen des Landtages erwartet werden. Aber es ist keineswegs sicher. ob auch die Landtagsverhandlungen das Verständniß hervorbringen werden. Möglich, daß was im Ganzen und Großen in der Generalsynode geschehen, sich im Landtag wiederholt, daß man nämlich die Regierungsvorlage gutheißt, weil man sieht, daß die Regierung entschiedenen Werth darauf legt, weil man sich mit der Regierung nicht entzweien will, und vor Allem, weil man nichts Besseres weiß. Sollte diese Stimmung in der Majorität vorherrschend werden, so ist die Aufstellung bedeutender und die Tiefe der Sache erleuchtender Gesichtspunkte nicht gerade erforderlich und nicht zu erwarten. Daß eine solche Wendung nicht unwahrscheinlich, ersieht man aus den Ausführungen der nationalliberalen Blätter. Ihre Empfehlung der neuen Verfassung beschränkt sich auf die Bemerkung, daß, wenn die Verfassung vereitelt wird, das bisherige landesherrliche Kirchenregiment mit seiner Verwaltung der Kirche durch Consistorien und Staatsbehörden bestehen bleibt. Man ist einstimmig der Meinung, daß die neue Ordnung vorzuziehen sei, hauptsächlich weil sie die Laien an der Kirche stärker betheiligt. Man übersetzt sich das in die landläufigen Begriffe: dort Bureaukratie, hier theilweise Selbstverwaltung; Selbstverwaltung ist aber gut überall; wir wissen also, was wir zu wählen haben. Das ist es, was man entdeckt und herausfindet, und daß es nicht mehr ist, kann in der That nicht Wunder nehmen bei der völligen Entwöhnung der Laienwelt von dem Verständniß kirchlicher Dinge, und namentlich von der Bedeutung des kirchlichen Lebens als eines erziehenden Faktors der nationalen Kraft. Daß dieses Verständniß so weit geschwunden, daran trägt auch die Kirche ihre große Schuld. Klagen wir also nicht an, sondern versuchen wir, das neue Verfassungswerk gerecht und vollständig zu würdigen. Das Wenige, was die Verhandlungen der Generalsynode zum Verständniß derselben beigetragen, dürfen wir uns nicht entgehen lassen. Die Hauptpunkte der Verhandlungen wenigstens müssen wir erläuternd zurückrufen.

Die Prachtausgabe von Michelangelo's Gedichten.

In Italien sind zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstags des großen Michelangelo bekanntlich zwei größere wissenschaftliche Arbeiten erschienen, die Publication von Michelangelo's, bisher in dessen Hausarchiv zu Florenz eifersüchtig bewahrten Briefen durch den Archivar Gaetano Milanesi und eine auf sorgfältiger Benutzung bisher nicht bekannter Documente beruhende neue Biographie des Meisters von Aurelio Gotti. Es war ein schöner Gedanke auch in Deutschland, neben den vielen, meist kleineren Gelegenheitsschriften, die doch bald vergessen sein werden, ein Buch herzu-

stellen, welches des Gefeierten würdig und geeignet ist, auch die kommenden Geschlechter an dieses von allen gebildeten Nationen begangene Fest zu erinnern. Diesen Gedanken festgehalten und in der denkbar würdigsten Weise durchgeführt zu haben, ist das Verdienst der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig. Ihre Festgabe ist eine Pracht-Ausgabe der Gedichte Michelangelo's. Diese Gedichte, welche im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts meist nur handschriftlich in Freundeskreisen verbreitet waren, wurden zuerst im Jahre 1623 von Michelangelo's Neffen herausgegeben. Doch ist diese Ausgabe keineswegs getreu, denn der Herausgeber feilte am Ausdruck und die Censoren strichen Manches. Trotzdem blieb die Ausgabe zwei Jahrhunderte lang die einzige. Erst im Jahre 1817 erschien zu Rom eine neue, durch einige Gedichte vermehrte. Eine auf Grund der Nachlaßpapiere Michelangelo's im Archiv Buonarroti zu Florenz wesentlich verbesserte Ausgabe, welche der Herausgeber Cesare Guasti zugleich mit einem reichen philologischen und historischen Apparat ausgestattet hat, erschien zuerst im Jahre 1863 zu Florenz. In Ermangelung bestimmter Anhaltspunkte für eine chronologische Anordnung, konnte die ganze, aus etwa dreihundert Gedichten bestehende Sammlung nur nach ihrer Form in sechs Abtheilungen: Epigramme und Epitaphien, Madrigale, Sonette, Terzinen, Stanzen und Canzonen getheilt werden. Deutsche Uebersetzungen der Gedichte gaben nach der alten Ausgabe Gottlob Regis im Jahre 1842 und nach der neuern Ausgabe Herman Harrys im Jahre 1868.

Alphons Dürr nun bringt in seiner von Dr. M. Jordan mit einer Einleitung versehenen Prachtausgabe einen genauen Abdruck des Guastischen Textes (jedoch ohne dessen gelehrten Apparat) mit einer sehr guten deutschen Uebersetzung*) von Sophie Hasenclever in einem in typographischer Hinsicht klassisch ausgestatteten starken Octavbande von 27 Bogen. Die Gedichte erscheinen hier mit schön geformten Lettern, auf bestem holländischem Papier und geschmackvollem Satz, sehr sauber (von W. Drugulin) gedruckt. Jede Seite ist mit einer Zierleiste und soweit der Raum ausreicht, auch mit einer Schluß-Vignette geschmückt. Dazu kommen noch einige schöne Initialen. Diese Ornamente sind nach alten Kupferstichen deutscher Kleinmeister (eines Virgil Solis, Peter Flötner 2c.) mit höchster Sorgfalt von Flegel in Leipzig in Holzschnitt ausgeführt. Alle an sich schönen Einzelheiten vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen von wohlthuendster Wirkung. Der Verleger setzte offenbar eine Ehre darein, daß diese Ausgabe, sowohl des kostbaren Inhalts, wie der Entstehungszeit im Jubeljahre Michelangelo's in jeder Beziehung würdig sei; und das ist ihm in vollem Maße gelungen. Er zeigt damit aber auch zugleich, welchen Fortschritt die deutsche Typographie in den letzten Jahren gemacht hat und daß sie jetzt fähig ist, mit der französischen und englischen erfolgreich zu concurriren. Freuen wir uns des schönen Buches, welches geeignet ist einen Stolz jeder Bibliothek zu bilden.

R. Bergau.

*) Zum näheren Verständniß der Gedichte wird auf H. Grimm's „Leben des Michelangelo" und auf W. Lang's Schrift „Michelangelo als Dichter" verwiesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Ueber Gesundheitspflege.

In England besteht zur Zeit in jeder Stadt, jedem Marktflecken und Kirchspiele eine Gesundheitsbehörde, local board of health, welche durch freie Wahl aus allen Ständen der Gemeinde sich zusammensetzt und nur an die Mitgliedschaft wenigstens eines Arztes von Fach, officer of health, gebunden ist. Woran liegt es, daß ungeachtet zahlreicher Mahnungen innerhalb der Volksvertretung und der Presse bei uns in Deutschland diese wichtige Angelegenheit so langsam fortschreitet? — Ein Anfang ist zwar gemacht, es existiren schon an einigen Orten Vereine für öffentliche Gesundheitspflege, darunter einzelne, die einen segensreichen Eifer entwickeln, auch reisen angesehene Aerzte umher, halten Vorträge über den Gegenstand und treiben zu neuen Bildungen an. Noch ist aber nicht zu bemerken, daß nur eine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten in großen Städten sich für die Sache interessirte und sich ihrer kräftig annähme, geschweige daß auch der Durchschnittsbürger von der Ueberzeugung ausging, daß an seinem Orte, sei er noch so klein, ein solcher Verein, wenn er nicht schon vorhanden, möglich und vonnöthen ist, und strebte, ihn ins Leben rufen zu helfen.

Jene großartige Organisation entstand auf Betrieb des hygieinischen Schriftstellers (er war nicht Mediciner von Fach) Soudwood Smith, welcher vor 37 Jahren eine Agitation für Herbeiführung besserer Gesetze unternahm. Nicht an Aerzte wandte er sich, sondern an Laien, und suchte diese weniger durch Worte, als durch Darlegung von Thatsachen von der Nothwendigkeit gewisser Aenderungen zu überzeugen. Nachdem statistisch festgestellt war, daß in Großbritannien jährlich 160,000 Personen durch mangelnde Gesundheitspflege ums Leben kommen, erhob ein Theil der Presse die Stimme und machte die Sanitätsreform zu ihrer eigenen Sache. Sie wurde Tagesgespräch und der Druck der öffentlichen Meinung nöthigte das Parlament zu einer Reihe von Gesetzen, welche für uns ein Vorbild sein können. Der Grundsatz ward aufgestellt, daß jede Ortschaft in Bezug auf ihre Gesundheitsverhält-

nisse amtlich untersucht und nach Bedürfniß Abhilfe gebracht werden muß, sobald nur ein Zehntheil ihrer Steuerzahler darauf anträgt.*)

Wie energisch man in England neuerdings nach dieser Seite hin vorgeht, läßt sich an Vielem erkennen. So z. B. hat ein namhafter Arzt, John Simon, alles Ernstes die Frage aufgeworfen: — ob denn wirklich fort und fort lediglich Privatleute und Gesellschaften, Wasserleitungsunternehmer, Eisenbahn-Verwaltungen 2c. verantwortlich sein sollen gegenüber Solchen, die durch die Schuld jener zu Schaden kamen, und nicht mit ebenso gutem Recht auch Localbehörden, wenn diese ihre Pflichten verabsäumen und nachweisbar Unheil dadurch verursachen, zu Geldentschädigung an die Benachtheiligten gesetzlich zu verpflichten wären? — Pettenkofer, der sich um die Anregung hygieinischer Fragen in Deutschland sehr verdient gemacht hat, sagte in seinen, im März 1873 gehaltenen Vorlesungen „über den Werth der Gesundheit“ u. A.: Wenn eine englische Ortschaft, Stadt oder Dorf, sobald sie nur 300 Steuerzahler einschließt, in den vorausgegangenen letzten 7 Jahren eine durchschnittliche höhere Sterblichkeit als 23 pro mille gehabt hat, muß sich jeder solcher Ort bei Strafe eine strenge Untersuchung auf Alles, was mit der Gesundheit zusammenhängt, gefallen lassen und je nach Befund gewisse Einrichtungen treffen. Im freien England regiert also, was Gesundheit anlangt, nicht die Majorität, sondern eine kleine intelligente Minorität.

Auf 1000 Einwohner kommen nun aber jährlich an Sterbefällen in London 22, Paris 22, (nach einer Angabe im Temps hat sich diese Zahl neuerdings noch günstiger gestellt), New-York 28, Bombay 31, München 33, Wien 35, Berlin 37 (!), Rom 39, Madras 42. Die Hauptstadt des deutschen Reichs steht also an Salubrität unter dem „ungesunden“ Wien und München,

*) Ueber die Gesundheitsämter sagt die „Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ 1869 Heft 1, in einem inhaltsvollen Aufsatze: „Durch Verbindung einsichtiger Gemeindeglieder wird, neben den für den einzelnen Fall zu erwählenden Medicinalbeamten behufs polizeilich-strafrechtlicher Untersuchungen, ein Arzt auf je drei Jahre angestellt, um die Gesundheitsangelegenheiten zu überwachen, während sich in Deutschland meistens die Geschäfte so vertheilen, daß die schwierigere strafrechtliche Voruntersuchung dem Polizeiarzt, die Beihilfe zur richterlichen Untersuchung dem Bezirksarzt und die hygieinische Sorge dem Stadtphysikus anheimfallen. Jener locale Gesundheitsrath hat die Rechte einer moralischen Person und einer Behörde, kann Steuern ausschreiben, Anlehen aufnehmen, Grundstücke erwerben, Bauten ausführen, ja er darf sogar unter Umständen einen richterlichen Befehl erwirken, der ihm gestattet, die Wohnung eines Gemeindegliedes gegen dessen Willen zu betreten, um sich von etwaigen Mißständen zu überzeugen. Unter ihm stehen: Straßengesundheitspolizei, Wasserzufuhr, Kloaken, Schwemmsiele, Düngerstätten, Logirhäuser, Gasthöfe, Restaurants, Miethstuben, Feuerstätten und alle Etablissements, soweit es sich um Luft- und Bodenverderbniß handelt, Bade- und Waschanstalten 2c. Die Befugniß dieser Behörden ist also eine sehr weit ausgedehnte und zwar in dem Lande, wo man auf persönliche Freiheit am eifersüchtigsten ist. Eine „Medicinalpolizei“ in unsrem Sinne giebt es in England nicht.“

und wetteifert mit Rom und Madras! Diese wenigen Zahlen sprechen laut und deutlich genug! —

Sehr beachtenswerth ist ferner, worauf Pettenkofer weiterhin Bezug nimmt: daß die Sterblichkeit in London noch zu Anfang des Jahrhunderts größer war, als jetzt in München. Hat nun auch die Wissenschaft noch nicht genau festgestellt, welche Faktoren zu der günstigen neuen Wendung beigetragen haben, so läßt sich doch gewiß daraus eine tröstliche Zuversicht entnehmen und zugleich ein Sporn zur Thätigkeit: — wir erkennen, daß wir das Ausschlaggebende bei weitem nicht so sehr in unabänderlichen Eigenschaften der Oertlichkeit Berlins, Münchens 2c. zu suchen haben, als in dem, was die dort wohnenden Menschen thun und lassen.

Ueberhaupt entfaltet jenseits des Kanals und des Oceans das Vereinswesen in politischen, wirthschaftlichen und religiösen Dingen eine alle Verhältnisse durchdringende und beherrschende Macht. Nicht selten allerdings nimmt diese Macht eine verderbliche Richtung, solche Verirrungen finden aber doch früher oder später ihr Correctiv. Wir haben dort eine Anzahl lehrreicher Beispiele dessen vor Augen, was der sogenannte gemeine Mann vermag, wenn er nicht Alles von Anderen, der Regierung, der Volksvertretung, der „Wissenschaft" erwartet, ganz aufgeht in seinen Privatgeschäften und nur für unfruchtbare Kannegießereien über hohe Politik Sinn hat. Das Nationalvermögen an Kenntnissen zeigt sich in Deutschland zwar größer, als in irgend einem Lande der Welt; pochen wir aber nicht darauf, stellen wir lieber einmal die Frage: welchen Rang unter den drei großen Culturvölkern dürfte wohl unser Vaterland einnehmen, wenn es sich nicht handelte um Lesenundschreibenkönnen, überhaupt nicht um Wissen, sondern um Sinn und Thätigkeit für öffentliche Interessen, angenommen, daß sich die Durchschnittsquote beziffern ließ? — Sollten nicht unsre westlichen Nachbarländer auch in diesem immateriellen Besitzthum mehr Reiche und Wohlhabende aufweisen, als Deutschland? — Aus England ließe sich eine Reihe der tiefgreifendsten Verbesserungen aufzählen, die sämmtlich ihren Ursprung der Initiative einzelner, der Gesetzgebung und der Verwaltung Fernstehender verdanken. Ein Mann dieses Schlages beginnt seine Thätigkeit im engsten Kreise, sucht und findet Gesinnungsgenossen, die weiter werben helfen, es entsteht ein Verein, dem sich Zweigvereine in anderen Orten anschließen, die Presse tritt dafür und dagegen auf, die Sache gelangt zur Parlamentsverhandlung und wird endlich Landesgesetz. Die Unbeugsamkeit der angelsächsischen Race, ihre stubbornness, sowie die Gewöhnung, nicht von oben her für sich sorgen zu lassen, kommt ihr hier trefflich zu Statten, während in Deutschland eine falsche Anwendung des Satzes „was deines Amts nicht ist, da laß deinen

Vorwitz“ so Viele, denen es keineswegs an Einsicht fehlt, zu thatlosem, achselzuckendem Geschehenlassen verführt.

Bis in die kleinsten Einzelheiten geht jenes Streben. So z. B. eröffnete vor etwa 25 Jahren ein Letter to the Editor der Times den Kampf gegen das bis dahin für Visitenkarten fast ausschließlich gebrauchte Glacépapier mit dem Nachweise, daß die Bereitung dieser Kalkmasse die Gesundheit der Arbeiter schädigt. Zeitungen schlossen sich mit Leitartikeln an, der Vorstand eines angesehenen Clubs forderte seine Gesellschaftsgenossen zu der schriftlichen Willenserklärung auf, künftig ihre Karten nicht mehr auf dieses Papier drucken zu lassen, einige Damen der vornehmen Welt verwendeten sich in ihren Kreisen für den nämlichen Zweck, und es dauerte kein Jahr, so war die Sache durchgesetzt: — man benutzte fast nur noch Cartonpapier für Karten, glacirte galten für unfashionable, nicht gentlemanlike. Auch in derlei kleinen Dingen tritt der charakteristische Unterschied in den nationalen Anschauungen hervor. In Frankreich wird die Ehre darin gesucht, für homme de monde zu gelten, Geburt, Stellung, Aeußerlichkeiten, Schliff, Appretur geben den Ausschlag, was dahinter steckt, ist nebensächlich; der Engländer bezeichnet mit gentleman, was ihm in geselliger und allgemein menschlicher Beziehung erstrebenswerth, mustergiltig scheint, und der Begriff des Worts legt dem Träger Verpflichtungen auf, welche im Sittlichen ihren Schwerpunkt haben. So hoben denn auch die den Gegenstand behandelnden französischen Journalartikel zunächst das extérieur distingué und die Neuheit des Satinpapiers hervor, und thaten nur beiläufig des Umstands Erwähnung, daß die Fabrikation des letzteren (die Erfindung ist französisch) gesundheitswidrig sei.

Hier noch ein Beispiel aus neuester Zeit wie praktische Staatsmänner in England sich zu diesen Fragen stellen. Bei einem Meeting in Manchester sagte Disraeli folgendes: „Nach meinem Dafürhalten ist Verbesserung des Gesundheitszustandes des Volkes die sociale Aufgabe, welche allen anderen voranzugehen hat und in erster Reihe die Aufmerksamkeit der Politiker jeder Partei in Anspruch nehmen muß. Gute Wohnung, Reinheit des Trinkwassers und der Athemluft, unverdorbene Nahrung, sind Bedingungen der Menschenwohlfahrt .... Ich wiederhole, die hygieinischen überragen an Wichtigkeit alle anderen Gegenstände, und für den praktischen Staatsmann darf keiner höher stehen .... Ich muß nachdrücklich wiederholen, daß die hygieinischen Fragen nicht nur schwerer ins Gewicht fallen, als alle anderen das Staatsinteresse betreffende, und zwar nicht nur schwerer als die principiellen Fragen, welche Parteien scheiden, sondern auch schwerer noch als jene, die durch ihre hohe Bedeutung alle Parteiunterschiede verwischen.“ — Darauf sprach sich Lord Derby in ganz gleichem Sinne aus. „.... Die Menschen lernen es nur langsam begreifen, bis zu welchem Grade ihr Wohlbefinden von ihnen

selbst abhängt; sie sind geneigt, jenes achtungswerthe Streben, Unvermeidliches gelassen hinzunehmen, mit einer stumpfen Ergebung zu verwechseln, welche jedem, auch dem zu beseitigenden Uebel gegenüber unthätig bleibt .... Hygieinischer Unterricht ist noch wichtiger, als hygieinische Gesetzgebung."

Natürlich gestaltet sich die Wirksamkeit örtlicher Gesundheitsbehörden zu einer viel tiefer greifenden, als wenn Alles auf Anregung eines Beamten oder Mitglieds der Communalvertretung gestellt ist. Wie Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheit oft von Stadtverordneten und Bürgermeistern behandelt werden, wissen wir ja Alle. Daß der Nutzen localer boards of health sich aber nicht darauf beschränkt, öffentliche Schädlichkeiten hinwegzuräumen und Einrichtungen für das Gemeinwohl zu schaffen, sondern daß jene aus Laien verschiedenster Berufsklassen zusammengesetzten Körperschaften auch in die Familien vernünftige Ansichten über naturgemäße Lebensführung tragen und schädliche Vorurtheile ausrotten helfen, zeigt sich in der Thatsache daß nirgends die Gesundheitspflege höher angesehen, weiter ins Privatleben und ins Volk gedrungen ist, als bei den Briten. Auch gibt es dort selbst in den größten Städten keine eigentliche Wohnungsnoth; finden sich überfüllte oder sonstwie ungesunde Quartiere, so genügt ein Befehl des localen Gesundheitsamts, um sie zu räumen. Hier böte sich uns also Gelegenheit, zu lernen, und an Volkskraft zu gewinnen. Wie lange wird es noch dauern, bis wir im deutschen Reiche so weit sind? Wäre es ein neuer Stoff für Paletots oder Beinkleider, so wäre die english fashion längst auf dem Festlande heimisch. In New-York wurde 1866 ein hauptstädtisches Gesundheitsgesetz, Metropolitan Health Bill, erlassen, welches städtische Aemter einsetzt. Dort gibt es auch öffentlich ausliegende Bücher, in die Jeder Beschwerden einschreiben darf.

Noch vor dreißig oder vierzig Jahren war dem Nichtgelehrten das (dem deutschen Ohre freilich fremd genug klingende) Wort „Hygieine" ebenso unbekannt, wie die Sache selbst. Was mit „Krankenpflege" gemeint war, wußte jeder Bauer, wer aber den Ausdruck „Gesundheitspflege" selbst vor Gebildeten gebraucht hätte, würde entweder stutzige oder spöttische Mienen zu sehen bekommen haben, als ob er eine Lächerlichkeit gesagt hätte. Hufeland's berühmtes Werk war auf die „Verlängerung des Lebens" gerichtet. Im Vorwort heißt es: „.... Man darf die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern (Makrobiotik) nicht mit der gewöhnlichen Medicin oder medicinischen Diätetik verwechseln. Sie hat andren Zweck, andre Mittel, andre Grenzen. Der Zweck der Medicin ist Gesundheit, der der Makrobiotik hingegen langes Leben; die Mittel der Medicin sind nur auf den gegenwärtigen Zustand und dessen Veränderung berechnet (im Jahre 1875 faßt der

bessere Theil der Aerzte sie wohl anders auf), die der Makrobiotik aufs Ganze. Dort ist es genug, wenn die verlorene Gesundheit hergestellt wird, man fragt nicht, ob dabei das Leben verkürzt wird (!). Die Medicin muß jede Krankheit als Uebel ansehen, welches nicht rasch genug weggeschafft werden kann die Makrobiotik zeigt, daß manche Krankheiten Verlängerungsmittel des Lebens werden können." — Hieraus wie aus dem ganzen Inhalte ist ersichtlich, daß nicht der gefeierte und verdienstvolle Hufeland, so vielfache Anregungen er auch gegeben haben mag, sondern erst eine spätere Zeit ihre Hauptaufgabe voller erfaßt hat und ins praktische Leben einzuführen bemüht ist.

Tiefgewurzelt, dickstämmig und hartkörnig wie eine tausendjährige Eiche stand der Volksaberglaube an die Wunderkraft der Heilkunst da, und alle kleinen Neckereien, die in Komödien, Volksliedern („Doktor Eisenbart" u. s. w.) und Bildern an ihm ausgeübt wurden, vermochten ihm nichts anzuhaben. Die ersten kräftigeren Axthiebe dagegen gingen von der letzten Generation aus. Wird es wohl der nächsten beschieden sein, den gewaltigen Stamm niederzulegen? — Wird das zwanzigste Jahrhundert — wie das Bonifacius-Zeitalter aus dem Holze gefällter, den alten Götzen geheiligter Bäume christliche Kirchen errichtete — den Stamm verwerthen, um der Tochter Aeskulap's Tempel zu bauen? — Unverblümt ausgedrückt: wird in den nächsten Geschlechtern die Mehrzahl der Menschen erkennen, worauf es ankommt, wird sie ihre Aufenthaltsstätten und ihre Lebensgewohnheiten vernünftiger und gedeihlicher gestalten lernen? —

In E. Reich's „System der Hygieine" ist das Werk eines Engländers, J. Mackenzie, verzeichnet: „Geschichte der Gesundheit und die Kunst, sie zu erhalten", 1762 ins Deutsche übersetzt. Dies scheint der erste in größerem Stile gemachte Versuch, den Gegenstand unter Laien anzuregen, und vielleicht schöpfte Pestalozzi — welcher eine naturgemäßere Behandlung und körperliche Kräftigung der Jugend anstrebte, und u. A. auch die, seit dem hellenisch-römischen Alterthum so gut als vergessene Gymnastik wieder zu Ehren zu bringen suchte — einen guten Theil seiner Ideen aus jenem Werke. Von noch älteren Büchern findet sich eins aus dem 17. Jahrhundert*). An Pestalozzi knüpfte der Schnepfenthaler Salzmann an. Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater", darf wenigstens als Wiedererwecker der Gymnastik gelten, denn Keiner vor ihm hat so kräftig und nachhaltig für methodische Körperübungen der Jugend das Wort genommen, um deren weitere Fortbildung später Gutsmuths, Spieß, Maßmann u. A. sich bemühten.

*) Mercurialis, de arte gymnastica libri sex, in quibus exercitationem omnium vetustarum genera, loca, modi, facultates et quidquid denique ad corporis humani exercitationes pertinet diligenter explicatur.

Daß das Turnen eines der wichtigsten hygieinischen Erziehungsmittel ist, unterliegt keinem Zweifel und unsre Zeit kann sich fürwahr „gut Heil" zurufen, daß dasselbe endlich nicht mehr in Ungnade bei den Regierungen ist. Zu wünschen wäre freilich, daß die Aufsichtsbehörden gegen gewisse Ausartungen und Uebertreibungen, Kunststückmacherei, Akrobaten- und Athletenspielerei strenger wären.

Der neueste Zweig der Gymnastik, die von Ling erfundene schwedische, „ein anatomisch-physiologisch begründetes, organisch gegliedertes, methodisch vorschreitendes System der Körperausbildung durch schulgerechte Kraftübungen", ist namentlich auch für Heilzwecke vielfach angewandt und wird von angesehenen Aerzten empfohlen. Von anderen wird auch sie beschuldigt, in Spielereien zu fallen, noch keine Stimme hat jedoch meines Wissens gewagt, sie ganz und gar zu verdammen. Künftige Zeiten werden wohl mehr und mehr das Wichtige vom Unwesentlichen unterscheiden lernen und Alt und Jung planmäßige Körperübungen in frischer Luft in den täglichen Lebens-Rhythmus aufnehmen, wie das Frühstücken und Mittagessen. Selbst Vielbeschäftigte werden dereinst dafür „Zeit haben", nöthigenfalls dem Aufenthalt in überfüllten, dumpfen, tabaksqualmigen Kaffeehäusern und Bierkneipen *) eine Stunde abbrechen.

Freudig muß die Lebhaftigkeit begrüßt werden, mit der die große Frage der Schulgesundheitspflege seit einigen Jahren in der Presse verhandelt wird. Schon 1791 stellte D. P. Frank (System einer medicinischen Polizei. Frankenthal) eine Reihe darauf bezüglicher Forderungen, die man

---

*) Nach der Versicherung eines alten Touristen, der in vier Erdtheilen umhergepilgert war, kommt etwas von der Art deutscher Bierhöllen sonst nirgend in der Welt vor, wo nicht Deutsche angesiedelt sind. Die unterirdischen, geheizten Winterwohnungen in Sibirien, ohne Rauchfang, können sich auch keiner erfreulichen Athemluft rühmen, zumal an der Decke gedörrte Fische reihenweise aufgehängt zu sein pflegen, auch allerhand Abfälle in dem „Concert von Wohlgerüchen" ihr Instrument spielten; die schlimmsten Zeiten seien dort aber doch nur kurz, bevor das Feuer völlig in Brand ist. Meinem Gewährsmann zufolge erreichten indeß diese Räume an Spelunkenhaftigkeit noch immer nicht viele deutsche Bierstuben, in denen die Verqualmung, Hitze und Luftverdorbenheit von den Nachmittags- bis zu den Nachmitternachtsstunden in Permanenz ist.

Noch höre ich das schallende Gelächter des seligen Gerstäcker, als ich ihm einst an einem Leipziger Biertische die obige ethnographische Notiz zum Besten gab. Ein krampfartiger nichtendenwollender Jubel war die erste Antwort des Weitgewanderten. Darauf machte er eine kurze Athempause, die er vermuthlich auch benutzte, um mit der Geschwindigkeit des Faustmantels seine verschiedenen Absteigequartiere prüfenden Blicks zu durchfliegen. Als er die Sprache wiedergefunden, rief er: „Der Mann hat recht", lachte dann aber- und abermals, nur von kurzen Worten unterbrochen, „wahrlich recht", „völlig recht", „bitter recht". Gerstäcker's Lachen hatte etwas Ansteckendes, und so lachten wir beide, bis wir vor Seitenstechen nicht mehr konnten. Seitdem pflege ich, so oft ich aus kameradschaftlichen Gründen in einer Bier- und Tabakshölle aushalten muß, an jenen lustigen Abend zu denken, und komme so leidlich hinweg über Athemnoth, Brustschmerzen, Husten und Aerger. —

heute allgemein berechtigt findet, seine Mahnungen verhallten aber wirkungslos. 1836 trat Lorinser mit einer Schrift auf, worin er namentlich die Zahl der Lehrstunden, der Unterrichtsgegenstände und der häuslichen Arbeiten vermindert wissen wollte, und rief viele Erwiderungen (Mützell, Grinsius, Köpke ꝛc.) hervor, Andere (z. B. Froriep) stimmten ihm bei. Ob nun das Uebel selbst oder nur der Blick dafür noch nicht weit genug gediehen war, genug, eine Reihe von Jahren geschah nichts. Erst ganz neuerdings wird in Schrift und Wort das Drängen nach Reformen allgemeiner und, wie es scheint, der Widerstand der Schulmänner schwächer, auch Behörden erweisen sich aufmerksamer und bereitwilliger. Man stellt Ermittelungen verschiedener Art an und es ist zu hoffen, daß die Angelegenheit allmählich in Fluß kommt. Eine fühlbare Besserung dürfte aber kaum eher zu erwarten sein, als bis auch unter den Eltern der Schulkinder und den Baumeistern die Erkenntniß sich ausbreitet und zur Anwendung gelangt, daß es sich hier um Dinge handelt, die nicht nur einen hohen gesundheitlichen, sittlichen, wissenschaftlichen, politischen, volkswirthschaftlichen Werth, sondern auch — einen sehr erklecklichen Geldwerth haben. Man muß darum Pettenkofer ein herzliches Bravo zurufen, daß er in seinen Münchener Vorträgen, nachdem sich herausgestellt hat, daß der Durchschnitts-Münchener unter hundert Tagen fünfe krank ist *), den Werth der Gesundheit und die Kostspieligkeit der Krankheit in Gulden und Kreuzern vorrechnet. Solcher Mittel bedarf es, um — doch genug davon.

Unter den Männern, die sich in den letzten 20 Jahren der Sache annahmen, darunter auch Pädagogen, seien hier nur aufgezählt: Virchow, Schraube, Bock, Reclam, Paul Niemeyer, Varrentrapp, Flinzer, Fahrner, Guillaume, Coronel, Falk, Lion, Fröbel, Thomé, Schildbach.

Das Verdienst, in den weitesten Kreisen des deutschen Publikums den Sinn für eine vernünftige Gesundheitspflege geweckt zu haben, gehört den beiden letzten Jahrzehnten an. Professor Bock, der kürzlich Dahingeschiedene war es, welcher im gelesensten, in alle Volksschichten eindringenden deutschen Blatte, in der Gartenlaube, dann im „Buche vom gesunden und kranken Menschen", aufs Nachdrücklichste betonte, wie schwierig und zweifelhaft die Wiederherstellung der Gesundheit in den meisten Fällen, wie verhältnißmäßig leicht hingegen ihre Erhaltung und Befestigung ist, und der nicht müde

---

*) In Berlin, Wien u. a. großen und Mittelstädten wird's kaum besser sein. Und wie würde sich das Verhältniß nun gar erst stellen, wenn nicht blos eigentliche Krankheit, Bettlägerigkeit, völlige Arbeitsunfähigkeit, sondern auch alles chronische Siechthum beziffert werden könnte! — Im preußischen Heere war in den Jahren 1846 bis 63 durchschnittlich jeder Soldat, also eine engere Auswahl der Gesunden im kräftigsten Lebensalter, 16 Tage jährlich krank. Auf Arbeiter über 60 Jahre alt pflegen 40 Krankheitstage im Jahre zu kommen! —

ward, diese Wahrheit in den verschiedensten Tonarten, die auch ins pädagogische Gebiet griffen, aber- und abermals zu wiederholen vor einem so zahlreichen Leserkreise, wie er keinem andren Preßorgan zu Gebote steht.

Oft, namentlich von Aerzten, hört man Vorwürfe gegen populär medicinische und anthropologische Schriften erheben, erstens, daß sie ängstliche Gemüther zu völligen Hypochondern machten, zweitens das Vertrauen des Publikums zu den Aerzten und zur Heilkunst überhaupt erschütterten, drittens Halbwisserei und Dilettantismus förderten. Auf den letzten Vorwurf wäre dasselbe zu erwidern, was sich gegen jede auf Bildung gerichtete Thätigkeit einwenden läßt: entweder müssen wir den Standpunkt der Encyklika und des Syllabus festhalten, welcher das ganze Streben unsrer Zeit, Erkenntniß in die unteren Volksschichten zu tragen, verwirft und für Teufelswerk erklärt, oder wir müssen einsehen und einräumen, daß eine diesem Zeitgeist gemäße und wirksame Thätigkeit zunächst einen Uebergangszustand schafft, der mit allen Unzukömmlichkeiten und Gefahren eines solchen behaftet ist. Halbes Wissen ist nur eine Brücke von der vollständigen Unwissenheit zur tüchtigen, wünschenswerthen Bildung, eine Brücke, die betreten werden muß, weil sie sich nicht überspringen läßt. Das Vertrauen zu der Macht der Heilkunst, wie es noch heute den größten Theil der Masse beherrscht, ist gerade ein Haupthinderniß der richtigen anthropologischen Erkenntniß und Gesundheitspflege, nöthigt ferner die Aerzte zu tausend unwürdigen, zum Theil schädlichen Gaukeleien. Endlich läßt sich behaupten, daß die Hypochondrie in demselben Verhältnisse abnehmen muß, in welchem die Eltern lernen, ihre Kinder gleich von der Geburt an verständiger zu behandeln und zu erziehen, und so Schwächen und Kränklichkeiten des Körpers und Gemüths im heranwachsenden Geschlechte rechtzeitig vorzubeugen. Aus diesem Grunde haben denn auch Bock und nach ihm Andere sich bemüht, auf Mütter und Schulmänner durch Vorlesungen und Schriften zu wirken, wie „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers in Wort und Bild", 8. Auflage, Leipzig 1873" und „Ueber Pflege der körperlichen und geistigen Gesundheit des Schulkinds" bezeugen. Im erstgenannten Buche wird mitgetheilt, daß der Bildhauer Steger in Leipzig unter Anleitung Bock's Lehrmittel aus Gips verfertigt hat, welche die verschiedenen menschlichen Körperorgane in ihrem Bau veranschaulichen. Das Schriftchen „Die österreichische Musterschule für Landgemeinden in der Weltausstellung, im Auftrage des Comités der Schulfreunde verfaßt vom Bezirksschulinspektor Schwab in Wien", meldet, daß jene Lehrmittel schon in vielen österreichischen Landgemeinden eingeführt sind. Das bekannte Wort, daß 1866 „der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen" habe, scheint also an der Donau Früchte tragen zu wollen.

In älterer Zeit gab es Quarantaine-Anstalten gegen die Pest und das gelbe Fieber, Verordnung über Absperrung von Menschen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, über den Vertrieb von Giften, gegen den Verkauf verfälschter Nahrungsmittel, über Behandlung Verunglückter und Scheintodter, über Pockenimpfung, in Schulen wurden Abbildungen schädlicher Pflanzen und Thiere vorgezeigt. Alle Maßregeln zielten aber nur auf Abwehr von acuten Krankheiten, Epidemien, raschen Todesfällen: — Niemand dachte daran, der Kränklichkeit, dem chronischen Siechthum entgegen- und auf Kräftigung des heranwachsenden Geschlechts hinzuarbeiten. Daß der Culturfortschritt von so manchen, dem körperlichen Gedeihen feindlichen Elementen begleitet war, sah man wohl, klagte darüber, that aber nichts zur Abhilfe. Dank den Mahnungen hygieinischer Schriftsteller der neuesten Zeit fängt man nun hier und da endlich an, einzusehen, daß unsre Schullocale die Gesundheit der Kinder vielfach schädigen und bemüht sich, Abhilfe zu schaffen: man baut neue Häuser mit größeren, höheren, besser beleuchteten und ventilirten Zimmern, sorgt für zweckmäßigere Banktische (Subsellien) u. s. w. Noth thut es gewiß und es ist ein Wunder, daß die klerikalen Gegner des Schulzwangs noch nicht von diesem Punkte aus die sonst so gute Sache bekämpften. Möchten wir doch eilen, die Waffe zu zerbrechen, bevor sich der Feind ihrer bemächtigt. Denn alle Sachkundigen stimmen darin überein, daß in den Schulen der Grund gelegt wird zu zahllosen Brust-, Unterleibs-, Nervenkrankheiten, Verkrümmungen, Augenschwäche u. dgl. m.

Um in Bezug auf letztere hier nur ein Beispiel zu erwähnen: ich sah vor zwei Jahren die tabellarisch zusammengestellten Ergebnisse der Untersuchung in einer Töchterschule, nach welcher die Kurzsichtigkeit von Klasse zu Klasse in einer entsetzlichen Steigerung zunimmt. Jahrzehnte werden wohl noch hingehen, ehe etwas Durchgreifendes geschehen ist, darum könnten und sollten wenigstens wir Erwachsenen, Jeder in dem Kreise, in welchem er Einfluß hat, streben, nach der Richtung Einiges zu thun, um frühere Begehungs- und Unterlassungssünden möglichst wieder gut zu machen, theils um der Kinder willen und als gutes Beispiel für sie, theils zu eignem Besten. Wie Viele von uns denken aber daran, zu Hause Einrichtungen demgemäß zu treffen? Anstatt die Sehweite unsrer Augen zu prüfen und hiernach beim Lesen und Schreiben, in der Wahl von Stühlen und Tischen zu verfahren, hängen wir schlechten Gewohnheiten nach und lassen, Alles dem Zufall anheimstellend, Zimmerleute, Tischler, Tapezierer, Möbelhändler mit unsren Wohnungen schalten und walten. In den öffentlichen Lesezimmern, die meist ohnehin schon schlecht genug beleuchtet sind, pflegen die ungünstigsten Plätze mit Vorliebe benutzt zu werden. In Folge dieser geistigen Kurzsichtigkeit macht die

leibliche Kurz- und Schwachsichtigkeit von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte, Hand in Hand mit andren Leiden. Einer thörichten Mode zuliebe sperren wir das Tageslicht ab durch dunkle Vorhänge; Sekretäre, Arbeitstische stehen meist am unrechten Platze, und haben zu wenig oder falsches Licht. Daß die Sehkraft geschont und länger erhalten wird, wenn beim Lesen und Schreiben das Objekt in angemessene Entfernung von, und möglichst parallel mit dem Gesicht gebracht ist, nicht in einen rechten Winkel, und während der Arbeit, namentlich bei künstlichem Lichte, hier und da, etwa alle halbe Stunden, Erholungspausen von einigen Minuten eingeschoben werden, beachtet unter Hunderten kaum Einer. Fehler in der Wahl der Gläser und der Gestelle der **Brillen** sind an der Tagesordnung. Unter zehn Brillenträgern sitzen bei neunen die Gläser nicht so, daß durch ihren Mittelpunkt geblickt wird, außerdem schief, zu nah oder zu fern. Geschadet wird auch durch die modischen „Augenklemmer" und den übermäßigen Gebrauch von Operngläsern. Geht es im bisherigen Stile fort, so werden in den gebildeten Ständen der Städte bald unbewaffnete Augen unter die Seltenheiten gehören.

Einem gelehrten Freunde, der sich berufsmäßig mit physikalischen und photometrischen Forschungen beschäftigt, stellte ich, angeregt durch Aeußerungen eines Augenarztes, die Frage: ob sich nicht ein, vielleicht auf Photographie fußendes Instrument zur Prüfung der Lichtstärke herstellen lasse, welches namentlich in Schulzimmern eine Art Polizei in Bezug auf die Beleuchtung üben könnte. Er antwortete, daß ein solches Instrument nicht ausführbar scheine, weil man Licht nicht wie Wärme, Elektricität und Magnetismus messen könne und die Herstellung einer absoluten, unveränderlichen Lichtmenge große Schwierigkeiten habe. Für wissenschaftliche (astronomische) Zwecke und mit Hilfe einer Experimentaluntersuchung gäbe es wohl ein derartiges Instrument und sei neuerdings angewandt, dasselbe würde jedoch für jene praktischen Zwecke unbrauchbar sein. Weiterhin sagte er: durch eine solche ängstliche Fürsorge, wenn sie überhaupt möglich wäre und einträte, dürfte die Zunahme der schlechten Augen bei künftigen Generationen nur noch gesteigert werden. Unsre Groß- und Urgroßväter hätten beim Scheine von Talglichten gearbeitet und sie und ihre Kinder gute Augen gehabt, weil das Organ genöthigt war, sich den ungünstigen Beleuchtungsvorrichtungen anzupassen und dadurch gleichsam abzuhärten; heute aber, wo dergleichen Schwankungen der Helligkeit durch fortschreitende Verbesserungen der Beleuchtungsmittel beseitigt seien, hätten die Augen weniger Veranlassung, ihre Widerstandskraft zu üben und seien so verweichlicht. Nach den Grundsätzen der natürlichen Züchtung und der Entwickelung eines umfassenden Anpassungsmechanismus unsres Körpers sei deshalb eine solche ängstliche Prophylaxis verwerflich. —

Ich möchte wohl wissen, wie Ophthalmologen über die Sache denken. Daß unsere Großväter gute Augen trotz der Talglichte hatten, scheint mir schon hinlänglich dadurch erklärt, daß man damals weniger stubenhockte, überhaupt nicht so viel bei künstlichem Lichte arbeitete, nicht in so frühem Alter zur Schule ging und in vielen anderen Dingen naturgemäßer lebte, als jetzt. Wäre zeitweilige unzulängliche Beleuchtung ein geeignetes Mittel zur Stärkung der Augen, so müßte wohl auch die Widerstandskraft der Lunge gekräftigt werden durch häufige Herabsetzung derselben auf schmale Kost an Athemluft, was sich doch keineswegs annehmen läßt. — Das schärfste Gesicht von allen Berufsklassen hat durchschnittlich der Seemann, welcher sein Auge fortwährend an weit entfernten Objekten im Freien zu üben genöthigt ist; ihm zunächst stehen Forst- und Landleute, während wir Stadtmenschen immer tiefer in die Augenschwäche und die geschliffenen Gläser gerathen. Denken wohl viele städtische Lehrer daran, bei Spaziergängen mit den Kindern diese methodisch im Sehen in die Ferne zu üben? —

Aus den Zeitungen erfährt man, daß in einigen Lehrerseminarien, auch sogar in Volksschulen der Unterricht in der Gesundheitspflege bereits anfängt, Eingang zu finden. (Bei der Gelegenheit läßt sich die Frage aufwerfen: warum wird das gute Beispiel, das die Münchener Universität gab durch Errichtung eines akademischen Lehrstuhls der Hygieine, nicht häufiger nachgeahmt? —) Mag es auch noch so viel Unsicheres in dem Bereiche geben, mag ferner das Jugendalter wenig Sinn haben für solche Dinge — zugleich sein Glück und sein Unglück! — so kann es doch unmöglich ganz fruchtlos sein, wenn wenigstens gewisse allgemeine, durchaus festgestellte Regeln (z. B. so und so habt ihr Brust, Augen, Haut, Zähne zu behandeln; schiefe oder gebückte Haltung hat die und die Nachtheile; ihr sollt die Speisen gut kauen, und zwar nicht vorn, auch nicht blos an einer Seite, sondern abwechselnd an beiden; nicht der Mund, sondern die Nase ist zum Athemholen bestimmt; die und die Vorschriften der Reinlichkeit dienen auch der Gesundheit ꝛc.) der Jugend schon in den ersten Schuljahren eingeprägt würden. Manches durch das elterliche Haus bereits halb Verdorbene ließ sich da vielleicht wieder gut machen.

Könnte nicht ein Gesundheits-Zumpt die Grundregeln der Diätetik in Verse bringen? — Wie lieb dem Volke und der Jugend Vers und Reim ist, wie leicht und anhaltend sich mit ihrer Hilfe Alles dem Gedächtniß einprägt, wie beflissen die unteren Bildungs- und Altersklassen sind, was ihnen nicht in dieser Form gereicht wird, sich selber so zurecht zu machen, sehen wir allenthalben. Bedeutet doch auch „sich einen Vers drauf machen“ etwas zum Bewußtsein oder zur praktischen Anwendung zu bringen. Die Soldaten

haben sich die Hauptstücke ihres Exercierreglements versificirt. Könnte es in der Fibel nicht z. B. anstatt:

„Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.“

lieber heißen:

Das Augenlicht in kurzer Frist
Beschädigt, wer im Zwielicht liest,

und so fort durchs Alphabet, bis unter Z die Zähne an die Reihe kämen? — Streitfragen möchten einstweilen noch wegbleiben, z. B. ob das alte Verschen

Nach dem Essen sollst du stehn
Oder tausend Schritte gehn

noch Giltigkeit hat, oder ob die neuere Lesart die richtigere:

Nach dem Essen sollst du ruhn
Oder auch ein Schläfchen thun.

Der alte Doctor Boerhaave ging schon im siebzehnten Jahrhundert voran in der Versification mit seinem „Kopf kalt, Füße warm, beschweren nicht den Darm“.

Auch in technischen Lehranstalten sollte jener Unterricht eingeführt werden. Hier wäre aufmerksam zu machen auf Schädlichkeiten, welche das Local und Material der Arbeit, die Vorrichtungen, Geräthe, Maschinen, die Abgänge in den Fabriken für die Arbeiter, die Abnehmer und die Nachbarn herbeiführen könnten und Vorbeugungsmittel anzugeben. Aus diesen Anstalten gehen Fabrikherren und Werkführer hervor, in deren Hand oft das Wohl Tausender gelegt ist. Wer für Rücksichten der Menschlichkeit unempfänglich ist, sollte sich wenigstens durch das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 bestimmen lassen, auf seiner Hut zu sein. Auch an der Stelle liegt ein Stück Lösung der „socialen Frage.“

Und warum wird, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, unserer Jugend Rath in Gesundheitsangelegenheiten vorenthalten? — Weil die Schule sagt: das ist nicht meine Sache, sondern die der Eltern. — Die Eltern erklären einstimmig: davon verstehen wir nichts (hierin haben sie völlig recht) die Herren Aerzte sollten dafür sorgen. — Die Herren Aerzte lassen sich vernehmen: (daß Viele von ihnen denken könnten: „wenn wir euch gesund erhielten, müßten wir ja verhungern“, wollen wir nicht glauben! —) uns befragen die Leute erst, wenn sie krank sind, wie sollen wir uns Gehör und Gehorsam verschaffen bei Gesunden, und gar bei der leichtsinnigen Jugend? Dafür ist die Literatur da. — Wenden wir uns nun an die Schriftsteller, so heißt es: schreiben wir euch etwa nicht Bücher genug? Wie viele von

euch 40 Millionen kaufen und lesen sie denn aber? Der wohlhabende Deutsche faßt eher den Entschluß, sich einen Backzahn ausziehen zu lassen, als ein Buch zu kaufen. Und wieviele der Leser unserer Bücher lernen denn wirklich daraus? Allenfalls die Redacteure weitverbreiteter Zeitschriften können etwas Erkleckliches thun, an solche richten Sie Ihr Verlangen. — Wir treten ins Redactionszimmer einer großen Zeitung, warten eine Stunde und erhalten dann den kurzen Bescheid: gehört nicht in unser Ressort, wir befassen uns nur mit Politik, Tagesbegebenheiten, Literatur und Kunst. — Einer der Mitredacteure, der das Gespräch angehört, folgt uns und flüstert auf der Treppe: Klopfen Sie bei den Herausgebern von Volksblättern an. — Wir scheuen auch diesen Versuch nicht, kommen endlich zu Worte, kaum hat aber der geschäftsüberladene Machthaber unser Anliegen halb gehört, halb errathen, so unterbricht er: Noch mehr sanitätische Rathschläge, als wir bereits seit jeher geben, verlangen Sie von unsrem Blatte? Sind Sie bei Troste, lieber Mann? fragen Sie doch nur herum, wer solche Artikel vorzugsweise liest. Nicht die Jugend, nicht die Väter, Mütter, Lehrer, Erzieher, sondern die kränkelnden Onkels und hysterischen Tanten, denen nicht zu helfen ist. Jeder sucht sich blos das, was in seinen Kram paßt, saugt einige neue hypochondrische Schrullen heraus und bleibt so klug wie zuvor. Die Volksvertretung sollte sich der Sache annehmen. Ich danke Ihnen übrigens für Ihre freundliche Theilnahme. Leben Sie wohl. — Unsere letzte Zuflucht ist eine Petition an den Reichstag, zehn Bogen stark, illustrirt durch bildliche Darstellungen, u. A. eine deutsche Schulstube, eine Proletarierwohnung, einen greisen Bureaubeamten 2c. Das Schriftstück erregt bei der Petitionscommission viel „Heiterkeit" und erhöht das Gebirge der Eingaben um $^1/_2$ Centimeter. — —

Wann jener negative Competenzconflikt zur Entscheidung kommt, läßt sich nicht absehen, deßhalb sei der Antrag gestellt: thue ein Jeder, der sich dazu befähigt fühlt, als ob er auch berufen wäre, einzugreifen, und suche mündlich, schriftlich, gedruckt für die Sache zu wirken, so weit seine Kräfte reichen. Gewinnt er nur einen einzigen Gesinnungs- und Thätigkeitsgenossen, so hat er sich nicht vergeblich bemüht. O. G.

Die Trilogie Karl's des Kühnen.

Von Max Jähns.

Bei Grandson verlor er das Gut,
Bei Murten den Muth,
Bei Nancy das Blut.
(Alter Spruch.)

III.

Der „Murtenstreit“.

Niemand war mehr über den Ausgang des Feldzuges von Grandson erfreut, als Louis XI. von Frankreich. Er beklagte einzig und allein, daß burgundischerseits nicht mehr Menschen umgekommen seien.*) Unter dem Vorwande einer Wallfahrt hatte er sich nach Lyon begeben, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein; jetzt säumte er nicht, die Früchte einzuheimsen, welche der Sieg ihm abwerfen mußte. Zu den Eidgenossen, die er zur Zeit der Noth im Stiche gelassen, sandte er Boten mit Glückwünschen und Geschenken, um ihre Stimmung wieder herzustellen; aber auch gegen Burgund nahm er eine wohlwollende Haltung an und verlängerte ihm dem Waffenstillstand, natürlich zu dem Zwecke, damit Karl ja aufs Neue gegen die Schweizer ziehn möge.

Der Herzog hatte in jäher Flucht noch am Schlachttage selbst das Schloß Nozeroy in Hochburgund erreicht. Er war außer sich über den erlittenen Verlust und noch mehr über dem Schimpf, ohne eigentliche Schlacht geschlagen worden zu sein. Sobald er sich von der ersten Betäubung erholt, machte er in der That die größten Anstrengungen, sich zu einem neuen Feldzuge zu rüsten, um die Schmach im Blute der Feinde abzuwaschen. Er schwor, sich nicht eher den Bart wieder scheeren zu lassen, bevor er Rache genommen an den Schweizern. — Vor Allem galt es, ein neues Heer zusammenzubringen, da die geschlagene Armee, trotzdem sie so wenig verloren, nach allen Richtungen der Windrose auseinandergelaufen war. Ueberall hin ergingen Karl's Befehle und Bitten: die Flüchtigen aufzuhalten und ihm zuzusenden, die in Lothringen zurückgebliebenen Corps nach Hochburgund zu dirigiren, ihn mit neuen Hilfstruppen aus Savoyen und der Lombardei zu unterstützen. Zur Beschaffung neuen Geschützes mußte in der Frei-Grafschaft jeder Hausvater von allem ehernen und eisernen Geschirr seiner Haushaltung die Hälfte an die fürstlichen Gießereien abliefern, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde. Seinen Freunden stellte Karl die erlittene Schlappe als ein bloßes Scharmützel dar;

*) „En eu très grande joye et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus.“ Comines.

leid sei es ihm nur, daß es zu keinem Hauptschlage gekommen, in welchem ihm der Sieg nicht hätte entgehn können.*)

Schon am 9. März hatte der Herzog wieder so viel Truppen beisammen, daß er durch den von den Eidgenossen thörichterweise offen gelassenen Paß von Joigne nach Lausanne am Genfer See vorrücken konnte. Er wählte diesen Standort nicht sowohl aus militärischen als aus politischen Gründen, um seinen Verbündeten, dem Herzoge von Mailand und der Herzogin von Savoyen, nahe zu sein, sie an Verhandlungen mit Frankreich und der Schweiz zu hindern und ihre Truppen leicht an sich ziehn zu können. Doch war die Lage militärisch genommen nicht minder günstig, wenn man ihn nämlich unbehelligt ließ, bis er wieder ganz gerüstet war; denn dann stand er beim Feldzugsbeginn, ohne einen Paß überwinden zu müssen, nur 9 Meilen von Freiburg, nur 15 von Bern. Am 15. März bezog er ein Lager oberhalb von Lausanne auf der Hochfläche des Plan du Loup, abermals in heftigem Streit mit seinen Unterführern, namentlich den Italienern, die sich diesmal um so weniger entschließen mochten, die Cantonements mit dem Lager zu vertauschen, als jetzt arger Mangel an Zelten war. Es herrschte überhaupt große Unzufriedenheit mit dem Herzoge, und nicht der eigenen Unzuverlässigkeit, sondern seinem Eigensinne schrieben die Truppen den Schimpf von Grandson zu. Es habe damals keine Ordnung geherrscht; die Mannschaft sei misvergnügt gewesen, weil man sie monatelang ohne Sold gelassen und sie gezwungen habe, bei der schlimmsten Witterung im Freien zu lagern; und nun schicke der Herzog sie aufs Neue trotz ihrer Entblößung ohne Zelte ins Lager. — Aehnlich urtheilten auch die fremden Gesandten. Der neapolitanische Botschafter Palombaro schrieb an seinen Herrn: „Karl ist ein Mensch, der stets nur seinem eigenen Kopfe, keinem Rathe irgend eines Andern folgen will. Wie ein Verzweifelter hat er sich wieder ins freie Feld gelegt und will, daß alle Leute ihm dahin folgen. Dennoch kann er niemanden dazu bringen; er bleibt allein, wiewohl er den ganzen Tag befiehlt, daß das Volk herkomme; es wird ihm nicht gehorcht.... Wenn jene Deutschen ihren Sieg verfolgt hätten, sie würden nicht nur Lausanne, sondern auch Genf genommen haben." Diese Schilderungen sind sehr lehrreich. Sie zeigen einerseits, daß Karl es richtig erkannte, wie der feste Zusammenhalt übersichtlicher Lagerdisciplin seinen schlechterzogenen Truppen nothwendig sei, wenn sie zu tüchtigen Soldaten werden sollten, andererseits, wie mächtig die militärische Opposition jener Zeit war, selbst in Dingen, wo es sich doch lediglich um die persönliche Behaglichkeit handelte. Nicht minder ergiebt sich aus diesen Darlegungen, wie viel die Eidgenossen versäumt, als sie in ihrer planlosen Weise und ihrem

*) Panicharola.

Mangel an Einheit dem Herzoge nicht nur die Mittel gelassen, kurz nach der Niederlage mit schwacher Kraft ungestraft in die Waat zu ziehn, sondern bei Lausanne auch eine neue Macht zu sammeln, von der doch unzweifelhaft war, daß sie abermals gegen den Bund gewendet werden würde. Hier zeigt sich recht deutlich das Fehlerhafte der eidgenössischen Kriegsverfassung, bei der das Meiste lediglich vom guten Willen der Glieder abhing.

Die Grenzhut der Schweizer war in folgender Weise geordnet: Zunächst bedroht schien Freiburg, welches außer seiner Bürgerschaft elsässische Bundestruppen und 1000 Mann der acht alten Orte unter Hans Waldmann hüteten. — Murten war von bernischen und freiburgischen Mannschaften besetzt und dabei die Vorsicht gebraucht, immer von zwei nahen Blutsverwandten den einen in diese Vorburg Berns, den andern ins künftige Kriegsheer zu befehligen, um dies desto sicherer für die Erhaltung Murtens zu interessiren. Adrian v. Bubenberg übernahm am 8. April das Kommando dieser Stadt. — Das Sanethal deckte Graf Ludwig von Greyers (Gruyères); die Pässe am Bernhardsberge und St. Maurice beobachteten die Walliser. — Im Westen, an der Grenze von Burgund, hatten die Berner Grandson wieder besetzt, und ebenso deckten sie den Verrièrepaß sowie Neuenburg. Einigen Entsendungen dieser Grenzhuttruppen glückten gelegentliche Streifzüge in der Richtung auf den Leman und den großen St. Bernhard sehr wol.

Seit Karl der Kühne nach Lausanne gezogen, schien es den Eidgenossen aber doch geboten, ernstere Gegenmaßregeln zu treffen, und sie kamen am 18. März nach Luzern zur Tagsatzung. Man rief die Niedere Vereinigung wieder zur Hilfe auf, und Bern erläuterte, in wiefern es Murten als eine Vormauer zu seinem eigenen Schutz betrachte, und wie es nöthig sei, diese Stadt unter allen Umständen zu halten. Doch gerade über diesen wichtigen Punkt vermochte man sich nicht zu einigen, und noch weniger gelangte man dazu, sich jetzt, wo doch immer noch der günstigste Augenblick gewesen wäre, zu einer Angriffsunternehmung aufzuraffen. Nur Freiburg und Bern wagten einen Handstreich gegen die in burgundischem Besitz befindliche, ihnen höchst unbequeme Feste Romont, die, nur 3 Meilen von Freiburg entfernt, geradezu wie eine Etappe von Lausanne her erschien. Der mit zu geringen Kräften ins Werk gesetzte Streifzug mislang jedoch.

Da Karl nun erkannte, daß er eine größere offensive Unternehmung nicht mehr zu besorgen hätte, so blieb er bei Lausanne stehn, um sein Heer noch zu verstärken. Im Lager dauerten die alten Zustände fort; zwischen den englischen und italienischen Söldnern kam es zu blutigen Auftritten in voller Schlachtordnung, die der Fürst kaum zu stillen vermochte, und noch Ende April war es ihm nicht gelungen, alle Truppen in das Lager zu ziehn. Nicht wenig Schuld bei dieser schlechten Mannszucht trug das Zurückhalten des

Soldes, ein Verfahren, das bei dem Mangel an Verpflegungsanstalten, ja überhaupt an Lebensmitteln doppelt verderblich wirken mußte. In des Herzogs Haltung und Stimmung bemerkte man große Veränderung. Er war voll leidenschaftlicher Heftigkeit und Mißtrauens; überall glaubte er sich von Verräthern und Feinden umgeben; die frühere Sicherheit im Beherrschen des Kriegsvolkes war verschwunden; zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich krank. — Der bedenkliche Zustand des Heeres und Karl's Benehmen dabei schmälerten sein Ansehn außerordentlich, und um ebensoviel stieg das des Königs von Frankreich. Die französischen Feudalherren hatten den Tag von Granson zu empfinden, als seien sie selbst geschlagen worden. Der greise König René von Anjou suchte Louis in Lyon auf, und während er früher den Herzog Karl von Burgund für den Fall, daß sein Erbe und Enkel, der Graf von Maine, kinderlos sterben sollte, für den Erben der Provence und aller Besitzungen des Hauses Anjou angenommen hatte, erklärte er als solchen jetzt den König von Frankreich. Dieser stattete unter der Hand den jungen vertriebenen Herzog von Lothringen mit Geld aus und ließ ihn nach Straßburg geleiten. Hier fanden sich viele deutsche Herren bei ihm ein: Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles und von Richebourg, und von ihnen begleitet begab sich der Fürst in den Schutz der Eidgenossen, welche ihn ehrten, als ob er ihr Führer sei.

Alle dem Herzoge von Burgund bisher befreundeten Fürsten riethen ihm, von dem Unternehmen gegen die Eidgenossen abzustehn. Der Herzog von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, machte ihn, während er gleichzeitig seinem Bündnisse entsagte, darauf aufmerksam, welchen Gefahren Karl sowol Burgund als Savoyen aussetze im Kampfe mit den Schweizern, „diesen grausamen, rasenden Wölfen, zum höchsten Wohlgefallen des Königs von Frankreich, der nichts anderes wünsche als beider Häuser Verderben. Matthias Corvinus, der in hohem Ansehn stehende König von Ungarn, verwies ihn ebenfalls auf die Arglist Louis' XI. „Was konnte er wohl“ so schreibt Matthias „Euer Liebden Gefährlicheres und Schwierigeres zufügen, was Erwünschteres für ihn, als Dieselben in einen Krieg zu verwickeln mit jenem ungezähmten, unüberwindlichen Volke, von dem er wußte, daß es siegen könne, nicht fürchtete, daß es überwunden werde. Wie kann man letzteres auch glauben von diesen Schweizern, die schon ihres Landes Lage vertheidigt, denen aber auch gewiß das Reich noch Hilfe senden wird ... Wir ermahnen Euer Liebden, sich wohl vorzusehn und versichert zu sein, daß, sollte auch das Kriegsglück jenen Völkern widerwärtig sein, Ihr dann zuverlässig das ganze Reich gegen Euch haben würdet. Geschähe aber, was Gott verhüte, das Gegentheil — was wäre das dann für ein Schauspiel, einen so großen Fürsten durch Bauern überwunden zu sehn, deren Besiegung keine oder doch

nur wenig Ehre, von denen besiegt zu werden, ewige Schande bringen würde." *) — Leider hatte Matthias Corvinus, was das Einschreiten des Reiches betrifft, nicht Recht. Einen Tag bevor der Magyarenfürst zu Ofen jenen Brief schrieb, hatten die Unterhändler Kaiser Friedrich's III. zu Lausanne einen Vertrag geschlossen, welcher gegen das erneuerte Versprechen der künftigen Vermählung der Erbtochter von Burgund mit dem Erzherzoge Maximilian die reichsangehörigen Verbündeten preisgab. Abermals hatte also das habsburgische Hausinteresse die Rechte des Reichs verrathen; abermals war ein Schritt geschehn, die Eidgenossenschaft und das Elsaß loszulösen vom deutschen Reich.

Um dem angedrohten Abzuge seiner italienischen Söldner vorzubeugen, verkündete der Herzog Karl, daß er Geld erwarte und der Mannschaft 4 Monatsölde zahlen werde; doch nicht auf einmal; sondern zunächst nur einen; den zweiten dann nach dem Aufbruch von Lausanne im ersten neuen Lager, die beiden übrigen in dem darauf folgenden Lager. Er hielt also die Truppen durch Versprechungen zusammen und befahl für den 9. Mai eine große Musterung. — Uebereifrig wie er war, fand er sich zu dieser schon ein, als die Truppen noch auf dem Wege zum Revueplatz waren. Er ließ sie halten. Emsig ritt er die Reihen auf und nieder, bald vorn bald hinten thätig; jede Hilfe bei besserem Ordnen der Truppen lehnte er heftig ab, erzürnte sich über wahrgenommene Fehler und theilte eigenhändig viele Stockschläge aus. Endlich zog man weiter zur Revue, welche die Herzogin von Savoyen abnahm und welcher sich Manövers anschlossen, die bis zum Dunkelwerden dauerten. — Die italienischen Botschafter meldeten ihren Herren nach dieser Heerschau: die Armee habe an Reisigen, einschließlich der Leibwache, 1600 Lanzen gezählt, hiezu 3200 Bogenschützen zu Pferde, ebensoviele Knappen und Coustiliers, in Allem also 8000 Reiter. An Fußvolk seien gemustert worden ungefähr 11000 Büchsen- und Bogenschützen; das ganze Heer könne man danach auf 20,000 Mann anschlagen. Die Ausrüstung und Remontirung sei allerdings von ungleichem Werthe; alle Welt aber wundere sich, wie so zahlreiches Kriegsvolk ohne Geld habe ins Feld gestellt werden können, zumal noch 3000 Mann in Besatzungen an der Schweizer Grenze ständen und etwa 6000 Niederländer binnen Kurzem eintreffen würden. Auch die Savoyer, welche in bedeutender Stärke jenseits des Genfer Sees standen, waren nicht mitgezählt. Jedermann war die Geschäftigkeit des Herzogs aufgefallen, über welche sich die Hauptleute bitter beschwerten. Gerade so sei er auch in der Schlacht und eben dadurch habe er sich die Schlappe von Grandson zuge-

*) Copia litterarum Regis Hungariae ad J. U. Ducem Burgundiae, Dat. Buda. 7. Mai 1476. Archiv zu Mailand. Bei v. Rodt.

zogen; denn es sei unmöglich, so viel Volk zu überschauen und zu leiten ohne Beihilfe eines sachkundigen Hauptmanns.*)

Der Revue folgte ein Tagesbefehl über eine neue Ordnung des Heeres, der ein vollständiges, umfangreiches Reglement betreffs der gesammten administrativen und taktischen Verhältnisse der Armee enthielt. Dabei war es denn von einschneidender Bedeutung und ein neuer Fortschritt in der Entwickelung der Infanterie, daß den berittenen Bogenschützen geboten wurde, abzusitzen und ihre Pferde entweder heimzuschicken oder zu verkaufen. Sie sollten von nun an zu Fuß dienen, sowohl des unzulänglichen Futters wegen, als auch, weil der Schütze besser zu Fuß als zu Pferde schießen könne. In derselben Zeit, in welcher der reitende Schütze 2 Pfeile sende, schieße der unberittene 3 ab und zwar besser gezielte; auch vermöchten die Bogner zu Fuß besser die Ordnung zu halten. Ueberdies würden 6000 Rationen erspart, was in dem gebirgigen Lande nothwendig sei.**) — Die weitläufige Ordonnanz enthält auch die Vorschriften über den Felddienst; und zwar wird die Armee, vorzugsweise in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des schweizerischen Kriegsschauplatzes, statt wie bisher in 3, in 8 Batailles eingetheilt, von denen 7 aus den anwesenden Haustruppen, Garden, Ordonnanztruppen und Milizen gebildet wurden, während die achte aus den von Burgund und Savoyen noch zu erwartenden Truppen zusammengestellt werden sollte. Innerhalb jedes Treffens sollte die Fanteria, das Fußvolk, stets in der Mitte stehn; dann sollten nach Außen hin die Bogner folgen, während auf den Flügeln die Gendarmerie stünde. Nur bei dem, aus den Haustruppen und Garden zusammengesetzten 2. Treffen, der Elite des Heeres, sollte ausnahmsweise in der Mitte das Geschwader der Kämmerlinge mit der herzoglichen Standarte, dem Hauptbanner des Heeres, halten. Im Ganzen kamen auf jede Bataille etwa 400 Reiter der Ordonnanzcompagnien und 1600 Mann zu Fuß, einschließlich der abgesessenen Bogenschützen.

Was die Zugordnung betrifft, so sollte bei jeder der 8 Abtheilungen die Gensdarmerie voraus ziehn; ihr hätten die Schützen und diesen das übrige Fußvolk zu folgen. Die Lanzen sollten dabei entweder in ganzer Compagniefront von 100 Pferden oder in Geschwadern von 50 Lanzen, in Escouaden zu 25 oder Kammerweise zu 6 Lanzen in einem Gliede marschieren. Dem entsprechend sollten sich dann auch die andern Waffen ordnen. — Dem gesammten Heere voraus solle stets der Maréchal des Logis ziehn, der Generalquartiermeister, mit seinem Stabe, sowie 200 Halblanzen und 500 Mann zu Fuß. — Stets sollten die einzelnen Treffen hintereinander folgen; wenn

*) Panicharola und Aplano, 10. Mai 1476, bei v. Rodt.
**) Panicharola.

also der Marsch in mehrere Colonnen (files) geschah, so theilte sich jedes Treffen in die vorgeschriebene Zahl der Colonnen. Die Artillerie und der Train bildeten stets eine Colonne für sich, an deren Spitze die leichte Artillerie (minuta artigleria) fuhr, und welche, wenn das Heer selbst in mehren Colonnen marschierte, zwischen diese genommen ward.

Im Lager sollten je 2 Treffen zusammen ein Quartier bilden, welche bei Todesstrafe nicht überschritten werden dürften, und wegen der großen Unordnung, welche früher durch die Weiber herbeigeführt worden, erhielten die Compagniechefs Befehl, alle Dirnen (putanes) zu entfernen und die Mannschaft anzuhalten, ihre Liebesbrunst durch vermehrtes Wassertrinken abzukühlen. *)

Am 27. Mai brach Karl endlich aus dem Lager von Lausanne auf, um die Schweizer anzugreifen, wo er sie fände. — Am nächsten bedroht erschien jetzt Murten, welches die Berner, wie vor anderthalb Jahrhunderten Laupen, dadurch zu einer wichtigen Stadt gemacht, daß sie, wie schon erwähnt, 1500 Mann Besatzung unter Adrian v. Bubenberg hineingelegt hatten. War es doch das sicherste Mittel, eidgenössische Streitkräfte auf die Beine zu bringen, wenn man auf die Nothwendigkeit des Entsatzes einer vom Feinde angegriffenen Stadt hinweisen konnte, und Karl der Kühne trug, wie wir sehen werden, dazu bei, dies Mittel wirksam zu machen, indem er in der That Murten belagerte.

Bei der Nachricht, daß das herzogliche Heer von dem ausgezehrten Waatlande aufgebrochen sei und durch die der Ernte entgegenreifenden Saatfelder über Milden und Peterlingen im Thal der Broye vorrückte, erging durch die Länder und Städte von Freiburg, Bern und Solothurn der Landsturm, „und von den Hütten zur Seite des ewigen Eises bis wo die Aar in den Rhein fällt, floß das Volk zusammen nach Bern." Die Brücken über die Sense und Sane bei Laupen und Gümminen wurden besetzt; Tag und Nacht waren Schultheiß, Venner und Räthe in Bern versammelt; eifrig wurden die Eidgenossen zum Zuzug gemahnt. Aber die Leute des Gebirgs, die schon mit ihrem Vieh auf die Alp gezogen waren, zeigten sich schwierig. wobei savoyische Intriguen mitgewirkt haben dürften. Erst wenn der Herzog das Gebiet der Eidgenossenschaft als Feind betrete, wollten sie zum Kampf ausziehn; sie ließen es untersuchen, ob Murten staatsrechtlich zum Bunde gehöre. Als aber die Berner geltend machten, daß Murten eine alte Reichsstadt, durch Savoyen nur mittelbar dem Reiche entfremdet und jetzt mit ihnen im Bunde sei, als sie eindringlichst an die alte Waffenbrüderschaft mahnten

*) Panicharola: Copia de li Ordoni noviter facti per lo Illustr. Duce di Borgogna in Campo. 13. Mai 1446. Bei v. Rodt.

und deutlich zu machen wußten, daß Murten die Vormauer des eigenen Landes sei, daß an Murten das Vaterland hange, da siegte endlich das Gefühl der Bundesgemeinschaft und wohl auch das der Kriegslust. Die Urner kamen zuerst; bald folgten die andern. Basel, Straßburg und die Städte des Elsaß und Vorderösterreichs sandten das Dreifache ihres bundespflichtigen Aufgebots; die Mannschaft von Appenzell und St. Gallen schloß sich an, und Herzog René von Lothringen, dem der Burgunder das Land entrissen, zog ebenfalls mit der kleinen Mannschaft, die er mit den Trümmern seines Vermögens geworben und mit den ihm treu gebliebenen Edelleuten, im Ganzen mit dreihundert Reisigen, den Eidgenossen zu Hilfe. Am 18. Juni machten sich endlich auch die Züricher auf den Weg, und nun fühlten die Verbündeten sich stark genug zum Kampfe. Ritterlich wollten sie sich des Feindes erwehren — so schrieb Bern an Frankfurt a. M. — als Vorfechter gemeiner teutscher Nation gegen den burgundischen Herzog, der sie gerne vertilgen möchte.

Das sehr langsam vorrückende burgundische Heer, dessen Gesammtstärke sich auf höchstens 33,000 Mann belief, hatte zuerst die Richtung nach dem Neuenburger See eingeschlagen. Karl hoffte wohl, den Feind dahin zu locken, wo Land und Leute ihm weniger feindlich waren; bald aber riß ihn die Ungeduld fort. Er beschloß über Murten auf Bern zu ziehn. Den Grafen von Romont sandte er in die zwischen dem Neuenburger- und dem Murten-See liegende Gegend, und mit der Hauptmacht zog er über Wifflisburg (Avenches) vor Murten. Am 9. Juni erschien seine Vorhut vor der Stadt; am 11. war diese von allen Seiten eingeschlossen.

Die Umgegend von Murten, welches zu Füßen eines alten, von Ludwig dem Frommen gegründeten Schlosses liegt, ist ziemlich eben und zum Theil mit Waldstücken oder Gebüschen bedeckt und von kleinen Schluchten durchschnitten, bei welchen der Anmarsch eines feindlichen Heeres wol aufgehalten werden kann. Die meisten von den, jetzt um Murten liegenden Dörfern, Herrengütern und Maierhöfen existirten schon zur Zeit des burgundischen Krieges; gewiß ist dies von Pfauen (Faoug), Greng, Meyriez (Marloch), Claveleyre, Salvenach, Montelier, Altaville (Hauteville), Courlevon, Curwolf (Courgevaux) und Münchenweiler *).

Die Hauptzugänge der Stadt Murten von Osten her waren die Wege von Aarberg, von Gümminen und von Laupen. Daß diese von den Eidgenossen besetzt worden waren, habe ich bereits erwähnt. Ein Versuch, den Karl am 12. Juni machte, sich dieser Päße zu bemächtigen, wurde durch den bernerischen Landsturm vereitelt, trug nur dazu bei, die eidgenössischen Rü-

*) Die beste Uebersicht des Schlachtfeldes genießt man von dem Schlosse Münchenweiler.

stungen zu beschleunigen und wurde merkwürdigerweise nicht wiederholt. — Sein Hauptlager nahm Karl mit 27000 M. in dem Terrain von Clavaleyre und Courlevon an der von Freiburg herkommenden Straße. Vor demselben, auf den Höhen zwischen Courlevon und Grissach, wählte er eine Stellung aus, in welcher er den Angriff der Eidgenossen abwarten wollte und verstärkte dieselbe durch Verschanzungen bei Grissach. Ein Theil seines Heeres wurde zur Belagerung von Murten detachirt. Es waren dies theils Lombarden, theils das wieder herangezogene Detachement des Grafen Romont. Die ersteren 30,000 M. stark, lagerten unter dem großen Bastard südöstlich von Murten bei dem Nußwäldchen zwischen Meyriez und Greng. Sie bildeten das eigentliche Belagerungscorps. Nordöstlich der Stadt bei Montelier stand das Detachement des Grafen Romont, 12,000 M. stark, welches zugleich die Anmarschstraßen von Laupen und Bern her beobachten sollte.

Es bestanden also eigentlich drei verschiedene Lager bei Murten, wie auch das Volkslied meint:

Sy schlugend meng hoch gezelte
Für Murten und für das Schloß,
Darvor hat er im Felde
Dry Hufen, die warend groß.*)

Auch vor Murten entwickelte Karl in seiner unmittelbaren Umgebung noch große Pracht; wie vor Neuß und Grandson ließ er sich einen königlich ausgeschmückten, hölzernen Feldpalast errichten.

Adrian v. Bubenberg, welcher in Murten befehligte, war ein warmherziger deutscher Mann. Als Führer der nationalen Partei in Bern hatte er sich seit dem Siege der französisch Gesinnten von den Geschäften zurückgezogen und lebte still auf seinem Schlosse Spiez am Thuner See. Als ihn jedoch die Wahl seiner Mitbürger auf den gefährlichen Ehrenposten nach Murten berufen, hatte er keinen Augenblick gezaudert, Folge zu leisten, und er war ganz der Mann, an einer solchen Stelle das Aeußerste zu thun. — Als der Feind vor den Mauern erschien, schrieb er den Bernern, sie möchten sich ja nicht um Murtens Willen übereilen, sondern ruhig die Zuzüge der Eidgenossen und der Niederen Vereinigung abwarten. Die Aufforderung, Murten zu übergeben, lehnte er auf das Entschiedenste ab, indem er bemerkte: dem Wortbrüchigen von Grandson werde vor Murten kein Glauben geschenkt. Drohbriefe, welche an Pfeile geheftet über die Mauern flogen, wurden mit verächtlicher Nichtachtung bei Seite geworfen. Dem Versuch Adrian's, die Vorstädte abzubrennen, thaten die Lombarden zwar Einhalt; aber auch ohne dies war man gut geschützt; denn der Kommandant hatte

*) Murtenlied in Usteri's Sammlung.

geschickt die Zeit benutzt, um die Werke theils auszubessern, theils neue anzulegen. Der Ort besaß Ringmauern mit Thürmen und „einen doppelten Graben mit Bollwerken", wie es die Schweizer-Geschichtsschreiber nennen. Es wird überdies besonders erwähnt, daß der Kommandant noch einige äußere Bollwerke habe aufwerfen lassen. — Die Belagerung wurde nun mit großem Eifer in Angriff genommen und 80 Geschütze gegen Murten in Batterie gestellt. Da dieselben jedoch durchgehends nur Steinkugeln schossen, so waren die Verheerungen nicht allzu bedeutend. Nach vier Tagen war indessen doch ein großes Stück Mauer niedergeschmettert, und die Abtheilung des Grafen Romont glaubte nun, einen Sturm unternehmen zu können. Aber die Schweizer vertheidigten ihre Bresche so gut, daß die Burgunder nach einem achtstündigen Sturme mit dem Verluste von 700 Mann abziehen mußten. — Ein neuer Sturm, den Karl's Leute zwei Tage später, also am 20. Juni auf die fast überall zerstörten Mauern unternahmen, endete noch nachtheiliger. Nach dreistündigem Angriff und einem Verluste von mehr als 1000 M., mußten die Angreifer abstehen. Ergrimmt schalt der Herzog die Hauptleute, daß sie dem Ort nicht schärfer zugesetzt und ihre Leute allzusehr geschont hätten. Ohne dies ganz in Abrede zu stellen, entschuldigten sie sich damit, daß, „in täglicher Erwartung eines zum Entsatz anrückenden Feindes es nicht gerathen sei, vor dem belagerten Platze die tüchtigste Mannschaft zu Grunde zu richten; besser sei es, sie zur bevorstehenden Schlacht zu sparen. Wäre dann einmal der Feind im Felde überwunden, so werde der Platz ohnehin fallen." *) Anders lautete die Sprache in Murten. Durch kleine glückliche Ausfälle hatte Adrian v. Bubenberg den Muth seiner Mannschaft gestählt, und als die ersten Angriffe der Belagerer abgewiesen waren und die Besatzung unter der außerordentlichen Anstrengung zu ermatten und schwierig zu werden schien, versammelte der wackere Mann seine Leute und schwor öffentlich, Jeden niederzustechen, der nur ein kleinmüthiges Wort würde hören lassen. „Kriegsgesellen, wachet!" schloß er seine Rede „an Murten hangt das Vaterland. Nur Eine Vormauer hat die Heimath: unsern Muth." — Alle gelobten ihm nun, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, und sie sollen eine so kraftvolle Haltung bewiesen haben, daß Adrian, der Sage nach, befehlen konnte, die Thore der Festung während der Belagerung nicht zu schließen; eine Maßregel, der man bis auf den letzten Augenblick treu geblieben sein soll. Der Sage nach! Die eigentlichen Geschichtsquellen wissen nichts davon, und überdies wiederholt sich der Bericht von diesem heroischen Zuge an den verschiedensten Orten und bei den verschiedensten Gelegenheiten, wodurch er aufs Deutlichste als Mythe gekennzeichnet wird; aber das Ent-

*) Panicharola.

stehen einer solchen Erzählung zeigt doch deutlich, wessen man sich von jener tüchtigen Besatzung in der Schweiz versehen mochte. — Nach zehn Tagen rastlosen Kämpfens und Arbeitens war indeß die Last des Dienstes so schwer geworden, daß Bubenberg sich bewogen fand, einen Boten über den See nach Bern zu senden, mit dem dringlichen Ansuchen, die „Entschüttung" Murtens möglichst zu beschleunigen, da sonst die Besatzung den Anstrengungen bald erliegen müsse; „unterdessen wollten sie jedoch mit Gottes Hilfe sich noch tapfer halten, den Feinden wehren und menschlichen Kräften nach ihr Möglichstes thun, so lange noch eine Ader in ihnen sich zu regen vermöge!" *)

Die Hilfe war schon unterwegs. Das eidgenössische Entsatzheer, im Ganzen etwa 30,000 Mann stark, hatte sich in Folge des Festhaltens der Pässe über Sense und Sane nicht nur ungestört bei Gümminen sammeln, sondern dann auch ungehindert über die Sane vordringen und sich bei Ullmitz, nur eine Meile von Murten, festsetzen können. — Es war eine stattliche Macht. 10,000 Spieße, 16,000 Hellebarden und Kurzwehren, 3000 Handbüchsen und Armbrüste und einige Tausend Reiter. Das Volkslied **) rühmt sie:

„Kein hübscher Volk gesach ich nie
Zusammenkommen uf Erden hie
In kurzer Zeit alsbalde.
Sie brachten Büchsen ohne Zahl,
Vil Helparten, breit und auch schmal;
Von Spießen sah man ein walde."

Ein Kriegsrath beschloß den Angriff für den 22. Juni, den Zehntausendrittertag, den Jahrestag der Schlacht von Laupen. Im Allgemeinen kam man überein, diesem Angriff eine solche Richtung zu geben, daß nicht, wie bei Granson, den Burgundern der Weg zum Rückzug oder zur Flucht offen bleibe, sondern daß durch Vernichtung des feindlichen Heeres dem Kriege ein Ende gemacht werde. Man wollte daher die Stellung der Burgunder auf der Höhe womöglich umgehen, ihnen den Rückzug nach der Waat abschneiden und daher den Angriff auf den äußersten rechten Flügel des Feindes richten. Am frühen Morgen sollte eine Recognoscirung vorangehn, um „das burgundische Lager zu beschätzen, wie dann gewöhnlich ist zu thun, das feindliche Heer zu berennen und besehn, wie und wo es anzugreifen seie". ***) Man wollte also Einsicht in die burgundische Stellung gewinnen, um die genaueren Anordnungen treffen zu können. Diese Recognoscirung, welche mit 1600 Freiknechten ausgeführt wurde, fand bei abscheulichem Regen-

*) Tschudi's Manuscriptchronik bei v. Rodt.

**) Bei Schilling.

***) Petermann Etterlin in seiner Chronik.

wetter statt und allarmirte das ganze burgundische Lager. Karl, dem bisher alle Bewegungen der Schweizer gänzlich unbekannt geblieben, der am 21. schon entschlossen gewesen, die Eidgenossen in den nächsten Tagen selbst aufzusuchen, und nur durch ein starkes Gewitter daran gehindert worden war, wurde durch ihr plötzliches Erscheinen mehr erfreut als bestürzt.

Damit die Schweizer in Murten nichts von dem sich nähernden Entsatz erfahren oder wenigstens seine Unternehmungen nicht begünstigen möchten, und zugleich um die Aufmerksamkeit der Belagerten auf sich zu lenken, befahl er aus einigen Batterien, namentlich von Montelier her, lebhaft auf die Stadt zu feuern und zu wiederholten Malen falschen Lärm zu machen. Das Romont'sche Corps ließ er einigermaßen verstärken. Karl selbst aber stellte sich mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen. Treffenweise nach der neuen Ordnung nahm das Heer auf dem Rücken der Anhöhe zwischen dem Dorfe Grissach und dem Weiler Coursiberte eine Stellung ein, welche auf beiden Flügeln von Wald, in der Front aber von dem Schanzenhage bei Grissach geschützt war und für reine Vertheidigung nicht schlecht gewählt erscheint, während für angriffsweise Bewegungen und zur Entwickelung der so zahlreichen Reiterei der Raum fehlte. Auch darin lag ein Uebelstand, daß diese Position von den vor Murten lagernden Corps durch fast ³/₄ Stunden Wegs in waldigem Terrain getrennt war. Da man die Stellung wohl vorbereitet und den einzelnen Truppen genau bekannt gemacht hatte, so standen die Bataillen nach kurzer Zeit in Schlachtordnung. — Der Feind aber, den man doch schon vor sich zu haben meinte, ließ mit dem Angriff lange warten.

Die eidgenössische Streifpartie war nämlich, nachdem sie genügende Kunde gewonnen, durch den Wald wieder zurückgegangen — unverfolgt, was nachträglich von den burgundischen Hauptleuten selbst sehr getadelt worden ist. Inzwischen hatten reitende Boten der Hauptmacht der Verbündeten den Vormarsch befohlen. Während die Haufen herangezogen, ließ der Regen nach. Als man nun in den Galmwald kam, „da begann man“ berichtet Petermann Etterlin, der zum Luzerner Auszuge gehörte, „die Ordnungen zu machen. Da war ein strenger nothfester Ritter, genannt Herr Wilhelm Herter, der damals beider Herren von Oesterreich und Lothringen Dienstmann war, der ward zu einem obersten Hauptmann gesetzt; der fing an und machet und ordnet die Ordnung.“ Die Gliederung war wie folgt: Hans von Hallwyl führte die Vorhut, welche aus den Bannern von Thun, Entlibuch, Freiburg und Neuenburg bestand. Es waren 5000 Mann, wobei die Hauptmasse der Schützen des Heeres unter Kätzy. Dieser Vorhut folgte der größere Theil der österreichischen, lothringischen und übrigen deutschen Reiterei unter dem Herzoge von Lothringen und dem Grafen von Thierstein. Der Gewalt-

haufe, welcher den Kern des schweizerischen und deutschen Fußvolkes enthielt, wurde von Hans Waldmann von Zürich geführt. Hier waren sämmtliche Zeichen oder Hauptbanner der Eidgenossen wie der Bundesgenossen zusammengestellt und hier befand sich auch der Feldhauptmann, Herr Wilhelm Herter. Im Ganzen zählte der Gewalthaufe 10,000 Mann, wobei 1000 lange Spieße zum Flankenschutz und 10 Kanonen. Dieser Heeres-Abtheilung gingen 12 Karthaunen von Straßburg, unter einer Bedeckung von Büchsenschützen, voran. Die übrigen Banner von Luzern, Schwyz, Zug, Glarus, Uznach u. s. w. sowie der Rest der Reiterei bildeten die Nachhut unter Casper von Hertenstein. Eine kleine Abtheilung ward zur Beobachtung des Romont'schen Corps in die rechte Flanke entsendet.

Als nach ziemlichem Zeitaufwande das Heer geordnet war, hielt man noch eine Weile still „der Ursach halb" — wie Diebold Schilling sagt — „daß man im Holz Ritter schlug." Und zwar wurden von Oswald von Thierstein und dem jungen Herzoge an 100 Ritter geschlagen, sodaß die Ungeduld der kampfgierigen Mannschaft kaum noch zu zähmen war. Denn daß eben dieser Aufenthalt wesentlich zum Siege beitragen werde, konnte ja Niemand denken. — Und doch war dies der Fall. — Sechs Stunden hatte nämlich nun das burgundische Heer zum Theil bei strömendem Regen in Reih und Glied gestanden, nicht ohne Schaden für Waffen und Munition und zu großer Ermüdung von Mann und Roß. Endlich erfolgte gegen Mittag, als sich gar nichts weiter wahrnehmen ließ vom Feinde, der Befehl, wieder einzurücken ins Lager und nur die Verschanzung bei Grissach besetzt zu halten, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein. Unbesorgt zerstreuten sich die Haufen nach den verschiedenen Quartieren, entledigten sich der durchnäßten Waffenröcke und schweren Rüstungen, sattelten ab und vertheilten sich in die Marketendereien. Auch der Herzog begab sich zur Tafel. — So war der Zustand des burgundischen Heeres als die Vorhut der Verbündeten aus dem Galmwalde heraustrat und Hallwyl das Fußvolk nach Gewohnheit der Väter niederknien ließ zum Gebet. Einer der Krieger sagte es vor und alle andern wiederholten das Amen. Während sie beteten, drang die Sonne in voller Pracht durch die Wolken hervor. Der Feldherr schwenkte sein Schwert und rief: „Biderbe Männer! Gott will uns leuchten, auf! gedenket Eurer Weiber und Kinder! — Deutsche Jünglinge, wollt Ihr den Wälschen Eure Geliebten preisgeben?" *)

Die Vorhut rückte nun vollends aus dem Walde, und als Zeichen guter Vorbedeutung, erzählen die Chronisten, sei es den Schweizern erschienen, daß jetzt die Wachthunde der beiden Heere, deren man damals für den Vorposten-

*) Bullinger, Tschudi. Stettler bei v. Rodt. Die Anrede scheint nicht nur neue Ausschmückung zu sein.

dienst zu halten pflegte, über einander hergefallen seien, und daß die burgundischen Hunde übel zerzaust und zerbissen die Flucht ergriffen hätten. — Rechts der Vorhut marschierte ihre Reiterei auf, links 1000 Freiknechte, welche bestimmt waren, das Gefecht einzuleiten.*) Bald defilirte auch der Gewalthaufen aus dem Galmwalde, und während er sich in der freien Ebene ordnete, fuhr das Geschütz vor, um das Feuer der feindlichen in der Verschanzung stehenden 30 Karthaunen zu beantworten, welche die Wiese bestrichen und besonders der Reiterei großen Schaden thaten. Auch das Fußvolk erlitt namhaften Verlust**), bevor es in raschem Vordringen („denn man zog immermehr gar streng vor sich ohn stillstand noch hintersehn" ***)) das burgundische Geschütz unterlaufen hatte. Dies stand nämlich hoch und besaß keinerlei Vorrichtung zur Hebung oder Senkung der Rohre; jedesmal, wenn man den Erhöhungswinkel ändern wollte, war man genöthigt, entweder den Laffetenschwanz oder die Räder einzugraben.†) Nun aber fingen die kleineren Geschosse der hinter dem Grün-Hag stehenden Schützen an, sehr unbequem zu werden, und als dieser Hag endlich mit nicht unbedeutendem Verlust erreicht war, versuchten die tüchtigsten Männer vergeblich, die fest eingerammten Spitzpfähle niederzuwerfen oder zu übersteigen. Der Sturm war abgeschlagen. Inzwischen aber war es einer Abtheilung — vielleicht den Freiknechten — gelungen, durch den Wald die Verschanzung zu umgehen und von der Dorfseite her den Vertheidigern in den Rücken zu fallen, und nun waren diese verloren. Bis auf den letzten Mann wurden sie niedergemacht.

Jetzt ging es auf das hinter der Freiburger Straße gelegene burgundische Hauptlager los. Hier hatte die Mannschaft, als die Nachricht vom plötzlichen Erscheinen des Feindes erscholl, eilig wieder zu den Rüstungen gegriffen, und sobald eine Abtheilung kampffertig war, rückte sie in die schon bekannten Stellungen auf die vorgelegene Höhe vor; aber da viele Quartiere sehr entlegen waren, so konnte der Aufmarsch nur langsam, nur nach und nach und unvollständig geschehn, und noch bevor die erste Bataille fertig geordnet war, wurde sie schon von den Kugeln ihrer eigenen Geschütze erreicht, welche im Hag erobert und sofort umgewendet worden waren. Zugleich drangen die Verbündeten gegen das burgundische Fußvolk, die österreichische Reiterei gegen die Hommes d'armes vor. Die Oestreicher wurden zwar geworfen; doch an den

---

*) v. Elgger a. a. O. **) Nach Etterlin 250 Mann. ***) Etterlin.

†) Napoleon III: Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie I. Cap. II. — Im Volksliede heißt es:

„Für sich hat er genommen
Dryßig Schlangenbüchsen auch;
Die brachten im kein frommen,
Sie schussend vil zu hoch." (Usteri's Sammlung.)

Spießen des schweizerischen Fußvolks brach sich der Ansturm der burgundischen Lanziere, und das unaufhörliche Geknatter der Büchsen machte ihre Hengste, die noch nicht gewohnt waren, beim Schuß zu stehn, so wild, daß sie weit zurückgehn mußten, um sich zu ralliren. Das nun verlassene Fußvolk der 1. Bataille leistete nur geringen Widerstand: Bogner wie Pikeniere, warf es sich bald in die Flucht, und bei der Aufstellung des burgundischen Heeres in 8 unmittelbar hintereinander befindliche Treffen, die auf einen an und für sich schmalen Raum angewiesen waren und ihre Schlachtordnung noch nicht völlig hergestellt hatten, mußte die Flucht des ersten Treffens natürlich verhängnißvoll werden. Es geschah, was schon so oft geschehn: es brach eine völlige Verwirrung herein. Der Herzog wollte ihr steuern und befahl den Rückzug auf die Ebene am See zwischen Clavelehre und Pfauen. Er hoffte wohl bei Greng mit den Lombarden Fühlung zu gewinnen, den Feind zu überflügeln und vielleicht in seine rechte Flanke einzubrechen. Aber wenn man sich erinnert, wie schlecht es Karl bei Granson bekommen war, daß er seine wohlgeordnete, vollkommen kampftüchtige Gensdarmerie einem Feinde gegenüber zurückgehn ließ, der noch keinerlei Vortheile errungen hatte, so kann man sich denken, was hier geschah. Zwar sollte Lord Sommerset mit den englischen Schützen und Karl's Bogner-Garde den Rückzug decken, und er warf sich auch muthvoll dem Feinde entgegen und hielt ihn einige Zeit auf. Bald jedoch waren seine Schaaren theils geworfen, theils umgangen; den Lord selbst traf eine Kugel; die österreichische Reiterei ging wieder vor, und nun brach das Chaos herein. Eine wilde zügellose Flucht begann hinab in die Ebene am Murten-See. Vergeblich, daß mitten im Strom derselben des Herzogs Ober-Stallmeister, Jakob van der Maas, die große Standarte von Burgund hochhielt, um bei ihr die weichenden Schaaren zu sammeln! Sogar die Geschwader vom Hofstaate des Fürsten verließen ihn. Einsam, das ihm anvertraute Hauptbanner des Heeres mit beiden Armen umfassend, nahm der gute Edelknecht den Tod.*) Karl selbst wurde von der Flucht seines Heeres mit fortgerissen. Es war „als ob Gottes Schrecken von den Bergen steige“.

In aufgelöster Ordnung, nur die Banner noch von ihrer Wache umgeben, drangen die Verbündeten, d. h. Vorhut und Gewalthaufe, dem Feinde auf dem Fuße nach. Sie stürmten durch die langen Gassen des burgundischen Lagers auf Wieflisburg zu; das Fußvolk eilte bis an den Sumpf vor; die Reiterei folgte über Wieflisburg bis gegen Peterlingen hin.

Was die bündische Nachhut betrifft, so scheint diese, als ihr Führer, der Herr von Hertenstein, den Feind auf der Flucht sah, in der Richtung auf

*) Ol. de la Marche bei v. Rodt.

Pfauen marschiert zu sein, um auch den vor Murten stehenden Belagerungscorps den Rückzug in die Waat abzuschneiden. Die Lombarden, welche den Ausgang der Schlacht erst gewahr wurden, als sie die Burgunder in jäher Flucht aus dem Walde von Clavelegre herausströmen sahen, waren eben beschäftigt, eilig aufzubrechen, als Bubenberg, der von den Mauern Murtens aus dieselbe Wahrnehmung gemacht wie sie, einen Ausfall machte. Zwar warf diesen die italienische Reiterei tapfer zurück; aber nun erschien die Nachhut der Verbündeten in ihrem Rücken, und damit ward die Lage der Lombarden verzweifelt. Getäuscht durch den scheinbar seichten Grund des Sees, warfen sich viele in das Wasser und hofften das obere Ufer zu erreichen; der Moorgrund aber wich und verschlang Roß und Reiter, und wem es ja gelang, sich schwimmend oder watend über Wasser zu halten, der fand unter den Streichen und Schüssen des Feindes den Tod. Eine förmliche Menschenjagd begann, welche das Volkslied später mit naiver Rohheit gefeiert hat. Schilling und Etterlin schildern, „wie die verhaßten Lombarden in Schiffen gleich Enten gejagt wurden, mit Büchsen und Armbrüsten erschossen oder mit Spießen erstochen. Es waren ihrer doch so viele, die bis an den Hals im See standen und die Köpfe oben herausboten, daß sie aussahen wie Möwen ... Da ritten auch viel großer Herren und ander mächtig Leut in den See mit ihren guldinen Scharinen (Waffenröcken), verdeckten Rossen und andern köstlichen Dingen und unterstuhnden überzuschwimmen .. und wenn sie lang gezappelt und nicht erschossen oder erschlagen wurden, so gingen sie von rechter Angst und Noth mit ihren Rossen ganz unter." Ebenso unerbittlich wüthete der Tod zu Lande. Gleich Vögeln schoß man die Flüchtigen von den Bäumen herab und erstach und verbrannte sie in den Dörfern.

Während so das burgundische Hauptheer dem Schwerte des siegreichen Feindes erlag, stand ostwärts von Murtens Mauern noch unangetastet der Heerhaufen des Grafen von Romont, der wahrscheinlich erst durch den Angriff auf die Lombarden Näheres über die Schlacht und deren Ausgang erfuhr. Der Graf versuchte, durch das große Moos um den See herum abzuziehn; aber als ihm hier der Landsturm des sogenannten Insellandes, d. h. des Gebiets zwischen Neuenburger- und Murtensee, entgegengerückt kam, machte er kehrt und wandte sich landaufwärts durch eben die Waldungen, welche morgens den Anmarsch der Verbündeten verdeckt hatten, um auf einem Umweg zwischen Freiburg und Peterlingen Romont zu erreichen, was ihm, allerdings unter Aufopferung alles Geschützes und Gepäcks, in der That gelang.

Das Heer der Verbündeten bezog am Abend des Schlachttags das burgundische Lager. „Mit zerthanen Armen" wurde dem „Allmächtigen Gott, der Königin Magd Maria, allem himmlischen Heer und den 10,000 Rittern fünf Paternoster und Ave Maria gesprochen"; dann aber ging es ans

schmausen. Denn wenig entsprach der reichliche Vorrath an vorgefundenen Lebensmitteln den Schilderungen burgundischer Ausreißer von dem Mangel im Heere des Herzogs. Das eroberte Geschütz, 63 Stücke, wurde freundbrüderlich vertheilt*), aber mit der übrigen Beute ging es, aller Verordnungen ungeachtet, sehr willkürlich zu; jeder nahm, was er kriegen konnte; ja es geschah, daß die Plünderer sich sogar über den Troß ihres eigenen Verbündeten, des Herzogs von Lothringen, hermachten, — was er, der sich sogleich in Karl's Feldpalast mit fürstlichem Behagen einnistete, in seiner jovialen Laune lachend zugab. Kein Leid widerfuhr den Weibern, weder den Ehefrauen, die ihren Männern ins Feld nachgefolgt waren und Kaufmannschaft trieben, noch den fahrenden Dirnen, deren sich, trotz Karl's Verbot, nicht weniger als 3000 im Lager fanden.

Die Zahl der auf der Wahlstatt vorgefundenen oder aus dem See gezogenen Todten wird, wohl sehr übertrieben, auf 22,700 angegeben, „darunter auch Mohren aus Afrika." **) — Verhängnißvoll aber war der Verlust an Vasallen. „Wie einst bei Sempach die Blüthe der süddeutschen Ritterschaft in den Staub gesunken, so wurde bei Murten die Zierde des burgundischen und flandrischen Adels ausgelöscht, die Säule des Feudalismus im Jura und in der Waat gestürzt; viele edle Geschlechter für immer aus dem Buch des Lebens und der Geschichte getilgt." ***) Die Verbündeten berechneten ihren Verlust an Todten auf 500, an Verwundeten auf 600 Mann. Basel und Bern befahlen in der Folge, daß alljährlich der Zehntausendrittertag gefeiert und der „Murtenstreit" von der Kanzel verlesen werden sollte. Bis zum 4. März 1798 hat auch eine Kapelle, in welche die Gebeine der Erschlagenen gesammelt waren, die Ueberlieferung des Sieges von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt." †) Dann wurde sie von einer Halbbrigade französischer Republikaner als Denkmal einer ihrer Niederlagen zerstört.

Ich bin in Auffassung und Darstellung dieser Schlacht in allen wesentlichen Punkten der Schilderung des Hauptmanns Emanuel v. Rodt gefolgt, obwohl dieselbe von der früher giltigen Betrachtungsweise vollkommen abweicht. v. Rodt belegt indessen jede einzelne Stelle seiner Darstellung mit so überzeugenden Quellenangaben, daß sie vollkommen glaubwürdig ist und man

*) Es hat als „Murtenstücke" jahrhundertelang die Zeughäuser der Schweiz geschmückt bis es von den französischen Republikanern entführt wurde.

**) Schilling. Der wirkliche Todten-Verlust der Burgunder dürfte nur 8 bis 10 Tausend betragen haben.

***) Weber: Geschichte des Mittelalters. 4. Band.

†) Die Inschrift lautete: D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis exercitus Moratum obsidens hoc sui monumentum reliquit. — Im J. 1822 ließ die Freiburger Regierung eine Viertelstunde von Murten an der Straße nach Payerne ein neues Denkmal in Gestalt einer 22 Meter hohen Spitzsäule errichten.

nun nicht mehr daran zweifeln kann, daß die Schlacht von Murten keineswegs eine bataille rangée, sondern vielmehr ein Ueberfall war, den Rodt selbst mit Roßbach vergleicht, wo die Colonnen des französischen Heeres ebenfalls vom Feinde überrascht wurden, als sie just in der Entwickelung begriffen waren. Durch diese veränderte Auffassung werden auch die bisherigen Urtheile über die Schlacht wesentlich alterirt und nur in soweit kann man ihrer noch gedenken, als sie sich auf die allgemeine strategische Situation beziehn. In dieser Hinsicht ist zunächst an jenes bekannte, übrigens oberflächliche Wort Napoleon's I. zu erinnern, der sich 1797, als er auf der Reise zum Rastätter Congreß das Schlachtfeld von Murten besichtigte, gegen den ihn begleitenden Offizier der Schweizer Ehrenwache geäußert haben soll: „Jeune capitaine, si jamais nous livrons bataille en ces lieux, soyez persuadé, que nous ne prendrons pas le lac pour retraite.“ — Von deutschen Kriegsgelehrten bemerkt General von Hardegg*): „Das Benehmen Karl's des Kühnen, von seinem Anmarsche gegen Murten bis zur Flucht des burgundischen Heeres, stellt sich als ein Gewebe von Fehlern dar, die von dem Stolze der Tollkühnheit, der Unvorsichtigkeit, der übertriebenen Feindesverachtung und dem Eigensinne des Herzogs abzuleiten sind. Der Hauptfehler Karl's war wohl der, daß er die Pässe, welche von Bern und von Freiburg nach Murten führen, so gut als unbesetzt und also den Schweizern die Zugänge von Osten her zu seiner rechten Flanke offen ließ. Karl dachte ferner nicht daran, die Concentrirung der, bei seiner Ankunft vor Murten, noch nicht vereinigten Truppenabtheilungen der Schweizer zu verhindern; er sah vielmehr derselben ganz unthätig zu. — Das Schlachtfeld, welches der Herzog für seine Truppen wählte, war etwas beengt, weshalb sich seine Massen nicht gehörig entwickeln konnten. Sicherlich hätte er besser gethan, während er Murten belagerte, mit der Hauptmacht zunächst die Pässe von Ins und Güminen zu besetzen, wo er, die Biberen und die Sane vor der Front, sicher stand und alle Zugänge zu Murten beherrschte. Er scheint sich dem Wahne hingegeben zu haben, daß, weil er selbst seine Stellung, und namentlich seine Flanken, für unangreifbar hielt, auch seine Gegner dieser Ansicht sein und nichts dagegen unternehmen würden. — Den Fehlern der Burgunder gegenüber erblickt man, auf schweizerischer Seite richtige Berechnung und große Energie der Ausführung. Die Eidgenossen, besonders die Berner, verstanden die Wichtigkeit von Murten und der dahin führenden Pässe richtig zu würdigen und ließen es darum auch ihre erste Sorge sein, dieselben gehörig zu verwahren. Die Stellung bei Ulmiz war sehr zweckmäßig gewählt, insoferne sie dem Feinde durch ihre Nähe imponiren

---

*) Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. 2. Bd.

mußte und Gelegenheit darbot, das burgundische Lager zu erspähen. Die Verbündeten hatten Recht, den Angriff auf die Burgunder zu unternehmen, sobald ihre Truppen versammelt waren, fürs erste, weil es galt, das hartbedrängte Murten baldmöglichst zu entsetzen, dann aber auch, um die dem Landbau nothwendigen Hände sobald als angängig der Arbeit zurückzugeben."

General von Brandt *) spricht sich folgendermaßen aus:

„Untersucht man diese Schlacht genauer, so darf man denen, die sie angeordnet, die Bewunderung nicht versagen. — Wenn auch die Kurzsichtigkeit Karl's von Burgund den Schweizern ihr Spiel erleichtern mochte, so bleibt doch der Plan dieser Vertilgungsschlacht schön durch alle Zeiten. Dieser Plan lief darauf hinaus, den rechten Flügel des Feindes zu umklammern, dann aufzurollen und gegen den Murtner See zu drängen. Auch gelang ihnen dieser Plan in sofern, daß der ganze linke Flügel in den See hineingetrieben ward. Wollte man die Schlacht selbst nach den Theorien unserer Tage beurtheilen, so würde es vielleicht zweckmäßiger erscheinen, den linken feindlichen Flügel angegriffen zu haben. Durch diese Vorrichtung hätte man den Weg nach Wiflisburg, die einzige Rückzugslinie des Feindes, sogleich gewonnen, und er wäre dann in der Richtung von Freiburg, oder gegen den dem Feinde im Rücken fließenden Chandon-Bach gedrückt worden; dadurch jedoch wäre die Niederlage gewiß nicht so entscheidend geworden. Abgesehen davon, daß man dann zuvörderst den Grafen Romont angreifen und schlagen mußte, wäre man auch theilweise in ein der feindlichen Cavallerie günstigeres Terrain gerathen. —"

Auch der Sieg von Murten ist übrigens von den Verbündeten schlecht benutzt worden. Wohl hatten die Berner den Willen ihn zu verfolgen, namentlich durch Eroberung der savoyer Waat; aber wieder scheiterte der Plan an der Schwerfälligkeit des Bundes. Wären die Eidgenossen bis an den Genfer See vorgedrungen, so hätten sie Karl von jeder Hilfe aus Italien abgeschnitten und Savoyen in das französische Lager getrieben. So kam es aber zu nichts weiter als zu einem Streifzuge nach Lausanne, der zur Plünderung dieser Stadt, zu Kirchenschändung und Raub führte und den bernischen Namen befleckte ohne irgend einen dauernden Vortheil zu bringen.

*) Das Kriegswesen des Mittelalters. Berlin 1830.

Aus dem Elsaß.

Ohne viel Geräusch sind wir aus dem alten Jahr ins neue hinübergetreten; ohne Bangen sehen wir dem neuen Jahr entgegen und dem, was es in seinem Schooße birgt. Es ist jetzt nahezu ein halbes Jahrzehnt, seit das Elsaß wieder unter deutsche Verwaltung gekommen ist. Und ohne Hehl und Selbstüberhebung darf man sich sagen: Was bis dahin in der kurzen Spanne Zeit in Sachen der nationalen Wiedergeburt erreicht und geleistet worden — damit könnte sich sogar ein Pessimist, wie Gustav Rasch, zufrieden erklären. Selbst französische Organe müssen sich das bei gelegentlichen Rückblicken auf die verflossenen fünf Jahre, bei deren Beginn sich durch eigene Schuld und Uebermuth die so lange ohne Fug und Recht besessenen Provinzen an Rhein und Mosel verloren haben, nolens volens eingestehen.

Ich will nun nicht, gleich vielen teutomanischen Chauvinisten, so ganz absolut und unbewiesen hinstellen, daß es für die Elsässer als solche — wohlverstanden — unter allen Umständen und in jeder Hinsicht, ein so überaus großes Glück sei, wieder unter das stramme deutsche Regiment in seiner jetzigen Gestalt gekommen zu sein, — namentlich was die Beamten- und Militairverhältnisse anbelangt. Umgekehrt darf man wohl mit mehr Fug und Recht behaupten, daß das neue deutsche Reich sich dazu gratuliren kann, in dem elsässischen Volksstamm einen so kräftigen und redlichen Bruderstamm wiedergewonnen zu haben. Ich folge vielmehr der goldenen Regel „audiatur et altera pars“; für mich spricht die Stimme des Gegners unter Umständen beredter und überzeugender als das schmeichlerische Eigenlob der Freunde.

Eine solche Stimme ließ sich nun neulich von Mülhausen aus, und zwar aus prägnant französischer Feder, in dem „Journal des Debats“ vernehmen. Der betreffende Correspondent kommt zu dem Schlusse, „daß die Landbevölkerung zum größten Theil den Wechsel der Nationalität am wenigsten empfunden, daß dagegen der Rest der Bevölkerung die französischen Traditionen in ihrer ganzen Lebhaftigkeit bewahrt habe.“ Mit diesem Schlußfacit stimmt nun zwar die Zusammenrechnung der Detailresultate nicht genau überein. Man bemerkt vielmehr, wenn man den ganzen, ziemlich langen Artikel genau durchliest, daß es dem Franzosen hier wieder, wie gewöhnlich, an gesunder Logik gefehlt hat.

Denn da werden beispielsweise die Weinbauern zwischen Schlettstadt und Gebweiler gar als „ardents prussophiles“ denunzirt, eine jedenfalls übertriebene Anschauung, für die ich dem betreffenden Herrn die Gewähr und Verantwortung überlassen muß. Als Grund dafür wird angeführt, daß dieselben den Werth ihres Grundbesitzes seit dem Kriege erheblich steigen gesehen und heute ihre Producte um das dreifache ihres frühern Werthes verkaufen

könnten. Der Kleinhandel, die Ladenbesitzer, die etablirten Personen, kurz alles, was die sogenannte Mittelklasse der Bevölkerung bildet, seien gleichfalls dem deutschen Einflusse entschieden zugänglich gewesen. In beständiger Beziehung mit der deutschen Verwaltung habe dieser Theil der Bewohner des Elsasses das größte Contingent zu der „Autonomisten-Partei" gestellt, welche für das Elsaß die durch die Vereinigung mit Deutschland nöthig gewordenen Rechte und Conzessionen verlangt.

Die Fabrikanten endlich, die Großindustriellen und Kaufleute seien diejenigen, welche sich am leichtesten und sogar freiwillig germanisirt hätten, zumal sie in der Mehrzahl dem protestantischen Bekenntnisse angehörten. Das ist aber auch wieder nur cum grano salis zu verstehen und jedenfalls durch die confessionelle Brille eines französischen Ultramontanen gesehen. Die einzige Klasse, deren Gesinnungen dem Gewährsmann der „Debats" zufolge noch sehr französisch geblieben ist und welche sich den deutschen Einwanderern — die an einer andern Stelle dieser merkwürdigen Correspondenz eine „völlig isolirte Kaste" und die „Paria's des Elsasses (!)" genannt werden — von jeher am feindseligsten gezeigt haben, das sei die Arbeiterbevölkerung. Und zwar hat er dabei vornehmlich das fabrikarbeitende Proletariat von Mülhausen im Auge. Das will aber doch wohl nach alledem nicht viel heißen. Und man kann getrost mit der „Neuen Mülhauser Zeitung", welche diesen Brief zum größten Theil reproduzirt, dahin concludiren: „Wir dürfen in das zweite Lustrum unter deutscher Herrschaft hoffnungsvoll eintreten. Nach abermals fünf Jahren wird die Aussöhnung mit dem neuen Verhältniß mehr und mehr der Anhänglichkeit an dasselbe zu weichen beginnen."

Ebenso meint das „Elsässer Journal" in einer der letzten Nummern des neuen Jahrgangs, seine d. h. die Autonomisten-Partei, oder so ziemlich die große Mehrzahl der tonangebenden Factoren des Elsasses, hätte, wenngleich mit schwerem Herzen und nach schwerem Unheil unter den neuen Bedingungen das Programm einer Action auf verfassungsmäßigem und legalem Boden wieder aufgenommen. Das ist ein Zugeständniß, zu dem sich die deutsche Regierung nur Glück wünschen kann. Noch freudiger würde dasselbe jedenfalls geklungen haben, wollte man sich auf jener Seite doch endlich einmal in kleinlichen Dingen den miserablen Zopf engherziger Bureaukratie abgewöhnen. Also, macte virtute! —

In Straßburg ist zu den beiden großen localen Tagesfragen der Stadterweiterung und des Canals nach Ludwigshafen-Mannheim und, nachdem auch die auf beiden Seiten etwas zugespitzte „Gymnasiumsfrage" eine geraume Zeit lang viel Lärm gemacht hat, neuerdings wiederum die der Neuwahl des Gemeinderaths, welcher bekanntlich vor wenigen Jahren suspendirt worden ist, hinzugetreten. Die elsässischen Patrioten und

Straßburger Pfahlbürger meinen, es sei doch jetzt, nachdem sie sich so lange ruhig verhalten und gut aufgeführt hätten, endlich einmal an der Zeit, die Hauptstadt Elsaß-Lothringens wieder unter das „gemeine Recht" zu stellen und dem Bürgermeisterei-Verwalter Back, dem übrigens alles Lob gezollt wird, seine verantwortliche Stellung durch die Creirung eines neuen Munizipalraths in etwas zu erleichtern. Die Regierung scheint jedoch nach einer jüngst in der offiziellen „Straßburger Zeitung" veröffentlichten Note in dieser Frage etwas andrer Ansicht zu sein.

In Colmar ist, wie Ihre Leser durch die Zeitungen schon wissen werden, am Weihnachtsabend der Erste Präsident des Appellationsgerichtshofes, Herr Leuthaus, gestorben. Die Elsässischen Blätter, die diesem höchsten Justizbeamten des Reichslandes einen Nachruf gewidmet haben, sind einig in dem Lobe der Herzensgüte und Leutseligkeit desselben, womit er es verstanden, in der kurzen Zeit seiner Amtsführung sich auch unter den Eingeborenen manchen Verehrer zu erwerben. Ueber die Person seines Nachfolgers verlautet einstweilen noch nichts Bestimmtes.

Sonst scheint man im Oberelsaß in neuester Zeit den sog. „Kanzel-Paragraphen" des Deutschen Str. G. B. etwas häufiger wie bisher in Anwendung bringen zu wollen. Die Herren Pfarrer auf dem Lande und in den kleinen Städten können sich eben, wie ihre Collegen im Reichstage, noch immer nicht ganz mit der neuen Ordnung der Dinge in Schule und Kirche versöhnen. Das straffe weltliche Regiment, das in so vielen Punkten ihrem geistlichen Hocuspocus einen Strich durch die Rechnung macht, ist ihnen selbstverständlich etwas sehr contre coeur. Da war es früher doch schöner, hörte ich schon manch' Einen sagen. Allerdings, die Madonnen-Erscheinungen auf blühenden Pflaumenbäumen und über morschen Scheunenthoren haben — Gott sei Dank — aufgehört. Die zarten heiligen Jungfrauen haben, wie es scheint, vor der preußischen Pickelhaube die Flucht ergriffen auf Nimmerwiedersehen. Hoffentlich werden sie uns auch in diesem Jahre mit ihren unberufenen Erscheinungen gnädiglich verschonen. Vielleicht bietet sich jenseits der Vogesen augenblicklich ein ergiebigeres Feld für ihre wundersame Thätigkeit. Wir wünschen ihnen alles Glück dazu und recht viele Glaubenserweckungen und Krankenheilungen.

Auch die frommen Schulbrüder (frères ignorantins) und ihre Genossen feminini generis mußten bekanntlich im Laufe des verflossenen Jahres außer Landes ziehen, oder sind eben im Begriff, ihr Bündel zu schnüren. Aber gerade dieser gezwungene Auszug aus dem gelobten Lande will ihren geistlichen Herren Brüdern in der Soutane noch immer nicht sonderlich gefallen. Vornehmlich aber das sog. „gemischte System" — nicht dasjenige in Bezug auf die Confession, wogegen unsere Rheinischen Ultramontanen neuerdings

laut Beschluß des Kölner hohen Rathes petitioniren wollen, sondern das bezüglich der Geschlechter, wo also Buben und Mädchen auf derselben Schulbank sitzen sollen, ist den Herren ein Dorn im Auge.

So meinte denn auch der gute Pfarrer von Schönau bei Schlettstadt, in einigen Advents-Predigten vorigen Jahres, daß mit diesem gemischten System der Lasterteufel der Unzucht seinen Einzug in die Schulen halten müsse, und daß man d. h. die Regierung, welche verlange, daß auch die kleinen Mädchen von Lehrern unterrichtet werden sollen, die Kinder zu „Marketenderinnen, Gassendirnen und bas bleus“ machen wolle. Das Gericht war leider anderer Meinung und fand in diesen und ähnlichen leichtfertigen Redensarten auf der Kanzel — im Sinne des Dorfpfarrers allerdings recht hausbackenen und den Bauern allein verständlichen Wendungen, — einen ungerechtfertigten Angriff gegen Anordnungen der Obrigkeit. Der geistliche Herr wurde demgemäß jüngst für einige Wochen auf die Festung geschickt, — bedauerlich genug für den armen, alten Mann, was seine Person betrifft, aber — exempla docent, zumal wenn, wie dies notorisch ist, durch Predigten ähnlichen Kalibers die Achtung der Kinder vor ihren Lehrern gründlich verdorben wird. Und das zu verhüten ist und bleibt für den Staat die Hauptsache, soll sonst die Unterrichtsreform eine ersprießliche sein. μ.

Literatur.

Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1876.

Hase's kleines Lehrbuch über das Leben Jesu ist bekannt, es hat in dem großen Proceß um das Leben des Stifters des Christenthums eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Die hier gebotenen Vorlesungen enthalten die dort niedergelegten Gedanken und Anschauungen in breiterer Entwickelung und tieferer Begründung. Eine sehr ausführliche, 92 Seiten lange Einleitung verbreitet sich zunächst über die Quellen, aus denen wir die Kunde vom Leben Jesu zu schöpfen haben, die Paulinischen Briefe und Tacitus, die Synoptiker und das Johannesevangelium, dann über die Sagen, die von dem apokryphischen Evangelium vorgetragen werden, über angebliche Schriftstücke Jesu, hierhergehörige Notizen in den Kirchenvätern und im Koran, was alles reichlich und übersichtlich abgehandelt wird. Ein zweites Kapitel bespricht die Form, den Begriff der Biographie, Zeit- und Sachordnung, Ge-

schichte und Wunder u. dgl. Ein drittes giebt eine Uebersicht über die zahlreichen Behandlungen des Lebens Jesu von der ältesten Zeit bis auf die neueste, der eine wohlthuende Unparteilichkeit und maßvolle Sprache nachzurühmen ist, und mit deren Urtheilen wir im Wesentlichen übereinstimmen, die aber in ihrem Bestreben, vollständig zu sein, des Guten wohl zu viel thut, wenn sie unter den Schriften, welche das Leben Christi poetisch behandeln, auch Leistungen wie die Dulk'sche Jesustragödie einer ausführlichen Betrachtung würdigt. Dann folgt die Vorgeschichte mit allerlei Excursen über die Sagen von der Kindheit, die Abstammung, das Geburtsjahr Jesu, über die heilige Familie, über Christusbilder, über die Sündlosigkeit und Untrüglichkeit Christi u. s. w. Und nun giebt der Verfasser die eigentliche Biographie, wieder mit einer Anzahl Abschweifungen, kurzen Erörterungen von Fragen, z. B. weshalb der Messias sich nicht vermählt habe, kleine Abhandlungen über den Genius des Christenthums, Christenthum und Judenthum, das Reich und die Kirche u. dgl. Der Verfasser verfährt dabei so, daß er bei jeder einzelnen Thatsache oder Wendung in dem Leben, das er schreibt, zunächst die Ansichten und Deutungen der wichtigeren Vorgänger auf diesem Gebiete anführt, sie dann prüft, sie widerlegt oder sich ihnen anschließt oder auch eine eigne Meinung hinstellt. Daß David Strauß dabei nicht am wenigsten Beachtung erfährt, versteht sich von selbst. Eine wissenschaftliche Darstellung des Lebens Jesu kann sich heutzutage nicht enthalten, die Behauptungen von Strauß und die seiner Geistesverwandten fortwährend zu berücksichtigen und sie entweder mit guten Gründen als haltlos oder zu weit gehend aufzuzeigen oder sie ganz oder mit Einschränkungen anzuerkennen. Sich vor kühnen Gedanken entsetzt abzuwenden oder sie aus Furcht vor der altgläubigen Welt verkümmert nachzusprechen, wäre eben unwissenschaftlich. Der Grundgedanke, nach welchem Hase das vorliegende Material prüft und seine Entscheidung trifft, ist der rationalistische. Doch ist es nicht der vulgäre Rationalismus, mit dem der alte Paulus zu theilweise so wunderlichen Ergebnissen gelangte, und wenn der Verfasser sich in dem einen Falle durch Gründe genöthigt glaubt, auf die Seite gläubiger Theologen zu treten, so schrickt er in andern Fällen auch nicht vor der Anerkennung des Unglaubens zurück, wenn er findet, daß derselbe auf gutem Grunde fußt. Eine Partei wirbt man mit dieser Mittelstellung allerdings nicht, häufig auch muß man sich bei solchem Verfahren sagen, daß man damit nur zu Wahrscheinlichkeiten, ja bloßen Möglichkeiten gelangt, und das ist hier vielfach der Fall, aber der Verfasser darf sich dann trösten, redlich gestrebt und geprüft zu haben.

Am besten zeichnen sich die Methode des Verfassers, und die Resultate, die er schließlich erreicht, an seiner Behandlung der Wunder und namentlich

des Hauptwunders im Leben Jesu, seiner Auferstehung, und so geben wir einen Auszug aus dem Paragraphen, der dieselbe bespricht.

Durch das Zeugniß des Apostels Paulus steht fest, daß die ersten Christen überzeugt waren, ihr Herr und Meister sei von den Todten auferstanden. Es fragt sich nur, auf welchem Wege sie in ihrer an ihm irre gewordenen Trostlosigkeit zu diesem begeisterten Glauben gelangt sind. Bei Paulus scheint dies klar, die plötzliche Umwandelung, durch welche der Rabbi Saul wider seinen Willen von der Geistesmacht des Christenthums ergriffen, und aus einem Verfolger desselben sein größter Apostel wurde, ist ihm zu einer Erscheinung Christi selbst, zum Traum eines Wachenden, zu einer Vision geworden. Die moderne Erklärung hat Aehnliches auch bei den Jüngern angenommen. In ihnen sei nach dem ersten Schrecken das alte Vertrauen auf ihren Herrn wieder mächtig geworden als Hoffnung, daß sein messianisches Werk noch unverloren sei und Gott seinen Heiligen nicht in der Unterwelt lassen werde. Und so sei der Gedanke riesenhaft gewachsen, daß der Gekreuzigte nicht todt sei, und habe sich in der Aufregung dieses ungeheuren Umschwungs der Gefühle in Erscheinungen Jesu dargestellt, die eine Zeit lang durch geistige Ansteckung auch Andere ergriffen hätten. Daß visionäre Zustände sich unter gleichen Stimmungen erzeugen und ansteckend verbreiten, davon fehlt es nicht an Vorgängen, wie geheimnißvoll auch dieses trübe Gebiet phantastischer Erregungen sei. Der Verfasser führt einige Beispiele aus der Zeit der Camisarden, der Kreuzzüge, Thomas Becket's und Savanarola's an und ist „erschrocken von ihrer Aehnlichkeit mit den evangelischen Erscheinungen“. Dann aber meint er: „Diese Erscheinungen (der Camisarden u. s. w.) sind darin doch verschieden, daß sie bei der Geisteserscheinung stehen bleiben, ohne an eine Auferstehung zu denken, und daß sie nach einer blos gemüthlichen Befriedigung erfolglos verlaufen, während der Auferstandene von Golgatha die Welt umgestaltet hat.“ Weiße hat die Visionstheorie dadurch weiter bilden wollen, daß er annahm, Christus habe durch seine magnetische Kraft, durch die er seine Wunder vollbracht, auch nach seinem Tode auf magnetisch Disponirte eingewirkt, und diese Berührungen seien als Christophanien anzusehen. Allein von der Berührung durch einen Abgeschiedenen besteht keine sichere Kunde, ein Geistererscheinung abhängig von subjectiver Empfänglichkeit wäre nur das Spuken eines Gespenstes, und dadurch wären die Apostel schwerlich aus einer zerstreuten Heerde die Gründer der Kirche geworden. Gerade dieses Geisterhafte widerstrebt dem Verstande unsrer Zeit, es ist nur die Erhebung der Visionshypothese ins Supernaturale, von dem wir nichts wissen. Das Resultat ist demnach für Hase unsicher: zwei Dinge sind möglich, entweder nach Paulus, Matthäus und Marcus eine Geistererscheinung, die sich in visionäre Zustände auflöst, oder nach Lukas

und Johannes die leibhafte Wiederbelebung des Gekreuzigten. Viele Todtgeglaubte sind von selbst erwacht. Der Scheintod ist noch mehr als der Schlaf eine heilende, schmerzstillende Macht. Dazu kommt die wunderbare Heilkraft Jesu. „Der so viele Kranke geheilt, der den Lazarus aus den Banden des Todes oder Scheintodes erlöst hat, konnte der sich selbst nicht helfen? Mag aus einer Ohnmacht sich ein dämmerndes Bewußtsein erhoben haben oder dieses nie ganz erloschen sein, sobald im Grabe dieses Bewußtsein wieder aufging, wird er die ganze Energie seiner heiligen Willens- und Heilkraft gebraucht haben, um sich wahrhaftes Leben und Gesundheit wiederzuverschaffen." — „Die Gläubigen nehmen Anstoß am Namen des Scheintodes, wiefern darunter nur ein Stillstand der Functionen des Lebens verstanden wird, das sich in das Innerste zurückgezogen hat. Aber es giebt auch einen ernsthaften Scheintod, der ein Uebergang ist zum vollen, wenn man will, ewigen Tode, ein wirkliches Erstorbensein, das nur Scheintod genannt wird, wiefern durch irgend eine außerordentliche Vermittelung das erstorbene Leben wieder erweckt worden ist." Strauß hat gegen diese Ansicht eingewandt: „Ein halbtodt aus dem Grabe Hervorgekrochner, sich Umherschleichender, der ärztlichen Pflege, des Verbands, der Stärkung und Schonung Bedürftiger und am Ende doch den Leiden Erliegender konnte auf die Jünger unmöglich den Eindruck des Siegers über Tod und Grab, des Lebensfürsten machen, der ihrem spätern Auftreten zu Grunde lag." Hase nennt das Tendenzmalerei und sagt: „Der Gekreuzigte, der lebend, wenn auch bleich und krankhaft, den Aposteln entgegengetreten wäre mit seinen Worten ewigen Lebens, würde ihnen dennoch als der unsterbliche Messias erschienen und nach seinem wirklichen Verschwinden in ihrer Erinnerung zum Fürsten des Lebens geworden sein. Aber ich nannte auch soeben die Kraft, durch welche der Auferstandene nicht als ein siech umher Schleichender zu denken wäre, die heilende Kraft, die so mächtige Wirkung an andern geübt hat."

Auch uns gefallen die Strauß'schen Ausdrücke nicht, aber, jene heilende Kraft und ihre Wirkung am Auferstandenen zugegeben, will uns diese Hase'sche Auferstehungstheorie nicht im Mindesten gefallen. War Jesus denn nach ihr wirklich der Auferstandene, der Sieger über den Tod? Gewiß nicht. Mit dem „ernsthaften Scheintod" ist nichts geholfen. Auf den Grad des Scheintodes kommt es nicht an. „Erstorben sein" für Gestorben sein zu setzen ist Escamotage, mindestens Selbsttäuschung. Nur vom wirklichen Tode ins Leben zurückkehren, heißt Auferstehung. Hätte Jesus also den Jüngern und den Frauen gesagt, er habe den Tod überwunden, während er doch nur aus einem Scheintode, während „des Uebergangs zum vollen Tode", also noch vor der Thür der Unterwelt, erwacht gewesen wäre, so hätte er ihnen, gleichviel, wie „ernsthaft" dieser Scheintod, wie sehr Leib und Seele „erstorben" gewesen, die Unwahrheit gesagt, und diese Unwahrheit wäre der Grundstein des Christenthums geworden. Dafür danken wir aber. Viel besser gefiele uns die Visionshypothese ohne die Weiße'sche Verbesserung. Da aber auch diese, wie der Verfasser uns gezeigt hat, Zweifel und Bedenken zuläßt, so behalten wir über dem tiefen undurchdringlichen Dunkel zwischen dem Tode und der Auferstehung Jesu nur den unerschütterlichen Glauben der Apostel und der apostolischen Kirche an die Auferstehung ihres Herrn sicher in den Händen. Das Wie bleibt Räthsel und Geheimniß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Trilogie Karl's des Kühnen.

Von Max Jähns.

> Bei Grandson verlor er das Gut,
> Bei Murten den Muth,
> Bei Nancy das Blut.
> (Alter Spruch.)

IV.

Das Verhängniß von Nancy.

Herzog Karl war nach dem Verlust der Schlacht von Murten in einen Zustand gerathen, der sich dem Wahnsinn näherte. Er schloß sich ein, und nur mit Furcht und Zittern wagten ihm seine Diener zu nahen. Er wechselte die Kleider nicht, ließ sich Bart und Nägel wachsen, zerbiß sich die Finger und ließ seiner Wuth nach jeder Richtung hin die Zügel schießen. Dann aber raffte er sich zu neuer Gewaltthat auf. Nur von 30 Reitern begleitet hatte er sich von Murten aus nach Gex in der Nähe von Genf begeben; hier bemächtigte er sich der Person der Herzogin von Savoyen, deren Kinder er um ihr Erbe zu bringen wünschte; er entführte sie nach Burgund und fing nun an, sich wie ein verzweifelter Spieler zu benehmen, der durch hohen Einsatz und gesteigerte Verwegenheit das Glück ertrotzen will. Sein Rachedurst, seine Wuth waren auf eine Höhe getrieben, wo sie jeder Besonnenheit, jeder politischen Berechnung unzugänglich waren. All sein Sinnen und Trachten hatte nur das eine Ziel, die niedergetretene Fürsten- und Ritterehre wieder herzustellen und die erlittene Schmach an dem übermüthigen Bauernvolke zu rächen. Mit erhöhtem Eifer wurden die Kriegsrüstungen betrieben, die Waffenschmieden aufs Neue in Thätigkeit gesetzt, die Heerestrümmer gesammelt, die Jurapässe geschützt.

Unterdessen tagten seine Feinde zu Freiburg im Uechtlande: die Eidgenossen und die Niedere Vereinigung, der Herzog von Lothringen mit seinen Freunden, den Grafen von Leiningen und von Bitsch, die Gesandten der Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Trier, die Bischöfe von Straßburg, Basel,

Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyens und Piemonts und der Graf von Greyerz. Auch König Louis XI. hatte einen Gesandten geschickt; aber die Interessen waren, so lebhaft auch alle Betheiligten den völligen Sturz des Burgunders wünschen mochten, im Einzelnen doch so verschieden, daß man ohne greifbares Resultat auseinander ging. *)

Karl der Kühne wird von diesen stockenden Verhandlungen unzweifelhaft gut unterrichtet gewesen sein. Er war rastlos beschäftigt; dabei wurde er frohster Laune und höher gemuthet als je. „Neben andern Gaben" sprach er „habe Gott ihm solche Hilfsquellen, Völker und Staaten verliehen, daß es mancher Niederlage bedürfe, um ihn zu Grunde zu richten, und im Augenblick, da die Menge ihn für vernichtet halte, würde er aus der Mitte seiner Völker 150,000 Mann ins Feld stellen." **) Von dem Wahne befangen, daß alles Volk in Burgund und Niederland seine Empfindungen theilen und zu jedem Opfer bereit sein müsse, verlangte er zunächst ein Aufgebot von 40,000 Bewaffneten und den vierten Theil der Habe aller seiner Unterthanen. ***) Eitle Forderungen! Am weitesten kam er noch da, wo er persönlich auftrat. Die Stände der Freigrafschaft, welche er in Salins versammelte, wollten sich anfangs allerdings nicht überzeugen, daß die Wohlfahrt des Vaterlandes Hand in Hand gehe mit Karl's Herrschafts- und Racheplänen. Zwar versicherten sie ihn ihrer Treue, bewunderten seine mannhafte Haltung, meinten jedoch: Der Herzog übersehe im Feuer seines Muthes die Schwierigkeit der Lage. Zahlreich sei die Blüthe des Adels, die Jugend des Volkes ausgezogen, und nicht zurückgekehrt; die Rüstungen hätten das Mark des Landes aufgezehrt. Feldbau und Handel feierten, eine Hungersnoth stehe bevor. Mehr als 3000 Mann zur Wehr und Vertheidigung des Vaterlandes vermöchten sie nicht aufzubringen. †) — Aber nun nahm Karl selbst das Wort. Viele triftige Gründe führte er an, um die Stände zu größeren Opfern zu bewegen und unterstützte dieselben mit der Autorität römischer Klassiker (con autorita di Romani), indem er Beispiele aus Livius citirte: von bürgerlicher Armuth, von jenem Edict zu Rom, das jedem gebot, zur Wahrung der öffentlichen Sache all sein Gold und Silber herzugeben mit Ausnahme eines einzigen Fingerrings. Er sprach „wie ein Buch" und nicht ohne Wirkung; denn zwei Tage nachher bewilligten ihm die Stände der Franche-Comté in der That eine zweimalige Jahreskriegssteuer von 100,000 rheinischen Gulden und, „sofern Ihre Excellenz versprächen, ihnen während dieser Zeit keine andere Beschwerde aufzuerlegen", erklärten sie sich bereit, auch die Grenzbesetzung zu

*) Schlosser: Neuere Geschichte. I. Theil. Frkf. a. M. 1849.
**) Panicharola bei v. Rodt.
***) Georg Weber a. a. O.
†) Ol. de la Marche. Dunod Mem.

übernehmen, die ihnen monatlich, abgesehen von der persönlichen Aufopferung, 10,000 Gulden kosten werde. Zwei Gnaden aber bäten sie sich aus: die eine, daß Ihre Excellenz den Krieg durch deren **Hauptleute** führen lasse, ohne ferner deren hohe Person auszusetzen -- die andere, sobald sich schickliche Gelegenheit böte, Frieden zu schließen.*) Ganz anders und Karl's Begehren völlig ablehnend lauteten die Antworten aus Dijon und Brüssel, wo die Stände von Burgund und Flandern-Brabant versammelt waren. Der Krieg, den er führe, sei unnütz, meinten die Burgunder; das Volk sei nicht schuldig, dazu beizutragen.**) Und die Niederländer erwiderten: Wenn er von den Schweizern und Deutschen bedrängt und eingeschlossen wäre, dann wollten sie den Heerbann stellen; nicht aber zu einem dritten Angriffskriege. — Es war eine harte Prüfung für Karl's stolzes Herz. — Immerhin war er durch die Bewilligungen der Hochburgunder der unmittelbaren Sorge für die Vertheidigung der zunächst bedrohten Provinz überhoben und konnte sich nun ganz den **Vorbereitungen** zum Angriffskriege widmen. Im August schon hoffte er mit größerer Macht als je wieder zu Felde zu ziehn. Von einer Bestellung von 8000 Zelten sollten 800 schon im nächsten Monat zur Stelle sein. Artillerie wurde aus Luxemburg und Flandern beordert.

Ende Juli traf Karl in Rivière ein, wohin die sich in Hochburgund sammelnden Truppen dirigirt waren. Es sollten 1100 Lanzen in 11 Compagnien sein; thatsächlich war es kaum die Hälfte. Durch große Begünstigungen hoffte er die freiwillige Werbung unterstützen zu können. Von Compagnie zu Compagnie wurde ein Edict verlesen, in dem die Mannschaft ermahnt wurde, guten Muthes zu sein; es sollte ihr an nichts fehlen. Wirklich wurde ein neuer Etat aufgestellt, welcher für 1000 Lanzen, die nun zur Garde gehören sollten, den bisherigen Monatssold von 12 Thaler (scuti) auf 22 erhöhte, d. h. auf ebensoviel als bisher die Edelleute der 4 Stäbe des herzoglichen Hauses bezogen hatten.***) — Sein Hauptvertrauen aber setzte Karl, wie er dem mailändischen Botschafter versicherte, auf die Mannschaften aus Flandern und der Pikardie, sowie auf den Adel von Burgund, welche in Monatsfrist eintreffen würden.

Ernstlich beschäftigte sich der Herzog auch mit einer Aenderung seiner **Taktik**. Zweimal war er von dem Fußvolk der Oberdeutschen geschlagen worden, und so groß auch seine Vorliebe für die Kavallerie war — er sah ein, daß er ebenfalls dem Feinde eine tüchtige Infanterie entgegen stellen müsse. Zu dem Ende sollten künftig von 2000 Lanzen der Ordonnanz-Compagnien die Hälfte, nämlich 1000 Lanzen, zu Fuß fechten und durch je 3

*) Panicharola bei v. Rodt.

**) S. Julien de Baleurre Courte-Epée bei Barante 21,141.

***) Panicharola a. a. O.

Pikeniere, 3 Büchsen- und 3 Armbrustschützen verstärkt werden. Es geht aus Panicharola's Bericht von dieser Angelegenheit nicht deutlich hervor, ob unter „Lanze" hier nur der homme d'armes selbst oder auch noch Begleiter desselben zu verstehen sind. v. Rodt nimmt das erstere, Rüstow das letztere an, und zwar rechnet dieser die Lanze zu 3 abgesessenen Reitern. Nach Rodt sollte also diese Infanterie 10, nach Rüstow 12 tausend Mann stark werden. Im Ganzen ist der Unterschied nicht wesentlich; wichtiger ist die beabsichtigte Formation.

Diese 10,000 resp. 12,000 Mann nämlich sollten in einen einzigen Haufen zusammengezogen werden, nach Art der Schweizer, „die ihre Haufen so groß zu machen pflegten". „Eine späte Nachahmung der Taktik seiner Besieger", meint Rodt, „die früher vielleicht ihm hätte Heil bringen können." Rüstow aber bemerkt wohl mit Recht: man sähe aus der Menge der Schützen bei dieser projectirten Infanterie und aus dem Plan, die ganze Masse in einen einzigen Haufen zusammenzudrängen, daß Karl von der wahren Natur der schweizerischen Infanterietaktik nichts begriffen hatte. — Was die andere Hälfte der Lanzen betraf, so sollten sie mit ihren 3000 Bognern zu Pferde bleiben, und die ganze Armee sich auf etwa 30,000 Mann stellen.

Bald aber ward die Aufmerksamkeit Karl's des Kühnen von der Schweiz abgelenkt durch die Vorfälle in Lothringen. Hier hatte nach dem erfolglosen Congreß zu Freiburg der junge René auf eigene Faust die Fahne zur Wiedereroberung seines Herzogthums entfaltet. Die elsässischen Städte sowie viele Feudalherren aus den Vogesen und seinen Stammlanden, schlossen sich dem ritterlichen Fürsten an, der alles Werthvolle, das er selbst besaß, das die Freunde aufbrachten oder die Kaufherren in Basel und Straßburg vorstreckten, für den Krieg einsetzte. Einem kühnen deutschen Hauptmann Hornecker mit einer Handvoll Leuten gelang es zuerst, einige Orte des südlichen Lothringen zu nehmen. In Folge dessen machte der Aufstand Fortschritte: mit kühner List nahm Herzog René das feste Epinal, und nun zog er vor die Hauptstadt Nancy und begann sie regelrecht zu belagern. Hier kommandirte Jean de Bièvre ans dem Hause Rubempré und schien sich energisch wehren zu wollen. Doch unter der Mannschaft offenbarte sich ein meuterischer Geist, namentlich unter dem Kern der Besatzung, den englischen Bogenschützen. Ihr Anführer war gefallen; Bièvre konnte ihnen gegenüber keine Autorität gewinnen; er entschloß sich, zu capituliren*) und zog mit der Besatzung ab.

Von dem großen Heere, welches Karl der Kühne aufzustellen unter-

*) Die Capitulation war eine sehr sorgfältige; sogar des Verbleibens der Archive in Nancy war ausdrücklich gedacht.

nommen, hatte er bis Mitte September nicht mehr als etwa 10,000 Mann beisammen und war also bisher nicht in der Lage gewesen, etwas gegen René zu unternehmen. Da aber die Fortschritte der Empörung in Lothringen immer bedenklicher wurden, so brach er nun am 25. September von Rivière auf, um Nancy zu entsetzen und zu verhindern, daß er von den Niederlanden, den Hauptquellen seiner Macht, abgeschnitten werde. Am 9. October kam er bis Toul und empfing hier die Nachricht vom Falle Nancys, worauf er sich nach Pont-à-Mousson wendete, um sich den Truppen zu nähern, welche ihm Graf Cola von Campo-Basso aus Luxemburg zuführte. Während Karl die Mosel hinabzog, erschien auf dem andern Ufer der Feind und es begann bei Dieulouard eine Kanonade über den Fluß, welcher erst die Nacht ein Ende machte. René, der die Vereinigung Karl's mit Campo-Basso zu verhindern strebte, marschierte dann in der Dunkelheit eiligst nach Pont-à-Mousson ab, um hier den Burgundern zuvorzukommen. Als Karl dies am andern Morgen bemerkte, ging er, wahrscheinlich auf einer Schiffbrücke, ebenfalls auf das rechte Moselufer über und bezog bei Condé (jetzt Custine) ein Lager, sodaß er nun seinerseits den Lothringern die Verbindung mit Nancy abschnitt. Die Lage René's war sogar sehr ungünstig als am 16. October die Burgunder in voller Schlachtordnung gegen Pont-à-Mousson anrückten und sie wurde verzweifelt, als unter den deutschen Söldnern des jungen Herzogs, in Folge des Ausbleibens der Löhnung, Meuterei ausbrach. Sie gaben die wichtige Stadt auf; wohl oder übel mußte René sich ihnen anschließen, und unter dem Schutz eines dichten Nebels, der den Burgundern ihren Abzug verbarg, erreichten die Lothringischen Liverdun. Hier schafften, in Ermangelung jedes andern Uebergangsmittels, die Reiter das Fußvolk über den Fluß, wozu René persönlich das Beispiel gab, indem er auf solche Art mehr als 30 Mann nacheinander hinüberführte. Ueberhaupt benahm sich der Herzog selbst ganz vortrefflich; er muß eine höchst liebenswürdige, frische, wenn auch etwas weiche Natur gewesen sein. Nun eilte er nach Nancy, um durch Einlegung einer tüchtigen Besatzung für Erhaltung seiner Hauptstadt zu sorgen. Dazu boten sich theils lombardische Ueberläufer und Franzosen, welche bei Ergebung des Platzes keine Gnade zu erwarten hatten, theils deutsche Freiwillige aus den Ländern der Niedern Vereinigung dar. Mit dem Rest der Truppen besetzte René St. Nikolas; die Garnisonen versprachen ihm feierlich, sich zwei Monate zu halten, und nun reiste der Herzog selbst, nur von zwölf Reitern begleitet, bei einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das beschneite Gebirge, um Hilfe bei den Schweizern zu werben. Karl von Burgund begann indessen die Belagerung von Nancy.

Es geschah dies um dieselbe Zeit, als der päpstliche Legat sowie Gesandte

des Kaisers und des Ungarnkönigs zu Basel mit Friedensverhandlungen zwischen den Eidgenossen und Burgund beschäftigt waren. Der Boden war also für René nicht günstig; namentlich der Legat, der die wachsende Macht Frankreichs fürchtete, wirkte ihm entgegen. Aber der Herzog kannte seine Leute. Mit reichlichen Geldsummen versehen, die er durch Verpfändung des Silbers seiner Großmutter und durch straßburgische oder französische Darlehne zusammengebracht, eilte er nach Zürich und Bern, wo die Waffenbrüder von Murten, namentlich der Zunftmeister Waldmann, zu seinen Gunsten sprachen und auf der Tagsatzung zu Luzern, in der René ebenfalls persönlich erschien, sein Gesuch um Hilfe nachdrücklich unterstützten. Zwar gelang es ihm nicht zu erreichen, daß die gesammte Eidgenossenschaft für ihn eintrat; aber es wurde ihm gestattet, Freiwillige anzuwerben, und Dank dem reichlichen Handgelde von einem Ducaten und der Zusage eines beträchtlichen Soldes (4 Gulden monatlich) mit Vorausbezahlung waren die Anmeldungen bedeutend genug. Als Führer fungirten Waldmann von Zürich und Kätzy von Luzern. Neben den gespendeten Summen, den reichen Soldversprechungen und der Kriegslust der Schweizer scheint zu diesem Erfolge die herzgewinnende Art des Auftretens René's nicht unbedeutend mitgewirkt zu haben.

Der Hauptmasse nach bestand die geworbene Mannschaft aus jungen Leuten vom Gebirge, welche froh waren, aus der Unthätigkeit und Einsamkeit des Winters herauszukommen. Die Befehlshaber der Schaaren wurden durch die Ortsobrigkeiten ernannt, und statt des Banners erhielt jeder Zug nur ein Vennli. — Es war dies der erste auf obrigkeitliche Anordnung geworbene Heerhaufen, den die Eidgenossenschaft in den Sold eines fremden Fürsten gab. Ueber Stärke und Bestand des Ganzen wie der einzelnen Abtheilungen wurde dabei nichts bestimmt. — Als gemeinschaftlicher Sammelplatz war Basel bezeichnet, wo sich um Weihnacht 1476 ein Heer von 8400 eidgenössischen Streitern sammelte: rüstige, kriegslustige, siegesstolze Mannschaft. Ob eine Kriegsordnung beschworen wurde, ist nicht gewiß; gehalten wurde sie sicherlich nicht. Vielmehr war die Mannszucht dieser übermüthigen Reisläufer höchst unrühmlich. Schon in Freundesland, am Oberrhein und im Elsaß, fingen sie an zu plündern, und als der erste Zahlungstermin abgelaufen war, forderten sie den Sold mit solchem Ungestüm, daß Herzog René in Basel schleunigst neue Summen aufnehmen mußte, die er freilich nur auf Grund einer seltsamen Verpfändung erhielt, indem sein Freund, Graf Oswald von Thierstein, seine beiden Söhne als Geiseln hingab.

Inzwischen lagerte Karl der Kühne noch immer vor Nancy. Aller Bitten und Drohungen seines Kanzlers ungeachtet hatten ihm seine niederländischen Provinzen für diesen Winter jede ständische Hilfe abgeschlagen. Freiwillig

jedoch rückten ihm die Grafen von Chimay und von Nassau mit einem ansehnlichen Haufen aus den flandrischen Lehnen zu, und dazu kam noch der Heerbann von Luxemburg. Den Kern der Armee bildeten aber immer noch die Ordonnanz-Compagnien und die englischen Bogenschützen, soweit sie aus der Murtener Niederlage gerettet oder in Lothringen vorgefunden worden waren. Denn den Lehentruppen wie den neu errichteten Schaaren aus Hochburgund fehlte es an kriegerischer Uebung und Disciplin. Dem ganzen Heere freilich mangelte es an jenem Selbstvertrauen, das verlorene Schlachten stets zerstören, und an jener Zuversicht zur oberen Führung, die ja unter Umständen selbst das Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit ersetzen kann. — Denkt man sich nun noch die Beschwerden des Belagerungsdienstes bei Winterkälte und den nicht seltenen Lebensmittelmangel hinzu, so läßt sich annehmen, daß die Stimmung des Heeres vor Nancy keine günstige war, um so weniger, als es sich einer muthvollen thätigen Besatzung gegenüber befand und von Außen her beunruhigt ward durch die unaufhörlichen Neckereien und Anfälle kühner Streifpartien, die vom Landvolk begünstigt, den Burgundern empfindlichen Schaden zufügten. *)

Aber auch die Besatzung war seit Wochen schon der Hungersnoth nahe, sodaß Karl mit Sicherheit auf die baldige Uebergabe rechnete und René in großer Sorge war; denn er erfuhr, noch bevor er nach Basel gelangt, daß man zu Nancy bereits die Pferde aufgezehrt habe. Es galt, der Besatzung Nachricht von dem nahenden Entsatz zu bringen. Mit großer Aufopferung und Hingebung gelang dies dem Hausmarschall René's, einem Provençalen, Suffren de Baschi. Er gerieth dabei in burgundische Gefangenschaft. Umsonst verwandten sich fast alle Ritter aus Karl's Umgebung für den trefflichen Mann; er wurde unbarmherzig aufgehängt. „Nur der Dienste wegen, die er seinem Herrn noch hätte leisten können, schmerze ihn sein schmählicher Tod", waren die letzten Worte Suffren's. Herzog Karl aber führte zur Rechtfertigung einer solchen That an einem Kriegsgefangenen eine angebliche Kriegsmaxime an: da nämlich, wo ein Fürst in Person einen Platz belagere, dürfe von dem Augenblicke an, in welchem das Geschütz zu spielen begonnen, der Versuch in die Festung zu gelangen, nur mit Einsetzung des Lebens gewagt werden. — Die Lothringer rächten sich nach Kräften. Nicht nur, daß der Kommandant von Nancy einen Gefangenen am höchsten Thurme aufhing mit einem Racheplakat auf der Brust; auch der sonst so milde René ließ den Manen seines treuen Dieners 60 Gefangene schlachten. — Wie wenig überhaupt das Menschenleben galt, zeigt folgender Zug. Als der Frost der Weihnachtsnächte Hunderte von Menschen und Pferden im Lager vor Nancy

*) v. Rodt a. a. O.

hingerafft hatte und auch vielen Herren die Glieder so erfroren waren, daß sie zu Krüppeln wurden, äußerte ein vornehmer burgundischer Hauptmann: „Er sähe am liebsten den Herzog aus der großen Büchse nach der Stadt fliegen, damit er einmal des Krieges satt werde und die Seinen nicht erfrören.“ Diese freche Redensart, die dem Fürsten hinterbracht wurde, hatte der Sprecher mit augenblicklichem Tode zu büßen. *)

Durch solche Strenge flößte Karl seinen Truppen eine so große Furcht ein, daß er für den einzigen Heerführer jener Zeit galt, der das Kriegsvolk auch im schlimmsten Winter im Feldlager festzuhalten vermöge. **) Aber er machte sich nicht minder verhaßt, und auch an ihm bewährte sich das alte Sprüchwort: „Allzuscharf macht schartig!“ —

Das Heer René's von Lothringen war unterdessen herangerückt und erreichte am 2. Januar 1477 Luneville, wo es sich mit 1000 Mann zu Roß und zu Fuße vereinigte, welche vom Niederen Vereine gesandt waren. Am 4. Januar musterte René zwischen Varangeville und St. Nikolas, also nur noch 2 Meilen von Nancy, alle lothringischen Truppen, die ihm in seinem Erblande noch zur Verfügung standen. Es waren 4000 Mann, theils zu Pferde theils zu Fuß, und die Schweizer waren erstaunt, daß ein vertriebener Fürst so viel Volk aufzubringen vermöge.

An demselben Tage berief Karl seine Obersten zum Kriegsrathe. Ergrimmt, daß an dem Anmarsch einer bedeutenden feindlichen Heeresmacht nicht mehr zu zweifeln war, sprach er von Lumpengesindel, von plumpen Fleischmassen, die, nur auf Saufen und Fressen bedacht, daher zu wandeln kämen, und frug endlich die Hauptleute, was ihre Meinung sei. Da rieth die Mehrheit, keine Schlacht zu liefern, vielmehr die Belagerung aufzuheben und sich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehn. Sicherlich würden die Deutschen nach Verproviantirung Nancy's wieder abziehn; denn viel Geld habe René keineswegs, und wenn es nicht bald zum Schlagen käme, so werde ihm das Heer auseinanderlaufen und er gewiß nicht im Stande sein, ein zweites zu werben. So reichlich werde die Verproviantirung Nancy's aber auch nicht ausfallen, daß man nicht Hoffnung behielte, es doch noch in diesem Winter zu nehmen. Unterdessen werde Karl Zeit gewinnen, seine Macht zu stärken, wozu der im Schloß zu Luxemburg bereitliegende Schatz von 450,000 Thalern genügende Mittel darbiete. — Aber es wiederholte sich das alte Schauspiel: mit Unwillen verwarf der Fürst den Rath seiner Getreuen. Louis' XI. Wort sollte wahr werden: „Quand orgueil chevauche devant, honte et dommage suivent de près.“ Niemals, erklärte Karl, werde er vor einem Knaben wie

*) Heuter 187, Königshofen Chron. Fortſ., bei v. Rodt.

**) Philipp von Cleve: Traité de l'art de la guerre.

René zurückweichen, sondern ihm entgegengehn, vorerst aber Befehl ertheilen, daß diese Nacht noch Nancy gestürmt werde.

Doch am Abend desselben Tages fing Karl schon an, verlassen zu werden. Graf Campo-Basso war bereits seit langer Zeit mit Louis XI. und mit dem Herzoge von Lothringen in verrätherischer Verbindung. Schon früher hatte er sich bereit erklärt, Karl den Kühnen zu ermorden. Jetzt brach er mit 2 Söhnen und 180 Lanzen Lombarden in aller Stille auf und ritt nach St. Nikolas. Bald sah man die Thürme, auf deren Spitzen René Laternen hatte anbringen lassen, um den Belagerten in Nancy seine Ankunft zu signalisiren, und bald stieß man auf die Vorhut des lothringischen Heeres. Da riß Campo-Basso die rothe Schärpe von der Schulter und das Andreaskreuz von Rock und Fähnlein und heftete lothringische Feldzeichen auf. Er wurde zu René geführt, erklärte wegen schimpflicher Behandlung seitens Karl's zu den Lothringern übertreten zu wollen, und verlangte zum Lohn die Wiedereinsetzung in die ihm vormals durch Karl René von Anjou geschenkte Herrschaft Commercy. Gern ging der Herzog darauf ein; da aber die Schweizer sich weigerten, mit einem Meineidigen zu Felde zu ziehn, so verabredete Campo-Basso mit René, daß er die Meurthe-Brücke bei Bouxières aux Dames unterwärts Nancy besetzen werde, in der Absicht den Burgundern, falls sie, wie er hoffe, geschlagen würden, die Rückzugslinie nach Luxemburg zu versperren und vornehme Gefangene zu machen. Welch ein Lösegeld war hier zu verdienen, wenn man am Ende gar den Herzog selber fing! — „Das war ein Lampersch (lombardisch) Tückli!" meint Schilling, der Berner Chronist.

Nicht so strenge als gegen Campo-Basso zeigten sich übrigens die Schweizer gegen eigene Landsleute, die sich in ähnlichem Falle befanden wie jener. Zwei Eidgenossen, die in Karl's Heer dienten, kamen herüber und boten gegen die Zusicherung künftiger Straflosigkeit ihre Dienste als sichere Wegweiser an, und sie wurden angenommen.

Der 5. Januar war ein häßlicher Wintertag. Beharrend auf seinem Entschluß, dem Feinde entgegenzurücken, hatte Karl den Sturm auf die Stadt doch aufgegeben. Nur ein heftiges Geschützfeuer sollte seinen Aufbruch zur Schlacht verdecken. Geringe Macht blieb unter den Vögten von Hennegau und Brabant vor Nancy zurück.*)

Von den 20,000 Mann, die Karl nach und nach vor Nancy vereinigt gehabt, waren kaum noch 10,000 übrig, so sehr hatten Krankheit und Desertion die Reihen gelichtet. Es mögen etwa 4000 Reiter und, einschließlich der nach der neuesten Kriegsordnung abgesessen fechtenden hommes d'armes,

*) Calmet V. aus der Chron. mscr. de Lorraine und Vie Manuscr. de Duc René.

6000 Mann zu Fuß gewesen sein.*) Sie waren in mattem unmuthigem Zustands und auch die Ausrüstung scheint mangelhaft, die Munition unzureichend gewesen zu sein.

Karl erlas sich südlich Nancy eine Stellung zwischen zwei Bächen, welche der nahen Meurthe zufließen. Der bedeutendere von beiden, der Laxonbach, floß im Rücken der Stellung, in ziemlich tiefen mit Wald bestandenen Rändern, welche die Schlachtaufstellung für die Besatzung von Nancy verdeckten. Wenn dies als Vortheil gelten konnte, so war der Nachtheil, ein solches Terrainhinderniß im Rücken zu haben, doch ungleich größer. Aber trotz Granson und Murten scheint Karl die Möglichkeit des Rückzugs nicht erwogen zu haben. Erst wenn jener Bach überschritten war, konnte ein Abmarsch entweder durch den Wald auf Toul zu oder über die Meurthebrücke bei Bouzières aux Dames genommen werden. Im Nothfall vermochte die Reiterei auch eine Furth bei Tomblaine zu benutzen. — Westlich der Straße von Nancy nach St. Nikolas stand in der Mitte der Schlachtordnung das Fußvolk in einem einzigen großen Haufen, der ein längliches dichtgeschlossenes Viereck bildete.**) Die Front und linke Flanke dieses Schlachthaufens waren durch sehr dichte, schwer passirbare Hecken, erstere auch noch durch den Bach gedeckt. Rechts und links des Fußvolks hielt die Reiterei in 2 Geschwadern, und zwar rechts Jost und Lalain mit den Niederländern, links Jacopo Galeatto. Im Rücken des letzteren führte die schon erwähnte Furth durch die Meurthe nach dem Orte Tomblaine.

Zwischen dem Reitergeschwader Galeatto's und dem gevierten Haufen fuhr auf einer kleinen Anhöhe bei St. Magdeleine das Geschütz auf: 30 Schlangenbüchsen, die mit ihrem Feuer die Straße von St. Nikolas bestrichen.***) Der Herzog selbst hielt sich mit seiner persönlichen Garde beim Mittelhaufen.

Zögernd brach der Tag an. Um 8 Uhr Morgens setzte sich René von St. Nikolas aus in Bewegung; zunächst noch in Marschordnung: erst die Schützen, dann die Spieße, hierauf die Reiter und endlich die Hellebardiere. — Bei der Einsiedelei der heiligen Magdalena hielt man und René schlug einige Elsässer und Lothringer zu Rittern. Das Heer zählte 20,000 Mann, darunter 12,000 Schweizer und andere Deutsche.†) Eine Stunde vor der burgundischen Stellung bei Neuveville wurde die Schlachtordnung hergestellt.

Die Vorhut ward gebildet aus 700 Mann Fußvolk, Schweizern und

*) Ol. de la Marche und nach ihm Heuter geben kaum 10,000 M. an, wovon gar nur 2000 gesund und gut gerüstet.

**) Gollut: „En un seul bataillon assezlong." Heuter: „propter regiam viam, oblonga coactaque."

***) Calmet V.

†) Manusc. de la bibliotheque du roi bei Lenglet III, 494. Chronique du Roi Louis XI.

Deutschen unter dem einstigen Feldherrn von Murten: Wilhelm Herter; ferner aus 2000 lothringischen und elsässischen Reitern unter dem Grafen von Thierstein und 12 Feldstücken.

Im Gewalthaufen waren 8000 Mann Fußvolk vereint, nämlich 4000 Spießer, 3000 Hellebardierer und 1000 Büchsenschützen, wobei sich also ein bemerkenswerther Zuwachs an Spießen erkennen läßt. Beigegeben waren 1300 Reiter, von denen 800 unter René selbst auf dem rechten Flügel des Banners, 500 auf dem linken Flügel standen.

Die Nachhut bestand nur aus 800 Büchsenschützen; sie sollte auf Kanonenschußweite (jet de bombe) folgen*) und nach Umständen eingreifen.

Nachdem nun eine Streifpartie von 50 Pferden die feindliche Stellung berannt hatte, stellte man nach dem Rath Walthar's von Wisse, eines ortskundigen Edelmannes aus René's Suite, folgende Angriffsdisposition fest: Die Vorhut sollte längs der Meurthe auf der von St. Nicolas kommenden Straße gegen den mit dem burgundischen Geschütz besetzten Hügel vorgehn, diesen nehmen und dann Karl's Centrum, den gevierten Haufen, angreifen. Gegen die Front dieses Haufens sollten Freiknechte und einige Reiterei demonstriren und sie beschäftigen, während der Gewalthaufe aus der linken Flanke abmarschieren und den rechten Flügel der Burgunder bei dem Pachthofe Malgrange umgehen sollte. Die Nachhut habe Avantgarde und Gewalthaufen zu verbinden und mit ihr möge der gesammte Troß (ein ziemlicher Haufe) in einem Gehölze gegenüber den Burgundern bleiben und von Zeit zu Zeit sich in einer Art und Weise zeigen, daß der Feind die Anwesenheit einer bedeutenden Macht in jenem Gehölze vermuthen und glauben müsse, der Hauptangriff werde von dort aus erfolgen. Das Geschütz sollte zunächst gar nicht gebraucht werden. — Der Plan wurde den einzelnen Truppenführern in ihrer Muttersprache mitgetheilt und von jedem einzelnen gutgeheißen.**)

Um 12 Uhr traten die Truppen fröhlichen Herzens und voll von Vertrauen wieder an. Die Vorhut stieß bald auf feindliche Reiterei, die schnell zurückwich. Auf starke Bogenschußweite fing dann das starke Geschütz an, zu feuern, jedoch ohne bedeutende Wirkung. Nach der Väter Sitte kniete das deutsche Fußvolk bei Beginn der Kanonade nieder und betete. Begünstigt von einem heftigen Schneegestöber, welches ihre Bewegungen vollständig verbarg, gelang es der Vorhut, rechts abbiegend, eine Höhe südöstlich derjenigen zu gewinnen, auf welcher die burgundische Artillerie stand. Hier kam sie sehr ermüdet von dem Marsch auf dem glatten durchschnittenen Boden an und benutzte den Umstand, daß sie noch immer unbemerkt war, zu rasten; denn Jedermann — so erzählt der Luzerner Etterlin, der selbst dabei gewesen —

*) Lenglet III. **) Calmet a. a. O.

war froh, niederzusitzen, seine mit Wasser und Erde angefüllten Schuhe zu leeren und sich wieder zurecht zu machen. Als dann das Schneegestöber aufhörte und die Sonne durchbrach, bekamen beide Abtheilungen einander plötzlich zu Gesicht.*) — Der Gewalthaufe René's erreichte, und zwar noch vor Beginn des Schneegestöbers, glücklich den Pachthof Malgrange, der in der rechten Flanke der burgundischen Stellung lag, rastete hier gleichfalls, und ein deutscher Geistlicher benutzte den Halt zu einer sehr nachdrücklichen und wirkungsvollen Anrede. Nachdem er geendet, zeichnete jeder Krieger vor sich ein Kreuz in den Boden und erhob sich dann freudig zum Streit. — Jetzt aber traten nach Verabredung sämmtliche Hauptleute an René heran und ihr Sprecher bat ihn, „daß er es gut finden möge, wenn bei so wichtigem Anlaß, sie ihm zu Wegweisern und Leitern dienten." Etwas betroffen, doch freundlich willigte der junge Herzog ein. „Nun denn" erwiderte der Wortführer, „so beliebet Ihr, gnädiger Herr, jetzt in der Mitte der Berner zu bleiben und der 100 Mann, die wir Euch zur Behütung Euerer Person zuordnen wollen. Sodann lasset uns schalten und walten nach unserem Bedünken; voranrückend werden wir den Feind angreifen; erfordert es dann die Noth, so kommt Ihr uns zu Hilfe." —**) Nun nahmen die Hauptleute alle Schützen und leichten Reiter an die Spitze und formierten aus den Spießen und Hellebarden ein Viereck, in welchem jene sämmtlich in den vorderen Gliedern standen und dessen Flanken die schweren Reiter deckten. Kurze Zeit nachdem sich der Gewalthaufen in dieser Ordnung gegen die rechte Flanke der Burgunder in Bewegung gesetzt, begann das Schneegestöber, und diese Witterungsverhältnisse trugen nicht wenig dazu bei, daß die Angriffe von Vorhut und Gewalthaufen fast zu gleicher Zeit erfolgten.

Sobald Karl der Kühne die lothringische Vorhut auf der von ihr eingenommenen Höhe erblickte, ließ er einen Theil seines Geschützes gegen sie wenden, besetzte die Hecke, welche die bedrohte Flanke seines Gewalthaufens deckte, mit Bogenschützen und sandte Befehl an Galleatto zu attackiren. Doch die Deutschen Wilhelm Herter's gingen ohne zu zaudern im Sturmschritt unmittelbar auf die Batterie los, und bevor die Geschütze auch nur 2 Schuß abgegeben, waren sie auch schon genommen. Während nun Thierstein's Reiterei, welche diesen Angriff mitgemacht und dabei natürlich auseinandergekommen war, zurückging um sich zu sammeln, blieb das Fußvolk im Avanciren und wandte sich gegen den „selbstgewachsenen Haag", nämlich gegen die Dornhecke, welche das Centrum Karl's, den Gewalthaufen, in der linken Flanke deckte. Gerade jetzt attackirte Galeatto die Deutschen in der rechten

*) Etterlin sah in diesem Durchbruch der Sonne „ein groß Wunderzeichen Gottes durch das Verdienst der heiligen drei Könige, damit Jedermann wohl möchte erwarmen".

**) Calmet a. a. O.

Flanke, und dieser Moment hätte verhängnißvoll werden können, wenn nicht Thierstein rechtzeitig mit seiner wieder geordneten Reiterei eingegriffen hätte. Sein kräftiger Schock warf die Cavallerie Galleatto's sofort in die Flucht. Sie wandte sich nach der Furth von Tomblaine und überschritt hier die Meurthe, um Metz oder Luxemburg zu erreichen; aber was in dieser Richtung entfloh, fiel später meist bei Bouxières in die Hände Campo-Basso's.*) — Auf solche Weise degagirt, setzte Wilhelm Herter seinen Angriff gegen die Dornhecke fort. Die burgundischen Schützen, welche hinter dieser standen, räumten sie bald und zogen sich auf den Gewalthaufen zurück.

Unterdessen war aber auch der Kampf auf dem rechten Flügel der burgundischen Stellung entbrannt. Als hier Jost von Lalain die leichten Reiter bemerkte, welche die Spitze des lothringischen Gewalthaufens bildeten und unter dem Commando zweier französischer Capitaines standen, da warf er sich sofort unter dem lauten Rufe „Vive Bourgogne!" mit seinen schweren niederländischen Hommes d'armes gegen sie, sprengte sie und ritt nun auf die nachfolgenden Büchsenschützen ein. Aber diese empfingen ihn mit kräftigem Feuer, das ihn zwang, umzukehren und sich rückwärts zu sammeln, wobei er sich, um gegen den die rechte Flanke treffenden Angriff des feindlichen Gewalthaufens Front zu haben, derart aufstellte, daß er mit dem Centrum Karl's einen Haken bildete. Inzwischen vermochte sich René's Gewalthaufe ungestört zu entwickeln, und nun gingen die lothringischen Harnischreiter gegen Lalain zum Angriff vor und trieben ihn nach kurzem Kampfe vom Schlachtfelde.

So waren denn also beide Reiterflügel und die Artillerie der Burgunder außer Gefecht gesetzt und Karl war auf das Fußvolk seines Centrums und die wenig Hundert Pferde seiner Garde beschränkt. Auf diesen Torso eines Heeres brachen gleichzeitig von rechts und links die Massen der Verbündeten ein. Jetzt aber, da die wachsende Gefahr ihm den persönlichen Kampf in nächste Aussicht stellte, erfüllte sich Karl der Kühne mit allem Ernst des Augenblicks. Wie er sich nun den Helm aufschnallen ließ (was gewöhnlich erst in solchem Augenblicke geschah), da löste das Helmkleinod, der goldene Leu, sich ab und fiel dem Fürsten auf den Sattel. „Signum Dei!" sprach der Herzog tief betroffen; doch unerschrocken fuhr er fort, seine Befehle zu ertheilen und überall ordnend und anfeuernd einzugreifen. Mit ihm wetteiferten Rubempré und der Graf von Nassau, Contay und der Marquis von Neufchâtel. Es war nur noch ein Verzweiflungskampf; denn die Feinde, übermächtig und siegesfroh, umzingelten ihn: die Vorhut von links, der Gewalthaufe von rechts, und bald entspann sich ein furchtbares Handgemenge,

*) Chronique du Roi Louis XI.

in welchem wenige Burgunder dem Tode entrannen. Karl der Kühne blieb so lange im Gefecht als noch irgend Widerstand möglich schien. Erst als überall die Glieder durchbrochen waren und der letzte Rest seiner Garde, zu einem unförmlichen Haufen zusammengeballt, keine Hoffnung längeren Kampfes mehr bot, da suchte der Fürst westlich um Nancy herum zu entkommen. „Nach Luxemburg!“ soll sein letztes Befehlswort gewesen sein. Eben spornte er seinen Streithengst, den Mohren, zu gewaltigem Satz, als ihn der schwere Schlag eines Streithammers traf, und er wäre aus dem Sattel gesunken, wenn ihn nicht der treue Hauptmann Cité wieder aufgerichtet, eine Liebesthat, welche dieser mit seinem Leben bezahlen mußte. Jetzt sprengte Karl fast allein weiter. Ein Edelknabe aus dem römischen Geschlechte der Colonna folgte ihm in einiger Entfernung. Der sah, wie das Schlachtroß Karl's an dem sumpfigen Rande des Laxonbaches strauchelte und der Herzog selbst, von Verfolgern umringt, niederstürzte. In demselben Augenblick wurde auch Colonna gefangen.

Noch bevor der Sieg für René völlig entschieden war, hatte das vor Nancy zurückgelassene kleine burgundische Belagerungscorps unter Zurücklassung von Geschütz und Geräth den Rückzug angetreten, wahrscheinlich durch den Wald gen Toul. Zugleich war die Besatzung ausgefallen und hatte einen Theil des burgundischen Lagers in Brand gesteckt. Dennoch fand sich in dem von der Wagenburg umschlossenen Haupttheile desselben eine immerhin bedeutende Beute, namentlich 103 Geschütze nebst viel Bannern, Fahnen und Rüstungen. Die prachtvollen Gobelins, mit denen das fürstliche Lagerhaus behängt war, werden noch heut zu Nancy aufbewahrt.

Einen furchtbaren Anblick bot die Wahlstatt dar. An der Stelle, wo der letzte Entscheidungskampf ausgefochten worden, lagen mehr als 4000 Burgunderleichen übereinandergethürmt. Vier Stunden weit waren Weg und Feld mit Leichen besät; es sollen ihrer im Ganzen 7000 gewesen sein, während die Zahl der Gefangenen (meist vornehmere Leute, von denen Lösegeld zu erwarten war) 500 nicht überstieg. Ueber den Verlust der Sieger fehlt es an glaubwürdigen Angaben. Allenthalben erhob sich jetzt das Landvolk, und tagelang war ganz Lothringen Schauplatz grausamen Mordens und Plünderns der Burgunder und derer, die es mit ihnen gehalten.

Abends spät bei Fackelschein hielt der siegreiche René triumphirenden Einzug in Nancy. Am Eingang seines Palastes hatte man ihm ein sonderbares Schauspiel bereitet durch den Aufbau von Schädeln aller der verschiedenen Thierarten, welche den Belagerten in ihrer letzten Noth zu gezwungener Nahrung gedient.

Erst am folgenden Tage wurde mit Hilfe Colonna's die Leiche Karl's des Kühnen gefunden. Eingefroren lag sie im Bach und mußte mit Aexten

heraus geschlagen werden. Drei tiefe Wunden von Hellebarden und Speeren hatten dem Leben Karl's des Kühnen ein Ende gemacht. — Seinem Rang gemäß wurde der Fürst vor dem Hochaltar der St. Georgskirche in Nancy begraben. Als er in reichem Todtenschmuck auf der Bahre lag, kamen seine Freunde und Verwandten, um „ihrem guten Herrn" den letzten Zoll der Liebe darzubringen. Unter ihnen erschien auch Herzog René. Er war, nach Brauch der alten Paladine, mit einem aus Goldfäden gewirkten Barte behängt, der ihm bis an den Gürtel reichte, zum Zeichen, daß er den Sieg erkämpft und sein fürstlicher Gegner im Kampfe gefallen sei — eine seltsame hochalterthümliche Sitte, die uns auch bei den Römern begegnet. Tief gerührt ergriff René des Todten Hand. „Beau cousin!" sprach er, „Vos âmes ait Dieu. Vous nous avez fait moult de maux et de douleur." *) — Die Stelle am Bache von Laxon, wo Karl's Leichnam gefunden worden, ließ René mit einem Doppelkreuz bezeichnen, welches noch heut dort steht.

Von der würdevollen Haltung des jungen Lothringerfürsten sticht widerwärtig ab die Art, wie Louis XI. die Nachricht vom Tode Karl's aufnahm. Er überließ sich einer unanständigen lärmenden Freude; alle seine Hofleute aber, soweit sie dem Adel angehörten, geriethen in Angst und Schrecken, weil der einzige Mann gefallen war, den Louis gescheut. Comines versichert: sie hätten nichts zu essen vermocht bei dem Freudenmahl, das der König gegeben.

Karl der Kühne ist eine Persönlichkeit von hoher Bedeutung ebensosehr für die Geschichte der europäischen Staatskunst wie für die des Kriegswesens. Man hat sein Burgund wohl mit dem Preußen Friedrich's des Großen verglichen, und in der That, trotz der so unendlich viel größeren Mittel, über welche das reiche Burgund im Gegensatz zu dem armen Preußen gebot, fehlt es auch keineswegs an Analogien. Dennoch aber ist Karl's Staat eine Improvisation geblieben; zu einem solchen Zwischenreiche, wie er es zwischen Deutschland und Frankreich aufrichten wollte, fehlten vielleicht weniger weltgeschichtlichen Voraussetzungen, als er selbst weit entfernt war von der gewaltigen Kraft einer Persönlichkeit, wie die des großen Friedrich. — Immerhin ist es interessant, die Urtheile einiger Historiker über ihn zusammenzustellen. — Hören wir zuerst einen Schweizer. Johannes von Müller entwirft in seiner „Geschichte der Eidgenossenschaft" folgendes Bild von ihm:

„Karl von Burgund war 11 Jahre jünger, als sein Zeitgenosse und Gegner, Ludwig XI. von Frankreich, von mittlerer Größe, sehr starkem Körperbau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, einer Habichtsnase, einem länglichen Gesichte, breiter Stirne und etwas hervor-

*) Calmet V. 385.

ragendem Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernstes. Sein unaufhörlich arbeitender Geist hatte große Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohne des macedonischen Philipp, dem cannensischen Sieger, dem einzigen Caesar, und entwarf mit größter Kühnheit weit aussehende Pläne, die er nicht sowohl sich deutlich machte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in seiner Jugend gegen den herrlichsten Ritter (Messire Jaques de Lalain) im Waffenspiel und, an der Seite seines Vaters, zweimal in der Schlacht gestritten, alsdann, bei Montlhery, über den König von Frankreich den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Genf gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz und hielt einen allezeit kriegerischen Stand . . .

Voll der größten Projecte, für deren systematische Behandlung er nicht Fassungskraft genug besaß, wußte er, bei Aufwallung seiner Leidenschaften, sich öfters nicht zu helfen. Dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab ihm langes Glück den Muth.

An den Alten liebte er Alles außerordentlich, und verstand nicht nur, neben fünf anderen Sprachen, auch die lateinische, sondern ließ sich täglich zwei Stunden lang die römischen Historiker vorlesen. Alexander's erhabenes Bild hatte er immer vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn er einst seine Herrschaft von der Nordsee bis ans Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit, mit aller Macht von Burgund, eine größere Unternehmung, nämlich die Befreiung des östlichen Europas von den Türken, auszuführen . . .

Wo kein Feind nahe war, gestattete er wie Caesar viel. Er liebte seine Leute. Waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerem Recht war er gegen Treulosigkeit streng und forderte im Krieg um so ernsthafter von jedem seine Pflicht, da er täglich der erste auf dem Platz war, die wichtigeren Posten selbst in Augenschein nahm, der letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Karl von Burgund hatte Feuer, Muth, Arbeitsamkeit in allen seinen Zeiten . . . Das Glück verblendete ihn . . . Das Unglück erhärtete ihn. Er unterlag ihm nicht; aber er fiel."

Dieser wohl etwas idealisirten Darstellung des berühmten Schweizers reihe ich diejenige eines preußischen Generals an. Heinrich von Brandt sagt in seiner „Geschichte des Kriegswesens im Mittelalter":

„Karl erscheint in den Zügen gegen die Helvetier als ein schlechter Heerführer, wenn man ihm gleich das Verdienst nicht absprechen darf, der

beste Truppen-Organisateur seiner Zeit gewesen zu sein. Hätte er jedoch den innern Gehalt seiner Truppen mehr berücksichtigt, als deren numerischen Werth, so würde er die Condotiere, die ihm der Verräther Campo-Basso in so großer Menge aus Italien zuführte, und die er fast zu reichlich bezahlte, besser gewürdigt und sie durch treue Deutsche oder Niederländer ersetzt haben. Nie wohl hat ein Anführer die Hoffnungen, die man in kriegerischen Beziehungen von ihm hegte, schlechter erfüllt. Der Fürst, den man auf seinem Zuge gegen die Schweiz das Schwert des Herrn und Gideons (gladius domini et Gideonis), den man den Tapfersten der Männer (virorum fortissimum) nannte, dessen Muth und Stärke würdig zu schildern man die heilige Schrift an Gleichnissen geplündert hatte*), erlag schimpflich den Eidgenossen und deren Verbündeten. — Ueberdies war Karl ein zu schlechter Menschenkenner, um in verwickelten Zeiten und namentlich auf dem Schlachtfelde seine Leute zu wählen. Wie wäre es sonst möglich, den Flüchtling von Héricourt, Romont, an der Spitze eines abgesonderten Corps vor Murten und den Verräther Campo-Basso bis zum letzten Augenblick als Rathgeber des verblendeten Fürsten zu sehn! — Die männlichen Eigenschaften, welche Karl momentan eine gewisse Erhabenheit geben und die ihn im Verein mit andern Umständen, eine Zeit lang eine so bedeutende Rolle spielen ließen, waren durch eine Menge weibischer Untugenden, die sich hinlänglich in seinem Leben offenbaren, gleichsam paralysirt und bedingten seinen Fall.**) Ganz anders dagegen war dies mit den Schweizern. Wenn auch durch die Chroniker etwas Uebertreibung, besonders was die numerischen Verhältnisse bei Angabe der Streiter, der Getödteten rc. betrifft, in diese Periode gebracht sein mag (was sie unstreitig mit der Heroenzeit anderer Völker gemein hat), so läßt sich deren Ueberlegenheit in allen kriegerischen Beziehungen durchaus nicht verkennen."

Gönnen wir endlich auch noch einem Franzosen das Wort. Kaiser Napoleon III. stellt in seinem Werke „über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie" folgenden Vergleich an: — „Drei große historische Gestalten erscheinen um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Welt-

*) Barante in seiner „Histoire des ducs de Bourgogne" sagt von Karl: „On eût dit, que tous les passages de la bible, où est parlé du lion, avaient été choisis pour lui donner des louanges, qu'ils aimait."

**) Toute cette armée nouvelle, mal exercée et composée de gens mécontens ou d'étrangers soudoyés, des capitaines inulets de l'avenir, à qui tardait de quitter un service toujours avantureux et maintenant si mal favorise de la fortune, des serviteurs las d'un maitre si dur qui, dans le malheur, leur montroit moins de confiance encore et d'affection, que dans la prosperité; enfin ce chef lui même n'ayant plus, à vrai dire, la plénitude de sa raison, plus incapable que jamais d'un conseil, ayant perdu son habilité guerrière, malade, et sans cêsse passant de la colère à une sorte d'engourdissement — so schildert sein Heer und ihn Barante nach Comines und Gollut.

Bühne, welche, unter dem politischen wie unter dem militärischen Gesichtspunkte betrachtet, sehr verschiedenen Charakter haben. Es sind Louis XI., Karl der Kühne und das Schweizervolk. — Louis XI. repräsentirt jene die großen Vasallen bändigende königliche Macht, welche gewaltige Militairkräfte organisirt und bemüht ist, Einheit in die Regierung und die Verwaltung zu bringen, ein Streben, das zu seiner Vollendung allerdings noch dreier Jahrhunderte bedurfte. — Der Herzog Karl von Burgund stellt die anmaßende und stolze Lehnsherrschaft dar, welche ein Reich ohne Volk und ohne Mittelpunkt gründen zu können glaubt... Seine Macht war groß; aber die zahlreichsten Hilfsquellen sind nichts, wenn ihrem Gebrauche nicht das Genie vorsteht, und Karl von Burguud hatte nur den Geist des alten feudalen Adels geerbt, der zwar zu sterben weiß, aber unfähig ist, irgend etwas zu leiten... Man muß indeß zugeben, daß Karl der Kühne mit jenem Geist für das Detail begabt war, welcher den Mechanismus der Heere vervollkommnet: ohne Zweifel ein nützlicher Geist, doch weit verschieden von dem Genie, welches große Feldherrn erfüllt und allein große Resultate erzielt. — Er war der erste, welcher jene Art des Rechnungswesens schuf, die sich stets mehr und mehr entwickelnd, den Kaiser Napoleon sagen ließ, daß man solange keine wahre Armee habe, bevor man nicht jene schreckliche Papier-verwüstende Verwaltung über den Haufen gestürzt, welche das Heer verschütte. Karl der Kühne verpflichtete alle Führer seiner Krieger, schreiben und rechnen zu können, was damals ein Anachronismus war. Seine Soldaten wurden dreimal in die Flucht gejagt von Leuten, die sicherlich nicht lesen konnten.... Was aber die Hauptsache bei Karl's Miserfolgen war, ist der Umstand, daß er, bereichert durch alle Hilfsquellen, welche die Wissenschaft entdeckt hatte, diese falsch anwendet; denn er benutzt die neuen Mittel für den Dienst alter Ideen und fällt sterbend zu den Füßen eines Hirtenvolkes nieder.

Die Schweizer, durch glückliche, seit mehr als anderthalb Jahrhunderten währende Kämpfe Soldaten geworden, entfalten vor der Welt plötzlich eine neue Kraft, die Kraft einer festen und disciplinirten Infanterie. Sie werfen durch ihren Muth einen ungerechten Einfall zurück. Zum ersten Mal seit Courtray bändigt das plebejische Fußvolk allein in geordneter Schlacht die Schaaren der vergoldeten Harnische, und mit Erstaunen sieht Europa das Schauspiel eines freien Volkes, welches den mächtigsten Lehnsherrn seiner Zeit unter den Augen eines beifallrufenden despotischen Königs niederwirft."

Soweit Napoleon III.

Die Schlacht bei Nancy führte den Untergang des burgundischen Reiches herbei. Seit diesem Augenblicke stehen sich die beiden größesten Mächte West- und Mitteleuropas: das französische Königthum der Valois und die mit der römisch-deutschen Kaiserkrone geschmückten Habsburger ohne trennende Zwischen-

herrschaft unmittelbar gegenüber. Der zwischen deutscher und französischer Macht von altersher bestehende Gegensatz wird unmittelbar nach Karl's Fall dadurch verschärft, daß Oesterreich großentheils das von Frankreich umworbene Burgundische Erbe antritt, und zumal aus diesem Grunde ist das Doppelkreuz vor den Thoren Nancys ein weltgeschichtlicher Markstein.

Landeskirche und Landtag in Preußen.

II.

Wenn wir das Werk der neuen Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens, welches durch die General-Synodalordnung zum Abschluß kommen soll, auf seinen unterscheidenden Charakter ansehen, so gewahren wir zunächst, daß diese Verfassung auf nichts weniger ausgeht, als auf die sogenannte Trennung der Kirche vom Staat. Was wir hier vor uns haben, ist vielmehr eine eigenthümliche Gestaltung der Staatskirche. Nach dem Zustand, wie er bis 1848 in Preußen bestand, war die evangelische Kirche die Landeskirche und das letztere Wort konnte und sollte gar nichts Anderes bedeuten, als die Staatskirche. Die evangelische Kirche stand unter dem landesherrlichen Kirchenregiment und die Organe dieses Regimentes waren die weltlichen Staatsbehörden. Ein Theil der Kirchensachen wurde bei der zweiten Abtheilung der Bezirksregierungen, bei der Abtheilung für Kirchen und Schulen bearbeitet. Als Provinzialinstanz fungirten die Consistorien. Aber auch diese waren nicht rein kirchliche Behörden, sie waren mit den Provinzialschulcollegien verbunden und waren in ihrer kirchlichen Thätigkeit das technische Organ des Oberpräsidenten. Die Centralinstanz für das gesammte evangelische Kirchenwesen bildete der Cultusminister, der in den vorgeschriebenen Fällen die Entscheidung des Königs einholen mußte. Dies war der Unterschied der evangelischen von der katholischen Kirche in ihrer Beziehung zum Staat in dem Preußen vor 1848: Der Staat übte gegenüber der katholischen Kirche nur das sogenannte jus circa sacra; gegenüber der evangelischen Kirche übte er das jus in sacra. Die herrschend kirchenrechtliche Theorie des sogenannten Territorialsystems schrieb zwar dem Staat nur die äußere Kirchenhoheit, nicht aber das eigentliche jus in sacra zu. Da aber die evangelische Kirche keine kirchenregimentlichen Organe außer den

Staatsbehörden besaß, so wurde durch dieses Verhältniß der Staat thatsächlich Träger des jus in sacra. Man müßte denn annehmen, daß dieses letztere Recht in der evangelischen Kirche ganz geruht habe. Aber auch bei dieser Annahme gab es wenigstens keinen andern Wächter des bestehenden Glaubens und der bestehenden Lehre als den Staat. Daß aber der Staat in die Lehrgestaltung eingriff und zwar, wie es nicht anders sein konnte, nach den wechselnden Ueberzeugungen der Staatsleitung, davon machte die evangelische Kirche Preußens die gründlichste Erfahrung unter Friedrich Wilhelm I. wie unter Friedrich II., unter Friedrich Wilhelm II., wie unter Friedrich Wilhelm III. Die empfindlichste Erfahrung dieser Art aber gab die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in den Jahren von 1840—1848. Mit dem Jahr 1848 schien eine große Veränderung eintreten zu sollen. Zu den Hauptforderungen des damaligen Liberalismus gehörte die Trennung der Kirche vom Staat. Demnach wurde der berühmte, im vorigen Jahr aufgehobene Artikel 15 in die preußische Verfassungsurkunde aufgenommen: die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig u. s. w. Bei der Ausführung dieses Artikels machte der Liberalismus jene so handgreiflich unvermeidliche und doch für den Liberalismus überraschende Erfahrung, daß der katholischen Kirche mit ihrer ausgebildeten Hierarchie die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten ein Leichtes war, daß aber für die evangelische Kirche die neue Selbständigkeit nichts Anderes bedeutete, als die Unabhängigkeit des landesherrlichen Kirchenregimentes von dem parlamentarischen Einfluß. Die Theorie dieser Unabhängigkeit wurde alsbald von Seite des landesherrlichen Kirchenregimentes verkündet. Man argumentirte hier folgendermaßen: die Mitgliedschaft der parlamentarischen Körperschaften ist wie die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte überhaupt nach der Verfassung unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Die parlamentarischen Körper, wo alle Bekenntnisse und selbst die Irreligiosität durcheinander vertreten sind, entbehren also jeder Legitimation, bei dem Regiment irgend einer Kirche mitzusprechen. Die evangelische Landeskirche besitzt dagegen als einziges maßgebendes Organ ihres Regimentes den evangelischen Landesherrn. Dieser Landesherr wird das evangelische Kirchenregiment üben wie bisher, aber die Veränderung, welche ihn im Staat an die Mitwirkung der parlamentarischen Körper bindet, kann nicht Platz greifen bei dem Regiment der evangelischen Kirche, welcher die parlamentarischen Körper als solche nicht angehören. — So hatte sich die Selbständigkeit der evangelischen Kirche verwandelt in die Unumschränktheit des landesherrlichen Kirchenregimentes. Der Liberalismus glaubte sich betrogen, während er sich doch nur selbst betrogen hatte. Der eben geschilderte Gang der Dinge war ein ganz natürlicher, unvermeidlicher.

Aber man war mit der nunmehrigen Gestalt der evangelischen Kirche weder innerhalb noch außerhalb dieser Kirche zufrieden. Innerhalb waren es alle diejenigen Elemente nicht, welche eine Versöhnung des kirchlichen Glaubens mit der nationalen Bildung ersehnten, eine Versöhnung, die bei dem starren Confessionalismus, wie ihn das landesherrliche Kirchenregiment begünstigte, unerreichbar wurde. Auch außerhalb der evangelischen Kirche war man mit der nunmehrigen Gestaltung derselben nicht zufrieden. Diejenigen Kreise, denen Religion und Kirche für abgethane, überflüssige Dinge galten, ärgerten sich doch fortwährend an dem orthodoxen Kirchenregiment, als ob ihnen dasselbe etwas angegangen wäre. Es war ja ihre Sache, solche Gleichgesinnte, die äußerlich noch der Kirche angehörten, zum Austritt aus derselben und zum Leben ohne Religion zu bewegen. Gesetzlich stand einer solchen Propaganda nichts im Wege und literarisch wurde dieselbe auf jede erdenkliche Weise geübt. Aber man verlangte auch in den irreligiösen Kreisen eine Reform der evangelischen Kirchenverfassung, von deren Gelingen man doch auch möglicher Weise eine Wiedererstarkung des religiösen Lebens befürchten mußte.

Es ist ein geschichtliches Gesetz, daß der Haupttrieb jeder Epoche, der in unserer Zeit überall auf lebendige Theilnahme der Glieder am Ganzen geht, alle Richtungen und alle Parteien beherrscht, gleichviel, ob sie in gewissen Fällen von der Erfüllung desselben für ihr Einzelinteresse Schaden zu erwarten haben.

Die Forderungen nach einer Reform der evangelischen Kirchenverfassung bildeten nun freilich ein sehr verworrenes Durcheinander. Bald verlangte man die völlige Trennung der Kirche vom Staat, aber nicht so, wie sie das bestehende Kirchenregiment im Sinne seiner Unumschränktheit interpretirte, sondern so, daß die Kirche lediglich in Form lokaler Privatvereine, allenfalls mit dem Rechte gewisser gemeinschaftlicher Festsetzungen, aber jedenfalls ohne gesetzlich anerkannten obrigkeitlichen Charakter, existiren dürfe. Bald verlangte man wieder eine constituirende Generalsynode, hervorgegangen aus allgemeinen Wahlen aller getauften Mitglieder der evangelischen Kirche, eine Generalsynode, welche eine Repräsentativregierung der evangelischen Kirche schaffen und aus der letzteren gleich der katholischen Kirche einen Staat im Staate, eine souveräne Kirche, d. h. eine souveräne kirchliche Demokratie machen sollte.

Beide Forderungen waren gleich ungereimt. Mit welchem Recht sollte alles Eigenthum der evangelischen Kirche einer Demokratie überantwortet werden, die sich von heute auf morgen durch Mehrheitsbeschluß in alles Mögliche verwandeln konnte? Und mit welchem Verstande sollte einer solchen unberechenbaren Demokratie unter dem Vorwand, daß sie evangelische Kirche

spiele, eine souveräne Macht über einen wichtigsten Theil der sittlichen Geistesarbeit im Staate eingeräumt werden? Ebenso ungereimt war die andere Forderung, die Kirche, allen historischen Gewöhnungen der europäischen Nationen zuwider, künstlich auf den Fuß der Privatvereine herabzudrücken und damit das religiöse Leben in die Verwilderung der vereinzelten Laune hineinzutreiben, den Staat aber des größten Factors der sittlichen Erziehung gewaltsam zu berauben.

Der Weg, den das preußische Kirchenregiment bei der neuen Verfassungsbildung eingeschlagen, ist keiner von den beiden erwähnten und geht nicht aus auf das Ziel, die Kirche vom Staat zu trennen. Das landesherrliche Kirchenregiment bleibt vielmehr bestehen, und es ist selbstverständlich, daß die kirchenregimentliche Stellung des Landesherrn aus der Eigenschaft des Letztern als Staatsoberhaupt entspringt. Die Begriffe Landesherr und Staatsoberhaupt sind in keinem Betracht verschieden. Bestehen bleibt auch nach der neuen Verfassung die Ausschließung der ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß berufenen Staatskörper aus dem Kirchenregiment. König und Parlament üben sämmtlichen Kirchen gegenüber nur das jus circa sacra. Das innere Regiment der evangelischen Kirche oder das jus in sacra übt in Zukunft wie bisher der König von Preußen in seiner doppelten Eigenschaft als Mitglied der evangelischen Kirche und als Staatsoberhaupt, aber er übt es in Zukunft anders als bisher, nämlich unter der kirchengesetzmäßigen, vom Staat anerkannten und sanctionirten Mitwirkung repräsentativer kirchlicher Organe. Man kann die neue Verfassung bezeichnen als ein staatliches Kirchenregiment, geübt vom Staatsoberhaupt unter Mitwirkung repräsentativer Organe, die aber im Unterschied von den repräsentativen Organen für die allgemeinen Staatsangelegenheiten nicht wie diese letzteren auf dem Boden aller oder auch gar keinen Bekenntnisses stehen, sondern ausschließlich auf dem Boden der Kirche, deren innere Angelegenheiten sie regieren helfen sollen.

Es kommt nun darauf an, die Bedeutung der neuen Verfassung zu würdigen. Wir glauben dieselbe vor Allem darin erkennen zu dürfen, daß mit dieser Verfassung die evangelische Kirche etwas wieder erlangt, was sie seit den Zeiten der Reformation verloren, nämlich die Eigenschaft eines handlungsfähigen Ganzen. Die katholische Kirche besitzt in ihrer sogenannten Tradition in Wahrheit das Instrument lebendiger Fortentwicklung. Die Tradition soll zwar angeblich nur bekunden, was von je der thatsächliche Glaube der Kirche gewesen, aber schon Lessing hob hervor, wie die Berufung auf eine so bildsame Instanz, wie die sogenannte Tradition, in Wahrheit das Mittel der Fortentwicklung gewährt. Die evangelische Kirche besaß ein solches Mittel nicht, oder wußte es wenigstens nicht zu behaupten und zu

gestalten, obwohl sie mit ihren Prinzipien der freien Schriftforschung und des allein rechtfertigenden Glaubens anscheinend für die freie Bewegung des Geistes einen weiten Raum geöffnet hatte. Die Bekenntnißschriften der reformatorischen Epoche wurden jedoch zur Glaubensnorm, indem sie von einer fanatischen Richtung als die allein wahre Interpretation der Schrift hingestellt wurden. So wurde der Grundsatz der freien Schriftforschung der Sache nach vernichtet und der rechtfertigende Glaube nahm trotz aller theologischen Proteste wieder den Charakter eines todten Werkes, der Annahme eines fertigen Buchstabens an. Nun kamen zwar seit dem Zeitalter der Aufklärung bis auf die neueste Zeit abwechselnd ganz andere Lehrrichtungen in der evangelischen Kirche auf. Aber das Kirchenregiment konnte diesen Richtungen jederzeit Kanzel und Lehrstuhl verschließen, auf Grund der Verpflichtung des geistlichen wie des wissenschaftlichen Lehramtes auf die Bekenntnißschriften der reformatorischen Zeit. Je nach dem Geist, der zufällig an den oberen Stellen des Kirchenregimentes herrschte, wurde von diesem Recht Gebrauch gemacht oder nicht. Nicht immer konnten die Eingriffe in die Lehrfreiheit nur getadelt werden. Es war gewiß mißlich, die Lehrentwicklung lediglich der Subjectivität der Geistlichen und akademischen Theologen preiszugeben. So wünschenswerth und unerläßlich die Fortbildung der kirchlichen Lehre war und ist, ebenso unerläßlich ist auch, daß diese Fortbildung mit kirchlicher Autorität und Anerkennung sich vollziehe. Es war der große Mangel des landesherrlichen bureaukratischen Kirchenregimentes, daß dasselbe wohl eine fertige Lehre überwachen oder auch der Abweichung von derselben durch die Finger sehen konnte, daß es aber bei dem unlebendigen Zustand der Kirche, den es zur Voraussetzung hatte, der Träger einer organischen Fortentwicklung nicht sein konnte. Es war dies die große Lücke, welche die Reformation gelassen, zwischen der subjektiven Freiheit der Schriftforschung und des Glaubens und zwischen dem objektiven Zusammenhang der Kirche. In meiner Schrift „das deutsche Reich und die kirchliche Frage" habe ich vor Kurzem ausgeführt, warum die Reformatoren außer Stande waren, diese Lücke zu ergänzen. Diesem Mangel im vierten Jahrhundert nach der Reformation endlich abzuhelfen, ist der große Schritt, welchen die neue Kirchenverfassung versucht.

Anstatt den großen Schritt zu erkennen, der die evangelische Kirche — zunächst den als preußische Landeskirche bezeichneten Theil derselben — zum handlungsfähigen Ganzen macht, heftete sich die öffentliche Meinung anfänglich an die Bildungsweise der neuen repräsentativen Organe. In den Lokalgemeinden ist diese Bildungsweise so radikal als möglich, indem hier einfach die Regel der allgemeinen Wahl adoptirt worden, während die kirchlichen Erfordernisse des aktiven Wahlrechtes so gut wie keine sind. Nur

der bedeutsame Vorbehalt ist in dem Paragraph 34 der Kirchenverfassung gemacht, daß eine Ausschließung vom kirchlichen Wahlrecht wegen Verletzung besonderer kirchlicher Pflichten durch ein künftiges Kirchengesetz soll eingeführt werden können. Die kirchlichen Erfordernisse der passiven Wahlfähigkeit zum Laienamt in der Kirche sind ebenfalls so gut wie keine, seitdem die Instruction des Oberkirchenraths vom 31. October 1873 den § 35 der Kirchenverfassung vom 10. September des genannten Jahres so ausgelegt hat, daß unter beharrlicher Fernhaltung von dem öffentlichen Gottesdienst und von den Sakramenten, wie sie den Verlust der passiven Wahlfähigkeit zur Folge haben soll, nur zu verstehen sei die andauernde und geflissentliche Fernhaltung, welche sich nur aus der eigenen Erklärung des Betreffenden ergeben kann. Indeß kann kaum Jemand den Beruf fühlen, die Urheber der Kirchenverfassung vom 10. September wegen der geringen Erfordernisse des activen und passiven kirchlichen Wahlrechtes zutadeln. So viel ist einleuchtend, daß diese Erfordernisse in nicht ferner Zeit schärfer und inhaltvoller gefaßt werden müssen. Allein dies wird die Arbeit der Kirche sein, wenn sie ihre neuen Verfassungsorgane besitzt. In der vorher genannten Schrift, „das deutsche Reich und die kirchliche Frage", welche vor Einberufung der außerordentlichen Generalsynode vollendet worden, habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß bei Berathung der Generalsynodalordnung, welche auch die Bestimmungen über die Bildung der ordentlichen Generalsynode enthalten mußte, bereits auf eine genaue Fassung der Zugehörigkeitsbedingungen zur evangelischen Landeskirche werde zu bringen sein. Diese Voraussicht hat sich nicht erfüllt. Die außerordentliche Generalsynode hat sich sorgfältig vor der Entscheidung irgend einer Frage des innern Kirchenrechtes gehütet und sich auf die äußere Verfassungsordnung und die Competenzbestimmung der Organe derselben beschränkt. Es ist dies in der berechtigten Absicht geschehen, vor Allem das Verfassungswerk äußerlich zu Stande zu bringen und die Fragen des innern Kirchenrechtes den definitiven Organen der Kirche zu überlassen. Aber jene Aufgabe selbst, die Bedingungen der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche und der Fähigkeit zu ihren Rechten zu bestimmen, ist nur vertagt, nicht gelöst.

Diese Bedingungen waren es also nicht, an deren Fassung die liberale öffentliche Meinung Anstoß nehmen konnte. Anstoß wurde aber genommen an der Bildung der repräsentativen Organe der höheren Stufen. Mit der Bildung der lokalen Gemeindeorgane mußte man zufrieden sein; noch weniger von Seite der Kirche und noch mehr von Seiten des Liberalismus zu verlangen wäre in der That unmöglich gewesen. Aber der letztere war unzufrieden, daß die repräsentativen Organe der höheren Stufen, nämlich Kreissynode, Provinzialsynode, Generalsynode, nicht immer wieder durch Urwahlen

gebildet werden sollten, sondern, wie man sich ausdrückte, durch eine Filtration, nämlich so, daß die Gemeinde-Kirchenräthe die Wahlkörper für die Kreissynoden, letztere die Wahlkörper für die Provinzialsynoden, letztere die Wahlkörper für die Generalsynoden bildeten. Außerdem tadelte man, daß die höheren repräsentativen Organe nicht durch eine passiv ganz freie Wahl, ohne Rücksicht auf den Unterschied von Geistlichen und Laien vollständig zusammengesetzt werden sollten. Es leuchtet indeß ein, daß gerade nur durch die sogenannte Filtration und ferner durch das Erforderniß einer bestimmten Zahl geistlicher Mitglieder der verschiedenen Synoden den repräsentativen Organen der kirchliche Charakter bewahrt werden konnte. Gleichwohl hat in Bezug auf die Bildung der Synoden das Kirchenregiment bei Vorlegung der Generalsynodalordnung an die liberale öffentliche Meinung ein ferneres Zugeständniß gemacht. Es wurde nämlich eine Abänderung der Kirchenverfassung vom 10. September vorgelegt, dahin zielend, zu Wahlkörpern für die Kreissynoden nicht, wie in der ursprünglichen Verfassung bestimmt war, die Kirchengemeinderäthe allein, sondern diese in Gemeinschaft mit den Kirchengemeindevertretungen zu machen. Außerdem wurde durch ein den größern Gemeinden beigelegtes erweitertes Wahlrecht eine Verstärkung des Laienelementes in den Kreissynoden herbeigeführt.

Die in sehr milder Weise geführten Meinungskämpfe auf der außerordentlichen Generalsynode bewegten sich um folgende drei Hauptpunkte: Erstlich um die eben beschriebene Erweiterung des activen Wahlrechts zu den Synoden, welche einem Theil der Mitglieder in hohem Grade gefahrbringend erschien, während der einzige Vertreter des Liberalismus die Bildung sämmtlicher Synodalstufen durch Urwahlen vermißte. Der zweite Gegensatz auf der außerordentlichen Generalsynode bewegte sich um die Ausdehnung des kirchlichen Gesetzgebungsrechtes. Soll dieses Recht die Geltung der Bekenntnißschriften beider Confessionen der Landeskirche umfassen, oder dieselbe auf immer unberührt lassen? Der dritte Gegensatz ist im Grunde nur eine andere Gestalt des zweiten, obwohl er mit der Selbständigkeit, die einer eigenthümlichen Wurzel zu entstammen scheinen könnte, hervortrat. Dieser dritte Gegensatz betraf die Competenz der Centralorgane des Kirchenregiments, Ober-Kirchenrath und Generalsynode, gegenüber den Lokalgemeinden einerseits und gegenüber den Provinzialsynoden andererseits. Der ewige deutsche Gegensatz der sogenannten Decentralisation gegen die Centralisation, das unausrottbare deutsche Erbübel dieses Gegensatzes trat auch hier wieder hervor.

Der erste Punkt, die Erweiterung des Wahlrechtes, wurde nach der Vorlage der Regierung angenommen unter ebenso aufrichtigen als unnöthigen Herzbeklemmungen vieler Mitglieder der rechten Seite. Wenn erst einmal die

Bedingungen der Zugehörigkeit zur evangelischen Landeskirche richtig bestimmt sein werden, so kann auf die angenommene Erweiterung des Wahlrechts nicht allzuviel ankommen, während dieselbe dem Vorurtheil der öffentlichen Meinung auf unschädliche Weise nachgiebt.

Der eigentliche Cardinalpunkt der ganzen Verfassung ist offenbar die Frage, ob das kirchliche Gesetzgebungsrecht, welches mit dieser Verfassung die evangelische Kirche seit dem Jahrhundert der Reformation zum ersten Mal wieder an sich nimmt, den Bekenntnißstand umfassen soll. Diese Frage wird seltsamer Weise gleich heftig verneint von allen Schattirungen des Liberalismus und von den Fanatikern der Orthodoxie. Bei den Letzteren ist die Verneinung begreiflich und consequent, sie wollen die Herrschaft des Bekenntnißbuchstabens für ewige Zeiten aufrechthalten. Der kirchliche Liberalismus aber weiß wieder einmal nicht, was er thut. Der antikirchliche Liberalismus, der in Sachen der Kirche nur das Wort nimmt, um die Kirche zu vernichten, er weiß freilich, was er thut. Indem er den Organen der evangelischen Landeskirche das Gesetzgebungsrecht entzieht, will er damit nicht den Buchstaben des Bekenntnisses befestigen, sondern vielmehr die Souveränität jeder Lokalgemeinde aufrichten. Man darf den Herren, die dies fordern, wohl so viel Scharfblick zutrauen, daß sie wissen, daß die Folge dieses Independentismus die frazzenhafte Verzerrung der Religion sein würde und damit ihr Untergang im höheren geistigen Leben. Den Scharfblick aber haben die Herren natürlich nicht, daß mit dem Herabsinken der Religion zu Aberglauben und Spielerei der Untergang der höheren Geistescultur besiegelt ist.

Wenden wir uns von diesem antikirchlichen Liberalismus zu dem kirchlichen Liberalismus des Protestantenvereins, so will derselbe ja den Untergang der Kirche nicht. Aber die Logik dieses Vereins ist längst als eine undurchdringliche Kunst bekannt. Der einzige Vertreter des Protestantenvereins auf der Generalsynode that es allen Orthodoxen zuvor mit der Lebhaftigkeit seines Protestes gegen den Einfluß der kirchlichen Gesetzgebung auf die Bekenntnisse. Was mag der Herr sich wohl gedacht haben? Glaubt er die formelle Geltung der alten Bekenntnisse sei leicht zu ertragen, weil man an ihre Verletzung gewöhnt sei? Dies wäre ein frivoler Standpunkt. Man begehrt und schafft eine Kirchenverfassung vor allem zu dem Zweck, der Kirche die Wahrheit zurückzugeben, die ihr Lebenselement ist. Es mag aber auch außerhalb des Protestantenvereins eine Zahl nicht gerade kirchenfeindlicher, sondern wohlmeinender, aber gedankenschwacher Liberalen geben, die da meinen, das Gesetzgebungsrecht der Kirche über die Bekenntnisse werde zu einem neuen Bekenntnißzwang führen. Als ob in der Geltung der alten Bekenntnisse, mit der Ernst gemacht werden muß, wenn ihr nicht ein Ende gemacht wird, nicht der schlimmste Zwang läge. Die Wahrheit ist aber, daß mit dem Gesetzgebungs-

recht über die Bekenntnisse die Kirche das Mittel ihrer Fortentwicklung von einer Hüterin des Buchstabens zur Pflegerin einer Geistesreligion, d. h. überhaupt einer wahren Religion erhält. Und Wahrheit ist ferner, daß nur eine Kirche, die nach Umfang und Ausrüstung die Fähigkeit hat, zur Nationalkirche zu werden, im Stande ist, die Religion zugleich fortzubilden und ihr zugleich den Charakter als Religion zu bewahren, daß nur eine solche Kirche im Stande ist, den Ausgleich zwischen Kirche und Wissenschaft fortwährend zu vollziehen, so zu vollziehen, daß nur die wahre Religion als wissenschaftlicher Imperativ, und nur die wahre Wissenschaft als kirchlicher Imperativ auftritt. Niemals vermögen dies kleine Lokalvereinigungen, die von der großen Gemeinschaft des nationalen Geisteslebens durch souveräne Beschlüsse sich abzusondern das unverantwortliche Recht erhalten haben. Der Imperativ aller gesunden kirchlichen Entwicklung lautet: Lehre und verordne so, daß deine Lehren und Verordnungen den reifsten und edelsten Standpunkt der Bildung erkennen lassen. Niemals kann dieser Imperativ die Kirche beherrschen, wenn ihr das Schicksal lokaler Verzettelung aufgelegt wird, darum nicht, weil die partikularistischen Gemeinden weder die Kräfte besitzen noch die Verantwortlichkeit tragen, diesem Imperativ zu genügen.

Wir müssen uns nun aber zu der Frage wenden: wie steht die von der Regierung vorgelegte Generalsynodalordnung zu dem Recht der kirchlichen Gesetzgebung, und wie hat sich dazu die außerordentliche Generalsynode verhalten?

In dem Erlaß vom 10. September 1873, durch welchen die Kirchenverfassung von dem genannten Tage verkündigt wurde, erklärte der König: es sollten die Aenderungen des neuen Gesetzes sich auf die kirchliche Verfassung beschränken; der Bekenntnißstand und die Union in den genannten Provinzen und den dazu gehörenden Gemeinden sollten durch die neue Ordnung in keiner Weise berührt werden. Auf der außerordentlichen Generalsynode wurde sofort ein Zusatz zum ersten Paragraphen der Generalsynodalordnung beantragt, zu demjenigen Paragraphen, welcher den Umfang des Generalsynodalverbandes festsetzt. Dieser beantragte Zusatz enthielt die Wiederholung der im königlichen Erlaß von 1873 hinsichtlich des Bekenntnißstandes gegebenen Zusicherung. Der Zusatz, welchen der Präsident des Oberkirchenrathes mit Rücksicht auf die königliche Erklärung nur für überflüssig, aber nicht für den Geist des Gesetzes widersprechend erklärte, wurde angenommen. Dadurch, könnte man meinen, sei die Stellung der kirchlichen Gesetzgebung zu den Bekenntnissen in der neuen Verfassung entschieden. Dies ist aber keineswegs der Fall. Denn die königliche Erklärung und ihre Wiederholung in der Synodalordnung besagt nur, daß die Stellung der Bekenntnisse, wie sie bis dahin in der evangelischen Kirche gewesen, durch das Verfassungsgesetz als solches nicht geändert werde-

solle. Die kirchenrechtliche Bedeutung der Bekenntnisse in der evangelischen Kirche gehört aber zu jenen Streitfragen, um die sich eine Entwicklung mit ihren Kämpfen Jahrhunderte hindurch bewegt. Weder in dem Erlaß vom 10. Septbr. noch in der Generalsynodalordnung ist gesagt, und hat nicht gesagt werden können, es solle niemals auf dem Wege der Verfassung die Streitfrage über die kirchenrechtliche Bedeutung der Bekenntnisse geregelt werden. Man nehme aber noch folgendes hinzu. Ehe noch die Specialdiscussion der Synodalordnung begonnen hatte und ehe noch jener Zusatz zum § 1 als Antrag eingebracht werden konnte, äußerte sich am letzten Tage der Generaldiscussion in der 5. Sitzung der Synode der Präsident des Oberkirchenraths über die Bekenntnißfrage in höchst bemerkenswerther Weise. Er bestätigte, daß das Verfassungsgesetz den Bekenntnißstand überall unberührt lasse, empfahl aber, eine besondere Bestimmung in der Verfassung, daß auch künftig der Bekenntnißstand nicht berührt werden solle, zu vermeiden. Eine solche Bestimmung würde zu unlösbaren Streitigkeiten Veranlassung geben, während doch bindende Glaubenssätze überhaupt nur von einem mit Infallibilität bekleideten Organ beschlossen werden könnten, wie es die evangelische Kirche nicht kenne. Aus dieser Erklärung folgt nach einer unausweigbaren Auslegung, daß auch die Bekenntnisse der Reformation nicht als bindende Glaubenssätze zu betrachten sind. Denn die Reformatoren haben die Infallibilität niemals beansprucht und Niemand wagt, sie ihnen beizulegen. Darnach kann es in der evangelischen Kirche keine Norm geben, wie geglaubt werden muß, sondern nur eine Norm, wie mit kirchlicher Autorität gelehrt werden soll, um zum rechten Glauben anzuleiten. Die Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit legt aber die neue Verfassung ausdrücklich der kirchlichen Gesetzgebung bei, nicht minder die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen und nicht minder die zu allgemeinem landeskirchlichem Gebrauch bestimmten Katechismuserklärungen, Religionslehrbücher, Gesangbücher und agendarischen Normen. Die Bekenntnisse sind in der evangelischen Kirche zur Zeit der Reformation Erkennungszeichen der Gleichgesinnten gewesen und sind jetzt Erkennungszeichen des historischen Ursprunges der evangelischen Kirche, aber sie sind nur mißbräuchlich zu bindenden Glaubensnormen erhoben worden. Diesem Mißbrauch seine Grenzen anzuweisen, wird Sache der kirchlichen Lehrentwicklung sein, die unter der kirchlichen Gesetzgebung steht. Damit scheint uns die Bekenntnißfrage richtig gelöst, wenn auch in minder entschiedener Weise, als ich in meiner Schrift „das deutsche Reich und die kirchliche Frage“ für wünschenswerth gehalten habe. Dort wollte ich das Gesetzgebungsrecht über die Bekenntnisse unmittelbar ausgesprochen wissen. Mit den seitdem veröffentlichten Bestimmungen der Generalsynodalordnung kann aber nach der vorstehenden Ausführung das Nämliche als erreicht gelten. Man nehme zu dem bereits An-

geführten noch hinzu, daß § 4 der Generalsynodalordnung ausspricht: „Die Generalsynode hat u. s. w. der Landeskirche auf dem Grund des evangelischen Bekenntnisses zu dienen;" und daß der Versuch mißlang, diese Worte auf der Generalsynode zu verändern in: „der Landeskirche auf dem Grund der evangelischen Bekenntnisse zu dienen." Singular und Plural verhalten sich hier wie Geist und Buchstabe, und die Generalsynode hat sich, wie zaghaft dies vielerseits geschehen sein mag, für den Geist erklärt.

Will man nun sagen, daß der Einfluß der Geistlichen auf den Synoden, daß die Ausbildung und Geistesrichtung der jetzigen Generation der evangelischen Geistlichkeit gleichwohl aus dem kirchlichen Gesetzgebungsrecht wenigstens für eine Reihe von Jahren eine gefährliche Waffe in den Händen einer höchst einseitigen Richtung mache, so ist darauf folgendes zu erwidern. Keine Generalsynode wird wagen oder für rathsam halten, den Zwiespalt der Kirche mit der nationalen Geistesbildung zu erweitern. Diese Erweiterung konnte in der Anonymität und Stille des consistorialen Kirchenregiments ausgeführt werden, sie kann nicht fortgesetzt werden durch ein mit voller Oeffentlichkeit und allseitiger Verantwortlichkeit berathendes Organ. Ueberdies ist die Zustimmung zu solchen Beschlüssen von dem landesherrlichen Kirchenregiment nach menschlicher Voraussicht auf lange Zeit nicht mehr zu erwarten. Das kirchliche Gesetzgebungsrecht der neuen Verfassung kann also durch den Widerstand der in den letzten Jahrzehnten ausgebildeten Generation der Geistlichen wohl zu schweren Unterlassungen führen, aber schwerlich zu positiven Schritten gegen den Geist und die Wahrheit. Dies möge sich die nationalliberale Partei im Abgeordnetenhaus vergegenwärtigen, ehe sie die Hand dazu bietet, der Kirche die neue Verfassung zu verweigern oder zu verengen.

Der dritte Gegensatz auf der außerordentlichen Generalsynode betraf die Competenz der Generalsynode gegenüber den Provinzialsynoden und den Gemeinden. Wie schon bemerkt, war dieser Gegensatz nur eine andere Erscheinung der zweiten. Es handelte sich um die Furcht vor dem kirchlichen Gesetzgebungsrecht und sowohl die orthodoxe als die liberale Furcht griff zu dem elenden deutschen Hausmittel des Partikularismus, auch Decentralisation genannt. Wir verfolgen die Entwicklung dieses Gegensatzes auf der Generalsynode nicht näher. Allzu bedenkliche Erfolge hat der Partikularismus erfreulicherweise nicht davon getragen. Einen einzigen, zwar unschädlichen, aber traurig komischen Erfolg dieser Art wollen wir verzeichnen. §. 1 der vorgelegten Synodalordnung lautete: Der Verband der Generalsynode erstreckt sich auf die zur evangelischen Landeskirche vereinigten Provinzen der Monarchie. Daraus hat man gemacht: Der Verband u. s. w. erstreckt sich auf die evan-

gelische Landeskirche der 8 älteren Provinzen der Monarchie. Die ursprüngliche Wortfassung nahm eine Erweiterung der Landeskirche in Aussicht, die zweite lehnte sie ab. Dem guten Deutschen durchschnittlichen Schlages ist nur wohl, wenn er den Schlagbaum vor der Nase hat. Kleinmuth und Engherzigkeit, diese deutschen Geschwister, wann werden wir sie einmal ablegen?

Bei der bevorstehenden Entscheidung des Landtags über die staatsgesetzliche Bestätigung der neuen Kirchenverfassung ruht auf der nationalliberalen Partei nach unserer Ueberzeugung eine folgenreiche Verantwortlichkeit. Diese Partei hat die schwierige, aber werthvolle und dankbare Aufgabe überkommen, im deutschen Staatsleben die Pflege der zusammenhaltenden und erhaltenden Kräfte zu versöhnen mit der Sicherung der freien Bewegung. Wenn die Partei sich unfähig erweist, einen erhaltenden Factor des sittlichen Lebens von so unermeßlicher Bedeutung wie die evangelische Kirche nach deren eigentlichen Bedürfnissen zu verstehen und zu würdigen, so werden sich nach unserer festen Ueberzeugung die edelsten Kräfte der Nation mit ihrem Vertrauen von der Partei abwenden und die Partei wird bald spüren, was eine solche Abwendung bedeutet.

Wir fürchten nicht, daß die landesherrliche Verkündigung des Abschlusses der Kirchenverfassung zum kirchlichen Gesetz, bevor die staatsgesetzlichen Genehmigung erfolgt ist, wie es ja auch mit dem Kirchengesetz von 1873 gehalten worden — wir fürchten nicht, daß diese formelle Frage für die nationalliberale Partei zum Vorwand dienen könnte, den Abschluß der Kirchenverfassung ungünstig aufzunehmen. Es ist wahr, Artikel 15 der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat, der 1873 noch galt, ist seitdem aufgehoben. Aber Niemand wird behaupten wollen, daß ohne diesen Artikel das Territorialsystem in Preußen in dem Maße Kirchenrecht gewesen sei, daß der Landesherr die Kirchen mit Organen von fremdartiger Glaubensrichtung habe regieren dürfen. So ist das Territorialsystem nirgends verstanden worden. In Sachsen z. B. galt es als selbstverständlich, daß die vom katholischen Landesherrn in evangelicis beauftragten Staatsminister Lutheraner sein müßten und in Frankreich hat nie eine Regierung daran gedacht, die protestantische Kirche durch Katholiken zu regieren. So konnte auch der König von Preußen vor wie nach Aufhebung des Artikels 15 nicht daran denken, der evangelischen Kirche eine Verfassung zu geben durch den Landtag, durch ein Organ, das als solches der evangelischen Kirche fremd ist. Nur mit kirchlichen Organen durfte die Kirchenverfassung errichtet werden, durch den Landtag aber, als einen gesetzgebenden Factor für die allgemeinen Staatsangelegenheiten, darf die Kirchenverfassung nur darauf geprüft werden, ob sie mit dem Staatsinteresse verträglich ist, und je nach dem Ausfall dieser Prüfung muß die Kirchenverfassung staatsgesetzlich genehmigt und geschützt werden. Fiele das Resultat

dieser Prüfung ungünstig für die Kirchenverfassung aus, so daß dieselbe als nachtheilig für das Staatsinteresse erschiene, was freilich undenkbar ist, so müßte die Kirche bewogen werden, ihre eben gegebene Verfassung zu ändern und eine neue vorzulegen. In keinem Fall aber kann der Landtag beanspruchen, als constituirendes Organ für die Kirche aufzutreten, er kann immer nur als Mandatar des staatlichen jus circa sacra auftreten.

Constantin Rößler.

Die jüngste Botschaft des Präsidenten Grant.

Die Botschaft, welche Präsident U. S. Grant am 8. Decbr. v. J. dem Tags zuvor zusammengetretenen 44. Kongresse übersandte, liegt uns jetzt in ihrem Wortlaute vor und wir können wohl begreifen, daß dieselbe in den Vereinigten Staaten, namentlich in politischen Kreisen, großes Aufsehen erregte. Das in Rede stehende Aktenstück ist die letzte Jahresbotschaft, welche Grant vor der nächsten Präsidentenwahl an die im Kongresse versammelten Vertreter der nordamerikanischen Union zu richten hat, und doch bringt er darin so tiefgreifende Fragen zur Sprache, daß es unwillkürlich den Anschein gewinnt, als wenn er noch Jahre lang an der Spitze der Regierung zu bleiben gedenkt. Daß er fortan mit einem ihm feindlich gesinnten Repräsentantenhause zu thun hat, merkt man kaum aus einer Stelle der Botschaft heraus. Eine aus Washington vom 7. Decbr. demselben Tage, an welchem die Botschaft dem Kongresse überreicht wurde datirte Correspondenz der weitverbreiteten und einflußreichen „New-York Tribüne“, eines liberal-republikanischen Blattes, äußert sich u. A. also: „In einem Punkte stimmt man von allen Seiten über den Charakter der Botschaft überein, nämlich darin, daß sie voll ist von Ueberraschungen (that it bristles with surprises). Sie ist in der That ein so merkwürdiges Dokument, daß das erstaunte Washingtoner Publikum sich kaum hinlänglich fassen kann, um die darin enthaltenen unerwarteten und radikalen Vorschläge (unexpected and radical suggestions) zu analysiren und sich eine klare Ansicht über dieselben zu bilden. Was man eigentlich in der Botschaft zu finden erwartete, ist in auffälliger Weise gar nicht darin enthalten; man hat ein Gemisch (a batch) überraschender und verhältnißmäßig neuer politischer Theorien vor sich, die schwer genug wiegen, um ein halbes Dutzend politischer Parteien neu zu bilden oder aufzulösen.

General Grant wirft diese Theorien mitten unter die bestehenden politischen Parteien, ungeachtet, wie manche versichern, ihrer Wirkung auf die bevorstehende Präsidentschaft-Campagne, oder in kluger und weitsehender Berechnung, wie Andere glauben, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Nicht mißtrauische Leute, welche eine große Gefahr für das republikanische Regierungssystem in dem Umstande erblicken, daß die Menge unwissender Stimmabgeber vornehmlich in großen Städten und im Süden der Union wächst, sind zunächst geneigt, in dem von Grant empfohlenen Amendement zur Konstitution, welches das Stimmrecht von einem gewissen Bildungsgrade abhängig machen will, eine gute und staatsmännische Proposition zu begrüßen; allein es giebt auch andere Leute, und zwar solche, die wohlbewandert sind mit den Kreuz- und Querzügen der Präsidentenmacherkunst, und diese sehen in dem von Grant proponirten Amendement einen Schachzug für den dritten Präsidentschaftstermin und meinen, daß er damit auf die Unterstützung des Südens rechne. Der Süden der Union, welcher gegenwärtig schwer unter dem Stimmrecht der unwissenden Neger zu leiden hat, würde vielleicht solch ein Amendement als ein unmittelbares Befreiungsmittel von allen seinen Uebeln freudig begrüßen. Anderseits darf nicht übersehen werden, daß eine Maßregel, welche die Einzelstaaten zur Erziehung der unwissenden Massen von Seiten der Bundesregierung z w i n g t, alle Vertheidiger der sogenannten Staaten-Rechte (State rights) frappirt, während eben diese Maßregel einer großen Anzahl von Bürgern, die man als N a t i o n a l i s t e n (Nationalists) bezeichnen könnte und die von dem Bundesregimente alle Reformen und jeden wirklichen Fortschritt erhoffen, sehr gefällt.*) Vor wenigen Jahren wurde im Repräsentantenhause des Kongresses ein Gesetzentwurf berathen, welcher der Unionsregierung die Macht und das Recht verlieh, in denjenigen Einzelstaaten der Union Volksschulen (Common schools) zu errichten, welche die Errichtung solcher Schulen vernachlässigten oder verweigerten. Dieser Gesetzentwurf fiel aber gewaltig durch, obschon die Partei der Republikaner damals eine entscheidende Majorität hatte und die Centralisationsbestrebungen mächtiger waren, als sie es jetzt sind. Der Haupteinwand gegen die Bill ging damals, ganz abgesehen von der gefürchteten Stärkung der föderalen Exekutive, dahin, daß Schulen und Bildungsanstalten wenig Werth haben würden, wenn sie nicht von der lokalen öffentlichen Meinung (local public sentiment) unterstützt und gepflegt würden. — Die Bemerkungen, welche der Präsident über den Ausschluß des r e l i g i ö s e n S e k t e n w e s e n s von den

*) Das Obige erinnert lebhaft an die Diskussion, welche vor einiger Zeit in der deutschen Presse über die Frage stattfand, ob es nicht zweckmäßig sei, alle Unterrichts- und Bildungsanstalten, kurz das Schulwesen in Deutschland, der Competenz des deutschen Reiches zu überweisen.

öffentlichen Schulen, macht, werden ebenfalls nach zwei Seiten hin interpretirt. Von Einigen werden sie als Zeichen seiner Klugheit und Unabhängigkeit angesehen, von Anderen als ein Versuch, Herrn Blaine in der Bewerbung um das Präsidentenamt den Rang abzulaufen. Ohne allen Zweifel haben die Vorschläge Grant's eine viel größere Tragweite, als das von Blaine proponirte konstitutionelle Amendement. Der Ex-Sprecher wurde heute dieserhalb von Mitgliedern des Repräsentantenhauses mit Fragen bestürmt und soll darauf erwidert haben, General Grant wolle ihm vielleicht den Wind aus den Segeln nehmen, aber er (Blaine) trage kein Verlangen, dem ganzen religiösen Gefühl der Union ins Gesicht zu schlagen. Blaine bezog sich mit diesen Worten wahrscheinlich auf die Stelle in Grant's Botschaft, der gemäß „religiöse, atheistische und heidnische Grundsätze" in gleicher Weise von den Volksschulen ausgeschlossen werden sollen und die Besteuerung des Kirchenvermögens empfohlen wird. Diesen letzten Punkt in Grant's neuer Platform halten Manche für einen nur gegen die Katholiken gerichteten Schlag; allein dieser Schlag trifft auch Andere, er trifft viele protestantische Sekten, die außer den kirchlichen Gebäuden noch Eigenthum besitzen. In der kurzen Recapitulation seiner Ansichten am Schlusse der Botschaft nimmt Grant auch die Kirchengebäude nicht von der Besteuerung aus. Der Präsident stellt sich in dieser Beziehung auf einen Boden, den nur wenige radikale Vereine und einige scharf und weit denkende Volkswirthe mit ihm theilen, er empfiehlt eine Maßregel, von der man in den Vereinigten Staaten allgemein annahm, daß sie erst innerhalb eines Zeitraums von 25 bis 30 Jahren eine Frage der praktischen Politik werden würde."

So der Washingtoner Correspondent der „New-York Tribüne". Hören wir dem gegenüber den Wortlaut der Stellen in Grant's Botschaft, in welchen er die wichtige Schul- und Kirchenfrage behandelt. Da heißt es: „Da wir im Begriff stehen, das zweite Jahrhundert unserer nationalen Existenz und damit das Mannesalter als Nation anzutreten, so ist es angebracht, einen Rückblick auf die Vergangenheit zu thun und zu erforschen, auf welche Weise wir die künftige Größe des Landes herbeiführen und sicher stellen können. Vom Sündenfalle Adam's bis auf diesen Tag ist die Prosperität und das Glück keiner Nation jemals ganz ungefährdet gewesen. Wir sollten daher unser Augenmerk auf die drohenden Gefahren richten und gegen dieselben, so weit dies in unserer Macht liegt, Vorkehrungen treffen. Wir leben in einer Republik, in welcher vor dem Gesetze der Eine so viel gilt, wie der Andere. Bei einer solchen Regierungsform ist es von größter Wichtigkeit, daß Alle genügende Kenntnisse und hinreichende Bildung haben, um mit vollem Verständniß der Sache das politische Stimmrecht auszuüben. Eine große Masse unwissender Menschen vermag nicht auf längere Zeit den

tyrannischen Tendenzen einer geringen Anzahl von Gebildeten zu widerstehen, sondern fügt sich unvermeidlich der Macht der Intelligenz, mag diese durch Demagogen oder durch Priester (by the demagogue or by priestcraft) vertreten sein. Daher muß die Bildung der Massen als die erste Nothwendigkeit zur Erhaltung unserer Institutionen betrachtet werden; und diese sind der Erhaltung werth. — Ich empfehle daher, im Hinblick auf unsere im verflossenen Jahrhundert gemachten Fortschritte, zu unserer weiteren Fortentwicklung auf das Dringendste, daß den Gesetzgebungen der einzelnen Unionsstaaten ein Amendement zur Bundesconstitution unterbreitet werde, welches diesen Einzelstaaten die Verpflichtung auferlegt, freie öffentliche Schulen (free public schools) zu errichten und fortdauernd zu erhalten, in welchen alle Kinder ohne Unterschied des Geschlechts, der Farbe, des Geburtsortes oder der Confession gleichmäßig in den Elementar-Fächern unterrichtet werden. Besagtes Amendement muß verbieten, daß in den genannten Schulen religiöse, atheistische oder heidnische Grundsätze (religious, atheistic or pagan tenets) gelehrt werden, es muß ferner untersagen, daß Schulfonds oder Schulsteuern in irgend einer Weise oder zu irgend einem Theile, sei es durch die Staatslegislatur, oder durch Municipalbehörden oder durch eine andere Autorität, zum Besten und zum Vortheile, direkt oder indirekt, einer religiösen Sekte oder einer Kirche verwandt werden. Sämmtliche Schulfonds und Schulsteuern dürfen zu keinem andern Zwecke, als lediglich zum Zwecke des Unterrichts in der Schule benutzt werden. — In Verbindung mit dieser wichtigen Frage möchte ich auch die Aufmerksamkeit des Kongresses auf ein großes Uebel lenken, welches, wenn nicht bald abgewendet, noch vor Schluß des 19. Jahrhunderts unser Land leicht zu großen Unannehmlichkeiten führen kann. Das ist die gewaltige Anhäufung von unbesteuertem Kirchenvermögen (untaxed church-property). Meines Wissens betrug im Jahre 1850 das Kirchenvermögen, für welches weder Municipal-, noch Staatssteuern bezahlt wurden, in runder Summe 83,000,000 Dollars; im Jahre 1860 erreichte diese Summe schon die Höhe von etwa 160,000,000 Dollars, im Jahre 1875 dagegen von nahezu 1,000,000,000 Dollars. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß ums Jahr 1900, wenn kein Einhalt gethan wird, das Kirchenvermögen die Summe von 3,000,000,000 Dollars übersteigen wird. Eine solche ungeheure Summe, die jeden Schutz und Vortheil seitens der Regierung genießt, ohne ihrerseits das geringste Aequivalent an den Lasten und Unkosten derselben beizutragen, kann von den Steuerzahlern nicht mit Gleichmuth angesehen werden. In einem wachsenden Lande, wo das Grundeigenthum, im Laufe der Zeit so schnell an Werth zunimmt, wie in den Vereinigten Staaten, giebt es kaum eine Grenze für den Reichthum, den Corporationen, religiöse oder

andere, ansammeln können, wenn sie nicht auf ihr Grundeigenthum Steuern zu zahlen haben. Solch gewaltiges Vermögen kann leicht zur Sequestration führen, und zwar ohne konstitutionelle Autorität und vielleicht nicht ohne Blutvergießen. Ich möchte die gleichmäßige Besteuerung allen und jeden Eigenthums anrathen, mag es einer Kirche oder einer sonstigen Corporation angehören, mit einziger Ausnahme des letzten Ruheortes der Todten und vielleicht mit den geeigneten Beschränkungen hinsichtlich der Kirchengebäude."

Am Schlusse seiner Botschaft faßt Grant noch einmal alle die Fragen, welchen er eine hervorragende Bedeutung (vital importance) beilegt und die er noch in der gegenwärtigen Session des Kongresses gesetzgeberisch gelöst (legislated upon and settled) wünscht, in scharfer und präciser Form also zusammen:

„Erstens sollten die einzelnen Unionsstaaten veranlaßt werden, allen in ihren Grenzen lebenden Kindern eine Erziehung zu gewähren, wie sie eine gut eingerichtete Volksschule zu bieten vermag.

Zweitens sollten keine Lehrsätze irgend einer religiösen Sekte in einer Schule gelehrt werden, die ganz oder theilweise durch einen Einzelstaat, durch die Union oder durch eine Commune pecuniär unterstützt wird. Es sollte der Schulzwang eingeführt werden, indem nach dem Jahre 1890 Niemand das Stimmrecht ausüben dürfte, der nicht lesen und schreiben kann, unbeschadet des Stimmrechts, welches vor Annahme dieses Amendements erworben worden ist.

Drittens sollten Staat und Kirche für immer von einander getrennt und in ihrer Sphäre (within their proper spheres) frei erklärt werden, wobei alles Kircheneigenthum den auf dasselbe entfallenden Steuerbeitrag zu entrichten hat.

Viertens sollten solche unmoralische Zustände, wie sie durch die Polygamie und gegen die Importation von Frauen für ungesetzliche Zwecke (illegitimate purposes) hervorgerufen sind, beseitigt werden. Da wir uns am Vorabend der Feier des hundertjährigen Bestehens der Vereinigten Staaten befinden, so würde es sich wohl für uns ziemen, solche Reformen eintreten zu lassen.

Fünftens sollten solche Gesetze erlassen werden, die eine baldige Rückkehr zu einem gesunden, von der ganzen Welt anerkannten Zahlungsmittel sicher stellen."

Es unterliegt nach unserer Ansicht keinem Zweifel, daß Präsident Grant mit den vorstehend aus seiner Botschaft mitgetheilten Punkten sich weniger an den Kongreß wandte, als an das Volk der Vereinigten Staaten: er

mußte sich sagen und hat sich ohne allen Zweifel auch gesagt, daß es ihm mit dem gegenwärtigen Kongresse, dessen Repräsentantenhaus in seiner überwiegenden Majorität ihm Opposition macht, schwerlich gelingen wird, seine auf das Schul- und Kirchenwesen bezügliche Politik durchzuführen. Hierauf kam es ihm aber auch offenbar in erster Linie gar nicht an. Seine Absicht ging zunächst und vor allem dahin, durch ein entschiedenes Auftreten gegen die ultramontanen Wühlereien, die sich in den letzten Jahren auch in der nordamerikanischen Union so vielfach geltend gemacht haben, bei dem in seiner Mehrheit protestantisch oder doch antikatholisch gesinnten Volke der Vereinigten Staaten einen guten Eindruck zu machen und festen Boden zu gewinnen für die Präsidentenwahl und die Kongreßwahlen, welche im Jahre 1876 stattfinden. Wenn der gegenwärtige Kongreß sich weigert, auf Grant's Propositionen einzugehen, so wird letzterer den ersteren für alle Uebel verantwortlich machen, die etwa aus solcher Weigerung entstehen oder entstehen können. Es gab viele Leute in den Vereinigten Staaten, welche trotz des Grant'schen Briefes vom 29. Mai 1875 und trotz der Beschlüsse der meisten republikanischen Staatsconventionen, die einen dritten Amtstermin Grant's verurtheilten, eine dritte Präsidentschaftscandidatur Grant's für möglich, ja für erfolgreich hielten. Es konnte auch nicht als ganz bedeutungslos gelten, wenn ein methodistischer Bischof, Herr Gilbert Haven, unter dem Beifall einer nicht geringen Anzahl anderer Methodisten-Prediger auf einer Versammlung von Geistlichem dieser Confession, die in den ersten Tagen des December v. J. zu Boston stattfand, sich für einen dritten Amtstermin Grant's erklärte. Präsident Grant hatte mithin, wenn ihm daran lag, in dieser Frage Klarheit und Gewißheit hervorzurufen, allen Grund, sich in seiner Botschaft deutlich und bestimmt über seine Candidatur auszusprechen. Er hat dies aber nicht gethan. Statt sich über seine zweimalige Amtsperiode etwas ausführlicher auszulassen, wie dies allseitig erwartet wurde und wie es auch in der Natur der Sache lag, statt die Erfolge und Mißerfolge seiner Administration in das rechte Licht zu stellen und die bisher von ihm verfolgte Politik möglichst zu rechtfertigen und dann offen und ehrlich zu erklären, daß er nicht nach einem dritten Amtstermine strebe, statt dies oder Aehnliches zu thun, — schwieg er fast vollständig über seine bisherige Amtsthätigkeit, obschon er doch einem oppositionellgesinnten Repräsentantenhause gegenüberstand, und hatte in Bezug auf die nächste Präsidentur direkt nichts weiter zu sagen, als: „Diese Botschaft wird die letzte Jahresbotschaft sein, welche dem Kongresse vorzulegen ich die Ehre habe, bevor mein Nachfolger gewählt ist.“ Enthalten aber diese Worte eine Resignation auf die dritte Präsidentur? In keinerlei Weise. Grant war nach dem Erlasse seiner Botschaft ebenso sehr, und noch mehr, ein Präsidentschaftscandidat,

als er dies nach den erwähnten Erklärungen der meisten republikanischen Staatsconventionen und nach seinem Briefe vom 29. Mai v. J. war, in welch letzterem er jede Nomination für das Präsidentenamt ablehnte, „es sei denn, dieselbe trete unter solchen Umständen an ihn heran, die ihm dieselbe zu einer gebieterischen Pflicht machen würden.“

Die in Rede stehende Botschaft Grant's war, wie gesagt, vornehmlich auf die bevorstehende Präsidentschafts-Campagne berechnet. Grant behandelte die Cubafrage in einer im Ganzen zufrieden stellenden Weise, wenn er sich auch, wie wir in einem frühern Artikel ausführten, für gewisse Fälle eine Intervention vorbehielt; er machte, was die wichtige Finanzfrage anbetrifft, die zur Erreichung der Baarzahlung von dem tüchtigen Finanzsekretär Bristow eingereichten und von der Hartgeld-Presse in Amerika im Allgemeinen gebilligten Vorschläge zu den seinigen, mit der Ausnahme, daß er die einzuziehenden Greenbacks in 3,65 procentige, statt in 4 procentige Bonds fundiren will; er sprach über das hundertjährige Jubelfest in würdiger Weise und brachte endlich in der Schul- und Kirchenfrage so tiefgreifende und so aufregende Gegenstände zur Sprache, daß es nicht den Anschein gewinnen konnte, er habe die Absicht, mit dem 4. März 1877 aus dem Weißen Hause zu scheiden.

Fragen wir nun, ob die republikanische Partei, die bisher Grant unterstützte, ihm auch ferner, namentlich in Hinsicht auf die dritte Präsidentur, zur Seite stehen wird, so glauben wir dies, wie die Sachen jetzt liegen, verneinen zu müssen. Einmal hat das Repräsentantenhaus sich bald nach Eröffnung des Kongresses mit überwältigender Stimmenmehrheit, d. h. mit 332 gegen 18 Stimmen, gegen die dritte Präsidentschaftscandidatur Grant's ausgesprochen; dann aber haben verschiedene Umstände neue Schatten auf seinen Namen geworfen, so z. B. die großartigen Betrügereien bei der Eintreibung von Branntweinsteuern, wobei der langjährige Privatsekretär Grant's, General Babcock betheiligt sein soll, ferner das halsstarrige Beharren Grant's auf der Ernennung E. C. Billings' zum Distriktsrichter von Louisiana an die Stelle des verrufenen Durell. Dieser Billings ist nämlich derselbe Mann, welcher während der Amtsthätigkeit Durell's zur Ausführung aller Gewalt- und Schandthaten des letzteren willig die Hand reichte. Gegen die Ernennung des Herrn Billings sind mit Entschiedenheit vier Minister aufgetreten: der Generalanwalt Pierrepont, der Finanzminister Bristow, der Generalpostmeister Jewell und der Staatssekretär Fish; allein Grant war, nach den neuesten Nachrichten, nicht zum Nachgeben zu bewegen. Das Ernennen unfähiger und corrupter Beamten, nur zu dem Zwecke, die Parteimacht als solche zu stärken, hat Grant überhaupt unendlich geschadet und den Ruf seiner eigenen Ehrlichkeit nicht selten gefährdet. Endlich hat der frühere

Sprecher des Repräsentantenhauses, Herr J. G. Blaine, der ebenfalls ein Candidat für das Präsidentenamt ist, Herrn Grant in der Schul- und Kirchenfrage, wie bereits angedeutet, ein Paroli geboten, indem er am 14. Dezember v. J. im Repräsentantenhause ein Amendement zur Bundeskonstitution einbrachte, welches — milder als Grant's desfallsige Propositionen — bestimmt, „daß kein Unionsstaat irgend ein Gesetz in Bezug auf die Religion oder irgend ein Verbot der freien Religionsübung erlassen soll, und daß keine durch Besteuerung in irgend einem Staate zum Unterhalte der öffentlichen Schulen erhobenen oder aus irgend einem für die Schulen errichteten öffentlichen Fond gezogenen Gelder, oder irgend ein öffentliches Grundstück, welches zur Schuldotation bestimmt ist, jemals unter die Kontrolle irgend einer Religionssekte kommen soll, und daß kein Geld und kein so gewidmetes Grundstück unter Religionssekten oder ähnliche Corporationen vertheilt werden soll." Wie die „New-York Tribune" meint, hat das von Blaine proponirte Amendement viele Aussicht, angenommen zu werden.

Charakteristisch für die Zurüstungen in Betreff der Präsidentenwahl ist übrigens auch der Umstand, daß sich wieder, nach Art des frühern Knownothing-Ordens, Geheimbündnisse gebildet haben, welche mit einer antikatholischen Richtung Einfluß auf den Präsidentenwahlkampf zu gewinnen suchen. So circulirte kürzlich durch die amerikanische Tagespresse ein Brief von Hrn. John J. Foster, Redacteur des „Newark Courier," datirt vom 9. November v. J., in welchem der Ex-Sprecher Blaine dringend aufgefordert wurde, Mitglied eines solchen „geheimen Antisekten-Ordens" (secret anti-sectarian order) zu werden, da Präsident Grant einem solchen bereits angehört. Herr Foster constatirt, daß solche Orden hervorgerufen seien in New-Jersey, in Ohio und anderen Unionsstaaten, und zwar durch die Wühlereien der römischkatholischen Kirche gegen das Frei-Schulwesen und andere freisinnige Institutionen der nordamerikanischen Union, Mitglieder dieser Orden seien aber nicht nur Anhänger der republikanischen, sondern auch der demokratischen Partei. Die Existenz solcher Geheimorden ist demnach kaum mehr zu bezweifeln; ob die Wirksamkeit derselben aber eine wohlthätige für das Gemeinwesen sein wird, das ist eine andere Frage. Es treten deshalb auch bereits verschiedene einflußreiche Organe gegen diese Orden auf. So sagt z. B. die „New-Yorker Staats-Zeitung" vom 18. December v. J.: „Das Volk hat ein Recht zu verlangen, daß Diejenigen, die sich um sein Vertrauen bewerben, ihm klaren Wein einschenken. Ist die Einmischung der Politik in die religiösen Angelegenheiten und umgekehrt die Einmischung der Kirche in die Politik an sich schon ein Uebel, so wird sie doppelt gefährlich, wenn sie durch das Mittel geheimer Gesellschaften vollzogen wird. Ehrliche Bestrebungen haben die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen. Wer da meint, im Geheimen politisch wirken zu müssen, dem folgt das Miß-

trauen des Volkes nach, wie sein eigener Schatten. Herr Blaine mag bald genug zu der Einsicht gelangen, daß sein Versteckenspielen ihm mehr geschadet hat, als irgend eine andere politische Sünde; und was den schweigsamen Mann im Weißen Hause betrifft, so werden seine ohnehin schwachen Aussichten auf den dritten Amtstermin durch den Foster'schen Brief vollends vernichtet. Das Volk der Vereinigten Staaten verlangt Männer zu seinen Führern, keine Duckmäuser. Es weiß, wie sehr das verhältnißmäßig offenkundige Parteiwesen sein politisches Handeln erschwert, und in den geheimen politisch-religiösen Orden kann es kaum etwas Anderes erblicken, als das Parteiwesen auf der höchsten Potenz. Ihnen irgend welchen politischen Einfluß gestatten, hieße auf das Recht der Selbstbestimmung Verzicht leisten."

Die regulär demokratische Presse in den Vereinigten Staaten scheint bis jetzt die Grant'sche Schul- und Kirchenpolitik bitter bekämpfen zu wollen. Wenn sie auf diesem Wege fortschreitet, wird sie einen groben politischen Fehler begehen; denn sie wird den schon jetzt bestehenden Verdacht nur noch verschärfen, daß die amerikanische Demokratie die Bundesgenossenschaft der Ultramontanen nicht von sich weist. Und diese Bundesgenossenschaft kann der demokratischen Partei unmöglich bei den kommenden großen Staats- und Nationalwahlen Vortheil bringen. Anders, als die demokratische Presse, verfährt die unabhängige antirepublikanische Presse; sie stimmt den Reformvorschlägen des Herrn Grant im Principe bei, geißelt aber die Art und die Absicht Grant's, in der und mit der er seine Schul- und Kirchenpolitik verfolgt. Ueberhaupt hat die demokratische Partei in der nordamerikanischen Union es selten oder nie verstanden, eine neue, frische Idee auf ihr Banner zu pflanzen und mit dieser und für diese die Gemüther des Volks zu gewinnen. In dieser Hinsicht waren die Republikaner den Demokraten meistens überlegen, und aus diesem Grunde wurden Letztere von den Ersteren so oft besiegt.

Zum Schlusse mag hier noch die Aeußerung eines hervorragenden Politikers über Grant's Botschaft einen Platz finden. Als das besagte Aktenstück dem Bundessenate mitgetheilt wurde, äußerte sich Senator Stevenson dahin, daß er dasselbe für „ein so verächtliches Angebot" (such a contemptible bid) für den dritten Amtstermin halte, daß er sich kaum so weit beherrschen könne, um nicht seinen Unwillen laut kund werden zu lassen. Er stand auf dem Punkte, sich von seinem Platze im Bundessenate zu erheben und die Botschaft sofort anzugreifen. Nach Stevenson's Ansicht schrieb der Präsident Grant nicht eine Linie von der Botschaft, ohne dabei seine Wiedererwählung im Auge zu haben. „Sie ist nicht ohne Geschick zusammengestellt", sagte der Senator, „und leidlich gut begründet. Ueber seine Hartgeld-Ideen

stimme ich mit Grant überein, doch bin ich entschieden gegen die Aufhebung des Legal-Tender-Gesetzes. In Bezug auf die Cubafrage hege ich keinen Zweifel darüber, daß der Präsident zu interveniren wünscht. Er wird wahrscheinlich in der von ihm verheißenen Specialbotschaft seine auf diese Frage bezüglichen Ansichten weiter enthüllen. Es will mir scheinen, als wenn er die Absicht hat, eine Intervention anzubieten; falls diese aber von Spanien abgelehnt wird, dürfte er ohne Zögern die aufständischen Cubaner als eine kriegführende Macht anerkennen wollen." So Senator Stevenson; wir sind nach wie vor der Ansicht, daß der Friede zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten noch längere Zeit erhalten bleiben wird, wenigstens so lange, als der jetzige Staatssekretär Fish sein Amt behält.

Rudolf Doehn.

Die Nationalliberale Correspondenz und die Grenzboten.

In einer der letzten vorjährigen Nummern der bekannten Berliner Nationalliberalen Correspondenz [N. L. C.] wurde den Grenzboten ein grüner Scheiterhaufen errichtet. Wir hatten die Ketzerei begangen, von der Möglichkeit des Zerfalls der nationalliberalen Partei zu reden; nicht in einem Redactionsartikel, bewahre, sondern in einem Bericht unsres geehrten Reichstagscorrespondenten. Die Redaction hatte sich ausdrücklich in einer Note gegen die Weissagung des Berichterstatters in diesem Falle verwahrt. Sie hatte mehr gethan als das. Sie hatte ihre Ansicht über die Frage, welche den Correspondenten zur Prüfung der Möglichkeit des Zerfalls der nationalliberalen Partei hauptsächlich veranlaßt hatte, nämlich über die Strafgesetznovelle, in einem längeren Artikel niedergelegt, der in allen wesentlichen Punkten mit den Ansichten der nationalliberalen Partei im Reichstag genau übereinstimmte. Aber die „Nordd. Allg. Zeitung" hatte die Güte gehabt, unsre Bemerkung über die Möglichkeit des Zerfalls der n.-l. Partei — ohne unserer Redactionsnotiz und ohne des Redactionsartikels in erselben Frage Erwähnung zu thun — abzudrucken und das genügte offenbar der damaligen (interimistischen) Leitung der Nationalliberalen Correspondenz sich der Anstrengung der Lectüre der Grenzboten für überhoben zu erachten. Man erklärte in der Parteicorrespondenz, daß wir, wenn auch ein nationalliberales Organ, doch stets völlig unabhängig in unseren Meinungsäußerungen gewesen seien. Man fühlte sich zu dem Ausdrucke des Bedauerns darüber berechtigt, daß wir in einem so kritischen Moment mit der Partei, deren Richtung wir verfolgen, so wenig Fühlung zu behalten verstanden hätten.

Wir haben auf diesen Angriff bis jetzt geschwiegen, um in Ruhe die Thatsachen, die diesem Mißverständniß zu Grunde liegen, feststellen zu können. Es sind die folgenden: Der Redacteur der N. L. C. war zu der Zeit, als jener Artikel erschien, von seinem Blatte abwesend. Er ist selbst ein sehr geschätzter Mitarbeiter der Grenzboten. Sein Stellvertreter konnte so wenig, wie diejenigen, die ihn zu diesem Artikel inspirirten, diejenigen Stellen unsres Blattes im Original gelesen haben, welche angegriffen wurden. Die Berechtigung des Angriffs beurtheilt sich hiernach von selbst. D. Red. der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der Fall Thomas, die öffentliche Sicherheit und das Strafrecht.

Noch immer beschäftigt die entsetzliche Bremerhavener Frevelthat die Gemüther. Während die Polizei in verdienstlicher Weise bemüht ist, etwaige Mitschuldige des Thäters zu entdecken, wird von anderer Seite eifrig die Frage erörtert, wie sich unser Strafgesetz einer solchen bis jetzt unerhörten That gegenüber verhalte, und nicht Wenige sind wohl der Meinung, daß unser Strafgesetz hier ungenügend sich erwiesen habe, in der einen oder anderen Weise, sei es durch ein Specialgesetz, sei es durch eine Revision anderer Vorschriften vervollständigt, verschärft werden müsse. Die letztere Meinung hat auch im Reichsanzeiger Ausdruck gefunden. Man wird daher zu der Vermuthung berechtigt sein, daß man in den leitenden Kreisen unsrer Legislation dem Gedanken einer derartigen Vervollständigung oder Revision unsres Strafrechts wenigstens nicht vollkommen fremd gegenüberstehe, und bei Vielen, namentlich solchen, denen die Jurisprudenz nicht Lebensberuf ist, ist diese Frage der künftigen und zwar baldigen Abänderung oder Vervollständigung des Strafgesetzes die Hauptfrage. Da Thomas durch Selbstmord der menschlichen Gerechtigkeit sich entzogen hat, und da es ungewiß ist, ob Mitschuldige entdeckt, noch ungewisser aber ob sie, wenn entdeckt, gerade von einem deutschen Gerichte abgeurtheilt werden mögen, so ist es wesentlich die künftige Sicherung vor solchen oder ähnlichen Verbrechen, welche den Laien von Interesse erscheint, und diese Sicherheit glaubt man am besten zu erlangen durch eine Specialvorschrift, welche dem Schuldigen in einer aller juristischen Controverse entrückten, unbestreitbaren Weise die strengste Strafe androht.

Gleichwohl ist es es nicht Pedanterie, wenn man die erste Frage zunächst etwas gründlicher untersucht. Auch für die Rechtswissenschaft gilt, wie für die übrigen Wissenschaften das Gesetz der S p a r s a m k e i t der Begriffe. Ebenso wie es für die Chemie ein unhaltbares Verfahren wäre, einen Körper, der in irgend einer Weise von den bisher bekannten sich unterscheidet, ohne

Weiteres für ein neues Element zu erklären, ebenso wäre es vom Standpunkte der Rechtswissenschaft durchaus falsch, einen neuen Verbrechensbegriff sich gefallen zu lassen, bevor sie sich überzeugt hätte, daß mit den vorhandenen zu einer dem Rechtsbewußtsein und dem Bedürfnisse entsprechenden Strafe sich nicht gelangen lasse. Dies Interesse der Wissenschaft aber ist nicht minder ein Interesse Derer, welche die Rechtswissenschaft als solche nicht zu kümmern scheint, welche vom Rechte nur möglichsten Schutz der Person und des Eigenthums und nichts Höheres erwarten und wollen. Je mehr Rechtsbegriffe und speciell auch Verbrechensbegriffe aufgestellt werden, desto schwieriger wird die praktische Handhabung des Rechtes. Die anscheinend rein ideale Forderung, daß in der großen Organisation des Rechtes keine Widersprüche vorkommen dürfen, findet praktisch ihren Ausdruck darin, daß, was die Strafrechtspflege betrifft, der Staatsanwalt jeden Verbrechensbegriff bis zu den entferntesten Consequenzen zu treiben sucht, der Vertheidiger ihn durch den Nachweis, daß man es hier mit einer gerade für den fraglichen Fall nicht passenden ganz speciellen Vorschrift zu thun habe, einzuschränken bemüht ist. Die Rechtswissenschaft, wenn sie anders noch lebenskräftig und gesund ist, verhält sich schon aus diesem Grunde der Aufstellung neuer Verbrechensbegriffe gegenüber meist kritisch und vielfach abwehrend, und hiermit leistet sie dem Gemeinwesen einen Dienst. Freilich ist das Gesetz ein Geschöpf des Gesetzgebers. Aber einmal erlassen führt es ein selbständiges Leben und kehrt nicht selten eigenwillig seine Consequenzen selbst gegen die Absichten Desjenigen, der es ins Leben rief. An Beispielen der Art dürfte gerade in unserer Zeit kein Mangel sein. Die Consequenzen z. B. des zum Theil in einer ganz unüberlegten Weise in das Strafrecht eingeführten Antragsrechtes des Verletzten waren, so wie sie nachher von der Jurisprudenz anerkannt werden mußten, vom Gesetzgeber gewiß nicht sämmtlich gewollt, und ähnliche Erfahrungen hat man bekanntlich auch mit der Gesetzgebung über die Actiengesellschaften gemacht. Wenn jetzt der Ruf erhoben wird nach einem Specialgesetze über Explosionen und über explodirende Stoffe, so wird eben übersehen, daß der Begriff der Explosion an sich ein ganz unbestimmter, für das Strafrecht daher unbrauchbarer ist. Natürlich meint man hier Explosionen von größerer Gefährlichkeit und explodirende Stoffe von der Art oder in der Quantität, daß daraus leicht eine Gefahr für Leben und Eigenthum in größerem Umfange entstehen kann; ohne diesen beschränkenden Zusatz würden die vielfachen kleinen Gasexplosionen, die in größeren Städten so oft und meist glücklicher Weise ohne erheblichen Schaden vorkommen, die mannigfachen kleinen Explosionen in den chemischen Laboratorien, ja selbst die Explosionen von Petroleumlampen einerseits und der Besitz oder Transport einiger zur Jagd zu gebrauchender Lefaucheux-Patronen z. B. anderseits der Strenge des

neuen Strafgesetzes verfallen. Die Beschränkung aber, die hiernach als nothwendig sich herausstellt, führt von selbst darauf, nicht die Explosion, sondern die Beschädigung von Personen und Eigenthum oder doch die besondere Gefährdung als in erster Linie maßgebend zu betrachten; sie führt mit anderen Worten zurück auf unsere alten Verbrechensbegriffe der Tödtung, der Brandstiftung und der Beschädigung besonders wichtiger Sachen. Sobald man nur über den unbestimmten Ruf „hier müsse Etwas geschehen" hinausgehend zu bestimmteren und greifbaren Vorschlägen schreitet, wird sich die gleichsam instinctive Richtigkeit und Sicherheit unsrer historisch überkommenen, zum Theil auf uraltem Rechte ruhenden Rechtsbegriffe überlegen zeigen der Einsicht derjenigen Laien und Praktiker, welche fortwährend Anklagen über Anklagen gegen die Rechtswissenschaft erheben und sog. „praktische" Gesetze statuiren möchten — um sie, wenn möglich, im nächsten Jahre wieder eben so praktisch aufzuheben oder zu modifiziren.

Und gesetzt auch, es wäre möglich, ein praktisch haltbares Specialgesetz zu Stande zu bringen. Wohin kommen wir wenn solche Special-Strafgesetze bei jedem Anlasse gegeben werden? Ganz von selbst wird die Wissenschaft und wohl bemerkt auch die Praxis durch ein solches Verfahren der gesetzgebenden Gewalt zu der Auffassung gedrängt, daß unser gesammtes Strafrecht nur eine bunte Zusammensetzung solcher specieller Vorschriften sei. Die mühsame Arbeit aus den einzelnen Sätzen das wahre und umfassende Princip zu finden, wird aufgegeben. Verlohnt sie doch auch kaum der Mühe, wenn die Gesetzgebungs-Maschine rastlos arbeitet, und erklärt sie doch der Gesetzgeber, indem er fortwährend eingreift, eigentlich für unnütz. Ist dann aber erst einmal diese Anschauung, daß das Recht kein einheitliches auf umfassenden Principien ruhendes Ganzes sei, tiefer eingedrungen, so wird die Gesetzgebung nicht nur nicht Zeit genug finden, die überall sich aufthuenden Lücken des Rechts zu stopfen, die Revision ihres eigenen revidirten Werkes wieder in zweiter und dritter Potenz zu revidiren; sie wird auch tagtäglich zu kämpfen haben mit den Ergebnissen einer geistlosen und eigensinnigen Buchstabenjurisprudenz, welche den wohlmeinenden Absichten des Gesetzgebers Steine in den Weg wälzt.

Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß einem evidenten Bedürfnisse nicht auch im Wege des Specialgesetzes zu genügen sei. Nur liegt die Sache so, daß um ein derartiges Gesetz zu rechtfertigen, der Beweis der Insufficienz des bisherigen Strafrechts zu führen ist, ein bloßer Zweifel aber darüber, ob dasselbe genügen würde, zu dieser Rechtfertigung keineswegs ausreicht. Während der oben angeführte Artikel des Reichsanzeigers einen bloßen Zweifel genügen läßt, verhält es sich unserer Ansicht nach gerade umgekehrt, und solange nicht mindestens eine Entscheidung eines obersten

Gerichtshofes vorliegt, welche in einem dem Falle Thomas gleichen Falle den Schuldigen nicht mit der höchsten Strafe belegt, über die wir verfügen, so lange wird man ein Specialgesetz nicht für gerechtfertigt halten dürfen.

Die höchste Strafe aber, über welche wir verfügen, ist die einfache Todesstrafe, und darüber hinaus erscheint h. z. T. keine weitere Strafe möglich: an Rädern, Verbrennen, Viertheilen, Zwicken mit glühenden Zangen wird doch Niemand mehr denken wollen. Die Todesstrafe ist aber bei uns und wird bei allen Culturvölkern, abgesehen von einigen politischen und militairischen Verbrechen, die specifische Strafe des vollendeten Mordes; möglich, daß sie auch hier allmälig verschwindet, etwa der lebenslänglichen Zuchthausstrafe Platz macht. Immer wird der vollendete Mord das schwerste Verbrechen bleiben. Der legislative Versuch, diesem Verbrechen andere gleichzustellen, wird stets zu unerträglichen Härten führen, und haben wir doch eben erst in Deutschland unter allgemeiner Zustimmung die früher in manchen Particular-Strafgesetzbüchern für schwere Fälle der Brandstiftung, insbesondere solche, bei denen ein Mensch das Leben verlor, angedrohte Todesstrafe beseitigt.

Das juristische Interesse des Falles Thomas besteht also in der Beantwortung der Frage: konnte Thomas wegen vollendeten Mordes bestraft werden? Das Verbrechen ist ein so entsetzliches, Jammer und Thränen, die es verursacht hat, treffen eine so große Anzahl von Personen, die raffinirte und kaltblütige Ueberlegung, die Gemeinheit seines Motivs ist der Art, daß in der That dem allgemeinen Rechtsbewußtsein nur mit der Zuerkennung der absolut höchsten Strafe Genüge geschehen sein würde. Wäre aber jene Frage zu bejahen, so wäre unser Strafrecht solchen Thaten gegenüber doch genügend gewaffnet, und es bedürfte keines Specialgesetzes.

Daß durch eine Handlung des Thomas eine große Anzahl von Menschen das Leben verloren hat, ist unbestreitbar. Niemand wird zweifeln, daß Derjenige, der eine mit Dynamit gefüllte Kiste unter Vernachlässigung der üblichen Vorsichtsmaßregeln verschickt, insbesondere mit Unterlassung der erforderlichen Declaration, welche den Schiffer und Frachtführer auf die Gefährlichkeit des Stoffes aufmerksam macht, auch wegen fahrlässiger Tödtung zu bestrafen sei, wenn die Kiste explodirt, und eine Anzahl von Menschen dadurch getödtet wird. Auch das Moment der Ueberlegung, welche das Strafgesetzbuch beim Morde zum Unterschiede vom Todtschlage fordert, bedarf bei dem lange geplanten Unternehmen des Thomas keines weiteren Nachweises. Dagegen ist die erste Hauptfrage: Hatte Thomas die Absicht oder wie das Strafgesetzbuch sich ausdrückt den Vorsatz einen oder mehrere Menschen zu tödten. Der Laie wird geneigt sein, diese Frage zu verneinen, und selbst

bei Juristen sind wir auf diese Meinung gestoßen. Dennoch ist dieselbe leicht zu widerlegen. Freilich kann man sagen: die Absicht des Thomas war darauf gerichtet, eine Versicherungssumme betrüglich zu erlangen; zu diesem Zwecke wollte er bewirken, daß das Schiff, auf welchem er seine werthlosen, aber hoch versicherten Kisten oder Ballen verladen wollte, auf offenem Meere unterginge; Menschen wollte er nicht umbringen; daran hatte er gar kein Interesse; höchstens kann behauptet werden, daß Menschenleben, welche hier darauf gehen möchten, ihm gleichgültig waren, für ihn nicht in Betracht kamen. Allein ist es denn wahr, daß man nur das beabsichtigt, worin man seine Befriedigung unmittelbar findet, oder woran man Vergnügen hat? Was ist eigentlich das Ziel des Raubmörders? Ohne Zweifel das Geld seines Opfers. Aber findet er ein Vergnügen daran zu tödten? In fast sämmtlichen Fällen nicht; er würde, wenn er Geld und Kostbarkeiten auch ohne dies bekommen könnte, lieber nicht morden. Und so verhält es sich genau betrachtet bei fast allen Verbrechen. Man wird also sagen müssen, nicht nur Das ist beabsichtigt, von dem Vorsatze des Verbrechers umschlossen, worin er unmittelbar seine Befriedigung sucht, sondern auch Dasjenige, was er verwirklichen muß, wenn sein eigentliches Ziel nicht unerreicht bleiben soll. Allerdings besteht zwischen dem Falle des Raubmörders und dem Falle Thomas noch ein Unterschied. Der Raubmörder muß um zu dem Gelde zu gelangen erst tödten; das Tödten bildet eine Vorstufe zu dem Nehmen des Geldes. Thomas wollte das Schiff in die Luft sprengen, und dabei freilich mußten eine Anzahl von Menschen -- denn ein großer transatlantischer Dampfer wird, wenn in der Fahrt begriffen, jedenfalls nicht ohne starke Bemannung sein — das Leben verlieren. Im Falle des Raubmörders geht das Tödten vorher, in dem Thomas'schen Falle sollte es gleichzeitig sein. Allein dieser Unterschied ist juristisch unerheblich. Gewollt ist nicht nur Das, was den letzten Zweck der Handlung bildet, sondern auch, was nothwendig mit der Erreichung dieses Zweckes verbunden ist oder doch aller menschlichen vernünftigen Berechnung zufolge mit diesem Zwecke verbunden sein wird. Jemand will, um die Brandversicherungssumme betrüglich zu erhalten, seine Mobilien, sein Waarenlager, seinen Kornvorrath in Brand setzen; er kann das den Umständen nach nicht anders, als wenn er zugleich das Gebäude mit anzündet, in welchem jene Sachen sich befinden. Ist er nicht, wenn er unter solchen Umständen den Brand z. B. in das aufgehäufte Korn wirft, der Brandstiftung an einem Gebäude schuldig? Kein Gericht, keine Geschworenenbank hat wohl noch je daran gezweifelt. Das Ergebniß ist also: Thomas wollte eine Anzahl, vermuthlich eine recht große Anzahl von Menschen ums Leben bringen; denn der Dampfer sollte auf offenem Meere in die Luft fliegen und so weder Mann noch Maus mit dem

Leben davon kommen; denn gerade auf dem ganz spurlosen Verschwinden des Schiffes beruhte die Sicherheit des Thäters, die Wahrscheinlichkeit einer künftigen anstandlosen und gewinnbringenden Wiederholung des Verbrechens. *)

Vielleicht wird man einwenden, und es ist dies oft auch wohl schon anderwärts geltend gemacht: Thomas hatte doch nicht die Absicht einen bestimmten oder mehrere bestimmte Menschen zu tödten. Aber ist dies zum Begriffe des Mordes nöthig? Im Strafgesetzbuch ist nur die Rede von Tödtung „eines Menschen", nicht davon, daß der Schuldige gerade auf ein ganz bestimmtes Individuum es abgesehen und dieses auch getödtet haben müsse. Für die gewöhnlichen Fälle trifft die letztere Annahme freilich zu. Gewöhnlich will der Mörder nur ein ganz bestimmtes Individuum oder mehrere bestimmte Individuen treffen; denn gewöhnlich richten sich sogleich die Motive des Mörders gegen ein bestimmtes Individuum. Allein warum sollte nicht auch Mord in dem Falle angenommen werden, daß Jemand eine Mitrailleuse auf einen dichten Menschenknäuel abfeuert, wohl wissend, daß er den Umständen nach einer Anzahl von Menschen das Leben nehmen werde, wenn es ihm auch gleichgültig ist, Wen die Kugeln gerade treffen werden? Daß eine solche Handlung, sobald eine Person dabei das Leben verliert, Mord sei, daran zweifelt z. B. die englisch-amerikanische Jurisprudenz nicht, und auch wir haben keinen Grund, obwohl unser Mordbegriff ein etwas engerer ist, als der des englisch-amerikanischen Rechts, hier den Begriff des Mordes abzuweisen. Wer in der angeführten Weise handelt, verdient wahrlich keine mildere, sondern eher eine strengere Bestrafung, als Derjenige, der nur gegen ein bestimmtes Individuum thätig wird. Seine Nichtachtung des menschlichen Lebens ist eine viel größere, und warum in aller Welt sollten wir dann eine solche Unterscheidung in das Strafgesetz hineintragen? Der Rechtsordnung muß doch das eine Individuum gerade so viel werth sein wie das andere, und die bloße factische Seltenheit einer so ruchlosen Handlung kann doch zu jener Unterscheidung keinen Grund abgeben. Möglich, daß der Gesetzgeber an dergleichen Fälle nicht gedacht hat. Es gilt nun

*) In dem citirten Artikel des Reichsanzeigers vom 20. December v. J. wird noch bemerkt, Thomas' Absicht sei deßhalb nicht auf Tödtung gerichtet gewesen, weil seine Absicht auch erreicht worden wäre, wenn — z. B. wegen Seegefahr — der Dampfer vor der Explosion von allen Insassen desselben verlassen worden wäre. Bei der Berücksichtigung solcher extraordinärer Möglichkeiten, die übrigens auch der Thäter selbst nie bedenkt, müßte consequent, auch Wer Brand legt, um bei der während des Brandes entstehenden Verwirrung zu stehlen, sich (wenn er beim Versuche entdeckt wird) darauf berufen können: „Ich hatte gar nicht die Absicht der Brandstiftung. Wenn, bevor das Feuer zum Ausbruche kam, alle Menschen das Haus verlassen und alle Thüren vorher geöffnet hätten, so hätte ich meine Absicht zu stehlen auch ohne Brand erreicht."

einmal — glücklicher und oft unglücklicher Weise — Vieles, woran der Gesetzgeber nicht gedacht hat, und nicht selten ist das Gesetz weiser als der Gesetzgeber. Die Schwierigkeit ist in solchen Fällen einer gegen unbestimmte Individuen gerichteten Handlung die Feststellung gerade der tödtlichen Absicht. Da der Erfolg hier meistens, wie z. B. wenn Jemand in einen Menschenknäuel schießt, ebensowohl nur Verwundung als Tödtung sein kann, ein besonderes Motiv gerade für das schwerere Verbrechen nicht vorliegt, so scheitert factisch die Verurtheilung wegen des schwereren Verbrechens, sofern es ein vorsätzliches, doloses sein solle an der Schwierigkeit des Beweises; man verurtheilt nicht wegen Mordes, sondern wegen absichtlicher Körperverletzung, die mit tödtlichem Erfolge verbunden war (oder wegen absichtlicher Körperverletzung und dabei concurrirender nur fahrlässiger Tödtung). Aber dieses Bedenken fällt wieder dann weg, wenn das angewendete Mittel einer Anzahl von Menschen das Leben kosten mußte, wie wenn Jemand eine Dynamitkiste in einem Menschengedränge explodiren ließe. Thomas wollte also eine unbestimmte Anzahl von Menschen tödten, einerlei Wen; Wer gerade auf dem Schiffe war in dem Augenblicke, in welchem die Kiste explodiren sollte, der sollte dem Todesloose verfallen sein.

Nun freilich hat die Explosion nicht auf dem Schiffe und nicht auf offener See, sondern auf dem Lande stattgefunden. Die getödteten Individuen sind vielleicht — wir wollen, um die Schwierigkeit jedenfalls möglichst hervortreten zu lassen, sagen, sämmtlich — andere gewesen, als diejenigen, welche die Katastrophe getroffen haben würde, wenn sie nach Thomas' Absicht auf offener See sich ereignet hätte. Macht das einen Unterschied? Wir würden mit Ja antworten, wenn Thomas es wirklich nur auf bestimmte Individuen abgesehen und danach seine Thätigkeit eingerichtet hätte, obwohl auch in diesem Falle (dem Falle einer sog. Aberratio ictus) manche Stimmen gleichfalls für Verurtheilung wegen vollendeten Mordes sich aussprechen würden. Allein da die getroffenen oder zu treffenden Individuen dem Thäter ganz gleichgültig waren, so läßt sich nicht einmal rein vom subjectiven Standpunkte des Handelnden ein Unterschied begründen.*) Ein Beispiel mag das verdeutlichen. A gräbt eine Fallgrube, um sich an der Verlegenheit, möglicher Weise aber auch an der Beschädigung des Hereinfallenden zu freuen, den er von einem Verstecke aus beobachten will. Wer hineinfallen wird, ist ihm ganz gleichgültig. Die Grube ist fertig; der Thäter aber in der Meinung, es werde erst später Jemand des Wegs kommen, ist in dem Verstecke noch nicht zur Stelle. Zufällig aber schlägt X früher den gefahrvollen Weg ein,

*) Er hat hier die Auswahl der zu treffenden Individuen lediglich dem Zufalle überlassen. Die Auswahl, welche der Zufall nun trifft, wird er dann doch auch als sein Werk mitanerkennen müssen.

fällt in die Grube und bricht ein Bein, während A noch nicht anwesend ist. Sollen wir hier sagen, es sei nicht die Absicht des A gewesen, daß X hineinfallen solle, weil X eine halbe Stunde früher kam, als A erwartete, oder weil A vielleicht glaubte, nicht X, der sonst später auszugehen pflegt, sondern Y werde hineinfallen — während sein Zweck doch war, einen Menschen, einerlei Wer es sei, hineinfallen zu sehen? Die strengere Beurtheilung dieses, die mildere Beurtheilung jenes Falles, in welchem der Handelnde es auch nur auf ein bestimmtes Individuum X abgesehen, aber Y, den er nicht treffen will, wirklich trifft, entbehrt denn auch keineswegs der tieferen Begründung. Wer nur ein bestimmtes Individuum schädigen will, richtet seine Thätigkeit so ein oder glaubt sie doch so einzurichten, daß eben nur das bestimmte Individuum darunter leide. Die gemeine Gefahr ist bei einer solchen Handlung eine viel geringere, als in dem Falle, wo der Schuldige seine Vorbereitung so getroffen hat, daß jeder Beliebige, der zuerst mit seinem Apparate in Berührung kommt, sein Opfer werde.

Wenn aber hiernach es richtig sein dürfte, zu sagen, Thomas hatte, juristisch betrachtet, die Absicht (den Vorsatz) diejenigen zu tödten, welche der Zufall als Opfer seiner Maschine bestimmen würde, so erhebt sich freilich noch die zweite Frage: Ist das Explodiren der Kiste in Bremerhaven wirklich die auf dieser Absicht beruhende That des Thomas?

Wenn A ein Mordinstrument in den Stand setzt, um damit den X zu tödten, so ist diese Thätigkeit allerdings meistens nur eine sog. Vorbereitungshandlung, die criminell nach unserm Strafrechte nicht strafbar ist, möglicher Weise freilich als gefährliche Handlung, z. B. als polizeiwidriges Anschaffen von Sprengstoffen, polizeilich (als Uebertretung) bestraft werden könnte, und wenn dann ein Dritter absichtlich mit dem von A vorbereiteten Mordinstrumente tödtete, vielleicht den X selbst, auf den A es abgesehen hatte, so ist A gar nicht für die That jenes Dritten verantwortlich, sofern dieser eine zurechnungsfähige Person ist und sofern dieser Dritte nicht von A zu der Thätigkeit angestiftet worden ist. Ferner wenn der Dritte unvorsichtig handelt und so den X tödtet, ist A ebenfalls juristisch für diesen Erfolg nach der Ansicht, die wir für richtig halten, nicht verantwortlich, er müßte denn eben auf das Eingreifen dieser Unvorsichtigkeit, um seinen Zweck zu erreichen, gerechnet haben. Und endlich, wenn ein Zufall das Mordinstrument gegen A wirksam sein läßt, ist A höchstens wegen fahrlässiger Tödtung des X zu verurtheilen. Aber wohl bemerkt; diese Entscheidung im Falle des Eingreifens einer fremden Unvorsichtigkeit, eines Zufalles gilt nur, wenn A sich den definitiven Entschluß das Mordinstrument wirklich zu gebrauchen noch vorbehalten hatte, wie z. B. A auch nicht wegen vollendeten Mordes bestraft werden kann, wenn er zwar beabsichtigend den X zu tödten gegen diesen eine

geladene Pistole mit gespanntem Hahne erhebt, und nun X mit der Hand die Pistole von sich abwendend deren Entladung und durch diese seine eigene Tödtung herbeiführt. Anders dagegen verhält es sich, wenn der Handelnde den Entschluß nicht mehr sich vorbehalten hat, der Naturcausalismus, sowie er ihn hergestellt hat, der berechnete Lauf der Dinge, ohne sein, des Thäters, weiteres Eingreifen den verbrecherischen Erfolg herbeiführen soll. Der Thäter, der in solcher Weise den Erfolg den äußeren Mächten des Geschehens überweist, muß ihn eben deshalb, wie er auch herbeigeführt werden möge, gegen sich gelten lassen, und nur in dem Falle ist hier eine Ausnahme anzuerkennen, wenn die Vorbereitungen des Thäters so unvollkommen waren, daß nur ein ganz außerordentliches Ereigniß, auf welches zu rechnen reine Unvernunft war, den Erfolg wirklich mitherbeiführte. Wenn Jemand in einem Hause Brand gelegt hat in der Erwartung, daß das Feuer um Mitternacht erst zum vollständigen Ausbruch gelangen werde, ein ihm nicht bekannter Umstand aber, z. B. das Vorhandensein eines besonders brennbaren Stoffes, die Zugluft, welche durch einige zertrümmerte Fensterscheiben einströmt, den früheren Ausbruch des Feuers gegen seine Erwartung und gegen seinen Wunsch herbeiführt, will man da etwa den Thäter als der vollendeten Brandstiftung nicht schuldig betrachten?

Machen wir jetzt die Anwendung auf den Fall Thomas. Thomas hatte, wenn wir recht berichtet sind, das Uhrwerk, welches dem Dampfer Mosel Verderben bringen sollte, aufgezogen und aus der Hand gegeben. Er hatte jetzt nichts mehr zu thun, um den, wie wir ausgeführt haben, von ihm beabsichtigten Tod von hunderten von Menschen, unbestimmt, welche Individuen dies waren, herbeizuführen. Ein Zufall (wahrlich kein ganz außerordentlicher, wie das Einschlagen eines Blitzes), das Herabfallen der Kiste von Transportwagen läßt dieses früher explodiren, als er erwartet hatte. Ist dieser Fall nicht ganz derselbe, wie der des Brandstifters, den wir erwähnten? Thomas war allerdings durch diesen Zufall um die Früchte seiner That gebracht, ebenso wie der Brandstifter, der, wenn das Feuer früher ausbrach, seine Habseligkeiten nicht erst in Sicherheit bringen, sich genügend vor Entdeckung schützen konnte. Der Verbrecher mag in solchen Fällen von seinem lediglich subjectiven Standpunkte aus sagen: Das habe ich nicht gewollt. Allein wenn man diesen subjectiven Standpunkte ausschließlich gelten lassen wollte, dann hat fast nie Jemand Etwas gewollt, was wirklich geschah. Denn fast nie entspricht die Wirklichkeit der Idee, welche der Handelnde sich ausmalt, photographisch genau. Da brauchte Jeder, um die Verantwortlichkeit für ein Geschehenes von sich abzuwälzen, nur das, was er will, sich recht genau vorher auszumalen; eine Differenz zwischen dieser Willensphantasie und der nachherigen Wirklichkeit würde fast immer sich finden. Der

Raubmörder würde z. B. sagen: Freilich habe ich den X erschlagen, aber ich wollte nur Jemanden erschlagen, der 5 Goldstücke und nicht, wie sich nachher zeigte, nur einige Pfennige im Besitze hatte! Nur eine objectiv-vernünftige Betrachtung, nicht die subjective Auffassung des Handelnden kann hier bestimmen, inwieweit das wirklich Geschehene der Absicht des Thäters zuzurechnen ist, und das muß ebenso gut für den Zielpunkt des Geschehens, wie für dessen übrige Nebenumstände gelten. Oder wäre Thomas etwa auch dann anders zu beurtheilen gewesen, wenn nicht durch das Herabfallen der Kiste, sondern durch den von ihm in dieser Art nicht vorausgesehenen beschleunigten Gang des Uhrwerkes die Explosion erfolgt wäre?

Könnte aber nicht etwa noch eingewendet werden, daß Thomas, wäre die Explosion nicht vorzeitig erfolgt, doch seinen Plan noch hätte aufgeben, die Kiste z. B. ins Meer hätte versenken lassen können u. s. w.? Diese Möglichkeit besteht freilich; allein juristisch kann sie nicht in Betracht kommen. Auch der Brandstifter hatte in dem oben gegebenen Beispiele die Möglichkeit, den Brand noch zu verhindern; doch wird man nicht daran denken, ihn deßhalb weniger verantwortlich machen zu wollen. Nach unserem Strafrechte kann der Verbrecher, so lange er sich noch im Stadium des bloßen Versuchs befindet, straflos zurücktreten von seinem verbrecherischen Vorhaben, doch nur, wenn dies freiwillig geschieht; ist der Thäter noch im Stadium des Versuchs gefaßt worden, so kann er in dieser Weise sich Straflosigkeit nicht mehr sichern. Gleichwohl könnte er sagen, er habe, wäre er nicht entdeckt worden, noch die Möglichkeit gehabt, straflos von seinem Vorhaben abzustehen. Ebensowenig aber kann endlich eingewendet werden, daß ja das Schiff, wäre die Explosion nicht vorzeitig erfolgt, vorher noch hätte scheitern, untergehen können. Auch das ist eine ganz unbestimmte Möglichkeit, auf welche das Recht keine Rücksicht nehmen darf. A will den B mittelst eines Giftes umbringen das, was er meint, erst in drei Tagen den Tod bringen wird; nun aber wirkt das Gift in wenigen Stunden. Soll A zur Ablehnung seiner Verantwortlichkeit darauf sich berufen können, daß B in der berechneten Zwischenzeit noch den Hals hätte brechen können, von Räubern u. s. w. hätte umgebracht werden können?

Resümiren wir. Thomas war unzweifelhaft die Ursache, daß eine Menge Menschen getödtet sind. Die That, so wie sie geschehen ist, entspricht allerdings seinem Plane durchaus nicht. Allein so wesentlich diese Differenz nach dem rein subjectiven Standpunkt des Thäters erscheint, so unwesentlich ist sie nach dem objectiven Standpunkte, welchen das Strafrecht, soll es überhaupt sich behaupten, einnehmen muß. Es ist juristisch so, als hätte Thomas diejenigen Opfer, die in Bremerhaven wirklich seinem Plane gefallen sind, direct ums Leben bringen wollen, und somit kommt die juristische De-

duction zu demselben Ergebnisse, welches vom allgemeinen Rechtsbewußtsein verlangt wird.

Wäre so in dem Falle, wie er wirklich liegt, dem allgemeinen Rechtsbewußtsein genügt worden, so ist freilich noch die Frage zu beantworten: wie stand es in dem nahe liegenden anderen Falle, daß die Kiste explodirte und eine Menge Menschen tödtete, ehe Thomas das Uhrwerk aufgezogen hatte?

Viele werden nur eine sog. Vorbereitungshandlung in dem Transportirenlassen der Kiste erblicken, und dann bliebe als Verbrechen nur fahrlässige Tödtung oder fahrlässige theilweise Zerstörung eines Schiffes unter Verursachung des Todes von Menschen übrig. Beide Delicte haben im Strafgesetzbuch*) denselben Maximalstrafsatz (3 Jahr Gefängniß), und dieser allerdings dürfte dem Rechtsbewußtsein nicht genügen.

Ist es denn aber wahr, daß nur eine Vorbereitungshandlung nicht schon eine Ausführungshandlung vorliegt, welche als Mordversuch (oder als Versuch der Zerstörung eines Schiffes) mit Zuchthaus zu bestrafen war? Vorbereitungs- und Ausführungs- oder Versuchshandlung sind doch nicht nach abstracten Merkmalen zu unterscheiden, und nicht erforderlich ist zum Begriffe der Versuchshandlung, daß der Handelnde nichts mehr zu thun brauchte oder glaubte, nichts mehr thun zu brauchen, um den Erfolg eintreten zu lassen. Ein sehr wesentliches Merkmal dagegen der Unterscheidung der Ausführungshandlung (deren begriffliche Feststellung das Gesetzbuch mit gutem Grunde der Wissenschaft und Praxis überlassen hat) gegenüber der bloßen Vorbereitung dürfte die Gefährlichkeit der Handlung, der Umstand sein, daß die Handlung, wie sie vorgenommen war, den Thäter compromittiren, verdächtigen mußte, daß sie eine solche war, die allen Anzeichen nach nur einen verbrecherischen Zweck haben konnte, diesen gleichsam an der Stirn trug. Wer einmal so weit mit seinem verbrecherischen Plane gekommen ist, von Dem kann man sagen, er habe den festen Willen das Verbrechen auch zum Ende zu bringen, er denke sich die vorgenommene Handlung in continuirlichem Zusammenhange mit der Vollendung. Dies trifft aber in dem supponirten Falle entschieden zu. Das Anbordbringen einer so gefüllten und künstlich präparirten Kiste konnte nicht wohl einen anderen als einen verbrecherischen Zweck haben. Wir glauben also in der That einen Mordversuch annehmen zu müssen zusammentreffend mit fahrlässiger Tödtung.

Nehmen wird endlich an, die Kiste sei in Bremerhaven explodirt, als Thomas noch an derselben arbeitete, oder die Polizei habe zu diesem letzteren Zeitpunkte bereits, also bevor noch ein Unglück geschah, die Kiste mit Beschlag belegt.

---

*) Vgl. §§. 222; 309, 311.

Auch hier hätte unter Umständen nach genauer Erwägung nicht eine Vorbereitungs- sondern eine Ausführungshandlung angenommen werden können. Freilich kann man sagen, der Handelnde verschaffte sich hier erst das Mittel zur Begehung des Verbrechens. Allein ein Verbrechen der hier fraglichen Art bedarf einer Vorbereitung von langer Hand her. Es ist etwas Anderes, wenn Jemand eine einfache Pistole kauft, in der Absicht, damit später einen Anderen zu erschießen, als wenn er eine derartige Höllenmaschine anfertigt, die jeden Augenblick Tod und Verderben über ganze Städte und Ortschaften verbreiten kann. Eine Pistole kann Jedermann kaufen; das ist an sich noch eine ganz unverfängliche Handlung. Die heimliche Construction einer derartigen mit dem furchtbarsten Sprengstoffe bereits gefüllten Kiste in einem belebten Orte, wird nur Bezug haben auf ein Verbrechen sie wird nur vorgenommen von einem bereits fest Entschlossenen, und wenn dieser bereits, wie von Thomas berichtet wird, betrügliche Versicherungsverträge in Bezug auf ein bestimmtes Schiff abgeschlossen hat, so ist auch wohl an dem festen Entschlusse des Thäters, nunmehr alles Weitere in Einem Zuge zu besorgen, nicht zu zweifeln.

Es scheint hiernach doch, daß man mit dem bestehenden Strafrecht schon ziemlich weit reichen könne auch für die praktisch für die Sicherheit weit wichtigeren Fälle, daß der Schuldige noch an solchen ungeheuerlichen Zerstörungs- und Mordmaschinen arbeitet*), und unsrer Ansicht nach wird es nicht erforderlich sein, eine strafrechtlich immerhin nicht unbedenkliche Vorschrift e. B. über Vorbereitungshandlungen bei gewissen gemeingefährlichen Verbrechen zu geben. Eine solche Vorschrift wird, wenn abstract gefaßt, leicht zu viele, und wenn concret gefaßt (z. B. wenn man etwa die Anfertigung bestimmter Apparate unter besondere Strafdrohung stellen wollte), zu wenige Fälle unter sich begreifen.

Und meint man etwa durch besondere Strafvorschriften, die sich direct gegen derartige Unternehmungen wenden, wie das Thomas'sche war, sich Sicherheit verschaffen zu können? So hartgesottene Verbrecher achten auch eine Todesdrohung des Gesetzes nicht. Eine Revolverkugel, ein Tropfen Gift entzieht sie der menschlichen Justiz. Es kann sich bei der Bestrafung solcher teuflischer Unternehmungen nicht um directe Sicherheit, sondern nur um die Wirkung auf das allgemeine Rechtsbewußtsein handeln.

Die Sicherheit ist vielmehr auf einem anderen Gebiete besser zu erreichen. Die Fabrikation, der Handel, der Transport gefährlicher Sprengstoffe muß unter schärfere polizeiliche Controle gestellt, an bessere Cautelen ge-

*) Wäre das Verbrechen des Thomas so, wie er es wollte, zur Ausführung gekommen, so war die Frage der Bestrafung vielleicht eine praktisch müßige.

bunden werden, und zur Sicherstellung dieser Cautelen und Controlen müssen scharfe Polizeigesetze erlassen werden. So wird von vornherein die Beschaffung der Mittel zu derartigen Verbrechen erschwert. In dieser Beziehung ist vielleicht bei uns noch manches zu bessern, und man darf sich hierin, wie sehr richtig ein Artikel der Weserzeitung bemerkte, auch durch das Widerstreben der Fabrikanten, Händler, Bergwerksbesitzer u. s. w. nicht sogleich irre machen lassen.*) Daneben wäre etwa auch, wie schon von anderer Seite bemerkt worden, das Seeversicherungswesen ins Auge zu fassen. Ebenso wie der Brand manches Hauses wird auch wohl der Untergang manches Schiffes direct oder indirect auf betrügliche oder zu hohe Versicherung zurückzuführen sein. Wir wollen nicht sagen, daß wirksame Garantien sich hier schaffen ließen; wir wollen nur wünschen, daß darüber eine sachkundige Untersuchung angestellt werde.

Uebrigens aber droht der allgemeinen Sicherheit unsers Erachtens eine viel größere Gefahr durch Unvorsichtigkeit als durch absichtliches Verbrechen, und hier kann allerdings die Frage aufgeworfen werden, ob z. B. einem durch freventlichen Leichtsinn bewirkten namenlosen Unglücksfalle gegenüber die Maximalstrafe von drei Jahren Gefängniß genügt, welche das gegenwärtige Gesetz für fahrlässige Tödtung kennt, ob nicht eine wesentliche Verschärfung in dem Falle für (nach richterlichem Ermessen) zulässig gehalten werden müßte,

> wenn eine grobe Fahrlässigkeit festgestellt ist, und dieselbe den Tod einer größeren Anzahl von Menschen, oder den Tod eines Menschen und schwere Körperverletzungen einer größeren Anzahl von Menschen verursacht hat.

Man würde dabei den juristisch höchst bedenklichen Begriff der Explosion nicht bedürfen. Das fahrlässige Delict ist freilich um Vieles milder zu behandeln, als das absichtliche. Allein eine große Gleichgiltigkeit gegen die naheliegende Möglichkeit eines allgemeinen Unglücksfalles ist schließlich nicht ganz weit entfernt von absichtlicher Begehung. Sie wirkt leicht ansteckend und erzeugt endlich das absichtliche Verbrechen.

An den Rechtsbegriffen unseres Gesetzbuches aber möchten wir vorläufig nichts geändert sehen, wenigstens nichts mit Beziehung auf den Fall Thomas. Beständige Aenderungen haben hier für die Jurisprudenz eine geradezu

*) Diesen gegenüber ist man auch oft zu nachgiebig. Unseres Erachtens sollte es z. B. doch nicht vorkommen, daß durch belebte Straßen großer Städte enorme Dynamittransporte geschafft werden, wenigstens sollen solche Transporte nicht zu einer dauernden Institution werden, wenngleich vorübergehend zuweilen ein solcher Uebelstand ertragen werden mag. — Ganz besonders strenge müßte auch bestraft werden das Aufgeben von explodirenden oder auch besonders feuergefährlichen Stoffen zum Transport auf Eisenbahnen und Schiffen unter wissentlich falscher Declaration.

entnervende Wirkung. Die Jurisprudenz verliert dabei schließlich den Muth der Entscheidung*), und indem sie gewöhnt wird, bei der Gesetzgebung fortwährend zu betteln, wird sie mit den Gaben, die sie dann von dieser empfängt, doch nie den Bedürfnissen des Lebens gerecht zu werden vermögen.

L. v. Bar.

Mein Onkel Benjamin.

I.

So nennt sich in unserer Sprache ein kleines liebenswürdiges Buch von Claude Tillier, welches, von Ludwig Pfau bei einem fliegenden Buchhändler der pariser Quais entdeckt und ins Deutsche übertragen, uns als eine Perle echten Humors einer ausführlichen Anzeige werth scheint.

Die Leser wissen vermuthlich nichts von Claude Tillier. Wer sein Buch liest, kann eine Weile nach dem einfachen und bestimmten Stil desselben an einen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts denken. Die natürliche Erzählung erinnert an Voltaire und Lesage, das innige Naturgefühl an Rousseau, auch die überall sich äußernde Liebe zu einfacher Menschenart stellt ihn diesem nahe. Aber bei näherem Zusehen gewahren wir doch zu viel modernes Bewußtsein, um verkennen zu können, daß das Lebensbild, das uns hier geboten wird, aus der Zeit nach der großen Revolution stammt, und daß der Verfasser zwar ein Enkel der mit jenem Namen bezeichneten Generation, sein Humor aber ein ganz eigengearteter ist. Und so verhält es sich in der That. Claude Tillier, 1801 zu Clamecy im Departement der Nièvre geboren, ist 1844 zu Nevers an der Schwindsucht gestorben, nachdem er erst Schullehrer, dann Journalist gewesen. Er ist verschollen, weil er im Dunkel einer Kleinstadt schrieb und deshalb von Paris ignorirt wurde. „Wer aber Paris nicht kennt, der kennt Frankreich nicht.“ Wenn Pfau ihn auferweckt und in die deutsche Literatur eingeführt hat, so ist das ein Verdienst, für welches wir ihm die

*) Wir wollen nur auf Folgendes aufmerksam machen. Eine Specialvorschrift über Fälle der fraglichen Art wird leicht den Erfolg haben, die unsrer Ansicht nach falsche und schon ohnehin recht verbreitete Theorie des verbrecherischen Vorsatzes (Dolus), welche das Strafgesetz gerade in den schändlichsten, gefährlichsten Fällen entwaffnet, erst recht zu befestigen, und ebenso vielleicht eine geistlose und zweckwidrige Auffassung der Vorbereitungshandlungen. Wer z. B. die u. E. unrichtige Ansicht über den Dolus hat, wird darin durch das sog. Argumentum a contrario nur bestärkt werden. Einer doch auch leicht möglichen analogen ruchlosen Massenvergiftung gegenüber würde es dann wieder eines Specialgesetzes bedürfen.

volle Hälfte der Thorheiten vergeben wollen, die er im Stile des Stuttgarter Beobachter geleistet hat. Er mag uns seinerseits dafür verzeihen, daß wir das Buch nicht schon in seiner ersten Auflage besprochen haben — die gegenwärtige ist die zweite — und die Leser sind gebeten, desgleichen zu thun. Es war eine Unterlassungssünde, aber eine in der That verzeihliche — die große deutsche Revolution von 1866 stand damals am Horizonte.

Die politischen Ansichten Tillier's stehen für uns in zweiter Linie, und wir theilen seinen Haß gegen gewisse Erscheinungen und Einrichtungen und seine idealistische Auffassung der Welt nur bis zu einem mäßigen Grade, der sich uns nur steigert und zu völligem Einklang wird, wenn er die Anmaßung eines übermüthigen Adels, den Aberglauben eines unduldsamen und herrschsüchtigen Klerus und die Selbstsucht eines geschwollenen Pfahlbürgerthums angreift oder wenn er das strebsame Treiben politischer Industrieritter, etwa in der Gestalt Dupins, an den wohlverdienten Pranger stellt, worüber man die biographische Einleitung nachlesen wolle. Wir haben es hier in der Hauptsache mit dem Schriftsteller Tillier, nicht mit dem Politiker zu thun, und in jener Beziehung pflichten wir Pfau vollständig bei. Reich an Inhalt, der Form wie Wenige mächtig, scharf und doch anmuthig, voll köstlichen Humors und beißenden Spottes, ist Tillier der echte Ausdruck des Geistes jener fröhlichen Gegend des alten Gallien, die Paul Louis Courier und den Altvater der französischen Satiriker, den lustigen Rabelais hervorgebracht hat. Seine Streitschriften, aus denen Pfau ausführliche Proben mittheilt, stellen sich den Pamphleten Courier's würdig an die Seite. Dieselbe reizende Natur und künstlerische Fertigkeit, dasselbe Feuer, der gleiche Schwung, die gleiche Fülle der Empfindung und die gleiche Kraft der Ironie, und wenn Tillier bisweilen nicht so fein und zierlich schreibt wie sein Vorgänger, so übertrifft er ihn an Ursprünglichkeit, an unerwarteten Wendungen und überraschenden Bildern, und so hat er einen gewissen ländlichen Beigeschmack, der höchst wohlthuend wirkt, die würzige Herbigkeit des Volkes, aus dem er hervorgegangen ist. Als humoristischer Poet aber nimmt er durch lyrisches Gefühl, durch plastische Gestaltungskraft und vor allem durch Erfindung hochkomischer Personen und Situationen in der französischen Literatur eine geradezu einzige Stelle ein. Wir hoffen, die Leser werden uns hierin Recht geben, wenn wir ihnen im Folgenden den condensirten Onkel Benjamin vorführen, noch mehr aber, da ein solches Storchschnabelbild, namentlich auf dem Gebiete des Humors, nothwendigerweise immer viele Reize des Originals entbehren wird, wenn sie das allerliebste Buch selbst lesen.

Die Zeit, in welcher unsre Geschichte spielt, ist etwa die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Schauplatz Clamecy, der Geburtsort unseres Schriftstellers, und dessen Umgebung. Jene Zeit gefällt dem Verfasser als Humo-

risten besser als die unsere. „Das Volk trug Ketten, aber es tanzte darin.“ „Der Mensch von heute ist nicht zum Lachen aufgelegt. Er ist Heuchler, Geizhals und bodenloser Egoist. Wie immer die Frage heißen mag, an die er mit der Stirne stößt, seine Stirne klingt wie eine Schublade voll Kupfergeld.“ „Er ist anmaßend aus Einbildung und aufgeblasen vor Eitelkeit. Er hat die Sucht, sich vom Volk unterscheiden zu wollen.“ „Kein Opfer ist ihm zu groß, wenn er seine Wuth, nach etwas Rechtem auszusehen, befriedigen kann. Er lebt von Wasser und Brod, er versagt sich im Winter das Feuer und im Sommer das Bier, um einen Rock von feinem Tuche, eine Weste von Kaschmir und gelbe Handschuhe zu tragen.“ „Er ist geschraubt, er schreit nicht, er lacht nicht laut, er weiß nicht, wohin spucken.“ „Er sagt recht säuberlich: Guten Morgen, Herr Fischer oder: Guten Abend, Frau Oberhofkanzleidirectorin; denn das gehört zum guten Ton. Was ist aber dieser gute Ton? — Ein heuchlerischer Firniß, den man auf einen Stecken strich, um ihn für ein spanisches Rohr auszugeben.“ „Der Mensch von heute hat immer eine Zeitung in der Tasche, er spricht von nichts als Handelsverträgen und Eisenbahnlinien und lacht nur in der Kammer.“ Anders die Zeit, in der unsere Geschichte sich zutrug. „Die Sitten der kleinen Städte waren noch nicht mit Vornehmheit geschminkt. Der Charakter dieses glücklichen Zeitalters war die Sorglosigkeit. Alle diese Leute, Schiffe oder Nußschalen, überließen sich mit geschlossnen Augen dem Strome des Lebens, unbekümmert, wo sie anlanden würden. Der Bürgersmann bittstellerte weder um Anstellungen, noch scharrte er Geld zusammen, er lebte zu Hause in vergnüglichem Ueberfluß und verputzte sein Einkommen bis auf den letzten Heller. Der Kaufmann bereicherte sich langsam, ohne sich viel zu plagen, blos durch den natürlichen Verlauf der Dinge. Der Handwerker arbeitete nicht, um aufzuspeichern, sondern um die beiden Enden zusammen zu bringen. Sie alle hatten nicht jene schreckliche Concurrenz auf den Fersen, die uns ohne Unterlaß zuruft: Vorwärts! So machten sie sich's denn bequem; sie hatten ihre Väter gefüttert, und wenn sie alt geworden, war's an ihren Kindern, sie zu füttern. Alle diese Leute, große wie kleine, schienen keinen andern Beruf zu haben, als sich lustig zu machen. Den Kopf zerbrachen sie sich höchstens, um eine gute Posse aufzuführen oder eine feine Geschichte auszuhecken. Die, welche Witz hatten, verschwendeten denselben in Späßen, statt ihn zu Ränken zu verwenden.“

In dieser gemüthlichen Welt war das Haus, um das sich unsere Erzählung abspielt, ein ganz besonders gemüthliches Eckchen. „Mein Großvater (er heißt Beißkurz) war Gerichtsbote, meine Großmutter eine kleine Frau, der man nachsagte, sie könne, wenn sie in die Kirche gehe, nicht sehen, ob der Weihkessel voll sei. Nach einer sechsjährigen Ehe hatte sie bereits fünf

Kinder. Das alles lebte von dem kargen Einkommen meines Großvaters und befand sich vortrefflich. Man aß zu sieben an drei Häringen, aber man hatte Brot nach Belieben und in einem kleinen Weinberge eine unerschöpfliche Quelle weißen Weines. Alle Kinder wurden, je nach Alter und Kräften, verwendet. Der älteste, der mein Vater wurde, hieß Kaspar, er spülte das Geschirr und ging zur Fleischbank, kein Pudel in der Stadt war besser dressirt als er. Der jüngere kehrte die Stube, das dritte Kind hatte das vierte auf dem Arme, und während das fünfte sich in seiner Wiege wälzte, befand sich ein sechstes bereits auf dem Wege. Unterdeß war meine Großmutter in der Kirche oder schwatzte bei der Nachbarin."

Mittelpunkt und Gipfel dieser vergnügten Gegend einer lustigen und behaglichen Welt war Benjamin Rathery, der Großonkel des Verfassers. Er wohnte bei seiner Schwester. Sechs Fuß drei Zoll lang, trug er einen Frack von scharlachrothem Ratin, Hosen vom selben Stoffe und derselben Farbe, perlgraue seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und an der Seite einen langen Degen. Auf seinem Fracke tänzelte, fast so lang wie der Degen, ein schwarzer Zopf, der, in unaufhörlichem Gehen und Kommen begriffen, jenes Kleid so mit Puder tünchte, daß es mit seinen rothen und weißen Schattirungen aussah wie ein aufrecht stehender Backstein, der sich schiefert. Onkel Benjamin war Arzt, und deshalb trug er einen Degen. Er hatte wenig Glauben an die Heilkunst und meinte oft, ein Arzt habe schon genug gethan, wenn er seine Kranken nicht umgebracht habe, und der Nutzen der Aerzte bestehe hauptsächlich darin, daß sie Uebervölkerung verhüteten. Er war der drolligste und witzigste Mann des Ortes, und er wäre auch der am wenigsten nüchterne gewesen, wenn der Stadttrommler, Cicero geheißen, seinen Ruhm in dieser Beziehung nicht getheilt hätte. Indeß war er keineswegs ein Trunkenbold, sondern nur ein Epicuräer, der die Philosophie bis zur Trunkenheit trieb. „Er hatte einen Magen voll Adel und Würde. Er liebte den Wein nicht um des Trinkens willen, sondern wegen jener Narrheit von einigen Stunden, die er verschafft, und die aus geistreichen Menschen solch reizenden und originellen Unsinn spricht, daß wir zufrieden wären, wenn der Sinn immer so sprechen wollte. Hätte er sich mit Messelesen berauschen können, er hätte alle Tage Messe gelesen." „Die Vernunft", sagte er, „ist nichts. Sie ist nur das Vermögen, die gegenwärtigen Uebel zu spüren, der vergangnen sich zu erinnern und die zukünftigen vorauszusehen. Das Vorrecht, seine Vernunft abzudanken, ist allein etwas. Ihr sagt, daß der Mensch, welcher seine Vernunft im Wein ertränkt, sich zum Thier herabwürdige. Das ist der reine Kastengeist. Glaubt ihr denn, daß die Lage des Thieres schlimmer sei als die eurige? Wenn euch der Hunger plagt, möchtet ihr wohl der Ochse sein, der im Grase weidet bis an den Bauch; wenn ihr

im Gefängnisse sitzt, möchtet ihr wohl der Vogel sein, der mit freiem Flügel das Blau des Himmels spaltet; wenn man euch auspfänden will, möchtet ihr wohl jene häßliche Schnecke sein, der niemand ihr Haus streitig macht. Die Thiere sind weder einäugig, noch buckelig, noch krummbeinig, auch haben sie keine Angst vor der Hölle." Onkel Benjamin war achtundzwanzig Jahre alt und trieb seit drei Jahren die Heilkunst, die ihn aber nicht reich gemacht hatte — „im Gegentheil: er schuldete drei scharlachrothe Fräcke seinem Tuchhändler, drei Jahre Haarfrisur seinem Perückenmacher, und er hatte in jedem der wohlberufensten Wirthshäuser der Stadt eine kleine Rechnung, von welcher höchstens einige Hausmittel in Abzug kamen." Seine Schwester, die drei Jahre älter als er war, betrachtete sich als seinen Hofmeister. Sie kaufte ihm seine Hals- und Taschentücher, flickte ihm seine Hemden und gab ihm gute Rathschläge, die er sehr aufmerksam anhörte, von denen er aber nicht den geringsten Gebrauch machte. Alle Abende regelmäßig nach dem Nachtessen forderte sie ihn auf, ein Weib zu nehmen, aber stets wies er ihren Ernst mit Possen zurück.

Andere lustige Nebenpersonen sind die Zechgenossen Onkel Benjamin's der Advocat Pagina, der seine Vertheidigungsreden nie anders als in der Weinbegeisterung zwischen einer getrunkenen und einer zu trinkenden Flasche hält, der Procurator Raspel, der einen Klienten, von dem er ein Fäßchen säuerlichen Weines zum Geschenk erhalten, vorladen läßt um ihn zur Lieferung eines besseren anzuhalten, der Notar Arthus, der einen ganzen Lachs zum Nachtisch essen kann, Millo-Ratto, Schneider und Poet dazu, Verfasser der großen Litanei „Kniet, ihr Christen, kniet nieder", die so schön ist, „daß der heilige Geist selbst sie ihm eingegeben haben muß." Herr Minxit, ein Arzt aus der Nachbarschaft, der als Urinbeschauer Geschäfte macht, ein Gerichtsschreiber, der sich gewöhnt hat, im Schlafe zu schreiben, und ein alter Architekt, der seit zwanzig Jahren nicht mehr nüchtern geworden ist.

Ein Vorfall bei der Feier des Sanct Yves-Tages durch diese Gesellschaft bewegt die Großmutter des Verfassers, die Verheirathung ihres fidelen und ausgelassnen Bruders ernstlicher zu betreiben. Benjamin Rathery hat sich in der Weinlaune mit seinem Schwager Beißkurz duellirt und dabei einen kleinen „Anschnitt" an der Hand davon getragen. Beißkurz ist von ihm für diese Heldenthat zum Waffenmeister vorgeschlagen und die Ernennung mit noch etlichen Flaschen feierlich begangen worden, worauf man nach Hause wankt. Inzwischen hat das Gerücht die kleine Wunde in die Stadt getragen und sie von Mund zu Mund vergrößert, bis sie zu einer Ermordung Benjamin's durch seinen Schwager angeschwollen ist. In dieser Gestalt gelangt das Gerücht zu Frau Beißkurz. Rasch entschlossen rafft die kleine Frau Mittel zusammen, die ihrem Mann zur Flucht verhelfen sollen, und macht sich mit

einer Matratze, Charpie und Binden für Benjamin, wenn er nicht schon todt, nach der unglückseligen Kneipe auf. „Bei den ersten Häusern der Vorstadt begegnete sie ihrem Manne, der, mit einer Stöpselkrone geschmückt, im Triumphe heimgeführt wurde. Er stützte sich auf den Arm Benjamin's, und dieser schrie aus vollem Halse: Jedermänniglich, so anwesend, thun wir kund und zu wissen, daß der so benamste Beißkurz, wohlbestallter Gerichtsbote Seiner Majestät, zum Oberwaffenmeister ernannt worden in Anerkennung — Du lüderlicher Saufaus! rief meine Großmutter, als sie Benjamin bemerkte. Und ohne der Gemüthsbewegung, die sie seit einer Stunde zu ersticken drohte, länger widerstehen zu können, fiel sie aufs Pflaster. Man mußte sie auf der Matratze nach Hause tragen, die sie für ihren Bruder mitgebracht hatte." Ein hitziges Fieber ist die Folge, und als sie davon genesen, muß Benjamin ihr versprechen, sich zu bessern und ans Heirathen zu denken. Beißkurz kundschaftet eine Frau für ihn aus, und zwar in der Person der Tochter jenes Urinbeschauers Minxit, der eine große Neigung zu Benjamin gefaßt hat. Vergebens wendet dieser das Gewerbe des ihm zum Schwiegervater Vorgeschlagnen, die rothen Haare und Sommersprossen der Jungfer Minxit und endlich die Bedeutung des Namens derselben ein. „Horaz hat gesagt: Num minxit patrios cineres. Dieses Spitzbuben-Perfectum ist's, was mich empört: Herr Minxit, Frau Minxit, Herr Rathery Benjamin Minxit, der kleine Peter Rathery Minxit, die kleine Adelheid Rathery Minxit — eine schöne Familie! Saperlot! Damit könnte man ein Mühlrad treiben." Es hilft Alles nichts. Am nächsten Tage soll Benjamin der Jungfer Minxit einen Besuch machen.

Dieser Versuch wird dadurch verhindert, daß Benjamin, mit dem Schuster Cicero, der ihm ein paar Schuhe bringt, nach der Sitte der Zeit ein paar Gläser Wein trinkt. „Benjamin bat seine Schwester, eine Flasche Weißen zu holen, damit er mit Cicero anstoßen könne. Seine Schwester holte eine, dann zwei, dann drei und sofort, bis es sieben waren. — Meine liebe Schwester, ich bitte Sie, noch eine Flasche. — Aber weißt Du denn nicht, Unglücklicher, daß Du an der achten bist? — Sie weiß wohl, liebe Schwester, daß wir nicht mit einander rechnen. — Und Du weißt wohl, daß Du einen Weg zu machen hast. — Noch diese letzte Flasche, und ich gehe. — Ja, Du bist mir in einem schönen Zustande, um über Feld zu gehen, und wie, wenn man Dich zu einem Kranken holen wollte? — Wie schlecht, meine gute Schwester, weiß Sie doch die Wirkungen des Weines zu würdigen; man sieht, daß Sie nur die klaren Wasser des Beuvron trinkt. Mein Schwerpunkt ist immer auf demselben Flecke. Soll ich zur Ader lassen — apropos, meine Schwester, ich muß Ihr zur Ader lassen. Beißkurz hat es mir noch anempfohlen, ehe er ging. Sie klagte diesen Morgen über heftiges Kopfweh, ei

Aderlaß wird Ihr gut thun. — Und Benjamin zog sein Besteck heraus, und meine Großmutter bewaffnete sich mit der Feuerzange. — Teufel! Sie ist ein recht widerspenstiger Patient. Wohlan, so wollen wir uns vergleichen: ich zapf' Ihr kein Blut ab, und Sie zapft uns die achte Flasche. — Kein Glas voll hol' ich. — So muß ich sie denn selber holen, sagte Benjamin, nahm die Flasche und ging dem Keller zu. Meine Großmutter, die kein besseres Mittel sah, ihn aufzuhalten, hing sich an seinen Zopf; aber Benjamin ging, ohne diesen Zwischenfall einer Beachtung zu würdigen, so festen Schrittes in den Keller, als ob er nur einem Büschel Zwiebeln am Zopfe hätte, und kam mit der vollen Flasche zurück."

Diesen Tag wird es natürlich nichts mit der Brautfahrt, und am nächsten wird dieselbe zwar in Begleitung des würdigen Beißkurz angetreten, aber wieder stellt sich dem Freier auf dem Wege nach dem Dorfe Corvol, wo Papa Minxit mit seiner Tochter wohnt, das Schicksal entgegen, und zwar in Gestalt eines abgedankten Sergeanten mit seinem Pudel Fontenoy, welche die Wanderer in einer Brombeerhecke an der Straße treffen und mit nach der nahe gelegnen Schenke der hübschen Manette zum Frühstück nehmen. Dasselbe verlängert sich — selbstverständlich, muß man sagen — unter allerlei komischen Gesprächen und Vorkommnissen bis in die Nacht hinein, und die Drei kommen ohne Heirathsversprechen, wohl aber mit einem stattlichen Rausche nach Clamecy zurück.

Besser gelingt die Sache am nächsten Morgen, wo Frau Beißkurz ihren Bruder nach Corvol escortirt. Zwar geht es auch dießmal nicht ohne einige Possen von Seiten Benjamin's ab, indem derselbe im Dorfe Mulot seiner Schwester entwischt, in überaus ergötzlicher Weise vor den Bauern den ewigen Juden spielt und an einem derselben ein Wunder verrichtet. Aber Frau Beißkurz fängt sich ihn wieder ein und schafft ihn glücklich zu Papa Minxit, der beide auf das beste empfängt und bewirthet. „Herr Minxit war Arzt, aber er hatte seine schöne Jugend nicht in Gesellschaft von Cadavern verbracht. Die Medicin war ihm eines Tages im Kopfe gewachsen wie ein Pilz; wenn er diese Kunst verstand, so hatte er sie erfunden. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek, aber er steckte die Nase nie in seine Bücher. Er sagte, daß seit der Zeit, wo diese Scharteken geschrieben worden, das Temperament der Menschen sich verändert habe. Einige behaupteten sogar, daß alle diese werthvollen Werke nur scheinbare und aus Pappdeckeln gemachte Bücher seien, auf deren Rücken er berühmte Namen aus der Arzneiwissenschaft in goldenen Buchstaben habe drucken lassen. Im Uebrigen war er ein Mann von Geist und hatte in Ermangelung gedruckter Wissenschaft eine umfassende Kenntniß von den Dingen des Lebens. Da er nichts wußte, so sah er ein, daß er die Menge überreden müsse, er verstehe mehr als

seine Amtsbrüder, und demzufolge widmete er sich dem Urinbeschauen. Nach zwanzigjährigen Studien in dieser Wissenschaft hatte er es so weit gebracht, daß er die trüben von den klaren Urinen unterscheiden konnte, was ihn nicht hinderte, jedem, der es hören wollte, zu sagen, er sei im Stande, einen großen Mann, einen König, einen Minister an seinem Urin zu erkennen. Er hatte das Talent, die Menge für sich einzunehmen." „In der ganzen Umgegend wollte man nur von Herrn Minxit's Hand sterben, ein Privilegium, welches er nicht mißbrauchte. Er war nicht mörderischer als seine Amtsbrüder, nur machte er mit seinen Phiolen von allen Farben mehr Geld als diese mit ihren Recepten. Doch hatte er auch das Talent, sein Geld auf gute Art loszuwerden, er gab Alles in einer Weise, als ob es nichts kostete, und die Klienten, die ihm zuliefen, fanden stets offene Tafel.

Mein Onkel und Herr Minxit glichen sich wie zwei Tropfen Wein oder, um mich eines weniger anzüglichen Ausdrucks meinem Onkel gegenüber zu bedienen, wie zwei Becher in die gleiche Form gegossen. Sie hatten dieselben Bedürfnisse, denselben Geschmack, dieselbe politische Meinung. Wer inmitten all der Erbärmlichkeiten hinieden keine Philosophie besitzt, ist ein Mensch, der baarköpfig durch einen Wolkenbruch geht. Der Philosoph dagegen hat einen guten Regenschirm über dem Haupte, der ihn vor dem Gusse schützt. Das war ihre Meinung. Sie betrachteten das Leben als eine Posse und spielten ihre Rolle darin so lustig als möglich. Der ganze Unterschied, welchen das Alter zwischen sie brachte, bestand in einigen Falten. So hatte denn auch der zukünftige Schwiegervater eine außerordentliche Freundschaft zu seinem Schwiegersohn gefaßt, und der Schwiegersohn erwies dem Schwiegervater eine hohe Achtung, seine Arzneikolben ausgenommen.

Dennoch hat er keine rechte Lust, die Jungfer Minxit zu heirathen, zumal er gehört hat, daß ein Junker von Brückenbruch, einer von den Musketieren des Königs, um sie angehalten hat. Herr Minxit sagt ihm, nie werde er seine Tochter einem so lüderlichen Geschöpfe geben. — Aber wie, wenn Arabella dieses Geschöpf liebte? fragt Benjamin. Minxit hält es für unmöglich, daß sie nicht vielmehr den liebe, den er liebt. „Pfui!" sagt er. „Arabella hat zu viel von meinem Blut in den Adern, um sich in einen Vicomte zu vergessen. Was ich brauche, ist ein Kind des Volkes, ein Mann wie Du, Benjamin, mit dem ich lachen, trinken und philosophiren kann, ein geschickter Arzt, der mir meine Praxis versehen hilft, und der durch sein Wissen das ersetzt, was uns das Urinbeschauen nicht offenbaren kann." „Halt!" erwiderte mein Onkel, „ich erkläre Ihnen zum Voraus, daß ich die Urine nicht beschauen will." — „Und warum nicht mein Herr. Glaube mir, Benjamin, das war ein Mann von großem Verstande, jener Kaiser, der zu seinem Sohne sagte: Riechen diese Goldstücke etwa nach Urin? Und wenn

Du wüßtest, wie viel Geistesgegenwart, Einbildungskraft und selbst Logik das Urinbeschauen erfordert, Du wolltest Dein Lebenlang kein anderes Handwerk betreiben." „Sieh, da kommt mein Pfeifer, der mir wahrscheinlich die Ankunft irgend eines Arzneidurstigen zu melden hat. Ich werde Dir sogleich eine Probe von meiner Kunst geben." —

„Nun, Pfeifer," sagte Herr Minxit zum Musikanten, „was giebt's Neues?" — „Ein Bauer ist da, der Sie consultiren will." — „Und hat ihn Arabella plaudern lassen?" — „Ja, Herr Minxit, er bringt Ihnen Urin von seiner Frau, die von einer Vortreppe vier oder fünf Stufen herabgefallen ist, Jungfer Arabella erinnert sich der Zahl nicht ganz genau." — „Kukuk!" sagte Herr Minxit, das ist recht ungeschickt von Arabella. Aber gleichviel, ich werde dem abhelfen. Benjamin, geh in die Küche und erwarte mich dort mit dem Bauern. Du sollst wissen, was das ist, ein Arzt, der Urin beschaut." Herr Minxit ging durch die kleine Gartenthür in sein Haus zurück, und fünf Minuten nachher erschien er in der Küche, abgemattet, krummgebogen, eine Reitpeitsche in der Hand, mit einem Mantel verspritzt bis an den Kragen. „Uf!" sagte er, indem er sich auf einen Stuhl warf, „was für abscheuliche Wege! Ich bin ganz entzwei, ich habe diesen Morgen mehr als fünfzehn Meilen gemacht. Nun ziehe mir flugs die Stiefel aus und wärme mir mein Bett." — „Herr Minxit, ich bitte Sie," sagte der Bauer, indem er ihm den Kolben darreichte. „Geh zum Teufel mit Deinem Kolben," sagte Herr Minxit, „Du siehst ja, daß ich nicht mehr kann. So seid Ihr Alle, immer kommt Ihr in der Minute, wo ich von überfeld heimkehre." — „Vater," sagte Arabella, „der Mann ist auch müde, nöthigen Sie ihn nicht, morgen noch einmal zu kommen." — Nun denn, so laß den Kolben sehen," sagte Herr Minxit mit ärgerlicher Stimme, und indem er sich dem Fenster näherte: „Das ist Urin von Deiner Frau, nicht wahr?" — „Das ist wahr, Herr Minxit," sagte der Bauer. — „Sie ist gefallen," fuhr der Doctor fort, indem er das Glas von Neuem betrachtete. — „Aufs Haar errathen." — „Eine Treppe hinunter, nicht wahr?" — „Sind Sie denn ein Hexenmeister, Herr Minxit?" — „Und sie ist vier Stufen hinabgekollert?" — „Diesmal haben Sie es nicht ganz, Herr Minxit; sie ist fünfe hinabgefallen." — „Schweig doch, das ist unmöglich, zähle die Stufen Deiner Vortreppe noch einmal, und Du wirst sehen, daß es nur viere sind." — „Ich versichere Ihnen, Herr Minxit, daß meine Treppe fünf Stufen hat, und daß meine Frau nicht eine fehlte." — „Das ist erstaunlich," sagte Herr Minxit, indem er den Kolben von Neuem betrachtete, „hier sind in der That nicht mehr als vier Stufen zu sehen. Doch halt! — hast Du mir allen Urin gebracht, den Deine Frau Dir gegeben?" — „Ich hab' ein wenig davon ausgeschüttet, weil das Glas zu voll war." — „Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich meine Rechnung nicht finde.

Da steckt also das Deficit, Du hast die fünfte Stufe verschüttet, Tolpatsch! So werden wir also Deine Frau als fünf Stufen herabgefallen behandeln." Und er gab dem Bauer fünf Päckchen und ebenso viele Gläser, alles mit lateinischen Aufschriften versehen. „Ich hätte geglaubt," sagte mein Onkel, „daß Sie vor Allem einen reichlichen Aderlaß verordnen würden." — „Wenn's ein Fall von einem Pferde oder einem Baume herab wäre, ja; aber ein Fall auf einer Vortreppe wird immer so behandelt."

Nach dem Bauer kam ein junges Mädchen. „Nun," sagte der Doctor, „was macht Deine Mutter?" — „Es geht viel besser, Herr Minxit; aber sie will nicht zu Kräften kommen, und sie läßt Sie fragen, was sie thun soll." — „Du fragst mich, was zu thun ist, und ich wette, daß Ihr keinen rothen Heller habt, um die Mittel zu bezahlen." — „Ach nein, bester Herr Minxit; denn mein Vater ist seit acht Tagen ohne Arbeit." — „Wenn das ist, warum zum Kukuk läßt sich Deine Mutter auch einfallen, krank zu werden?" — „Seien Sie ruhig, Herr Minxit; sobald mein Vater arbeitet, werden Sie bezahlt für Ihre Besuche, er hat mir besonders aufgetragen, Ihnen das zu sagen." — „Schön, das ist noch größerer Unsinn. Ist er denn nicht bei Troste, Dein Vater, daß er mir meine Besuche bezahlen will, wenn er kein Brot hat? Für wen hält er mich denn, Dein Einfaltspinsel von Vater? Du kommst heut Abend mit Deinem Esel an meine Mühle und holst einen Sack voll Mehl, und jetzt nimmst Du einen Korb voll alten Wein und ein Lammviertel mit; das ist die Arzenei, die Deine Mutter zur Zeit braucht. Wenn ihr von heut in zwei oder drei Tagen die Kräfte nicht wieder kommen, so laß es mir sagen. Geh mein Kind." — „Nun," sagte Herr Minxit, „wie findest Du die Urinmedizin?"

Das nächste Kapitel enthält eine höchst komische Disputation zwischen dem Pfarrer von Corvol und Onkel Benjamin, hervorgerufen dadurch, daß letzterer in Mulot als ewiger Jude ein Wunder gethan und den Bauern weiß gemacht hat, seine Schwester auf ihrem Esel sei die Mutter Gottes, weshalb jetzt die Weiber der Gegend in Schaaren kommen und dem Grauthiere Haare aus dem Schwanze ziehen, um sie als Reliquien aufzubewahren. Wir deuten von dieser Unterredung nur an, daß unser französischer Eulenspiegel mit viel Frivolität und noch mehr Witz den Beweis antritt und führt, die Reimchronik von Brüssel sei so glaubwürdig als die Evangelien, die Fabel vom ewigen Juden also ebenso wahr als die Geschichte von Jesus.

Zum Bildungskampf unsrer Zeit.*)

Unser geistiges Leben ist in mannigfacher Gefahr. In den Fachwissenschaften droht eine sehr bedenkliche Zersplitterung immer mehr einzureißen. Schon scheint man anzunehmen, daß ein Historiker nicht mehr das Mittelalter, die Neuzeit zu seinem Gebiet haben solle, sondern einer Stadt, einem Fürstengeschlecht, einem Schriftsteller, sich ausschließlich widme und es wird im Detail eine Masse Material herbeigeschafft, das allerdings schwer zu bewältigen ist; und doch ist ein richtiges Urtheil über Perioden der Cultur und über Nationen nur zu fällen, wenn man das Ganze im Auge hat. Nicht anders ist es in der Naturgeschichte, in Physik und Chemie. Wenn neulich Alfred Dove den Wunsch aussprach, daß Ranke uns noch mit einer Universalgeschichte beschenken möchte, so lag darin der Anfang einer Wendung zum Bessern und das Verlangen nach Vorträgen und Schriften über die Natur im Sinne von Humboldt's Kosmos wird auch bald laut werden. Man wird einsehen, daß es nicht minder nothwendig und verdienstlich ist, Bausteine zu einem Ganzen zu ordnen als sie aus der Erde zu brechen und zu behauen, daß es nicht minder wissenschaftlich ist, den Zusammenhang und die leitenden Ideen in Natur und Geschichte zu erforschen und darzulegen, als das Besondere in seiner Eigenart zu ergründen. Ich habe es versucht das Ganze der Culturentwickelung vom ästhetischen Standpunkt aus zu zeichnen, die bildenden Künste sammt der Musik und Poesie im Hinblick vornehmlich auf die religiösen Stimmungen mit philosophischen Gedanken zu schildern; als ich das wagte, wußte ich wohl, daß die gewöhnliche Meinung der Gelehrten es für dilettantisch halten würde, allein ich höre nun doch mein Buch als zuverlässig rühmen, und ich würde sehr dankbar sein, wenn ähnliche Werke auf andern Gebieten mir eine Anschauung derselben erschlössen.

Eine andere Gefahr ist die sich immer mehr erweiternde Kluft zwischen dem Theil des Volkes, das seine Geistesnahrung durch die Kirche erhält und zwischen den Bekennern und Anhängern der modernen Bildung. Dort der Wunderglaube und hier die Beförderung des Causalgesetzes, das alles Miraculöse ausschließt; dort das Heil an Formen und Formeln geknüpft, die hier für falsch oder nichtssagend gelten; dort eine Geistlichkeit, die sich und ihre Jünger von der Wissenschaft absondert und dieselbe bekämpft, wenigstens verflucht, und hier dadurch eine Abwendung nicht bloß von dieser Verunstaltung der Religion und des Christenthums, sondern von beiden selbst. Ginge das so fort, so gäbe es bald zwei Schichten der Bevölkerung, die einander gar nicht mehr verstünden.

*) Von Jürgen Bona Meyer. Bonn bei Marcus 1875.

Tagesblätter, populäre Wochenschriften treten hier vermittelnd, helfend auf, und wie die Sache liegt vergrößern sie vielfach die Gefahr. Denn die Halbbildung, die sich nicht bloß vom Dogma frei macht, sondern auch den in der ungenügenden Fassung enthaltenen Kern sammt der Schale wegwirft, führt hier das große Wort; eine neue Dogmatik des Unglaubens wird zurechtgemacht, Lösungsversuche wissenschaftlicher Probleme, die selber noch der Klärung bedürfen, werden als ausgemachte Wahrheiten verkündigt und jeder für einen Schwachkopf oder Heuchler ausgegeben, der sich nicht zu ihnen bekennt. Der Materialismus hat seine Pfaffen so gut wie der Syllabus; und doch sind beides Theorien, welche die Kritik der Vernunft nicht aushalten. Aber die deutsche Volksseele wird von beiden hin und her gezerrt, und sie muß noch recht gesund sein, wenn sie das ohne schwere Folgen übersteht.

Vor hundert Jahren ist Kant als Retter erschienen, indem er der Erfahrungswissenschaft ihr Recht forderte, aber auch die ganze Erfahrung, auch die innere Erfahrungsthatsache des sittlichen Selbstbewußtseins, der Pflicht des Gewissens festhielt, und auf sie seine Weltanschauung gründete. Jürgen Bona Meyer gehört zu den Denkern, die mit aller Entschiedenheit hier wieder anknüpfen. Er ist ein besonnener Forscher, der alles prüft, um das Feuerbeständige zu behalten. Da sind keine glänzenden Paradoxen, keine kühnen überfliegenden Worte, sondern der gesunde Menschenverstand, das gesunde sittliche Gefühl vorherrschend; und er setzt seine Aufgabe darein, nicht bloß in der Wissenschaft und auf dem Katheder, sondern auch durch populäre Vorträge aufklärend zu wirken. Aus solchen Vorträgen ist das vorliegende Buch entstanden, ein Kampfbuch, aber eines das vor allem Verständigung sucht.

Wesen und Aufgabe der allgemeinen Bildung, Frauengeist und Frauenbildung, Volksbildung und Sittlichkeit, Bildung und Glück, Geld und Geist, der sittliche Fortschritt der Menschheit, der Aberglaube, die falsche und wahre Toleranz, der Religionszwist und die Schule, die Bildungsvereine und die Religionsfrage unsrer Zeit — das sind die Stoffe, welche der Verfasser behandelt, licht- und maßvoll, so daß er seine eignen Gedanken aus dem Streit der Meinungen, die er redlich zu Wort kommen läßt, langsam entwickelt und begründet. Wer vom pikanten Feuilletonstil verwöhnt ist, der wird die Darstellung nüchtern und trocken nennen; aber wer auch in geistigen Dingen das Einfache, Nahrhafte vorzieht, der wird mit vielseitiger Anregung das Buch lesen und mit Freuden sich stets in den Principien bestätigt finden, mit welchen ein freies und tüchtiges Volksleben bestehen kann. Und das ist ein Prüfstein, den jeder Vaterlandsfreund an die Lehren anlegen sollte, die er der Oeffentlichkeit übergiebt. Bei dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge erkennt man tief auch das Einzelne, nur in seiner Beziehung zu anderm

Wissen. Der Specialforscher, der dies verkennt, thut nur wissenschaftliche Handlangerdienste. Der Mann der Wissenschaft soll der Beziehung nicht blos zu andern Wissenschaften, sondern zum gesammten Culturleben des Volkes sich gegenwärtig halten; dadurch bleibt die Wissenschaft selbst gesund. Zur Bildung gehört Kenntnißnahme des allgemein Wissenswerthen und dessen innere Verarbeitung zur geistigen und sittlichen Selbstveredlung. Dies ist der Grundsatz des Verfassers.

In Bezug auf die Frauenfrage stellt er sich auf den Standpunkt der Psychologie, und nachdem er die Leistungen berühmter Frauen betrachtet hat, wendet er sich zum Vergleich der Frauen- und Mannesseele. Das Wort Sybel's gegen Mill nennt er ein treffendes, daß der Mann logisch, die Frau instinctiv und intuitiv denke, bemerkt aber, daß der Mann das Instinctive so wenig missen dürfe wie die Frau das Logische. Auch sei die Frau willensstark und ausdauernd wie der Mann, ja in ihrem Gebiet ihm überlegen, aber sie sei es durch Betheiligung ihres Gefühls, während der staatliche und bürgerliche Beruf des Mannes sein Denken und Wollen ohne Rücksicht auf das Gemüth, ja oft gegen sein Gefühl fordre. Ist ihr Gemüth unbetheiligt, dann denkt die Frau so scharf wie der Mann. So sind beide Geschlechter für verschiedene Lebensgebiete organisirt. „Sind beim Mann Verstand und Wille brauchbarer für einen größeren Kreis von Lebenszwecken, so hat dafür die Frau durch die leichtere Erregbarkeit ihres Gefühls und den damit verbundenen Sinn für Harmonie und Schönheit den Vorzug, in der Ausgleichung der bei dem Manne leicht einseitigen Kraftbetheiligung das rein Menschliche in anmuthigerer Erscheinung darzustellen und gerade dadurch den wohlthätigsten Einfluß auf die Culturentwickelung der Menschheit auszuüben." Bei der Aufnahme des Christenthums wie der humanen Bildung traten die Frauen vornehmlich hervor; Meyer hätte auch an ihren Herzensantheil an der neueren deutschen Poesie und an ihren Einfluß auf Goethe und Schiller erinnern können; er sagt: „Sie erscheinen wie das gute Gewissen auf der Bühne des öffentlichen Lebens, wenn es gilt einem neuen Lebenszuge freie Bahn zu schaffen." Andrerseits trägt die Leichtfertigkeit der Frauen eine Hauptschuld am Verfall des Volkes, wenn das Familienwohl, die Reinheit der Sitte unterwühlt wird. In der Culturarbeit Deutschlands haben die Frauen die Aufgabe, das Heiligthum des Hauses zu hüten, dem überwuchernden Utilismus und der engherzigen Fachgelehrsamkeit gegenüber an die idealen Güter gemeinsamer Menschenbildung zu erinnern, die Männer zu unterstützen, welche die Fahne des Idealismus hochhalten, und mitzuwirken, daß der entbrannte Entwicklungskampf der Religion unserm Volk und damit auch der Menschheit zum Segen gereiche. Sie werden dies thun, wenn sie durch Geistesbildung sich von blindem Autoritätsglauben frei machen, und zugleich die Wärme ihrer

Empfindung verwerthen, um die religiöse Gleichgiltigkeit der Männerwelt zu überwinden.

Zur Darlegung echter und falscher Toleranz macht Meyer eine Wanderung durch die Weltgeschichte, und zeigt wie vornehmlich Philosophen die Helden und Märtyrer der Geistesfreiheit waren. Er warnt die Gegenwart davor: in jedem Geistlichen einen Pfaffen, in jedem Mann der Wissenschaft einen Atheisten zu sehn; er eifert gegen die Intoleranz der Halbbildung unsrer Tage, die mit den Ultramontanen wetteifert. Da gelte es für Angehörigkeit zu einer längst überwundenen Denkschicht, wenn man von Gott und Versuchung rede, da solle man Atheist oder „Monist" sein, wenn man für wissenschaftlich gelten wolle. „Man muß annehmen, daß erst der Kampf ums Dasein Vernunft und zweckmäßige Ordnung in die Welt gebracht hat und fortdauernd bringt; wer glaubt, daß die Welt schon von vornherein zweckdurchdrungen angelegt war und deshalb auf einen vernünftigen Urquell hinweist, denkt Veraltetes, wenn er sich nicht etwa bezwingt diesen Urquell als das sonnambule Unbewußte zu verehren Und solche Verurtheilungen pflegen mit einem Ton hochmüthiger Ueberlegenheit und gelegentlich auch rohester Gehässigkeit vorgebracht zu werden, wie es schlimmer selbst der Curialstil des unfehlbaren Papstes nicht zu leisten versteht." Der Verfasser mahnt an Buddha's Spruch: „Der Religionen sind viele, alle sind verschieden, die Vernunft ist nur eine, wir alle sind Brüder." Er erinnert daran, daß die Wahrheit nur durch die freieste Prüfung gefunden werden könne, die gefundene Wahrheit Gemeingut der Menschheit werden müsse. Ich aber wiederhole, daß wir eine Probe auf die Wahrheit daran haben, ob sie der Welt zum Heile gereicht. Das ist aber wahrlich mit den Doctrinen des Materialismus nicht der Fall. Sie sind unschädlich, so lang das Herz, der sittliche Kern der Menschen besser ist, als die Theorie; aber wird diese mächtig in der Seele, so ist jeder Leidenschaft und Selbstsucht Thor und Thür geöffnet, denn unsre Thaten sind dann ja das Ergebniß des Stoffwechsels und wir können nichts dazu; der Unterschied von Vernünftig und Unvernünftig, von Gut und Böse hat aufgehört. Freilich, wie kommen wir je dazu ihn zu machen? Weil wir mehr sind als das Ergebniß blindwaltender selbstloser Atomkräfte, vielmehr einheitlich selbstseiende realideale Wesen.

Sehr anziehend sind die Vorträge: Geld und Geist, Bildung und Glück. Der materielle Zug unsrer Zeit erhält sein Recht und seine Grenze. Die Männer des Geistes werden darauf hingewiesen, daß sie in ihrer Arbeit selbst schon einen edlen Lohn haben, und sich dem Fabrikanten oder Kaufmann gegenüber in Hinsicht auf Geldgewinn bescheiden sollen. Es wird betont, daß das Geld ein nothwendiges Mittel zum Leben ist, aber seinen Werth erst durch die Art erhält, wie man das Leben nimmt. „Den Glücksdurst — bemerkt Schopen-

hauer mit Recht — stillt der Mensch so wenig durch Reichthum wie den leiblichen Durst durch einen Trunk Seewasser; sein Durst nimmt zu je mehr er trinkt, statt der Befriedigung neue Pein. — Den Glücksdurst des Menschen vermag dauernd nur ein Trunk aus dem reinen Quellwasser der Ideale menschlichen Gemüths und menschlichen Geistes zu stillen. Nur wer an diese Quelle geht, aus diesem Born schöpft, findet das höchste Glück, welches auf Erden die Menschenseele genießen kann. Ein solcher Trunk labt und erfrischt die Seele, befriedigt sie und wird doch, noch so oft genossen, wie das reine Quellwasser der Mutter Erde, nie zum Ueberdruß. Hier auf diesem Boden des Ideals liegen die unvergänglichen Güter der Menschheit, die reiche Erbschaft der Jahrtausende, die Jahrhundert um Jahrhundert ohne Abzug mehrt." Wenn man diese Güter für Illusionen erklärt, dann ergibt sich der moderne Pessimismus als die nothwendige Folge, sagen wir grad heraus: als die nothwendige und heilsame Strafe. Denn wäre der Mensch nichts als ein Sinnenwesen, dann wäre er das unvollkommenste und unglücklichste Thier, weil sich in ihm Illusionen entwickelten, die ihm das Genügen am Irdischen und an sich selber rauben, weil neben dem leiblichen Schmerz auch Seelenleiden schwerster Art ihn heimsuchen; er sieht den Tod vor Augen, und betrauert oder fürchtet den Verlust der Seinen. Von all dem sind die Thiere frei. Indeß mir scheint es, daß gar Mancher den Pessimismus als Modesache mitmache, und sich ganz wohl bei dem phrasenhaften Gebrauch der Sätze finde, welche tiefere Gemüther aufgestellt. Gingen diese noch tiefer, so würden sie den Menschen als ethisches Wesen erfassen, das die Liebe und der Schmerz zugleich erziehen und zum Bewußtsein seiner idealen Bestimmung bringen.

M. Carriere.

Vom deutschen Reichstag und vom preußischen Landtag.

Berlin, 23. Januar 1876.

Am 19. Januar hat der Reichstag die Sitzungen nach den Weihnachtsferien wieder aufgenommen. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen hat zunächst die Strafgesetznovelle gebildet, und zwar derjenige Theil derselben, welcher zur Vorberathung an eine Commission überwiesen worden. Die zweite Lesung dieses Theiles ist in dieser Woche noch nicht beendet worden, und ich

ziehe vor, über diese Verhandlungen später im Zusammenhang zu berichten. Ein solcher Aufschub empfiehlt sich umsomehr, als durch den gleichzeitigen Beginn der Landtagsverhandlungen die parlamentarische Woche ungewöhnlich reich gewesen ist, und der Berichterstattung einen Stoff zugeführt hat, der für Einen Brief fast zu lang ist. Ich wende mich also zum Landtag, der am 16. Januar eröffnet wurde.

Die Arbeiten, welche die Thronrede der beginnenden Session, der letzten der laufenden Legislatur, in Aussicht stellt, sind: eine Städteordnung für die fünf Provinzen der Kreisordnung von 1872 und der Provinzialordnung von 1875; ferner ein Gesetz zur Regelung der Competenz der verschiedenen Verwaltungsbehörden in denselben Provinzen; ferner ein Gesetz über die Einrichtung der Provinz Berlin; ferner eine Wegeordnung; ferner Gesetze zur Ausdehnung der Agrargesetzgebung auf die neuen Provinzen; ferner ein Ansiedlungsgesetz für die östlichen Provinzen; ferner ein Gesetz über Rechtsverhältnisse der in der Land- und Forstwirthschaft beschäftigten Arbeiter; ferner ein Gesetz zur Vervollständigung des Waldschutzes. An dieser Reihe von Gesetzvorlagen schließen sich zuletzt zwei Vorlagen von alle vorhergehenden Gesetzentwürfe übertreffender Wichtigkeit: nämlich die staatsgesetzliche Genehmigung der evangelischen Kirchenverfassung und die Regelung des staatlichen Aufsichtsrechtes über die Vermögensverwaltung in den katholischen Diöcesen.

Am 17. Januar wählten das Herrenhaus sowie das Abgeordnetenhaus jedes seinen Vorstand. Das Herrenhaus bestätigte sein vorjähriges Präsidium, im Abgeordnetenhaus wollte Abgeordneter Windthorst dieselbe Bestätigung herbeiführen, als Abgeordneter Löwe, erster Vicepräsident des Hauses in der vorjährigen Session, seine Nichtwiederannahme dieses Postens erklärte, wahrscheinlich veranlaßt durch den Umstand, daß er wenigstens im Reichstag nicht mehr der Fortschrittspartei angehört. Statt Löwe's wurde, jedenfalls durch vorher von der Fortschrittspartei festgestellte Candidatur, Dr. Hänel zum ersten Vicepräsidenten gewählt; als zweiter Vicepräsident wurde Graf Bethusy-Huc bestätigt.

Am 18. Januar brachte der Finanzminister im Abgeordnetenhaus das Staatshaushaltsgesetz für 1876 ein und begleitete die Vorlage mit dem üblichen Erläuterungsvortrag. Die wirthschaftliche Stagnation von 1875 hat mehrere Einnahmeposten dieses Jahres beeinträchtigt, während andere dafür einen überraschenden Aufschwung zeigen. Die Veranlagung der Klassensteuer für 1876 stimmt mit der Veranlagung des Vorjahres überein, obwohl die Sätze für die einzelnen Stufen ermäßigt worden. Da das Gesammtaufkommen aus der Klassensteuer bekanntlich contingentirt ist, so folgt aus dem Umstand, daß dasselbe Aufkommen bei mäßigeren Sätzen erreicht wird, die Thatsache, daß die Zahl der Klassensteuerpflichtigen sich erhöht haben muß.

Nun entsteht die Frage: ist die Vermehrung der Zahl eingetreten durch Aufsteigen der untersten wirthschaftlichen Stufen zur Klassensteuerfähigkeit, oder durch Herabsinken bisher einkommensteuerpflichtiger Steuerzahler zur wirthschaftlichen Stufe der Klassensteuer. Erfreulicherweise konnte der Finanzminister erkären, daß die Vermehrung der Klassensteuerpflichtigen nicht durch Herabsinken erfolgt ist, denn auch die Zahl der Einkommensteuerpflichtigen hat sich vermehrt. Daraus folgt allerdings noch nicht, daß auch der Ertrag der Einkommensteuer sich vermehrt hat; denn es könnte immer noch sein, daß viele bisher zu hohen Stufen Eingeschätzte zu niedrigeren Stufen haben eingeschätzt werden müssen. Indeß weist die Gesammtveranlagung der Einkommensteuer für 1876 eine kleine Erhöhung auf im Belaufe von 1,300,000 Mark.

Dürfte man das Budget für 1876 als für sich bestehend betrachten, so würde man keinen Anlaß zur Besorgniß finden. Bekanntlich hat aber der Reichstag das Defizit für 1876 nur durch Anweisung älterer angesammelter Bestände zur Bestreitung der laufenden Jahresausgaben decken wollen. Für 1877 wird also das aus den laufenden Reichseinnahmen keinesfalls bestreitbare Ausgabequantum durch eine erhebliche Vergrößerung der Matrikularbeiträge gedeckt werden müssen. Die Frage ist also: wie wird der preußische Staat, den jede Erhöhung der Matrikularbeiträge mit der größten Summe trifft, der zu erwartenden Anforderung des Reiches genügen können? Der Finanzminister konnte nicht umhin, diese Frage zu berühren. Er erklärte indeß, daß er trotz dieser bevorstehenden Frage keinen Anstand genommen habe, Mehrverwendungen für innere Zwecke des preußischen Staates im Haushalt für 1876 in Vorschlag zu bringen. Herr Camphausen fügte hinzu, daß er sich auf die Vertreter des Landes verlasse, dieselben würden später mit der Regierung die Sorge zur Beschaffung der erforderlichen Einnahmen übernehmen. Es ist angezeigt, den Leser an die Rede zu erinnern, welche der Finanzminister am 20. November v. J. im Reichstag in seiner Eigenschaft als Bundesbevollmächtigter hielt. Bei jener Gelegenheit versicherte er, es sei durchaus nicht die Rücksicht auf den preußischen Haushalt, welche ihn veranlasse, die Vermehrung der Reichseinnahmen durch die in Vorschlag gebrachten neuen Reichssteuern — Erhöhung der Brausteuer und Börsensteuer — zu befürworten. Herr Camphausen fügte damals hinzu, das Wort „unmöglich" stehe nicht in seinem Wörterbuch oder doch nur mit so kleinen Buchstaben, daß er es mit seiner gewöhnlichen Brille nicht lesen könne. Er wollte also sagen: auch die größte Forderung von Seiten des Reichs an den preußischen Haushalt werde ihn nicht in Verlegenheit bringen, vielmehr werde er die Mittel finden, jeder solchen Forderung zu begegnen.

So erfreulich nun solche Zuversicht ist, so sind wir leider nicht im

Stande, dieselbe zu theilen. Mittel irgend welcher Art kann man am Ende immer finden. Das ist es nicht, was wir bestreiten. Wir bestreiten aber, daß die Nothwendigkeit, großen und schwankenden Forderungen des Reichs zu begegnen, für den preußischen Haushalt ohne Schaden zu verwinden sei, und noch übler erscheint uns der Einfluß solcher Nothwendigkeit auf die deutsche Nationalwirthschaft. Denn für diese letztere giebt es wenig Maßregeln, die so schädlich wirken müssen, als wenn der größte Partikularstaat, also wenn Preußen genöthigt wird, indirekte Steuern von partikularer Geltung einzuführen. Und doch wird keine noch so starke Aeußerung der Zuversicht des Herrn Camphausen Jemanden überzeugen können, daß die preußische Finanzverwaltung den wachsenden Matrikularbeiträgen anders genügen könne, als durch das Mittel der partikularen indirekten Steuern. Das ist eben der verderbenbringende Fehler der Matrikularbeiträge, daß sie nur aufzubringen sind durch eine verderbliche Besteuerung, welcher sich die Einzelstaaten bedienen müssen. Es wäre uns also viel lieber gewesen, Herr Camphausen hätte jene auch in anderer Beziehung so unglückliche Rede vom 20. Nov. nicht gehalten, und hätte dafür in der Rede vom 18. Januar als preußischer Finanzminister erklärt, der preußische Haushalt vertrage keine weiteren Matrikularbeiträge; das Reich müsse, um dieselben entbehren zu können, sein System der indirekten Steuern ohne Verzug ausbilden.

In der Sitzung vom 21. Jauuar erledigte das Abgeordnetenhaus die erste Lesung des Staatshaushaltes. Es wurde beschlossen, die zweite Lesung oder Einzelberathung wie bisher im Plenum auf Grund mündlicher Berichterstattung über bestimmte Budgetgruppen vorzunehmen, obwohl ein Theil des Hauses den Wunsch hatte, das Budget diesmal an eine Commission zu verweisen, damit die für die Dauer des Reichstages bevorstehende Vertagung des Landtags möglichst erfolgreich für die Arbeiten des letzteren benutzt werde. In diesem Wunsche fanden sich seltsamerweise zusammen das Centrum, die Altconservativen und die Freiconservativen. Indessen hat diese zufällige Uebereinstimmung keinen politischen Grund gehabt.

Die Sitzung vom 21. Januar hat durch eine bei der ersten Lesung des Haushaltes nur zufällig berührte Frage eine gewisse Bedeutung nicht erfreulicher Art erhalten. Die von uns an dieser Stelle niemals belobte Maßregel der Uebergabe besonderer Verwaltungsfonds an die Provinzen hat zu der Bestimmung des Dotationsgesetzes von 1873 geführt: es sollten die zu überweisenden Fonds am 2. Januar 1876 den Provinzen ausgehändigt, bis dahin auf deren Rechnung verwaltet und zu diesem Zweck zinsbar angelegt werden. Nnn hatte die Staatsregierung diese Fonds in Eisenbahnprioritäten angelegt und eine Uebersicht der Anlage dem Abgeordnetenhause zugestellt. Man weiß, wie ungünstig der Cours von Eisenbahnprioritäten sich in neuerer

Zeit vorläufig gestellt hat. Gegen Ende des vorigen Jahres sanken dieselben aber an der Berliner Börse noch unter das gewohnte Maß. Der 2. Januar, welchen das Dotationsgesetz von 1873 in Folge nachlässiger Berathung als Ueberweisungstag festgesetzt hatte, war ein Sonntag. Am 3. Januar gingen die Course der Eisenbahnprioritäten an der Berliner Börse ganz plötzlich in die Höhe. Nun fragt sich, welcher Cours soll für die Ueberweisung gelten: der vom 31. December oder der vom 3. Januar. Dem Gesetz, dessen nachlässige Fassung eine Unmöglichkeit verlangt, entsprechen beide Tage nicht. Weit wichtiger ist aber die Frage: wer hat am 31. December die Course geworfen, und wer am 3. Januar getrieben? Als Werfer bezeichnet man solche Börsenoperateure, die den Finanzminister gern chicaniren möchten, und er hat solcher Gönner genug, nicht etwa durch seine Fehler, sondern durch seine Verdienste. Wer aber der Treiber gewesen, dem wollte man im Abgeordnetenhause gern auf den Grund kommen, ohne es am 21. Januar zu erreichen. Der Finanzminister stellte jeden Einfluß seinerseits in Abrede, meinte aber, daß ein ähnliches Vorgehen nicht in allen Fällen für unberechtigt gelten könne.

Wir halten dafür, daß es ein unverzeihlicher Fehler war, die Ausantwortung großer Summen nach Tagescours zu bestimmen. In diesen Fehler theilen sich die Abgeordneten mit dem Finanzminister. Verständigerweise sollten die Urheber des Fehlers sich nun auch in die Folgen desselben theilen und einander nichts vorwerfen. Der Fehler des Finanzministers ist, daß er jene Gesetzesbestimmungen nicht zurückwies. Daß er oder eine ihm untergebene Behörde sich nicht gefallen lassen wollte, die Staatsfinanzen dolos beschädigt zu sehen, und gegen verbotene Waffen sich mit verbotenen Waffen wehrte, darin erblicken wir zwar keine großartige Haltung, aber wir können auch kein absonderliches Verbrechen darin entdecken. Es steht jedoch dahin, ob die Sache mit dem Mantel der Liebe zugedeckt wird, wie sie es ertrüge. Vielmehr rast der See und will ein Opfer haben.

Die Sitzung vom 21. Januar war interessant, aber unerfreulich, dafür war die Sitzung vom 22. Januar, welche vorläufig bis zum erfolgten Schluß des Reichstags die letzte bleiben wird, interessant und erfreulich. Seit dem am 18. December v. J. erfolgten Schluß der Generalsynode hatte verlautet, die Generalsynodalordnung werde ganz so wie die Ordnung der unteren Synodalstufen im Jahre 1873 zunächst vom König als kirchliche Ordnung, verkündigt, alsdann dem Landtag zur staatsgesetzlichen Sanction vorgelegt werden, soweit solche nöthig. Als dieser Weg von den Blättern fortschrittlicher Richtung immer heftiger bemängelt wurde, brachte das Organ der freiconservativen Partei, „die Post," am 10. Januar einen Leitartikel, worin sie aus den stenographischen Berichten der Generalsynode nachwies, daß der Cultus-

minister den bemängelten Weg mit den bestimmtesten Worten der Generalsynode angekündigt und mit Beziehung auf die letzten Bestimmungen derselben zugesagt habe. Daraus entnahm die Fortschrittspartei, wie es scheint, Veranlassung zur Anmeldung einer Interpellation: ob die Absicht bestehe, die Generalsynodalordnung als landeskirchliches Gesetz vor erfolgter Zustimmung des Landtags zu verkündigen, und einseitig diejenigen Punkte zu bezeichnen, für deren Feststellung der Landtag mitzuwirken habe. Am 22. Januar sollte diese Interpellation vorgetragen werden, und am 21. Januar Abends bringt „der Staatsanzeiger" die königliche Verkündigung der Generalsynodalordnung als Kirchengesetz. Damit war die Interpellation, sofern sie die Absicht der Regierung erfragen wollte, beantwortet. Herr Virchow, als Anwalt der Interpellation, erklärte indeß, instinctiv habe er der ersten nunmehr erledigten Frage eine zweite erst zu beantwortende hinzugefügt, die ihm das Recht gebe den Gegenstand zu behandeln. Die zweite Frage begehrte Auskunft, ob die Regierung einseitig die dem Landtag behufs dessen einzuholender Zustimmung zu unterbreitenden Punkte bezeichnen wolle. Herr Virchow verbreitete sich nun ausführlich über das landesherrliche Kirchenregiment, dem er jede rechtliche, jede verfassungsmäßige Existenz absprach. Nach Herrn Virchow — so muß man seine Auffassung der Sache sich denken — nehmen die preußischen Staatsbürger jetzt das Naturrecht in Anspruch, das man ihnen seit Anbeginn der Menschheit entzogen oder verborgen, sich eine Religion und Kirche, Jeder allein oder mit Mehreren nach ihrem Gutdünken einzurichten; und vor diesem Naturrecht muß jede historische Kirchengestaltung sofort verschwinden. Es ist die Lehre vom contrat social angewendet auf die Kirche. Bei dieser Anwendung betrachtet Herr Virchow sich, nach seinen eigenen Worten, als Hüter jeder einzelnen Gewissensfreiheit. Das landesherrliche Kirchenregiment kann er sich nur als Caesaropapismus denken.

Wir müssen sagen, daß Herr Virchow als Vertreter eines immerhin verbreiteten Standpunktes zum Verständniß dieses letzteren sehr belehrend und charakteristisch gesprochen hat. Die Rede aber, mit welcher der Minister Falk auf die Interpellation entgegnete, war geradezu eine Meisterleistung. Unseres Erinnerns hat Dr. Falk einen gleich glücklichen parlamentarischen Tag kaum gehabt, und mit rechter Aufrichtigkeit wünschen wir ihm noch viele gleiche Tage. Bei Wiedergabe der Rede müssen wir uns auf den Hauptpunkt beschränken. Der Cultusminister bemerkte: bei Verkündigung der Kirchenordnung von 1873 und bei ihrer nachträglich erforderten staatsgesetzlichen Genehmigung habe das Abgeordnetenhaus den eingeschlagenen Weg völlig correkt gefunden. Warum solle der nämliche Weg jetzt nicht correkt sein? Man verweise auf die inzwischen erfolgte Aufhebung des Artikel 15. Aber nimmermehr könne Jemand dieser Aufhebung die Folge beimessen, daß nun die anerkannten religiösen

Genossenschaften alle Rechte eigner Gestaltung verloren haben. Der Sinn der Aufhebung sei nur und könne nur sein, daß die Staatsgesetzgebung die Schranken ihres Eingreifens in kirchliche Dinge lediglich sich selbst zu ziehen ermächtigt ist, nicht aber verbunden, von außerhalb gezogene Schranken innezuhalten. Die evangelische Kirche habe also vor wie nach Aufhebung jenes Artikels das volle Recht, sich zu gestalten, mit der Bedingung, sich dem Staatsgesetz, soweit sie von demselben berührt werde, zu unterwerfen. Die Staatsregierung beabsichtige, der neuen Kirchenverfassung gegenüber durch Staatsgesetz ihre besonderen Cautelen zu nehmen und besondere Punkte derselben an bestimmte Bedingungen zu knüpfen. Wolle der Landtag diese Cautelen, diese Bedingungen ausdehnen, so stehe der Verhandlung darüber so wenig im Wege, wie bei jedem andern Gesetz. Der Wortführer der Interpellanten greift aber überhaupt den rechtlichen Bestand des landesherrlichen Kirchenregimentes an. Der Cultusminister wollte sich zu Gunsten dieses Bestandes nicht auf eine der bekannten kirchenrechtlichen Theorien berufen, sondern auf die dreihundertjährige historische Thatsache. Er erinnerte an die große kirchliche Bekundung des landesherrlichen Regimentes durch den Aufruf zur Union von 1817. Will man aber dieses Regiment für unvereinbar erklären mit der individuellen Religionsfreiheit, so hat es von dieser Seite eine Bestätigung erhalten, wie man sie nur verlangen kann, durch die Wahlen zur Kirchenordnung von 1873 und durch die außerordentliche Generalsynode. Die evangelische Gesammtgemeinde der acht preußischen Provinzen hat also der Kirchenordnung von 1873 und von 1876 zugestimmt. Zum Schluß betonte der Minister nochmals, daß die Staatsgesetzgebung formell unbeschränkt sei, in die ihr zur Genehmigung vorliegende Kirchenverfassung einzugreifen; aber die Gesetzgebung sei gebunden an die materielle Schranke durch den Gerechtigkeitssinn und die Weisheit der Gesetzgeber. Durch Beachtung dieser Schranke werde das Haus mit der Regierung einig werden über das staatliche Gesetz zur Genehmigung der Generalsynodalordnung. So der Minister.

Herr Virchow konnte nicht umhin, die Klarheit und Correktheit der Darlegung anzuerkennen. Auf die Besprechung der Interpellation verzichtete er jedoch nur mit Rücksicht auf die eintretende Vertagung des Hauses. Denn einzelne Punkte der ministeriellen Erklärung blieben ihm anfechtbar. So der Schluß von der Zulässigkeit der landesherrlichen Kirchenordnung von 1873 auf die von 1876. In der ersteren habe der Landesherr nur provisorisch, vermöge einer alten Tradition, gehandelt, in der letzteren sich als definitive Obrigkeit, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, constituirt.

Um dies zu verstehen, erinnern wir nochmals an den contra social. Herr Virchow geht aus von dem Naturrecht der individuellen Religionsfreiheit. Dieses Recht, abgesehen von seinem Ursprung, der nicht in der Natur,

sondern in der Cultur liegt, ist in der preußischen Verfassung anerkannt, welche allen Preußen das Recht verbürgt, sich in Religionsgesellschaften zu vereinigen, in Sachen der Religion ohne Folgen für die staatsbürgerlichen Rechte zu denken und zu handeln, wie sie wollen. Allein damit ist Herr Virchow nicht zufrieden. Gerade wie der Verfasser des contrat social die politische Souveränität für unveräußerlich erklärt, so Herr Virchow die kirchliche. Wer sich in Sachen der Kirche dem Papste oder der landesherrlichen Obrigkeit unterwirft, der muß nach Herrn Virchow durch Zerstörung solcher objectiven Organismen selbst wider Willen befreit und zum Gebrauch seiner unveräußerlichen Rechte gezwungen werden. Er darf nur einer kleinen übersichtlichen Religionsgesellschaft angehören, deren Beschlüsse dem Willen jedes Einzelnen gemäß sind oder so nahe als möglich bleiben. So Herrn Virchow's Theorie, von der man wenigstens sagen muß, daß die Schwierigkeiten ihrer praktischen Verwirklichung es mit jeder andern aufnehmen. Diese Lösung der kirchlichen Frage leicht zu finden, wäre eine erstaunliche Täuschung, und doch mag sie vorkommen.

Das Haus der Abgeordneten, wenn es die evangelische Kirchenverfassung zu genehmigen hat, wird wohl nicht nach der Theorie des Herrn Virchow beschließen. Aber wie wird es beschließen? Im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher“ wird die Stellung des Landtags zur evangelischen Kirchenverfassung in der politischen Correspondenz besprochen, eine Besprechung, welche deshalb beachtenswerth ist, weil man darin eine einflußreiche Stimme aus der nationalliberalen Partei zu erkennen hat. Der Verfasser läßt die Frage, ob die Synodalordnung zu genehmigen sei, zwar noch unentschieden, würde aber seinerseits die Verwerfung vorziehen. *) Nur aus Rücksichten der Opportunität, „auf die Stellung von Personen, die für unsere innere Fortentwicklung nicht gleichgültig sind,“ würde sich ihm die Annahme empfehlen.

Und der Grund dieser Bedenken? — ist die Beschaffenheit der evangelischen Geistlichkeit. Der Verfasser will nicht die souveräne kirchliche Demokratie, wie sie ein Theil des Protestantenvereins will, er will auch nicht Herrn Virchow's auf den contrat social basirte, zum Independentismus gezwungene Lokalgemeinden, sondern er will allerdings etwas ganz Neues: nämlich die Fortdauer der landesgesetzlich bereits genehmigten Gemeindeverfassung von 1873, in den oberen Stufen aber die Fortdauer des büreaukratisch organisirten landesherrlichen Kirchenregimentes. Er will diesen Zustand so lange, bis durch die Bemühungen des Cultusministers und des Oberkirchenrathes eine Generation liberaler Theologen in das geistliche Amt gebracht worden. Dies ist einer der Fälle, wo Jemand, um bequem und sicher zu gehen, unter allen Pfaden den halsbrechendsten aufsucht. Die Stellung eines Cultusmi-

*) Und hat dies, nach den neuesten Nachrichten, auch in einer Fractionssitzung gethan.
D. Red.

nisters, der sich mit den Mitteln unumschränkter Verwaltung eine kirchliche Generation heranziehen soll, wäre so undankbar wie aussichtslos. Der Verfasser der Correspondenz erinnert selbst an die Niederlage des absoluten Staates gegen die päpstliche Hierarchie in den dreißiger Jahren und an die fast spielenden Siege des durch das Parlament die öffentliche Meinung lenkenden Staates über denselben Gegner. Alle bloß ministeriellen Entscheidungen über Lehrfreiheit, Cultus u. s. w. würden, und wären sie aus der Weisheit echtestem Born geschöpft, formell den Stempel unerträglich subjectiver Willkür tragen. Dagegen scheint uns die Furcht des Verfassers vor den Beschlüssen orthodoxer Majoritäten unbegründet. Solche Majoritäten mögen auf der Synode erscheinen, obwohl auch das nicht einmal gewiß ist. Aber wenn sie vorhanden sind, werden diese Majoritäten dennoch schwerlich auch nur in einem einzigen Falle den Geist der ernsten, die Religion umfassenden und bewahrenden Bildung zu verletzen wagen. Denn jede solche Majorität wird die Verantwortung scheuen, den Bestand der evangelischen Kirche selbst auf das Spiel zu setzen, der in jedem Augenblick gefährdet ist, wo die ernste Bildung der in sich unsichern Masse mit dem Beispiel des Austritts vorangeht. Und würde jemals ein solcher Beschluß gefaßt, so ist er doch wirkungslos, so lange das landesherrliche Kirchenregiment ihn nicht bestätigt. Die Befürchtung aber, welche der Verfasser auch vorbringt, der geistliche Stand könne seine Zahl auf den Synoden namentlich zu Gunsten seiner materiellen Lage mißbrauchen, diese Befürchtung, wünschten wir, hätte er Herrn Eugen Richter überlassen, der sie ja mit Trompetenstößen ausruft.

Wir behaupten mit voller Ueberzeugung, daß die Entscheidung über die evangelische Kirchenverfassung die wichtigste ist, welche noch in den Händen der nationalliberalen Partei gelegen hat, und daß sie die folgenreichste sein wird für die Stellung der Partei zu den Kreisen der Nation, auf welche immerdar das Meiste ankommt, wo es sich um den letzten Ausschlag dauernder Entscheidungen handelt. C — r.

Die Regelung des Landarmenwesens in Sachsen.*)

Von Theodor Landgraff.

Während die Neugestaltung der preußischen höheren Verwaltung die Provinzen zu Landarmenverbänden werden läßt, soll die umgekehrte Entwicke-

*) Grenzboten. 1870. IV. S. 386.

lung, die Bildung kleinerer Landarmenverbände, im Königreiche Sachsen sich vollziehen. Das nur gegen eine starke Bundesrathsminderheit, unter der auch Sachsen, zu Stande gekommene Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz trat im Juli 1871, zu einer Zeit ins Leben, wo ganz andere Aufgaben der Erledigung harrten. Mit Recht beschränkte sich der sächsische Gesetzgeber deshalb darauf, den Staat zum provisorischen Landarmenverbande zu bestellen und behielt die dauernde Regelung des Landarmenwesens der Zukunft vor. Dieses Vorgehen rechtfertigte sich noch aus einem andern Gesichtspunkte. Sachsen hatte keine vorgeschrittenen Verwaltungseinrichtungen, es fehlte ihm vor allem an einer selbstverwaltungsfähigen unteren Verwaltungseintheilung. Die Neugestaltung der sächsischen inneren Verwaltung stand erst bevor. Das Jahr 1874 hat Sachsen diese große Errungenschaft in der Hauptsache*) gebracht. Die neugeschaffenen Bezirke bewähren sich rasch als untere Verwaltungseintheilung, sie wollen als Grundlage der sächsischen inneren Verwaltung bei der dauernden Regelung des Landarmenwesens sorgfältig in Betracht gezogen sein. Eine weitgreifende Gestaltung wie die Bildung der Landarmenverbände kann überall nur im Rahmen des ganzen Verwaltungssystems erfolgen. Ob der dem Dresdener Landtage vorliegende Gesetzentwurf „zur Ausführung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz" dieser Anforderung schon entspricht, darf billig bezweifelt werden. Sucht sich der Entwurf mit der Aufgabe nicht mehr bloß abzufinden, als sie vom gestaltenden Standpunkte aus wirklich zu lösen?

Der sächsische Gesetzverfasser will einen neuen Weg einschlagen, den die Reichsgesetzgebung nicht geradezu untersagt, den sie trotzdem wohl nicht betreten wissen will. Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz (§ 8) trifft für die Bildung der Landarmenverbände unmittelbar keine Bestimmungen, stillschweigend setzt es die Befolgung des preußischen Vorgangs voraus. Die Landarmenverbände sind wie in Preußen einzurichten, sie müssen einer oder der andern Verwaltungseintheilung sich anschließen. Welcher, das ergiebt die Lage der Verhältnisse, es bleibt dem Belieben der Länder überlassen. Voraussichtlich werden auch die preußischen Provinzen nicht durchgängig die Landarmenverbände bilden. Weshalb soll am Ende Frankfurt am Main nicht weiter seinen eigenen Landarmenverband haben? Es ist wichtig, darauf gerade hier aufmerksam zu machen, da der sächsische Entwurf das Schicksal der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz im Ungewissen läßt, die eigene Stadtbezirke ausmachen. Der Entwurf sagt nur allgemein, daß die Bezirke „nach dem Verhältnisse ihrer Einwohnerzahl" die Landarmenlast tragen sollen, während die Landarmenverwaltung den Kreisen (Regierungsbezirken) zustehen und durch

*) Auf dem Papier. D. Red.

besondere, von den Kreisausschüssen zu wählende Landarmenbehörden besorgt werden soll. Ein gemischtes System wird damit beabsichtigt, das mit den Grundsätzen der Verwaltungsgesetzgebung von 1873 schwerlich im Einklange steht. Diese Gesetzgebung ruht auf der strengen Sonderung der höheren und niederen Verwaltung, sie beruht auf der Theilung der Verwaltungsbefugnisse zwischen der Unter- und Mittelinstanz. Der sächsische Gesetzverfasser will dagegen das Landarmenwesen den beiden Verwaltungen zusammen aufbürden, das Wechselverhältniß von Recht und Pflicht, worauf die Verwaltungseinrichtungen der Neuzeit gegründet, soll aufhören. Welchen Eindruck müßte es aber doch machen, die Landarmenlast, wäre sie nun groß oder klein, den Bezirken durch — Kreisausschußbeschluß auflegen zu sehen? oder daß die Landarmenbehörden die Beiträge der Bezirke verausgabten, ohne ihnen darüber Rechenschaft abstatten zu müssen? Die vorgeschlagene Regelung des sächsischen Landarmenwesens trägt das Wesen des Nothbehelfs an sich, während ein solcher Nothbehelf nichts weniger als geboten erscheint. Warum den Bezirken nicht auch die Landarmenverwaltung übertragen, da sie doch die Landarmenlast übernehmen sollen? warum die Bezirke nicht einfach ohne Weiteres und unmittelbar zu Landarmenverbänden erklären? Der sächsische Entwurf gesteht selbst zu, daß die Landarmenangelegenheiten eine größere Individualisirung verlangen, als ihnen gegenwärtig, wo der Staat Landarmenverband, zu Theil wird.

Zu große Individualisirung wäre von den Bezirksorganen nicht zu besorgen. Ihrem ganzen Geschäftskreise nach eignen sich diese Organe, die Amtshauptmannschaften, vorzüglich zur Besorgung der Landarmenangelegenheiten. Welcher Art sollte überhaupt die Zusammensetzung der Landarmenbehörde sein, die der Entwurf in Aussicht nehmen will? Schwebt da etwa eine provinzliche Entwickelung der Kreise vor, wie sie dem Gesetzgeber von 1873 wohl nicht in den Sinn kam? Oder hätte dem Gesetzgeber die Kreise nicht doch bloß zu Regierungsbezirken bestimmen wollen? Diese Frage muß sorgfältig geprüft werden, ihre Beantwortung entscheidet voraussichtlich über die Regelung des sächsischen Landarmenwesens. Selbst wenn die Frage zu bejahen wäre, ergiebt sich daraus nicht schon nothwendig die Subsistenz des in dem sächsischen Entwurfe vorgeschlagenen Systems. Der eigentliche staatsmännische Griff ist bei Ueberführung der sächsischen Bezirksarmenvereine in das Verwaltungssystem von 1873 zu thun. Der Entwurf spricht von Kreisanstalten, die es auch schon giebt. Weist die Gesammtentwickelung des höheren Armenwesens in Sachsen aber nicht auf Bezirksanstalten, allenfalls auf gemeinsame Anstalten von Bezirken hin? In beiden verbinden sich Bezirke („Kreise") mit bestem Erfolg zur Schaffung gemeinschaftlicher Anstalten. Die Verwaltung solcher Anstalten bietet auch keine besondern Schwierigkeiten, ver-

gegenwärtigt man sich nur, wie ihre Leitung einheitlich sein muß. Jedem Verwaltungsganzen eigene Anstalten schaffen zu wollen, käme leicht auf Formalismus, wohl auf Unmöglichkeiten hinaus. Es genügt, wenn die nothwendigen Anstalten so oder so zur Verfügung stehen und man darf vertrauen die trefflichen Schöpfungen des sächsischen Voluntarismus der sechsziger Jahre dem Verwaltungssysteme von 1873 sich einpassen und gern einpassen zu sehen.

Die sächsischen Kreise können ihrer Größe wegen die Landarmenlast vielleicht besser übertragen und überwälzen, das spricht nicht unbedingt für die Gestaltung der Kreise als Landarmenverbände. Diesem möglichen Uebelstande wäre durch Zuschüsse an die Bezirke aus Kreis-, lieber noch aus Landesmitteln zu begegnen, wie das Reichsgesetz (§ 8) sie ausdrücklich versucht. Der sächsische Entwurf erkennt die Nothwendigkeit einer außerordentlichen Staatsbeihülfe für den ersten Anfang wenigstens an. Die Reichsgesetzgebung in ihren Wirkungen auf diese Weise zu mildern, empfiehlt sich mehr, als Aenderungen in derselben anzustreben, die dann neue Mängel zum Vorschein kommen lassen. Daß die Bezirke die Landarmenangelegenheiten unschwer ohne weiteren Aufwand mitzubesorgen vermögen, verdient hervorgehoben zu werden, wenn es auch von keiner tonangebenden Bedeutung erscheinen kann.

Bei der Beurtheilung des sächsischen Entwurfs, wie bei den allgemeinen Erwägungen über die dauernde Regelung des sächsischen Landarmenwesens, ist der gestaltende Gesichtspunkt voranzustellen. Die Bezirke („Kreise") bilden seit Jahren in Baden die Landarmenverbände, ohne wesentliche Mängel bemerkbar zu machen. In Sachsen würden die Dinge bei der gesteigerten Leistungsfähigkeit der Bezirksverwaltungsorgane der Amtshauptmannschaften, gewiß noch viel günstiger sich gestalten. Die Entwickelung der sächsischen Kreise zu Landarmenverbänden bietet manches Verlockende dar, sie kann besonders einer Art großstaatlicher Regung reizend vorkommen: den herrschenden Anschauungen sind solche Trugauffassungen fern. An der gegenwärtigen Form der sächsischen Kreise soll und darf nicht gerüttelt werden, die Kreisausschüsse leisten unleugbar gute Dienste. Die Bezirke sind das Organ der sächsischen inneren Verwaltung, auf dessen Durchbildung überall und immer hinzuarbeiten ist. In Betreff der Gestaltung und Bestimmung der höheren Verwaltung dürfen in Deutschland die Ansichten keineswegs für abgeschlossen gelten, die früheren Verhältnisse wirken nach, sie hindern die reine unbefangene Erfassung des gegenwärtigen Berufs der deutschen höheren Verwaltung. Der bedeutsamen Aufgabe, welche der sächsische Gesetzgeber bei der dauernden Regelung des Landarmenwesens sich gestellt sieht, ist nur gerecht zu werden, wenn der neue Beruf der sächsischen höheren Verwaltung scharf und unbe-

irrbar ins Auge gefaßt wird. Das Reich gewährt für die Verwirklichung seiner Gesetzgebung den Ländern weiten Spielraum: dieser Spielraum darf nicht Launen und Widerneigungen als Tummelplatz dienen. Die Länder müssen die Reichsgesetzgebung im Geiste des Reiches verwirklichen und die Erfahrung lehrte bisher immer, wie mit der Pflicht auch der Vortheil der Länder zusammentraf.

Die neuesten Depeschen Bismarck's gegen Arnim.

Vielfach wird die Meinung geäußert, die beiden Depeschen des Kanzlers an den Kaiser gegen Arnim, welche der Staatsanzeiger veröffentlichte, hätten bereits beim Erscheinen der Broschüre pro nihilo enthüllt werden sollen. Man erweise dem Mutterland der deutschen Kronprinzessin dieselbe Bevorzugung, wie englischen Correspondenten gegenüber Deutschen im Felde, u. s. w., wenn man jetzt, wo eine englische Uebersetzung des Züricher Pamphlets — zu dem sich immer noch kein Verfasser mit offnem Visir gefunden — veranstaltet werde, diese Depeschen veröffentliche; während man sie dem deutschen Publikum beim Erscheinen der deutschen Ausgabe vorenthielt.

Wir können uns diesem Tadel nicht anschließen. Das deutschgedruckte Pamphlet pro nihilo hatte von Haus aus nur auf die Anerkennung der Reichsfeinde in Deutschland zu rechnen. Die große Masse der deutschen Leser mußte bei der in Deutschland allgemein verbreiteten Kenntniß der eigenen Zustände, und der beiden Männer, um die es sich handelte, aus der Brandschrift ein Urtheil über den Grafen Arnim gewinnen, welches der Züricher Anonymus nicht im entferntesten erwartete. Und das ist geschehen, lange bevor die Broschüre confiscirt wurde. —

In England liegt die Sache anders. Hier hat die Anonymität bei politischen Wageschriften seit den Tagen der Juniusbriefe immer einen besonderen Kitzel erregt. Daß der arme, in Deutschland verfolgte Verfasser, sich an das gastliche Asylrecht Englands und Irlands wendet, war eine gutberechnete Speculation auf die ehrenwerthe Denkweise britischer Gentlemen, welche in continentalen, namentlich aber in deutschen Angelegenheiten zum Gipfel der Erkenntniß noch nicht gelangt sind. Denn das ist die große Mehrzahl der Bewohner des britischen Reiches.

Diesen britischen Ehrenmännern bietet der deutsche Kanzler durch die Veröffentlichung seiner beiden Depeschen die Gelegenheit, sich an ihren eigenen Begriffen von Ehre ein Urtheil über den Grafen Arnim zu fällen. In directer Anrede an den deutschen Kaiser, seinen Herrn, bezeichnet Fürst Bismarck den Grafen Arnim mit dem Namen, der in England dem Gentleman am tiefsten steht in der moralischen Scala, als liar, und weist nach, daß das Cabinet v. St. James genau so über den Grafen denkt, wie Fürst Bismarck.

Das ist die „Moral" der Depeschenenthüllung für England. Wir Deutsche haben dadurch einen Maßstab mehr zur Charakteristik unsres vormaligen pariser Botschafters und seiner deutschen Freunde gewonnen. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Zur Erinnerung an Heinrich Rückert.

Zu früh für die Wissenschaft, wie für das Leben, ist am 11. September des vergangenen Jahres in Heinrich Rückert, dem Breslauer Professor der deutschen Philologie und Literaturgeschichte, ein bedeutender Mann von uns geschieden, welcher zugleich einer der ältesten und treuesten Mitarbeiter der „Grenzboten", und ein standhafter Anhänger und Vertheidiger der von ihnen vertretenen patriotischen Grundsätze war. Mitten in seiner unermüdlich thätigen Laufbahn hat ihn der Tod ereilt. Noch im vergangenen Frühjahr, ein halbes Jahr vor seinem Tode, erschien die letzte Frucht seiner schriftstellerischen Arbeit, seine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Es ist seine Arbeitskraft um so bewunderungswürdiger, je mehr er schon seit Jahren mit störenden Körperleiden fortwährend zu kämpfen hatte.

Fortes creantur fortibus et bonis:

Dieser Horatianische Spruch trifft bei ihm zu. Er theilte diese schöpferische Arbeitskraft, diese unerschöpfliche Lebendigkeit und Fülle zuströmender Gedanken mit seinem Vater, dem Dichter Friedrich Rückert, nur daß seine Gedankenströme nicht aus dichterischen, sondern aus geschichtlichen Quellen sich ergossen. Er wurde dabei unterstützt durch ein auf dem treuesten Gedächtnisse beruhendes fast universelles Wissen, vermöge dessen er schon in frühen Jahren gern von seinen nahen Freunden als ein unschätzbares lebendiges Conversationslexicon benutzt wurde. Obgleich die dichterischen Arbeiten Friedrich Rückert's und die geschichtlichen Heinrich Rückert's verschieden genug an Charakter sind, so ist doch von der anderen Seite ein gewisser Zusammenhang beider unverkennbar. Nicht nur daß der Sohn seine sprachlichen Studien in Betreff der Entwickelung und Gestaltung der germanischen Sprachstämme ganz unter der Anleitung seines Vaters gemacht hatte: auch seine großartige Ansicht von der Gesammtentwickelung der Menschheit in der Weltgeschichte und der Stellung des deutschen Volkes innerhalb dieser Entwickelung ist derjenigen sehr ähnlich, welche die auf eine Weltliteratur hinzielenden dichterischen Arbeiten seines Vaters beseelte, und welche derselbe am deutlichsten in einem

Gedichte betitelt „Traum in der Johannisnacht“ ausgesprochen hat. Denn er vergrub sich eben so wenig, wie sein ebenfalls sprachforschender Vater, ungeachtet seiner genauen und kritischen Quellenstudien, allein und ausschließlich in diese, sondern strebte von ihnen aus empor zu jener höheren culturgeschichtlichen Ueberschau der universellen Menschheitentwickelung, welche die historischen Studien vorzugsweise fruchtbar und lehrreich zu machen geeignet ist. Aber auch denselben vollherzigen Patriotismus theilte er mit seinem berühmten Vater. Wie dieser einst mit den ihm zu Gebote stehenden Waffen poetischer Redekraft zur Zeit des Freiheitskrieges in die vaterländische Volksbewegung befeuernd eingriff, ohne ein directes öffentliches Auftreten: ähnlich hat Heinrich Rückert theils durch die Tagespresse, theils im persönlichen Umgange im Stillen außerordentlich viel zur Verbreitung liberaler und nationaler Gesinnungen beigetragen. Denn es gab keinen entschiedeneren Feind particularistischer Bestrebungen, keinen wärmeren Verfechter gemeindeutscher Volksinteressen, als ihn.

Er war der Erstgeborene unter seinen Geschwistern, und kam am 14. Februar 1823 in Koburg als ein schwächliches Kind zur Welt; man hatte schon früh Befürchtungen wegen seiner Brust. Dabei verhinderte den zehnjährigen Knaben ein zweimaliger Bruch seines linken Arms, welcher schlecht heilte, am Turnen und sonstigen körperlichen Uebungen den gewünschten Antheil zu nehmen. Indessen wuchs er rasch empor zu der großen schlanken Gestalt, die ihm immer eigen geblieben ist, und härtete sich später auch sehr gut ab, wurde namentlich ein vorzüglicher Fußgänger und guter Bergsteiger, war auch bei kindlichen Spielen einer der lebhaftesten, und entwickelte dabei ganz respectabele Kraft. Bei der Uebersiedelung seiner Eltern von Koburg nach Erlangen, wohin der Vater als Professor der orientalischen Sprachen zog, im Jahre 1826 wurde Heinrich mitgenommen, blieb aber daselbst nur bis zu seinem sechsten Jahr. Dann nahmen ihn seine Großeltern in Koburg zu sich. Der Großvater war der Archivrath Fischer, ein Adoptivvater der Mutter, einer geborenen Wiethaus. Die Großeltern lebten im Winter in Koburg, im Sommer aber in Neuses, ihrem eine kleine halbe Stunde von Koburg entfernten Landgute. Der Großvater war ein Mann von sehr einfachen Sitten, aber fein gebildet und von tiefem Gemüth, großer Gartenfreund und Pomologe; die Großmutter eine gescheute äußerst lebhafte Frau. Heinrich besuchte zuerst die Rathsschule, hernach das Gymnasium in Koburg. Im Sommer wanderte er früh von Neuses in die Stadt, blieb hier zu Mittag, und ging Abends nach Neuses zurück. Er blieb in Koburg bis zum Tode des Großvaters im Herbst 1837, und kam dann zu seinen Eltern zurück nach Erlangen aufs Gymnasium, an welchem Döderlein Rector war. Er fand sich nach kurzer Zeit gut in die neuen Verhältnisse, und behauptete immer den ersten oder

einen der ersten Plätze unter seinen Mitschülern. Dabei trieb er schon als Gymnasiast unter Anleitung seines Vaters, wie auch seines Lehrers am Gymnasium des Germanisten Frommann, Kirchen-, Literatur- und Kunstgeschichte, so wie auch sprachvergleichende Studien, welche er 1840 als Erlanger Student fortsetzte.

Nicht wenig trugen zu seiner frühreifen Entwickelung solche außerordentliche Hülfsmittel bei, wie sie ihm durch die väterliche Erziehung und den täglichen Verkehr des elterlichen Hauses mit geistvollen Männern geboten waren. Dazu kamen interessante und instructive Fußreisen, welche im kleinen schon im zwölften Jahre begannen, und sich in immer vergrößertem Maßstabe wiederholten. So wirkte mächtig anregend auf ihn eine Reise nach München, welche er als Gymnasiast um Ostern 1840 zusammen mit seinem Bruder Karl antrat. Sie blieben in München zwei Wochen, waren durch die Empfehlungen ihres Vaters in den Häusern von Thiersch, G. H. von Schubert, Schelling, Schnorr und mehreren anderen wohl aufgenommen, sahen alle Kunst- und Bauwerke, oft von künstlerischer Hand, wie von Schnorr und Schwanthaler, selbst geführt, ließen sich von kirchlichen Festlichkeiten der Charwoche hinreißen; so daß diese Eindrücke auf den früh entwickelten feinsinnigen Knaben sehr tiefe und bleibende sein mußten. Schon das Jahr zuvor hatte er mit seinem Bruder eine Tour durch Franken, Würtemberg, Heidelberg in die Rheinpfalz gemacht zu einem Onkel in der Nähe von Grünstadt, mit Ausflügen von dort nach Dürkheim und auf den Donnersberg, zuletzt über Worms, Mainz, Frankfurt, den Spessart und Würzburg nach Neuses zurück. Und nach überstandenem Abiturientenexamen, im August 1840, unternahm er mit seinem Freunde Fritsch eine Fußreise nach Oberitalien über München, Jnspruck, den Brenner, Botzen, Roveredo, den Gardasee, Verona, Gastein, Salzburg zurück nach Neuses. Dieses freilich wäre fast zu viel gewesen für den jungen Mann. Erschöpft und abgerissen kam er zurück; die Mutter weinte bei seinem Anblicke. Die Reisenden hatten zu große Touren gemacht und zu schlecht dabei gelebt. Doch erholte er sich bald wieder.

Nachdem er in Erlangen einen Jahrescursus absolvirt hatte, ging er im Herbst 1841 nach Bonn, wo er unter Lassen Sanskrit und Indische Alterthumskunde studirte, hierauf schon Ostern 1842 nach Berlin, wo er philologischen und geschichtlichen Studien oblag. Dabei waren Böckh, Ranke, Trendelenburg, Homeyer und Jacob Grimm seine Lehrer. Unterdessen war der Vater Rückert durch Friedrich Wilhelm IV. als Professor der orientalischen Sprachen nach Berlin gerufen worden, wohin er im Herbste 1841 zog, so daß Heinrich hier aufs neue von Ostern 1842 an mit seinem Elternhause zusammentraf. Dieser Umstand gab ihm zugleich Gelegenheit, sich in manche hochgebildete Kreise Berlins tiefer einzuleben, z. B. in das Winterfeld'sche

Haus, welches damals ein Mittelpunkt für die Pflege der classischen Musik war, und zugleich nebenbei genauere Blicke in das preußische Staatswesen zu thun, dessen Bewunderer und treuer Anhänger er von da an je länger je mehr geworden ist. Nachdem er sich im Herbste 1844 in Berlin mit einer Dissertation über den Erzbischof Ebbo von Rheims den Doctorgrad erworben hatte, habilitirte er sich zu Ostern 1845 in Jena als Docent für Geschichte und deutsche Alterthumskunde.

Diese Jenenser Zeit von seinem 22. bis 29. Jahre war eine reiche und bedeutungsvolle in seinem Leben, war seine eigentliche Entwickelungs- und Blüthezeit, wozu Jena als ein von frei strebenden und fortschrittslustigen Geistern immer vorzugsweise gern gewählter Wohnort wohl gerade der richtige Boden sein mochte. Hier herrschte ganz besonders damals jene scharfe politische und wissenschaftliche Bewegung der Geister, welche dem Revolutionsjahre 1848 voraus ging. Die Träger dieser geistigen Gährung und Unruhe waren in Jena besonders die jungen Docenten, und eben zu dieser Zeit stand in Jena das Institut des Privatdocententhums in voller Blüthe. Auch Rückert verschloß sich keineswegs dem fröhlichen, häufig von Humor übersprudelnden Treiben dieser Kreise, welche sich das junge Jena nannten und in einer Art von wissenschaftlichen Sturm- und Drangperiode lebten, worin sie gegen alles in ihrem Sinne Veraltete leidenschaftliche Opposition machten: so in der speculativen Philosophie zu Gunsten des Fries'schen Systems, für welches damals Schleiden und Apelt warben; in der Griechischen Mythologie zu Gunsten neuer Ansichten, welche Ludwig Preller zur Geltung brachte; in der Theologie zu Gunsten der von Tübingen ausgegangenen kritischen Richtung, mit welcher Hilgenfeld wetteiferte; in der Philologie zu Gunsten der von Rückert selbst betriebenen vergleichenden Linguistik; in der Pädagogik zu Gunsten der Pestalozzi'schen Lehrmethode, welche Stoy an seinem Knabeninstitut mit Erfolg handhabte; in der Botanik zu Gunsten der neuen Zellentheorie, in welcher Schleiden arbeitete; in der Medicin zu Gunsten einer exacteren Diagnose und in Opposition gegen die damals durch Kieser und Huschke vertretene Oken'sche Naturphilosophie. In solchem fröhlichen vielbewegten Treiben konnte Rückert sich recht in seinem Elemente fühlen. Hier schloß er dauernde Freundschaften mit jüngeren und älteren Genossen, welche sich von seinem geistvollen Umgange mächtig angezogen fanden, und zu denen sich der Schreiber dieser Zeilen selbst in erster Linie mitrechnet; hier begann seine reiche schriftstellerische Thätigkeit; hier übte er einen bedeutenden Einfluß auf die studirende Jugend aus. Zwar war die Art seiner Kathedervorträge weder jene sorgfältig formulirte und ausgearbeitete, noch jene rhetorische und einschneidende, womit man in der Regel große Zuhörerkreise fesselt. Er durfte sich nur einfach so gehen lassen, wie er war, damit man aus der Fülle seines Wissens immer reichlich

bei ihm lernen konnte; und so unterschieden sich seine mehr im Conversationston gehaltenen Vorlesungen vielleicht nur wenig von seinen sonstigen Gesprächen. Doch merkten die Studirenden bald genug, was sie an ihm hatten, und sammelten sich immer in erheblicher Anzahl um seinen Lehrstuhl. Eben so wurde er bald einer von den beseelenden Mittelpunkten im Kreise der gleichaltrigen Genossen, welche theils schon im Universitätslehramte standen, theils sich auf ein solches erst vorbereiteten. Er gab vermöge der hohen Bildung, durch welche er sowohl in Ansehung ihres so früh erworbenen Reichthums, als ihrer durch so viele glückliche Umstände begünstigten Vielseitigkeit die meisten seiner Altersgenossen weit überragte, den Ton an für ein geistig angeregtes Jugendleben, welches eben so sehr von der harmlosesten Heiterkeit durchdrungen, als von den tiefsten und ernstesten Interessen der Wissenschaft, Religion und Politik bewegt war. Zu seinen jüngeren Freunden und Genossen gehörten namentlich Hermann Schulze, Constantin Rößler, Stoy, Hilgenfeld, Domrich und andere. Nicht minder aber suchten auch ältere Gelehrte gern seinen näheren Umgang. So z. B. knüpfte sich durch die Interessen der schönen Literatur ein enges Band zwischen ihm und dem damals auf der Höhe seiner ausgebreiteten literarischen Wirksamkeit stehenden Professor der Literaturgeschichte O. L. B. Wolff. So verkehrte er im Interesse der Politik und des Völkerrechts mit dem diese Disciplinen damals in Jena vertretenden Geh. Justizrath Michelsen, mit welchem im Verein er auch den Jenaischen Verein für Thüringische Alterthumskunde begründen half, welcher seit der Zeit in jährlichen Veröffentlichungen die Früchte seiner Thätigkeit an den Tag gegeben hat.

Unterdessen trat das Revolutionsjahr 1848 ein, welches in Jena manche Unruhe und manchen Zwiespalt in die geselligen Verhältnisse brachte. Die Besorgniß vor Ueberfällen wild erregter Volkshaufen vom Lande her rief schleunig eine improvisirte Bürgerwehr unter die Waffen. Die bald darauf nöthig werdenden Parlamentswahlen drängten zu politischen Verbänden, den rudimentären Anfängen der heutigen Reichsparteien. In dem überhandnehmenden Gefühle allgemeiner Unsicherheit in den schwankenden öffentlichen Zuständen sah sich jedermann veranlaßt und verpflichtet, entschieden Partei zu ergreifen für die Sache, welche er für die dem Vaterlande am meisten Heil und Rettung verheißende hielt. In Folge dessen standen sich unvermuthet einerseits innig verbunden gewesene Freunde in feindlichen Lagern gegenüber, während sich andererseits Männer durch politische Interessen plötzlich an einander gekettet sahen, welche außerdem sich vielleicht niemals näher getreten wären. Rückert schloß sich mit Entschiedenheit an die Partei der Constitutionell-Liberalen an, und zwar an diejenigen unter ihnen, welche Preußen an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu stellen wünschten,

also die damals sogenannte kleindeutsche oder erbkaiserliche Partei, aus welcher später die der Nationalliberalen hervorgewachsen ist. Um sich besser in den Zeitumständen zu orientiren, reiste er sofort nach Berlin auf einige Tage, und sodann nach Frankfurt, wo er mehrere Monate zubrachte, um den Gang der Verhandlungen in der Nationalversammlung in der Nähe zu beobachten. Hier traf er zusammen mit Michelsen, welcher als Abgeordneter den Schleswig-Holsteinschen Kreis Hadersleben vertrat, so wie auch mit seinem väterlichen Freunde, dem Freiherrn von Stockmar, diesem in aller Stille so bewunderungswürdig fein und wohlthätig agirenden Gehülfen und Beistand von Prinz Albert, über dessen einflußreiche Thätigkeit wir durch die interessanten Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar, zusammengestellt von seinem Sohne Ernst von Stockmar (Braunschweig 1872) genauer unterrichtet sind. Weil Stockmar einer der genauesten Freunde seines Vaters war, so hatte Rückert hierdurch das Glück, Blicke in manche politische Vorgänge und Verbindungen werfen zu dürfen, welche den Augen gewöhnlicher Menschen in unzugänglichem Dunkel verborgen lagen. Auch hat er es immer bekannt, daß er diesem seinem väterlichen Freunde, welchen er seit lange von Koburg her kannte, die Grundlage und Richtung seiner politischen Bildung verdankte. Freiherr von Stockmar stand aber ganz entschieden auf Seiten der kleindeutschen Politik, und so blieb es nicht aus, daß Rückert in seinen Ansichten über die Nothwendigkeit von Preußens Hegemonie in Deutschland nur noch mehr gestärkt und befestigt von Frankfurt zurückkehrte. Uebrigens war es keinesweges etwa bloß aus Einfluß des väterlichen Hauses und seiner befreundeten Staatsmänner, daß gerade Stockmar's Ansichten so gewaltig bei ihm zündeten. Denn sobald er in jener Zeit nur das elterliche Haus in Neuses betrat, wo der Vater Rückert einer bei seiner Berufung nach Berlin eingegangenen Bedingung gemäß regelmäßig den Sommer zubrachte, so verfehlte er dort sicher nicht einen anderen eben so wohlbekannten und verdienten Staatsmann von entgegengesetzten Gesinnungen, nämlich den Freiherrn von Wangenheim, den Würtembergischen Exminister. Dieser, welcher als genauer Freund des Rückert'schen Hauses beständig in diesem aus- und einging, vertheidigte damals mit aller der jugendlichen sprudelnden Lebhaftigkeit, welche ihm bis in sein hohes Alter eigen blieb, die großdeutsche Theorie. Sein Plan für das deutsche Reich war die Trias, worunter er eine gleichschwebende constitutionelle Einigung von Preußen, Oesterreich und einem Bunde der kleineren Staaten zu einem organischen Ganzen verstand. Es erschienen freilich dem Vater Rückert nicht minder, als dem Sohne, die praktischen und handgreiflichen Gründe des schweigsamen Stockmar für eine preußische Hegemonie in Deutschland immer viel einleuchtender, als die idealen und schwärmerischen des beredten und enthusiastischen Wangenheim für seine ziemlich aussichtslose

Trias. Wangenheim hat in seiner hinterlassenen Schrift „das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849“ (herausgegeben nach seinem Tode von Michaelis. Stuttgart 1851) im Interesse seines Planes geschrieben, welcher bis tief in die alte romantische Periode hineinreichte, wo er als Curator der Universität Tübingen (1811) durch seinen freundschaftlichen Umgang mit Eschenmaier zum Naturphilosophen wurde, was er auch Zeit seines Lebens mit Eifer geblieben ist. Um so mehr fand Heinrich Rückert ohne Zweifel in sich den entschiedenen Antrieb, nicht in Wangenheim's, sondern in Stockmar's Fußtapfen zu treten. Hiermit hing es auch wohl zusammen, daß er bei einer Angelegenheit, welche damals die große Menge der Liberalen sehr in Feuer setzte, nämlich der Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche, sich ein wenig kühler verhielt, als die meisten anderen. Er vermochte sich nur gelinde zu erwärmen für eine Bevölkerung, welche sich so wenig entschieden in ihren Entschlüssen zeigte. Waren sie unbedingt entschlossen, deutsch zu werden, — so war seine Meinung — so mußten sie dem Könige von Preußen die Krone über ihr Land antragen; und er meinte, daß Preußen ihnen dann geholfen haben würde.

So harmlos und behaglich, wie vor dem Revolutionsjahre, gestaltete sich hinterher das Leben in Jena nicht wieder. Im Uebrigen wirkte die naturgemäß eintretende Reaction in der großen Politik auf das dortige Universitätsleben keineswegs ungünstig ein. Denn verglichen mit mancherlei hartem Druck, welcher anderswo auf Männern schwer lastete, die sich etwa durch Theilnahme am Stuttgarter Rumpfparlamente oder ähnliche Haltung hervorgethan hatten, herrschte im Weimarschen Lande durchweg ein milder und versöhnlicher Geist unter dem Regimente des weisen und liberalen Ministeriums Watzdorf; derselbe machte sich für die Universität insbesondere geltend durch den in demselben Sinne die Universitätsangelegenheiten erfassenden Curator Seebeck, welchem Jena späterhin auch unter anderm die wesentlichen Verbesserungen eines bisher entbehrten geräumigen Universitätsgebäudes und eines hinreichenden und stattlichen Bibliotheksbaues zu verdanken gehabt hat. Unter solchen günstigen Localzuständen trat das Gefühl von dem Nutzen freier geistiger Zufluchtstätten in Zeiten allgemeinen politischen Druckes ausnehmend stark und befriedigend hervor, besonders von dem Zeitpunkte an, wo auch die constitutionelle Partei in die Gefahr gerieth, von den in der großen Politik das Ruder führenden reactionären Gewalten für destructiv und unsittlich gehalten zu werden.

Mitten in jenen Tagen höchster politischer Aufregung und Spannung verlobte sich Rückert, dem Drange einer lange gehegten Neigung folgend, mit Marie Stein, unserer lieben Pflegetochter und Nichte. Sie war die älteste Tochter des in einer Typhusepidemie in der Festung Friedrichsort in Holstein

frühverstorbenen trefflichen Arztes und Menschen, Dr. Friedrich Stein, und seiner damals auch schon verstorbenen Ehefrau Ida Stein, geborene Eitzen. Der Wunsch Rückert's, seine Verlobte in seinem elterlichen Hause heimisch zu machen, ging sehr bald in Erfüllung. Denn er führte sie schon im Herbste des Jahres 1848 in Begleitung ihrer der Rückert'schen Familie von Berlin her befreundeten Angehörigen, seinen Eltern, Brüdern und Schwestern in Neuses zu, so daß sich dieselbe bald in dieser Familie als ein gern aufgenommenes und herzlich liebgewonnenes Mitglied einlebte. Auch verweilte sie das Jahr darauf vom Herbste 1849 bis zum Frühjahr 1850 im Schooße der Rückert'schen Familie in Neuses, woselbst der Vater Rückert, seiner academischen Wirksamkeit in Berlin enthoben, von jetzt an seinen dauernden Aufenthalt genommen hatte. Von dieser Zeit an betrieb Rückert den Vollzug seiner ehelichen Verbindung mit Nachdruck, immer durch die politischen Verhältnisse Störungen befürchtend. Ein maßgebender Ausspruch des Vaters hob die Bedenken: „Bis dahin hat mein Sohn Alles, was er unternommen hat, ehrenhaft und gut durchgeführt; wir müssen ihm also das Vertrauen schenken, daß es auch hierin der Fall sein wird. Wie er es bis jetzt gemacht hat, weiß ich nicht; auch nicht, wie er es künftig machen wird; aber das ist seine Sache." Und so heirathete Heinrich Rückert den 2. September 1850 als außerordentlicher Professor ohne Gehalt, dabei ohne Vermögen von beiden Seiten. Des Vaters Ausspruch bewahrheitete sich in der Folge. Rückert und seine Frau waren beide gute Haushalter. Sie hatten nicht nur immer ausreichend zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern auch noch etwas zum Erübrigen, konnten jährlich in bequemer Weise ihre Ferienreisen machen, und auch noch ihrer Neigung zur Wohlthätigkeit und Freigebigkeit willfahren.

Rückert bekam Ostern 1852 einen Ruf nach Breslau als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Hier setzte er sein in Jena begonnenes fleißiges schriftstellerisches Arbeiten neben seiner academischen Berufsthätigkeit fort. Dagegen gab er die geschichtlichen Vorlesungen, welche er in Jena noch außerdem gehalten hatte, auf und beschränkte sich in seinen Vorträgen auf Sprachwissenschaft und altdeutsche Literatur. Besonders auch gewann er durch die in seiner Wohnung angestellten Privatübungen viele junge Männer für sein Fach, indem er sie in deutsche Grammatik, Geschichte der deutschen Sprache und Literatur des Mittelalters einführte und hierbei zum gründlichen Arbeiten und selbstständigen Forschen anleitete. Seine Schüler rühmten immer seine große Bereitwilligkeit, mit welcher er zu ihrem Besten keinen Aufwand von Zeit und Mühe jemals scheuete. Auch war er in der Examinations-Commission für Gymnasiallehrer in Beziehung auf dieses Fach eine Reihe von Jahren hindurch thätig. So gründete er in Breslau eine germanistische Schule,

und übte hierdurch auf den höheren Lehrerstand Schlesiens einen bedeutenden Einfluß aus, wie es von einem Manne bezeugt wird, welcher in Beziehung auf seine Stellung an der Universität Breslau für den Bestunterrichteten gehalten werden darf, von seinem Breslauer Collegen und alten Freunde von Jena her, Herrn Geh. Justizrath Dr. Hermann Schulze in dessen trefflicher Erinnerungsschrift (Heinrich Rückert und das Dichterhaus zu Neuses. Breslau 1875), aus welcher wir eben dieses letztere Zeugniß über ihn entnehmen. Auch hat er sich dadurch dem Schlesischen Lehrerstande gefällig erwiesen, daß er zuerst in einer Reihe von Aufsätzen die Geschichte des Schlesischen Dialekts streng wissenschaftlich behandelt hat, wozu ihm Hunderte von ungedruckten Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert das Material lieferten (in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, und in Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie).

Als Schriftsteller war Heinrich Rückert sehr fruchtbar. Vom Anfange seiner Jenaischen Laufbahn an begann seine unermüdliche Thätigkeit in dieser Richtung. Er arbeitete schreibend, so wie lesend, mit einer bewunderungswürdigen Gespanntheit der Aufmerksamkeit, Raschheit, Ununterbrochenheit und Ausdauer. Er war ein Virtuose im Fassen, wie in der schnellen und übersichtlichen Verwerthung des Gefaßten, ein durchaus historisch angelegter Kopf, in dessen Gedankenkreisen der erstaunliche Reichthum des Gedächtnisses die Unterlage bildete für einen feinen und nur ungern die Nähe des Thatsächlichen verlassenden Verstand. Seine zahlreichen Schriften tragen den Charakter seiner geistigen Arbeit an der Stirn. Der Reichthum seiner fast universal zu nennenden Kenntnisse und die Fülle seiner daraus hervorquellenden geistvollen Ansichten und Lichtblicke brachte es mit sich, daß es ihm immer allein um die lückenlose Ausprägung des Inhalts, um die Sorge, daß nichts von dieser Fülle verloren gehe, zu thun war, weniger um die Form der Rede, welche in seinen Schriften daher manchmal vernachlässigt erscheint. Die Fülle der ihm zuströmenden Gedanken und Thatsachen war immer so groß, daß er sich genöthigt sah, jenes Moment darüber zurücktreten zu lassen. Das Schiff seiner Gedanken ging immer auf hoher See; es war niemals der Mangel, immer nur der Ueberfluß an Fahrwasser, was ihm hätte lästig werden können.

Außer den unzähligen werthvollen Beiträgen aus seiner Feder, womit er unablässig kleinere und größere Zeitschriften, sowohl politische als literarische, zu beschenken pflegte, zerfallen seine größeren Arbeiten in drei Classen:

Die erste bilden die kritischen Ausgaben und Bearbeitungen von Werken aus der mittelhochdeutschen Literatur, durch die er sich als einen gründlichen Kenner des deutschen Alterthums bewährt hat. Dahin gehört das Leben des heil. Ludwig, Landgrafen von Thüringen, des Gemahls der heil. Elisabeth,

eine Biographie, welche nach einer lateinischen Urschrift in einer altdeutschen Uebersetzung vorliegt, und von Rückert zum ersten Male herausgegeben und mit sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen begleitet wurde (Leipzig 1851). Diesem folgte ein Jahr später seine berühmt gewordene Ausgabe des Welschen Gastes des Thomassin Tirkler oder Thomas von Zirclaria, eines Gedichtes, welches ein Italiener aus dem Friaul um das Jahr 1215 in deutscher Sprache verfaßt hat, wobei er ein reiches Handschriftenmaterial verglich und mit scharfer Kritik bearbeitete (Leipzig 1852). Es folgte darauf die Ausgabe von des Bruders Philipp des Karthäusers Marienleben (Quedlinburg 1853), und später die Ausgaben des Lohengrin (Quedlinb. 1857) und noch mehrerer anderer mittelalterlichen Dichter. Auch sein letztes Werk, die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (Leipzig 1875), enthaltend im ersten Bande die Gründung der neuhochdeutschen Schriftsprache, im zweiten fortgehend bis auf Gottsched, schließt sich hier an.

Zu der zweiten gehören die erzählenden Geschichtswerke, welche in chronologischer Ordnung verfaßt sind, und sich zum Selbstunterricht für Jedermann eignen, nämlich die Annalen der deutschen Geschichte in drei Bänden (Leipzig 1848—1850), in zweiter Auflage als Deutsche Geschichte (Leipzig 1861), die Geschichte des Mittelalters (Stuttgart 1853) und der Neuzeit (1854).

Zu der dritten gehören die räsonnirenden Geschichtswerke, welche sich auch als die philosophischen bezeichnen lassen, indem er sich in ihnen der Besprechung seiner höchsten Lebensinteressen vom geschichtlichen Standpunkte aus im freien Räsonnement hingegeben hat. Diese sind: die Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Christenthum, in zwei Theilen (Leipzig 1853—1854), und das Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung, in zwei Theilen (Leipzig 1857).

In beiden Arten seiner Geschichtschreibung verfolgte er verschiedene Zwecke. Die erste dient dem Erlernen, die zweite dem Begreifen der Geschichte. Erlernt und begriffen werden soll aber seinem Dafürhalten nach die Geschichte nicht nur vom Fachgelehrten, sondern von jedem Gebildeten im Volke. Auch noch wieder in der Vorrede zu seinem letzten Werke spricht er die Forderung aus: Geschichte solle immer so geschrieben werden, daß sie allen denen, die innerhalb des höheren Bildungskreises der Zeit und der Nation stehen, allen, die die Fähigkeit haben, eine systematische Leistung der Geistesthätigkeit im Zusammenhange in sich aufzunehmen, die volle Möglichkeit biete, sie zu lesen und zu verstehen. Die Forderung exclusiver Vorbildung oder eines bloß aus eigentlichen Fachleuten bestehenden Publicums hebe den Begriff der wahren Geschichtschreibung auf. Wer Geschichte zu lernen hat, dem muß es aber vor allem darum zu thun sein, die reifsten und zuverlässigsten Resultate bisheriger Ge-

schichtsforschung in reichhaltiger und gedrängter fließender Erzählung mitgetheilt zu bekommen, eine Aufgabe, zu deren Lösung wohl nicht leicht ein geeigneterer gefunden werden konnte, als gerade er. Die allseitige Beherrschung der mannichfaltigsten, durch bisherigen gemeinsamen Fleiß erarbeiteten Stoffe im großartigen Ueberblick war eben die hervorragende Eigenschaft seines Talents.

Rückert's räsonnirende Geschichtswerke tragen einen von jenen erzählenden verschiedenen Charakter. Er hat in ihnen dasjenige angestrebt, was man eine Philosophie der Geschichte nennen darf, und was seiner geistigen Befähigung nicht minder entsprach. In der Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum hat er mit großer Beherrschung des Quellenmaterials und umfassender kirchengeschichtlicher Durchbildung ein lebendiges Culturbild aus dem fünften bis siebenten Jahrhundert herzustellen gewußt, in welchem uns zunächst besonders lehrreich vor Augen tritt, wie das Fortschreiten der Cultur im Großen und Ganzen damals, wie gewöhnlich, mit partiellen Rückschritten im Kleinen und Einzelnen erkauft wurde. Denn bei der Ausbreitung der südlichen Bildung im Norden drangen die welschen Laster und Bosheiten naturgemäß, zur Unterminirung alter und einfacher Sitten, weit rascher in die Volksmassen ein, als der schwerer faßbare Geist der höheren Culturstufe selbst. Damit dieser für die Ewigkeit triumphire, konnte jenes Mißgeschick für den Augenblick nicht vermieden werden. Höchst lehrreich wird uns diese Thatsache in ihrer Anwendung auf nahe liegende Culturvorgänge der Gegenwart, sobald man sie mit Rückert'schen Augen betrachten lernt. Doch bildet dieses Zugrundegehen heidnischer Sitte nur die Unterlage des historischen Zeitbildes. Sein wesentlicher Inhalt besteht in der Auseinandersetzung dessen, was das Christenthum in jener Zeit den germanischen Völkern geworden ist, und welche Bestandtheile an ihm es gewesen sind, die sie zu eigener Höherentwickelung aus ihm sich aneignen konnten und angeeignet haben. Rückert weiß sich, als selbst ein Urdeutscher, so vollkommen in die alten Vorfahren hineinzuleben, daß man die Richtigkeit seiner Beweisführungen sowohl mit dem ganzen Menschen fühlt, als mit dem Verstande begreift. Er weiß dabei tiefe Bewunderung und Ehrfurcht einzuflößen vor jenen Riesen der Culturarbeit, jenen klostergründenden Mönchen in den Ardennen, welche als die ersten sich die Wege im Urwalde bahnten, und nachdem sie in einer culturfähigen Lichtung des Waldes in ihren mühsam errichteten Blockhäusern den Anfang eines Klosters gemacht hatten, diese dem Ackerbau wie dem Gottesdienste geweiheten Stätten alsbald anderen Nachzüglern überließen, welche sich dort bleibend ansiedelten; dann aber selbst mit der Axt in der Hand weiter zogen, um immer neues Erdreich für neu nachkommende Anbeter Gottes und Pflüger der Aecker zu erobern. Und wenn wir uns unter seiner Leitung mit dieser Lebhaftigkeit hineindenken in die stille

selbstverleugnende Arbeit jener thatkräftigen Mönche, dann bekommen wir einen Begriff davon, was eigentlich welthistorisches Christenthum ist, gewesen ist und hoffentlich immer so bleiben wird. Wir lernen den Kern von den Schalen unterscheiden, und das ist etwas Großes, über alle dogmatischen Unterschiede hoch Erhabenes, eine historische Errungenschaft. Eine solche gewinnt man aus dem Studium der Geschichte, wenn man Geschichte so treibt, wie Rückert sie zu treiben verstand.

Sein Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung ist ein Versuch, die von Herder populär-rhapsodisch begonnenen, von Hegel speculativ-methodisch fortgesetzten Forschungen über den Entwickelungsgang der Völker in der Geschichte der Menschheit in eine mehr der speciellen historischen Kritik angenäherte Bahn zu lenken. Herder hat das Verdienst, sein Thema, zu dessen Bearbeitung recht viele brauchbare, aber fragmentarische Beiträge sowohl aus dem Alterthum als der Neuzeit vorlagen, zuerst allgemein formulirt und auf die Zustände aller Völker des Erdkreises ausgedehnt zu haben. Er faßte mit sicherem Blicke sogleich den universellen Zweck der Menschheitentwickelung ins Auge, welcher kein anderer sein kann, als ein Zustand der höchsten Cultur, d. h. der höchsten Sittlichkeit. Er formulirte ihn als Humanismus. Der Hegel'sche Weg einer methodischen Construction aus den Principien der Ethik schloß sich folgerichtig an dieses Princip an, und wird daher immer seinen Werth behalten als Werkzeug zur Auffindung ethischer Zusammenhänge in der Völkergeschichte. Die einleuchtende Art, womit Hegel sowohl die große Trias der Völker, die wilden, die des Orients und die des Occidents, in ihrem Verhältnisse zu einander gekennzeichnet, als auch dem Christenthum seine Stellung als Anfangspunkt geistiger Vertiefung in den Völkern des Occidents angewiesen hat, darf sicher für alle Zeit als Grundriß einer solchen Wissenschaft stehen bleiben. Daher finden wir an dieselbe auch bei Rückert einen bemerkbaren Anschluß, nur mit dem Unterschiede, daß er sich von dialektischen Constructionen der Hegel'schen Schulmethode fern hält, und anstatt das historische Material mit speculativen Begriffen zu überspinnen, die Begriffe ungesucht aus dem historischen Material selbst hervorwachsen läßt, wodurch er weniger logische und methodische, aber desto mehr und desto lebendigere psychologische Begriffe zur Bezeichnung der Völkercharaktere gewinnt. So z. B. gehört sogleich, bei Erörterung der ersten Culturanfänge in Aegypten und Babylon, die psychologische Schilderung des ägyptischen Volkscharakters gegenüber dem babylonischen zu dem Vorzüglichsten und Geistreichsten, was jemals über solche völkerpsychologische Themata ist geschrieben worden.

Im Leben und Umgange trat Rückert Jedermann mit dem Ausdrucke einer bedeutenden, geistvollen und höchst eigengearteten Persönlichkeit entgegen

Er hatte im Gesichte die edlen Züge seines Vaters, aber seine ebenfalls hohe Gestalt war schmaler, schmächtiger und etwas vorübergebeugt. Langes und dunkles Haar umgab sein Gesicht, das trotz der vielen Leiden, welche es in späterer Zeit zu erdulden hatte, auch in seinen letzten Lebensjahren immer noch so ansprechend blieb, wie in seiner Jugendzeit, wo der Ernst des Ausdrucks ihn älter erscheinen ließ, als er war. Eine besonders hervorragende Eigenschaft an ihm war sein geselliges Talent. Seine Rede quoll über auf die ansprechendste und lehrreichste Weise von geistvollen Auffassungen und Mittheilungen über alle Gegenstände, auf welche sich zufällig das Gespräch richten mochte. Er machte durchaus den Eindruck, überall zu Hause zu sein. Es war dieses eine Folge seines erstaunlichen Gedächtnisses, verbunden mit eben so vielem Scharfsinn und der Gewohnheit, Alles niemals von einseitigen Gesichtspunkten aus anzusehen, sondern immer die verschiedenen Beurtheilungsweisen einer Sache unparteiisch gegen einander zu wägen. Oft konnte dieses sogar als eine übermäßige Hinneigung zur skeptischen Suspension des Urtheils aussehen, immer aber bekam durch diesen Umstand seine Urtheilsweise den Charakter der Gerechtigkeit und Gründlichkeit. Dabei gehörte er keineswegs zu denjenigen geselligen Rednern, welche eine Gesellschaft mit ihrer Rede zudecken, so daß ein anderer nicht gut dabei zu Worte kommt. Im Gegentheil hörte er eben so ausgezeichnet, als er sprach, und wußte am liebsten ein Wechselgespräch so zu führen und einzuleiten, daß man sich eben so angenehm zum Entwickeln der eigenen Gedanken, als zum Erfahren der seinigen angeregt fühlte. Es fand das wahre Wort Fichte's auf ihn seine volle Anwendung, daß man den freien Mann daran erkenne, daß sich in seiner Nähe Jedermann zu freier Thätigkeit angeregt fühle. Die Folge dieser geselligen Eigenschaft war, daß schon von sehr früh an sowohl jüngere, als ältere Männer ein besonderes Verlangen zeigten, sich durch seinen Umgang in ihren eigenen besten Bestrebungen ermuntert und gefördert zu sehen. Denn auch was ihm an sich ferner lag, wies er niemals ab, sondern suchte ihm immer gern eine befreundete Seite abzugewinnen, sobald er seine Freunde sich dafür interessiren sah. Kam er hingegen auf seine eigenen Lieblingsgegenstände zu reden, so theilte sich seine Begeisterung für die Sache auch dem Zuhörer leicht mit wie eine milde Seelengluth, welche wegen der Gründlichkeit des Räsonnements, womit sie befestigt und motivirt wurde, im Stande war, nachhaltig fortzuglühen und zu leuchten. Ein solches bei ihm vorzüglich beliebtes Thema in seinen Gesprächen war z. B. die nordische Heimskringla-Sage. So wenig gut er auf die Poesie der Eddalieder zu sprechen war, welchen er eigentlichen dichterischen Werth absprach, so sehr war er ein Bewunderer der prosaischen Sagen und Geschichten des Nordlandes, in denen er das Urmetall des germanischen Charakters in seinen rohen aber ächten Erzstufen erkannte. Und weil er das Germanenthum

in solcher historischen Weise bis in seine tiefsten und universellen Wurzeln aufzuspüren und anzuerkennen sich gewöhnt hatte, so entsprang hieraus zugleich mit sein Widerwille gegen jeden kleinlichen Particularismus im Leben. wie in der Wissenschaft, welcher sich immer hauptsächlich darauf gründet, daß man die gegenwärtigen Zustände nicht als etwas geschichtlich gewordenes und werdendes, sondern als einzeln stehende Thatsachen betrachtet, woraus im Leben beschränkte, engblickende Philisterei, in der Wissenschaft eben so beschränkte und dumpfe Mikrologie und Schulfuchserei hervorgeht. Sein Auge im Gegentheil war und blieb immer gerichtet auf die großen universellen Zusammenhänge, auf die Ströme und Urquellen des geschichtlichen Lebens, insbesondere aber auf die Wurzeln des Baumes deutscher Nation, die Wurzeln des Wachsthums dieses Volkes mit seiner männlichen Thatkraft, seiner religiösen Anlage und seiner unbegrenzten Entwickelbarkeit. Es war seiner Beobachtungsgabe nicht entgangen, wie die Völker, welche durch Naturinstinct ausgebildetere Manieren, geschicktere Lebensart, größere Anstelligkeit und Reife bekunden, diejenigen sind, deren Vorfahren sich in eine bestimmte einseitige Lebensart, enge Denkweise und abgeschlossene Gefühlssphäre eingewöhnt haben, welche sie gegen eine tiefere Verinnerlichung des Lebens in neuen Bahnen zukünftiger Entwickelungen verschlossener macht; wogegen der von Natur weniger abgeschlossene und unfertigere Charakter eine größere Befähigung besitzt, in stetem Fortschreiten zu neuen und neuen Lebensformen etwas Tieferes und Größeres aus sich zu entwickeln, als was anfangs in ihm angelegt war. Von solcher Art der unentschiedenen Entwickelbarkeit haben sich in der Geschichte vorzugsweise die germanischen Völkerschaften gezeigt. und dieses war der Gesichtspunkt, von welchem aus Rückert das deutsche Wesen auffaßte. Man kann sich daher seine Befriedigung vorstellen, als endlich der lange ersehnte Zeitpunkt eintrat, wo der wie in unnatürliche Zwangsjacken eingeschnürt gelegene vaterländische Körper endlich in einem gemeinsamen Reichswesen seine Glieder freier dehnen und strecken durfte. Denn er war so sehr von der Bevorzugung der deutschen Volksanlage durchdrungen, daß er sich nicht leicht überwinden konnte, irgend etwas anderes dem gleich zu achten, und dann immer ganz in dem Gefühle des Prometheus lebte, wie Goethe es diesen aussprechen läßt in der Pandora: „Des Mannes höchste Würde ist Parteilichkeit." Und dieses gerade bildete den eigenthümlichen Reiz seiner Persönlichkeit, daß bei der innerlich festen, ja starren Entschiedenheit dennoch aus seinen Umgangsformen jene tolerante, milde und auch auf fremde Interessen gern eingehende und ihnen möglichst gerecht werdende Gesinnung hervorleuchtete. Man darf wohl sagen, daß sein Gemüth vorzugsweise befähigt war, auch die zartesten Regungen weiblicher Seelen durchaus zu verstehen. Daher gingen ihm auch die Freuden eines häuslichen Stilllebens oder die, welche sich ungesucht bieten im innigen Um-

gange vertrauter Freunde, über alles. Für das Rauschende und Blendende mangelte ihm der Sinn. Umgekehrt jagte er mit der Leidenschaft eines Bewunderers allem Zarten und Sinnigen nach, was sich irgendwo als ächt und farbehaltig entdecken ließ in Natur und Kunst. Die anspruchlose und tiefe Seelenschönheit in den Werken altdeutscher Maler, die tiefsinnige Erhabenheit der gothischen Dome wußte er zu schätzen und zu verstehen wie nur einer, und er war von Jugend auf beflissen, sich eine nicht unansehnliche Sammlung von Kupferstichen dieser Art zu erwerben. Und einen eben so feinen Sinn bekundete er in der Auffassung von Naturschönheiten. Mit einem Worte durfte man ihn eine vorzugsweise zartbesaitete Seele nennen, und zwar dieses in späterer Zeit leider in einem durch Kränklichkeit noch gesteigerten Grade. Ob es hierbei die Krankheit war, welche diese Feinheit des Gefühls auf ihren Gipfel steigerte, oder ob eine durch geistige Anspannung zu dieser Höhe empor gesteigerte Schärfe des Gefühls die Bande der Gesundheit allmälig lockerte, ist schwer zu sagen.

So viel ist gewiß, daß sich sein von Natur schwächlicher Körper allmälig durch Abhärtung zu einem erfreulichen Grade der Gesundheit empor gearbeitet hatte. Zwar hoch, schlank und schmächtig gebaut, waren seine Glieder doch mit erheblicher Kraft ausgerüstet. So z. B. hatte er sich durch vieles Fußwandern in seiner Jugend einen solchen Schritt auf Fußreisen angewöhnt, daß ein minder geübter Fußgänger neben ihm immer in die Gefahr kam zu erlahmen. Er kannte im Thüringer Walde jedes Thal, jeden Berggipfel; er hatte alle diese Gegenden wiederholt durchwandert und durchklommen. Eben hierdurch war in ihm jener frische Natursinn geweckt worden, welcher ihn Zeit Lebens nie verlassen hat. Er faßte sowohl die Reize der Natur, als die Launen der Witterung mit einer Schärfe und Deutlichkeit auf, welche ihn, seinen in dieser Beziehung stumpferen Freunden gegenüber, als ein frisches Naturkind, als einen den Einflüssen der Naturwelt unmittelbar näher stehenden Erdensohn erscheinen ließ. Hiermit hing ebenfalls seine Neigung zu Wetterbeobachtungen zusammen, verbunden mit einer poetischen Reizbarkeit für solchen Erscheinungswechsel, welche an das hierfür ebenfalls sehr empfängliche dichterische Naturell seines Vaters, und eben so sehr auch an Goethe's wissenschaftliche Beobachtungslust für meteorische Erscheinungen erinnern konnte. Späterhin freilich verlor sich die anfängliche Elasticität des Jünglings nur zu bald in Folge der übertrieben anstrengenden Arbeiten, welche sich der junge Mann auferlegte, und in Folge einer solchen geistigen Beschaffenheit, als zu welcher er sich von Anfang an rigoristisch auferzogen hatte. So wie man im tropischen Klima nicht ungestraft unter Palmen wandelt, ähnlich wird auch ein solches geistig überhitztes Treibhausklima nicht ungestraft ertragen. Denn er verband mit seinen philologischen Facharbeiten, denen er als Universitäts-

lehrer mit der ganzen Scrupulosität moderner Wissenschaftsforschung oblag, jenen den Geist nach universellen Richtungen gleichsam wider Willen hinaufziehenden Rieseneifer, welchem wir das für die Nachwelt Werthvollste seiner wissenschaftlichen Bemühungen verdanken.

Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, sich als ein gesunder Mensch in Breslau zu fühlen. Es war das Klima von Breslau, was seine körperlichen Zustände so verschlimmerte, sogar eine Zeit lang sehr bedenklich erscheinen ließ. In der Folge besserte sich sein Befinden wieder, und er hielt sich dann mit Schwankungen auf einem Niveau, das ihm seine Berufsthätigkeit und die gewohnten Arbeiten gestattete. In dieser Lage war es für ihn ein doppeltes Glück, daß die treue hingebende Gefährtin seines Lebens ihm für seinen inneren und äußeren Menschen alles sein konnte und war, was er in dieser Hinsicht bedurfte. Aber fast war es auch unmöglich, daß ein solches Gut dankbarer geschätzt und liebevoller anerkannt werden konnte, als dieses bei Rückert der Fall war. Die große Einsamkeit ihrer häuslichen Existenz war Rückert's Wahl und Neigung, aber die Frau verstand es als ächte Holsteinerin sehr gut, ihr ansprechende Gemüthlichkeit zu verleihen; auch fehlte es keineswegs an kleinen häuslichen Freuden, für die Rückert so vielen Sinn hatte, und über die er sich in seinen brieflichen Mittheilungen überaus anmuthig zu ergehen verstand. Auch fehlte es ihnen trotz der Abgelegenheit ihrer Wohnung und der Zurückgezogenheit ihrer Lebensweise nicht an erfreuenden Besuchen treuer Freunde, an denen Rückert mit warmem Herzen hing. Dahin gehörte namentlich ein freundschaftlicher Verkehr mit den Familien Gaupp, Abegg und Wilda, bis diese Männer aus der Welt gingen und die Familienglieder derselben sich größtentheils zerstreuten. Auch an Rath Mallith und Frau hatten sie Jahre lang liebe Hausgenossen und Freunde, bis auch er starb; aber in seiner Witwe blieb ihnen bis ans Ende eine treue Theilnehmerin ihrer Leiden und Freuden. Ueberhaupt war in Breslau allein das Klima Gegenstand seiner Abneigung, und auch dieses hauptsächlich nur in den heißen Sommermonaten. In allem, was sich auf seine amtliche Stellung und auf seine collegialischen Verhältnisse bezog, fühlte er sich durchaus befriedigt, und äußerte oft, daß er es sich nirgends besser wünschen könne. Im Sommer 1862 wurde ihnen ein Töchterchen geboren, das sie zu ihrem großen Schmerze nach einem halben Jahre wieder verloren. Drei Jahre darauf folgte ein zweites Töchterchen, das ihnen zu ihrer Freude erhalten blieb. Mit diesem Kinde konnte Rückert selbst zu einem Kinde werden, und die Gebrechlichkeiten seines Körpers nicht nur vergessen, sondern auch zeitweise verlieren.

Weil die heißen Sommer von Breslau ihm entschieden schädlich waren,

so suchte er sich dadurch zu helfen, daß er beim Anfange der Herbstferien sich ins väterliche Haus nach Neuses flüchtete, woselbst er in der Regel eine Erleichterung seiner Beschwerden fand. Bei dieser Gelegenheit pflegte er dann auch bei seinen Verwandten in Jena eine Zeit lang zuzubringen. Seine alte Anhänglichkeit an Jena verlor sich überhaupt in Breslau eben so wenig, als die an Koburg und Erlangen. Dieses waren die Orte, wohin sich sein Herz immer am meisten gezogen fühlte. In dieser Weise fuhr er zu leben fort bis ein Jahr nach seines Vaters Tode.

Der Vater starb im Januar 1866. Heinrich eilte auf die Nachricht, daß sein Tod herannahe, von Breslau herbei, traf ihn aber nicht mehr am Leben. Nach dem Tode des Vaters besorgte er die Gesammtausgabe seiner Werke, welche in Frankfurt im Verlage von J. D. Sauerländer erschienen ist. Außerdem übergab er der Oeffentlichkeit einen Band Lieder und Sprüche aus des Vaters letzten Lebensjahren, dazu drei Uebersetzungen, welche sich als vollständig vollendete Manuscripte im väterlichen Nachlasse vorfanden: die Idyllen des Theokrit, die Sakuntala des Kalidasa und die Vögel des Aristophanes. Nachdem er später noch eine Herausgabe der überaus zarten Kinder-Todtenlieder seines Vaters besorgt hatte, gelang es ihm auch noch zu seiner großen Befriedigung, den reichen Nachlaß väterlicher Bücher und Manuscripte in einen Verwahrsam zu bringen, wo sie der Benutzung Sprachgelehrter zum wissenschaftlichen Gebrauche am besten zugänglich geworden sind. Zu einem solchen Zwecke gab es keinen besseren Platz, als die königliche Bibliothek in Berlin, welche dieselben als einen werthvollen Schatz angekauft und ihren übrigen Schätzen einverleibt hat. Rückert brachte schon den Sommer nach des Vaters Tode auf Urlaub in Neuses zu, um die Bibliothek und die Manuscripte zu ordnen. Aber erst wenige Tage vor seinem eigenen Hinscheiden geschah die Uebersiedelung, nachdem er das Jahr zuvor Alles fertig zum Einpacken hergerichtet hatte.

Von nun an fand er zur Kräftigung seiner Gesundheit es gerathen, den Ferienaufenthalt in Neuses mit einem solchen in näher bei Breslau gelegenen Orten von gesundem Klima zu vertauschen. So fand er eine Reihe von Jahren hindurch einen stillen und gemüthlichen Herbstaufenthalt in Gnadenfrei, dem Wohnort einer herrenhutischen Brüdergemeinde. Außer der ihm zusagenden Höhenluft fühlte er sich hier zugleich angezogen von dem harmonischen Stillleben dieser Kreise, welches sich dadurch so geschickt vor Verdumpfung und Verknöcherung zu bewahren weiß, daß die verschiedenen Gemeinden beständig mit einander in einem lebhaften überseeischen Verkehr stehen, und dabei die ganze bei ihnen eingeführte Lebensart dazu beiträgt, daß die Schroffheit der Ständeunterschiede hier in sehr gemilderter Form auftritt, und

das Gefühl der Gleichheit aller Menschen vor Gott hier durch eine höhere Hinaufbildung auch der Stände, welche man sonst die ungebildeten zu nennen pflegt, einen ganz besonderen Hebel des Aufschwungs gewinnt.

Es war indessen nicht allein die Stille und Ruhe der Brüdergemeinde, und die Harmlosigkeit ihres Lebens und Lebensverkehrs, was ihn daran fesselte, sondern er beobachtete auch daran als an einem lebendigen Beispiele gern die praktische Ausführbarkeit eines von höheren Interessen durchdrungenen, und dadurch strenge in sich abgeschlossenen und befriedigten Gemeindelebens, wie er sich ein solches schon früh gern nach einem freilich ganz anderartigen selbstersonnenen Schema in der Phantasie auszumalen liebte. Denn an der kirchlichen Dogmatik der Brüdergemeinden nahm er keinen Antheil. Wohl aber hatte die ihm durch sein eigenes Leben, sowie durch das Leben Anderer nahe gelegte Bemerkung, wie viel Zeit, Kraft und Mühe dem jugendlichen Wissenschaftsforscher dadurch verloren geht, daß er niemals bloß und rein auf seine wissenschaftlichen Ziele und Plane lossteuern darf, sondern immer zugleich für Broterwerb und alle damit unvermeidlich verknüpften Nebenrücksichten zu arbeiten gezwungen ist: wohl hatte diese Bemerkung früh das Ideal eines auf eigenen Füßen des Grundbesitzes und der Industrie stehenden, den Fortschritten der Wissenschaft rücksichtslos gewidmeten Stilllebens in ihm wach gerufen. Ein solches Leben, das sich seine Ziele mit voller Freiheit selbst zu stecken im Stande wäre, ohne Rücksicht auf schriftstellerischen Broterwerb, ohne Jagd auf Staatsämter, ohne Zersplitterung von Zeit und Kraft in hundert zum Leben als nothwendig gerechneten unnützen Bagatellen: ein solches Leben müßte sich zurückziehen können in eine abgeschlossene Brüdergemeinde von der Art, wie Goethe sie geschildert hat in dem Fragment der Geheimnisse und in den Wanderjahren. So unähnlich also auch in anderer Hinsicht die herrenhutischen Brüdergemeinden einem solchen Traumbilde wissenschaftlichen Gemeinlebens sind, so tragen sie doch gewisse ideale Züge an sich, welche dem, der ein Bedürfniß nach einem ideellen Leben im höheren Stil empfindet, wohl als anmuthend entgegen zu treten vermögen. Und daß ein Rückert leicht zum Zauberbilde eines solchen höher gehobenen freien Wissenschaftlebens gelangen konnte, wen darf es wundern? War doch vom Jahre 1848 an, wo der Vater Rückert sich ganz nach Neuses zurückziehen durfte, sein unermüdlich arbeitsames Leben ganz von eben dieser Art. Lebte er doch hier in rastloser selbstgewählter wissenschaftlicher Beschäftigung als der geselligste Einsiedler, abgeschlossen von der Welt und zugleich fortwährend mit Freunden und Besuchern im lebendigsten geistreichsten Verkehr; äußerlich beschränkt auf Haus, Garten und kleine Spaziergänge, innerlich auf unablässigen Reisen durch Länder und Sprachen und Nationen; dabei umblühet von einer kräftig und strebsam aufwachsenden Familie, als deren Mittelpunkt eine sorgsame und

liebevolle Mutter, das Musterbild weiblicher Hingabe und Selbstlosigkeit, schaltete. Wer das Glück hatte, in diesem Kreise dann und wann sich einleben zu dürfen, der begreift es recht wohl, wie gleichsam als eine Art von Heimweh in Heinrich Rückert sich das Ideal eines vom reinsten Wissenschaftsstreben erfüllten Monte Casino ausbilden konnte.

Obgleich er nun aber, wie gesagt, von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus an der kirchlichen Dogmatik der Brüdergemeinde keinen Antheil nehmen konnte, so bewahrte er doch auch hiergegen, wie überhaupt gegen alle aufrichtigen Religionsbekenntnisse, die tiefe Achtung, welche aus der in seinem Charakter fest wurzelnden unbedingten Toleranz erwuchs, und von welcher er in kleineren Schriften zwei werthvolle Zeugnisse hinterlassen hat. Zu diesen rechnen wir erstlich seine meisterhafte Charakterzeichnung Dr. Martin Luther's im ersten Theile des von Rudolf Gottschall herausgegebenen Neuen Plutarch (Leipzig 1874), worin er als ein denkbarer und treu ergebener Anhänger und Bewunderer dieses Geisteshelden seine wahre Größe darin erblickt, der unwiderstehliche Anbahner unserer gegenwärtigen freien wissenschaftlichen Geistesströmungen gewesen zu sein. Das andere Zeugniß bestand in einer eben so werthvollen Abhandlung über den Alten und Neuen Glauben von David Strauß im Feuilleton der Schlesischen Zeitung (Jahrgang 1873), von welcher es sehr zu bedauern ist, daß sie nicht auch außerdem in Separatabdrücken ist verbreitet worden. In derselben trat auf das deutlichste die ihn charakterisirende tolerante Art zu Tage, indem er darin den Strauß'schen Standpunkt keineswegs mit philosophischen Gründen bekämpfte, vielmehr denselben als einen persönlichen und unmaßgeblichen Glauben gern gelten ließ, dagegen die Strauß'sche Intoleranz bewunderte, welcher zufolge entgegengesetzte Ansichten weniger Anspruch auf öffentliche Geltung haben sollten. Mit Feinheit und Schärfe wies er dabei auf die weit umsichtigere Behandlung des Themas alter und neuer Glaubenssysteme durch Goethe in den Wanderjahren hin, wo die verschiedenen religiösen Stellungen und Bedürfnisse so geistvoll durch die drei verschiedenen Stellungen der religiösen Ehrfurcht symbolisirt sind. Er deutete dabei zugleich an, daß es jetzt nicht mehr, wie in vergangenen finsteren und unfreien Zeiten, darauf ankomme, was die Mehrzahl der Gebildeten glaubt (was ja etwas sehr Unvernünftiges sein kann), sondern allein darauf, jedermann im Volke die Möglichkeit zu bieten, seinem speciellen religiösen Glauben hindernißlos und überzeugungstreu sich hingeben zu dürfen.

Wäre das Geschick der sinkenden Gesundheit nicht gewesen, so hätte ihr Leben in Breslau ein glückliches und zufriedenes genannt zu werden verdient. Denn es fehlte ihnen nach dem Hinscheiden so mancher alten Freunde nicht an neuen Verbindungen, welche zur Verjüngung und Erheiterung des Lebens

wie gemacht erschienen. So wurde ihm in Professor Brachmann ein alter Jugendfreund aufs neue in die Nähe gerückt. Die noch in später Zeit geknüpfte freundschaftliche Verbindung mit dem Prediger Meyer an der Salvatorkirche in Breslau ruhete auf den festen Fundamenten gegenseitiger Hochschätzung. Aus Gnadenfrei kam mitunter die Freundin Elisabeth von Kleist zu ihnen herüber; auch eine andere jüngere Freundin aus dem Schwesternhause daselbst war ihnen ein gern gesehener Festbesuch. Fräulein Sohr, die warme Freundin, kehrte auch öfter bei ihnen ein. Aber in sanitätischer Hinsicht wollte ihm späterhin auch Gnadenfrei nicht mehr zusagen. Er zog dann das Bad Landeck vor, wo es ihm besonders im Herbste 1872 wohlgefiel.

Um seine Gesundheit durch eine stärkere Cur zu kräftigen, ertheilte ihm das Ministerium Urlaub für den Sommer 1874. In der Hoffnung, in der Gebirgsluft der Schweiz Linderung seiner Uebel zu finden, wandte er sich nach dem lieblichen Badeorte Weißbad in der Nähe von Appenzell. Zuvor nahm er einen kurzen Aufenthalt bei seinen Verwandten in Jena, Weimar, Meiningen, Koburg und Neuses. Die Reise gestaltete sich anfangs günstig. Noch am 9. Juni schrieb er in vergnügter Stimmung, wie herrlich es am Bodensee, in Lindau und Bregenz gewesen sei. Aber schon in der Nacht desselben Tages mußte er den herben Schlag erleben, daß seine ihn begleitende Frau, welche ebenfalls lange gekränkelt hatte, durch einen jähen Herzschlag plötzlich von seiner Seite gerissen wurde, und zwar auf die unerwartetste Weise. Er schrieb über dieses Ereigniß in einem Briefe an seine Jenaer Verwandten vom 13. Juni folgende denkwürdigen Worte: „Die Abendstunden waren sonnig, und wir, sie wie immer ganz glückselig über die Herrlichkeit der Natur und der Luft, viel im Freien. Ein prächtiges Glühen der hohen Felsenhörner um uns versetzte sie in wahre Ekstase. Abends im großen Speisesaal unter der noch wenig zahlreichen, ihr aber schon sehr vertraut und lieb gewordenen Gesellschaft war sie wo möglich noch heiterer als sonst, wie ihr ganzes Wesen Schritt für Schritt auf der Reise alle die schweren Fesseln, die es bis dahin gedrückt hatten, immer mehr abzuwerfen begonnen hatte. Sie war wirklich eine andere, wieder jung oder schon verklärt. Nur der Körper mit seinen Beschwerden war der alte geblieben, und es scheint, als wenn er dieses neue Jugendleben nicht ertragen konnte."

Nachdem der kurze entscheidende Kampf vorüber war, blieb Rückert die Nacht allein bei der Leiche und dem schlafenden Kinde; seine kämpfende Seele stärkte sich an dem Frieden, der über die Züge der Entschlafenen ausgegossen war. Am Morgen des zweiten Tages kamen sein ältester Bruder und dessen Frau aus Koburg und der jüngere aus Meiningen zur Hülfe herbei. Nachdem die irdische Hülle seiner treuen Lebensgefährtin auf dem Kirchhofe von Appenzell ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte, kehrte er mit den Geschwistern

nach Neuses zurück, wo die sorgliche Liebe der Seinen und theure Erinnerungen aus dem Elternhause ihn tröstlich umgaben. Diesem Umstande war es wohl zuzuschreiben, daß sich seine Gesundheit noch im leidlichen Zustande erhielt, und er im October seine gewohnte amtliche Thätigkeit in Breslau wieder antreten konnte.

Im darauf folgenden Winter raffte er sich noch einmal zu so starkem Arbeiten auf, wie nur jemals. Die reife Frucht dieser Anstrengungen ist die Vollendung seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, von welcher oben bereits die Rede gewesen ist, und wovon der erste Band im Mai 1875, der zweite erst nach dem Ableben des Verfassers in den Buchhandel gegeben worden ist. Sein hauptsächlicher Lebenstrost bei diesen seinen letzten Arbeiten war sein liebes Töchterchen, das er nach Breslau mitgenommen hatte. Er schrieb darüber in einem Briefe nach Jena vom 29. März: „Es ist mir manchmal, als schiene von dem Kinde aus so ein sanfter rother Strahl Morgensonne in das Bergwerk, wo ich ganz ohne alles das, was man Freude nennt, aber so tief befriedigt wie nie arbeite. Ihretwegen zittre ich, ich will es gestehen, für mein Leben, an dem mir an sich nichts liegt. — Sie hat die ganze Liebe, die sie einst zwischen Marie und mir theilte, jetzt an mich angekettet, und es ist entsetzlich zu denken, daß diese Kette reißen soll. Und doch fühle ich so deutlich, wie sie überall bricht."

Bis hierher blieb sein Zustand noch erträglich. Dann stellten sich chronische Gelenkrheumatismen ein, welche er fortwährenden Erkältungen im Universitätsgebäude zuschrieb. Im Juni wandte er sich auf dringendes Anrathen seines Arztes nach Bad Landeck, wo er früher einen zufriedenen Aufenthalt gefunden hatte. Aber anstatt hier Erleichterung zu bekommen, nahmen die Uebel zu. Es stiegen Todesahnungen in ihm auf. Er traf testamentarische Bestimmungen, und war froh, noch so viel Kräfte zu erübrigen, um am 4. September die Rückreise nach Breslau aushalten zu können. Sein zehnjähriges Töchterchen übergab er der vormundschaftlichen Fürsorge und Obhut seines jüngsten Bruders in Meiningen, unter der speciellen Pflege und Erziehung einer jungen Lehrerin aus dem Gnadenfreier Schwesternhause, welche schon seit Jahren dem Ehepaar Rückert innig befreundet war.

Wenige Tage vor seinem Tode, am 8. September schrieb er noch mit großer Anstrengung einen an seine Verwandten in Jena gerichteten Brief, worin es unter anderem hieß: „Daß mein Kern jetzt endlich gebrochen ist, darüber findet keine Discussion statt, und es handelt sich nur um die Tage, Wochen, kaum Monate, wo die von mir jetzt viel ruhiger als vorm Jahr erwartete Katastrophe eintritt. — Natürlich ist es mit dem Colleglesen und der ganzen academischen Thätigkeit definitiv am Ende, auch wenn sich mein persönliches Schicksal nicht so rasch abschließen sollte, wie ich das feste Gefühl

in mir habe. — Weiter hat sich auch anderes wesentlich zum Lebensabschlusse Gehöriges in der letzten Zeit providentiell gefügt: Mariens Marmorblock muß jeden Tag fertig werden; ich habe die leidige Bücher- und Manuscripten-Angelegenheit des Vaters, die neun Jahre vertrudelt worden ist, nun durch amtliche Notification sicher vor mir liegen, und so noch anderes, alles deutlich darauf weisend, daß ich peractis laboribus, die wahrlich nicht klein waren, denn ich habe das Leben furchtbar schwer genommen, nun jede Stunde abmarschiren kann." Nachmittags bestand er noch darauf, daß seine kleine Familie und Hausgenossenschaft zum Anschauen der Kaiserfeierlichkeiten in Breslau gehen solle, und blieb allein. Abends legte er sich mit den Worten zu Bett: „Nun wollen wir sehen, was der liebe Gott machen wird." Nachts schlief er ruhiger wie sonst. Des andern Morgens war er nicht mehr ganz klar; eine Lungenentzündung war eingetreten, an welcher er am 11. September Vormittags halb 11 Uhr sanft entschlief.

Das Begräbniß fand am 14. statt unter Theilnahme des Rectors der Universität und zahlreicher Collegen und Schüler. Die Trauerrede am Sarge wurde im Studirzimmer des Heimgegangenen von Herrn Prediger Meyer gehalten, der sich darin als warmen Freund und Verehrer Rückert's bekannte. Die große Mehrheit der Trauerversammlung geleitete die irdische Hülle auf den Gottesacker, wo die Beerdigung mit Gesang, Gebet und Einsegnung stattfand.

„So war Heinrich Rückert" — wie der würdige Geistliche an seinem Sarge es ausgesprochen hat — „durch die Idealität seines Strebens, durch die Reinheit seiner Gesinnung, den Adel seines Charakters, die Liebe zur deutschen Art, der ächte, werthe Sohn Friedrich Rückert's."

Jena. Fortlage.

Mein Onkel Benjamin.

II.

Ausführlicher müssen wir von den folgenden Kapiteln sprechen, die eine der köstlichsten Episoden unsrer Erzählung enthalten. Nicht weit von Corvol liegt ein altes halbverfallnes Schloß, in welchem der Herr Marquis Kambyses haust, ein hochmüthiger, gewaltthätiger Gesell, der sich als Gebieter der ganzen Nachbarschaft betrachtet und dieselbe nach Kräften drangsalirt

„Er machte in Despotismus aus Laune, zum Zeitvertreib und hauptsächlich aus Eigenliebe. Um die hervorragendste Person des Landes zu sein, hatte er sich zur bösesten gemacht. Er war, den Umfang abgerechnet, wie der Floh, der seine Gegenwart zwischen unsern Betttüchern nicht anders bemerklich machen kann, als indem er uns sticht. Obwohl er reich war, hatte er Gläubiger; aber es war ein Ehrenpunkt für ihn, sie nicht zu bezahlen.“ „Er prügelte die Bauern, nahm ihnen ihre Weiber, wenn sie hübsch waren, brach in ihre Felder mit seinen Meuten, trat ihre Ernten mit den Füßen seiner Knechte zu Boden, drückte seine Flinte kaum weniger flink auf sie ab als auf einen Fuchs. Schon hatte er zwei oder drei auf diese Weise übel zugerichtet, und ebenso waren mehrere Honoratioren von Clamecy Opfer seiner schlechten Späße geworden. Obwohl er noch nicht alt war, hatte das Leben dieses ehrenwerthen Edelmannes genug blutige Schelmenstreiche für zwei lebenslängliche Galeerensträflinge aufzuweisen. Aber seine Familie war wohlgelitten bei Hofe, und der Einfluß seiner adeligen Vettern schützte ihn vor aller Verfolgung durch Justiz oder Polizei.“ Diesem Unhold begegnet der Onkel Benjamin eines schönen Morgens, als er sich mit seinem Collegen, Doctor Fata, von einer ihn nicht interessirenden Jagdpartie Papa Minxit's entfernt hat, um sich bei Fata ein von diesem in Spiritus aufbewahrtes Kind mit vier Köpfen anzusehen. Fata grüßt den Gewaltigen demüthig mit tiefem Bückling. Benjamin bleibt kerzengerade und mit bedecktem Kopfe stehen wie ein spanischer Grand. „Lümmel! sagte der furchtbare Marquis zu meinem Onkel, warum grüßest Du mich nicht? — Selber Lümmel, antwortete Benjamin Rathery, indem er ihn mit seinen grauen Augen von oben bis unten maß, warum grüßest Du mich nicht. — Weißt Du nicht, daß ich der Marquis von Kambyses, Herr all dieses Landes, bin? — Und Du, weißt Du nicht, daß ich Benjamin Rathery, Doctor der Medicin, von Clamecy bin. — Wirklich! sagte der Marquis, Du bist Heilkünstler? Da gratulir ich Dir. Das ist wahrhaftig ein schöner Titel, den Du da hast. — Das ist ein Titel, der wohl so viel werth ist als der Deinige. Um ihn zu erwerben, mußte ich langen und ernstlichen Studien obliegen. Aber Du, das Von, das Du vor Deinen Namen setzest, was hat Dich das gekostet? Der König kann zwanzig Marquis an einem Tage machen, aber er soll mit seiner Allmacht einmal versuchen, einen einzigen Arzt zu schaffen. — Der Marquis hatte an diesem Tage gut gefrühstückt und war gnädiger Laune. Das ist ein drolliger Kauz, sagte er, ich will ihn lieber gefunden haben als einen Rehbock. Und der dort, fügte er bei, indem er auf Fata deutete, wer ist der? — Herr Fata von Varzy, Euer Durchlaucht, sagte der Arzt mit einer tiefen Verbeugung. — Wie? fragte der Marquis zu Fata, kennst Du diesen Menschen? — Sehr wenig, Herr Marquis, ich versichere es Ihnen; ich kenne ihn blos, weil ich

bei Herrn Minxit mit ihm speiste. Aber von der Stunde, da er die einem hohen Adel schuldige Ehrfurcht vergißt, kenne ich ihn nicht mehr. — Ei, Herr Fata von Varzy, rief der Marquis, Sie essen bei dem Kerl, dem Minxit? — Oh, aus Zufall, Euer Durchlaucht, als ich einmal gerade durch Corvol kam. Ich weiß wohl, daß Herr Minxit kein Umgang ist. Er ist ein hirnverbrannter Kopf, ein Mensch, der, verblendet von seinem Reichthum so viel wie ein Edelmann zu sein glaubt. Au! au! wer giebt mir Fußtritte? — Ich, sagte Benjamin, von Seiten des Herrn Minxit." — Fata kann nun gehen, von Benjamin aber verlangt der Marquis nochmals, daß er ihn grüße. Nochmalige Weigerung, dann Frage, ob er wohl bedacht habe, was er thue. — „Höre, sagte mein Onkel, ich will Rücksicht nehmen auf Deinen Titel und Dir zeigen, wie coulant ich in allem bin, was die Etikette betrifft. Sodann zog er ein dickes Kupferstück aus der Tasche und ließ es in der Luft tanzen. Willst Du Kopf oder Wappen, sagte er zum Marquis, Arzt oder Edelmann? Der, welchen das Loos trifft, grüßt zuerst, und dabei bleibt's. — In diesem Augenblicke schlich sich ein Jagdhüter hinter meinen Onkel und schlug ihm seinen Dreispitz vom Kopfe, der in den Koth fiel. Benjamin drehte sich um und schickte, während jener noch das dumme Lachen auf den Lippen hatte, das sein Streich daselbst hervorgerufen, mit einem Schlage seiner Eisenfaust den Mann mit dem Bandelier halb in den Graben und halb in die Hecke längs des Weges. Seine Kameraden wollten ihn aus seiner amphibischen Lage befreien, aber Herr von Kambyses widersetzte sich. Der Kerl soll lernen, sagte er, daß das Recht der Unverschämtheit kein Recht der Kanaille ist." Benjamin aber läßt er von seinen Knechten greifen und nach seinem Schlosse bringen. Im Hofe desselben angekommen, befiehlt der Marquis das Thor zu schließen, die Glocke zu ziehen und alle seine Leute zusammenzurufen. Man bringt zwei Lehnsessel, einen für ihn und einen für seinen Haushofmeister, und darauf wird die Komödie einer Berathung über das Schicksal des renitenten Benjamin aufgeführt. Der Haushofmeister stimmt für fünfundzwanzig Peitschenhiebe und achtundvierzig Stunden Einsperrung im Burgverließ. Aber der Marquis ist andrer Meinung, er ist guten Humors, er spürt den Sillery ein wenig. „Hast Du etwas zu Deiner Vertheidigung vorzubringen? sagte er zu Benjamin. — Nimm Deinen Degen, antwortete dieser, und komm dreißig Schritte weit von Deinem Schlosse mit mir, dann will ich Dich mit meinen Vertheidigungsmitteln bekannt machen. — Hierauf erhob sich der Marquis und sprach: Nach stattgehabter Berathung wird das hier gegenwärtige Individuum vom Gerichtshofe verurtheilt, den Herrn Marquis von Kambyses, gebietenden Freiherrn dieser Lande, Exlieutenant der Musketiere, Oberjägermeister der Amtmannschaft Clamecy u. s. w. auf eine Stelle zu küssen, welche ihm be-

sagter Herr von Kambyses bezeichnen wird. — Zu gleicher Zeit knöpfte er sein Hosenpreis auf. Das Bedientenvolk, das seine Absicht verstand, klatschte Beifall aus Leibeskräften und schrie: Es lebe der Marquis von Kambyses! — Was meinen armen Onkel anbelangt, so brüllte er vor Zorn; später sagte er, er habe gefürchtet, vom Schlage gerührt zu werden. Zwei Jagdhüter hielten die Flinten auf ihn angeschlagen und hatten den Befehl, beim ersten Zeichen des Marquis zu schießen. Eins, zwei, sagte dieser. Benjamin wußte, daß der Marquis der Mann war, seine Drohung auszuführen, er wollte sich keinem Flintenschuß aussetzen, und einige Secunden später war der Richterspruch des Marquis vollzogen. — Ganz gut, sagte Herr von Kambyses, ich bin mit Dir zufrieden. Du kannst Dich jetzt rühmen, einen Marquis geküßt zu haben. — Benjamin enteilte gleich einem Hunde, dem ein junger Taugenichts eine Pfanne an den Schwanz gebunden."

Benjamin geht nach Corvol, wo Papa Minxit, von seiner Gefangennehmung inzwischen unterrichtet, bereits zu einem Feldzuge gegen das Edelnest derer von Kambyses gerüstet steht. Sein Hof gleicht einem Waffenplatze. Die Musikanten, die ihm bei seinen Gastereien aufspielen, sind, beritten gemacht und mit Flinten aller Art bewaffnet, in Schlachtordnung aufgestellt, der alte Sergeant, seit kurzem in die Dienste des Doctors getreten, befehligt diese Kerntruppe, aus deren Mitte eine aus einem Vorhange gefertigte Fahne mit der Inschrift: „Die Freiheit Benjamin's oder die Ohren des Kambyses" emporsteigt. In zweiter Linie kommt die Infanterie, sechs Meierburschen mit ihren Hacken auf den Schultern und vier Dachdecker des Ortes, die mit Leitern versehen sind. Die Kalesche stellt die Bagage vor, sie ist mit Faschinen zur Ausfüllung des Schloßgrabens beladen. Der kriegerische Doctor tummelt, von einem Federhut überragt und den bloßen Degen in der Hand, sein Pferd rings um seine Truppen, beschleunigt mit Donnerstimme die Vorbereitungen zum Abmarsch und hat eben eine Ansprache voll Feuer gehalten, als Benjamin eintrifft. Minxit ist außer sich, als er hört, wozu Kambyses seinen zukünftigen Schwiegersohn genöthigt hat. Er will, daß dieser sofort das Heer gegen das Schloß des Marquis führt und es dem Erdboden gleichmacht, sodaß Brennnessel und Hundszahn wachsen, wo seine Thürme gestanden. Benjamin meint, sogar der Berg, auf dem das Schloß sich befinde, müsse abgetragen werden, doch müsse man Kriegslist brauchen: „wir ersteigen die Mauern nächtlicher Weile, wir bemächtigen uns des Kambyses und all seiner Lakaien, während sie, wie Virgil sagt, in Wein und Schlaf versunken sind, und — sie müssen uns alle küssen." Benjamin stärkt sich eben zu diesem Vorhaben mit einem Imbiß, als zum Glück für den Edelhof des Marquis der Advocat Pagina auf dem Rückwege von einem Geschäftsgange vorspricht und dem

Agamemnon und Achilles dieser angehenden Ilias begreiflich macht, daß die Sache Schwierigkeiten hat, und daß die Erstürmung der Burg des bösen Kambyses ohne Zweifel eine schöne Waffenthat sein, aber schwerlich mit dem Kreuz des heiligen Ludwig belohnt werden, vielmehr höchst wahrscheinlich den Helden ein paar Jahre Galeerenstrafe eintragen werde. Nach einigem Sträuben, namentlich von Seiten Minxit's, der an dem schlimmen Junker eine persönliche Beleidigung zu rächen hat, da er ihm einmal Pferdeurin zum Beschauen geschickt hat, geben die beiden Doctoren dem Lande den Frieden wieder. Benjamin aber legt sich auf die Lauer nach einer Gelegenheit, dem Marquis seinen Streich heimzuzahlen. So endigt dieser große Feldzug. „Er kostete der Menschheit wenig Blut, wohl aber dem Herrn Minxit viel Wein."

Das folgende Kapitel erzählt uns die Rache Benjamin's. Eines Freitags verkleidet er sich, läßt seinen Degen schleifen und zieht dann aus, dem Marquis aufzupassen. Er schlägt sein Hauptquartier in einer Schenke, nicht weit vom Schlosse des Herrn von Kambyses auf, das er mit einem Fernrohr beobachtet. Mehrere Tage will nichts passiren. Endlich bricht der Wirth das Bein, und Benjamin richtet es ihm geschickt wieder ein, wobei zwei Lakaien des Marquis zugegen sind, die eben in der Schenke trinken. Eine Stunde später kommt ein Bedienter im Galopp vom Schlosse herabgejagt, fragt, ob der Doctor noch da, wird zu ihm geführt und bittet mit unterthänigem Bückling, dem Herrn von Kambyses, der eine Gräte verschluckt, seinen Beistand zu gewähren. Benjamin folgt dem Diener und wird in das Zimmer des Marquis geführt. „Herr von Kambyses saß in einem Lehnsessel, die Ellbogen auf den Knien und schien im höchsten Grade beunruhigt. Die Marquise, eine hübsche Brünette von fünfundzwanzig Jahren, stand neben ihm und suchte ihn zu trösten. Beim Eintreten meines Onkels hob der Marquis den Kopf und sagte: Ich habe beim Essen eine Gräte verschluckt, die mir nun im Gaumen steckt. Ich erfuhr, daß Sie im Dorfe seien, und ließ sie, obwohl ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, rufen, in der Ueberzeugung, daß Sie mir Ihre Hülfe nicht versagen werden. — Benjamin untersuchte den Hals des Kranken und schüttelte den Kopf mit bedenklicher Miene. Der Marquis erblaßte. Was ist denn? fragte er. Wäre das Uebel noch schlimmer, als wir glaubten? — Ich weiß nicht, was Sie geglaubt haben, antwortete Benjamin mit feierlicher Stimme; aber das Uebel wäre in der That sehr schlimm, wenn man nicht alsbald die nöthigen Mittel ergriffe, um es zu bewältigen. Sie haben eine Salmengräte verschluckt, und zwar eine vom Schwanze, da, wo sie am giftigsten sind. — Das ist wahr, sagte die Marquise verwundert, aber wie haben Sie das entdeckt. — Durch Besichtigung des Halses, Madame. — In Wirklichkeit hatte er dieß auf ganz natür-

liche Weise erkannt; als er am Speisesaale vorbeiging, dessen Thür offen stand, sah er auf dem Tische einen Salmen, dem nur das Schwanzstück fehlte. — Wir haben nie gehört, stotterte der Marquis mit einer vor Schreck zitternden Stimme, daß die Salmengräten giftig seien. — Das hindert nicht, daß sie es sind, und zwar sehr giftig, sagte Benjamin, und es sollte mir leid thun, wenn die Frau Marquise daran zweifelte, weil ich genöthigt wäre, ihr zu widersprechen. Die Gräten des Salmen enthalten wie die Blätter des Manzanillenbaums einen so scharfen und ätzenden Saft, daß diese Gräte, wenn sie eine halbe Stunde länger im Schlunde des Herrn Marquis bliebe, eine Entzündung verursachen würde, deren ich nicht Herr werden könnte. — Nun dann operiren Sie doch unverzüglich, Doctor, ich bitte Sie, sagte der Marquis mehr und mehr erschrocken. — Einen Augenblick, erwiderte mein Onkel, die Sache geht nicht so schnell, als Sie wünschen. Es ist vorher eine kleine Formalität zu erfüllen. — Nun so erfüllen Sie sie schnell, und fangen Sie an. — Diese Formalität geht Sie an, Sie allein können sie erfüllen. — So sag mir wenigstens, Du Unglückschirurg, worin sie besteht. Willst Du mich hier aus Mangel an Beistand umkommen lassen? — Ich nehme Anstand, fuhr Benjamin langsam fort. Wie soll ich einen solchen Antrag einem Marquis stellen, einem Mann, der in gerader Linie von Kambyses, König von Aegypten abstammt? — Ich glaube, Elender, daß Du meine Lage benutzest, um Dich über mich lustig zu machen! — Nicht im Geringsten, antwortete Benjamin kalt. Erinnern Sie sich eines Mannes, den Sie vor drei Monaten von Ihren Schergen auf Ihr Schloß schleifen ließen, weil er Sie nicht gegrüßt hatte, und dem Sie den blutigsten Schimpf zufügten, den ein Mensch dem andern zufügen kann? — Ein Mann, von dem ich mich — küssen ließ. Wahrhaftig, das bist Du, Ich erkenne Dich in Deinen sechs Fuß drei Zoll. — Nun denn, dieser Mann von sechs Fuß drei Zoll, dieser Mensch, den Sie für ein Insect ansahen, für ein Stäubchen unter Ihren Füßen, verlangt jetzt Genugthuung für die Beleidigung, die Sie ihm angethan. — Mein Gott, ich bin ja gern bereit; sag nur, wie hoch Du Deine Ehre anschlägst, bestimme die Summe, und ich lasse Dir sie sogleich auszahlen. — Glaubst Du denn, Marquis von Kambyses, Du seiest reich genug, um die Ehre eines rechtschaffenen Mannes zu bezahlen? Hältst Du mich für einen Rechtsverdreher, meinst Du, ich lasse mich für Geld beschimpfen? Nein, eine Ehrengenugthuung muß ich haben, hörst Du, Marquis von Kambyses, eine Ehrengenugthuung. — Gut, es soll geschehen, sagte der Marquis, dessen Blicke an den Zeigern der Uhr hingen, und der mit Schrecken die verhängnißvolle halbe Stunde enteilen sah. Ich will vor der Frau Marquise erklären, ich will wenn Sie wünschen, schriftlich erklären, daß Sie ein Ehrenmann sind, und daß ich Unrecht hatte, Sie zu beleidigen. — Der Tausend, Du hast Deine

Schulden rasch bezahlt. Glaubst Du, es genügt, wenn man einen Mann von Ehre beschimpft hat, zuzugeben, daß man Unrecht gehabt? Nein, Du mußt Dich dem Rechte der Wiedervergeltung unterwerfen. Der Schwache von gestern ist zum Starken von heute geworden, der Wurm hat sich in eine Schlange verwandelt. Du wirst meiner Justiz nicht wie der des Amtmanns entschlüpfen, es giebt keine Protection, die Dich gegen mich vertheidigt. Ich habe Dich geküßt, jetzt mußt Du mich küssen. — Bedienten, schrie der Marquis, den der Zorn die Gefahr, in der er vorgeblich schwebte, vergessen ließ, führt diesen Menschen in den Hof, man gebe ihm hundert Peitschenhiebe, ich will ihn hier schreien hören. — Gut, sagte mein Onkel; aber in zehn Minuten ist die Operation unmöglich geworden, und in einer Stunde sind Sie todt. — Ei kann ich denn nicht durch meinen Läufer einen Chirurgen in Varzy holen lassen? — Wenn Ihr Läufer den Chirurgen zu Hause trifft, so kommt dieser gerade recht, um Sie sterben zu sehen und der Frau Marquise seinen Beistand zu widmen. — Aber Sie können unmöglich so unbeugsam bleiben, sagte die Marquise. Gewährt es nicht ein größeres Vergnügen, zu verzeihen, als sich zu rächen? — O Madame, erwiderte Benjamin, indem er sich mit Anmuth verbeugte, ich bitte Sie zu glauben, daß ich, wenn mir von Ihnen eine solche Beleidigung zugefügt worden wäre, keine Rachegedanken gegen Sie hegen würde. — Frau von Kambyses lächelte, und da sie einsah, daß mit meinem Onkel nichts anzufangen war, redete sie selbst ihrem Gemahl zu, sich der Nothwendigkeit zu fügen. Der Marquis, von der Angst überwältigt, winkte zwei Bedienten, die im Zimmer waren, zu, sich zu entfernen. — Bei Leibe nicht, sagte der unerbittliche Benjamin. So haben wir nicht gewettet. Bedienten, ihr sagt im Gegentheil den Leuten des Herrn von Kambyses in seinem Namen, daß sie sich stracks hierher zu verfügen haben. Sie waren Zeugen der Beleidigung, sie müssen Zeugen auch der Genugthuung sein. Die Frau Marquise allein hat das Recht, sich zu entfernen. — Der Marquis warf einen Blick auf die Uhr und sah, daß er nur noch drei Minuten habe. Da keiner der Bedienten sich näherte, sagte er: Geht doch rasch und vollführt die Befehle des Herrn Rathery. Seht Ihr denn nicht, daß er allein hier für den Augenblick Gebieter ist? — Die Bedienten erschienen, einer nach dem anderen. Nur der Haushofmeister fehlte noch. Aber Benjamin wollte mit unerschütterlicher Strenge nicht eher anfangen, bis auch dieser zugegen war. Dann — — — Gut, sagte Benjamin, jetzt sind wir quitt, und Alles ist vergessen. Nun will ich mich gewissenhaft Ihres Halses annehmen. Er zog die Gräte flink heraus und gab sie dem Marquis in die Hand. Während dieser sie neugierig betrachtete, sagte Benjamin: Ich muß Ihnen frische Luft geben. Er öffnete ein Fenster, sprang in den Hof und war mit zwei oder drei Sätzen seiner langen Beine am Schloßthor. Während er den Berg

hinabrannte, rief ihm der Marquis vom Fenster her nach: Halten Sie an, Herr Rathery, haben Sie die Güte, meine Danksagungen und die der Frau Marquise in Empfang zu nehmen; ich muß Sie doch für Ihre Operation bezahlen. — Aber Benjamin war nicht der Mann, der sich mit schönen Worten fangen ließ. Am Fuße des Berges angelangt, begegnete er dem Läufer des Marquis. — Landry, sagte er zu ihm, meine Empfehlungen an die Frau Marquise, und beruhigen Sie den Herrn von Kambyses in Betreff der Salmengräten, sie sind so unschuldig wie Hechtgräten, nur muß man sie nicht verschlucken. — Benjamin nahm seinen Weg nach Corvol zu Doctor Minxit. Er sah ihn schon von weitem vor seiner Thür, und indem er das Schnupftuch zum Zeichen seines Triumphes schwang, rief er: Wir sind gerächt! Der gute Alte sprang ihm entgegen mit der ganzen Schnelligkeit seiner kurzen dicken Beine. Er wußte sich vor Vergnügen nicht zu fassen. Zu Hause angekommen, ließ er seine Musikanten Tusch blasen bis zum Abend, und hierauf gebot er ihnen, sich zu betrinken, ein Befehl, der aufs Pünktlichste befolgt wurde."

Nicht so ganz ruhig über die Folgen seiner Keckheit kommt Benjamin nach Clamecy zurück. Aber am nächsten Tage übergiebt ihm der Läufer des Schlosses einen Sack voll Geld mit einem Briefe, in welchem der Marquis ihn bittet, den Vorfall zu vergessen und das Geld als Preis für die geschickt vollführte Operation anzunehmen. „Oho!" sagt Benjamin, „der wackre Herr möchte meine Verschwiegenheit erkaufen. Wenn ich ihm in herkömmlicher Weise ohne Umschweife die Gräte aus dem Halse gezogen hätte, so hätte er mir zwei Thaler in die Hand gedrückt und mich in die Bedientenstube geschickt, damit ich dort eine Erfrischung zu mir nehme. Jetzt schickt er, Kukuck! fünfzig Thaler. Das heiß' ich Freigebigkeit. Für das Ausziehen dieser Gräte hätte Herr Minxit dreißig Thaler verlangt; aber er treibt die Heilkunst mit vollständig besetztem Orchester, er hat vier Gäule und zwölf Musikanten zu unterhalten. Ich, der ich nur für mein Besteck und meinen Leichnam zu sorgen habe — für einen Leichnam freilich von sechs Fuß drei Zoll — kann höchstens sechs Thaler beanspruchen. Also muß ich dem Marquis vierundvierzig Thaler zurückschicken, und noch noch dazu hab' ich schier Gewissensbisse, daß ich ihm überhaupt Geld abnehme. Wie that der Adel in seiner Person Buße vor dem Volke vertreten von der meinigen! Wenn irgend ein Porträt seiner Ahnen in seinem Salon hing, so muß es roth geworden sein vor Scham. Ich wollte, daß man mir nach meinem Tode das kleine Fleckchen ausschnitte, auf das er mich geküßt hat, und daß man es im Pantheon bestattete" u. s. w. Verschiedene Umstände treten der Rücksendung der vierundvierzig Thaler hindernd in den Weg. Benjamin's Schwester hat billige Leinwand zu Hemden für ihn gekauft, die er von dem Gelde bezahlen könnte, Pagina bietet ihm

ein Fäßchen trefflichen Burgunders an, der wichtiger als die Hemden zu sein scheint, der Tuchhändler drängt mit einer langen Rechnung. Benjamin bleibt fest, das Geld geht zurück, die Leinwand und der Wein bleiben ungekauft, und der Tuchhändler läßt den Herrn Doctor Rathery in den Schuldthurm bringen, gerade als er sich mit Jungfer Minxit in die Kirche begeben will, um Nummer Sechs der Kinder seiner lieben Schwester, die inzwischen niedergekommen ist, aus der Taufe zu heben.

Wir können diese Vorgänge nicht im Einzelnen verfolgen, obwohl sie größtentheils nicht weniger komisch sind als die vorherigen, und obwohl namentlich die Schnurren, wie Kaspar einen Frack aus einem Kirchenpanier bekommt, wie Benjamin den Krämer Sursurrans foppt, wie er die Nacht im Gebete für die glückliche Niederkunft seiner Schwester verbringt, wie er den Amtmann verhöhnt, endlich sein Frühstück im Gefängniß, vielleicht zu dem Besten gehören, was das Buch uns bietet.

Es genüge, daß Minxit unsern lustigen Helden aus seiner Haft loskauft und mit sich nach Corvol nimmt. Hier stößt derselbe zum zweiten Mal mit der Anmaßung des Adels zusammen und zwar in Gestalt jenes rothen Musketierofficiers von Brückenbruch, der ebenfalls um Jungfer Minxit freit und sich der Liebe derselben erfreut. Von Schraubereien, bei denen Onkel Benjamin selbstverständlich jederzeit die erste Geige spielt, kommt es von Seiten des Officiers zu Drohungen, die der Doctor damit beantwortet, daß er den Droher vor die Thür setzt, und das Ende ist eine Herausforderung zum Duell, bei welchem der Musketier sich im Voraus als Sieger weiß, aber von Benjamin, nachdem derselbe ihn vorher spöttisch aufgefordert, die Sache durch Schach- statt durch Degenspiel zur Entscheidung zu bringen, dreimal entwaffnet und schmählich heimgeschickt wird — eine Episode, die abermals von derber und feiner Komik förmlich funkelt.

Jetzt aber nimmt die Geschichte, wenigstens was den wackern Papa Minxit angeht, eine traurige Wendung. Arabella hat sich von Brückenbruch überreden lassen, mit ihm nach Paris zu entfliehen. Außer sich kommt der alte Herr mitten in der Nacht bei Benjamin an, um ihm sein Unglück zu erzählen und um seinen Beistand bei der Verfolgung der Flüchtlinge zu bitten. Die Beiden brechen dazu auf, und holen jene wirklich im Wirthshause zum Windhunde in Courson ein. Aber der Entführer ist bereits eine Leiche, die Entführte, im Schreck über seinen plötzlichen Tod von Wehen befallen, liegt im Sterben. Jener hat mit einem Reisenden wegen eines Zimmers Händel und, als er sich darauf mit ihm im Garten geschossen, eine Kugel durch den Kopf bekommen. Arabella aber flackert nur noch wie eine erlöschende Lampe. Ihr Vater fällt über diese Nachrichten in Ohnmacht, und

als sie während derselben wirklich stirbt, versinkt der gute Alte in unheilbare Schwermuth, aus der er später nur auflebt, um, nachdem er Benjamin zu seinem Erben eingesetzt, im Kreise seiner alten Tafel- und Zechgenossen seinen eignen Sterbetag zu feiern, den sein Freund Benjamin ihm hat diagnosticiren müssen. Unter allerlei Scherzreden vergeht das Mahl, bei dem Minxit gepudert und in seinem schönsten Kleide erschienen ist. Benjamin muß ihm seine Leichenrede vortragen, die Minxit kritisirt. Dann wird der Abschiedstrunk getrunken, und nachdem man ihm eine glückliche Reise gewünscht, entfernt sich der Sterbende, vom Sergeanten in sein Bett geschafft. Eine Stunde später läßt er Benjamin rufen, er hat gerade noch so viel Zeit, um ihm die Hand zu drücken, dann stirbt er.

Papa Minxit hat verlangt, nicht auf dem Friedhof der Gemeinde begraben zu werden, da sich „der Schatten der Kirche wie ein Trauerflor über seine ganze Oberfläche breitet". Er hat gewünscht, auf seiner Wiese am Rande eines murmelnden Baches zu ruhen. Die Kirche thut Einspruch dagegen, aber vergeblich.

„Am nächsten Morgen, als der Sarg des Herrn Minxit, umgeben von seinen Freunden und gefolgt von einem langen Zuge Bauern, eben im Begriffe war, das Haus zu verlassen, erschien der Pfarrer an der Thür und befahl den Trägern, die Leiche auf den Kirchhof zu bringen. — Aber, sagte mein Onkel, Herr Minxit hat nicht im Sinne, auf den Kirchhof zu gehen, er geht auf seine Wiese, und Niemand hat das Recht, ihm das zu verwehren. — Der Pfarrer wandte ein, daß die Reste eines Christen nur in geweihter Erde ruhen könnten. — Ist denn die Erde, in die wir Herrn Minxit tragen, weniger geweiht als die Ihrige? Wachsen nicht Gras und Blumen darauf wie auf dem Kirchhof der Gemeinde? — Wollen Sie denn, daß Ihr Freund verdammt sei? fragte der Pfarrer. — Erlauben Sie, erwiderte mein Onkel, Herr Minxit ist seit gestern vor Gott und hat jetzt, sofern die Sache nicht vertagt worden ist, sein Urtheil empfangen. Falls er verdammt wäre, könnte Ihre Leichenfeier den Richterspruch nicht aufheben, und wenn er gerettet ist, zu was wäre da Ihre Feier gut?

Der Pfarrer schrie, Benjamin sei ein Gottloser, und befahl den Bauern, sich zu entfernen. Alle gehorchten, und sogar die Träger schienen Willens, dasselbe zu thun. Aber mein Onkel zog den Degen und sagte: Die Träger sind bezahlt, um den Körper an seine letzte Ruhestätte zu tragen, und sie müssen ihr Geld verdienen. Wenn sie ihr Geschäft gut verrichten, erhält jeder einen Thaler. Wenn sich dagegen einer oder der andere sträuben sollte, werde ich ihn mit der flachen Klinge solange bearbeiten bis er am Boden liegt. — Die Träger, welchen die Drohungen Benjamin's noch mehr Furcht einflößten, als

die des Pfarrers, entschlossen sich, vorwärts zu gehen, und Herr Minxit wurde mit den Feierlichkeiten, die er angeordnet hatte, in sein Grab gelegt.

Nach seiner Rückkehr vom Leichenbegängnisse besaß mein Onkel Benjamin dreitausend Thaler jährliches Einkommen. Ich brauche dem Leser wohl nicht zu versichern, daß er den besten Gebrauch von dem ihm anvertrauten Pfunde machte."

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, 30. Januar 1876.

Am 19. Januar nahm der Reichstag seine Sitzungen in diesem Jahre wieder auf. Die erste Sitzung dieses Jahres, die zweiunddreißigste der laufenden Session, ward mit kleineren Gegenständen ausgefüllt. Am 20. Januar wurde zum zweiten Mal das Mandat der Commission für die Reichsjustizgesetze verlängert, und zwar bis zur nächsten Session. Der Reichstag entgeht auf diese Weise der Nothwendigkeit, die gegenwärtige Session im nächsten Monat nur zu vertagen und dieselbe nach inzwischen abgelaufener Landtagssession im Frühjahr wieder aufzunehmen. Die Justizcommission denkt bis zum Frühjahr ihre Arbeiten zu vollenden, und es wird möglich sein, in der Herbstsession des Reichstags, welches die letzte seiner zweiten Legislatur ist, das große Werk jener die Organisation der Justizbehörden und das Verfahren derselben auf eine einheitliche Basis stellenden Gesetze zu vollenden.

In derselben Sitzung vom 20. Januar begann der Reichstag die Einzelberathung der einer Commission überwiesenen Theile der Strafgesetznovelle. Es handelte sich zunächst um den § 64, welcher die Zulässigkeit der Zurücknahme des Antrags bei den sogenannten Antragsvergehen auf die besonders vorgesehenen Fälle beschränkt. Dieser Antrag wird angenommen. Die Berathung wendete sich sodann zum § 102, welcher den Hochverrath gegen ausländische Regierungen unbedingt straffällig macht, ohne daß die auswärtige Regierung einen Strafantrag gestellt hat und ohne daß nach veröffentlichten Staatsverträgen oder Gesetzen dem deutschen Reich die Gegenseitigkeit verbürgt ist. An diese Bedingungen ist nämlich die Strafbarkeit nach der betreffenden Bestimmung des Strafgesetzbuches bis jetzt geknüpft. Der Zweck der verlangten Aenderung ist mit Händen zu greifen. Das deutsche Reich will von seinem Gebiet keine Störung eines Nachbars zulassen, aber es will auch verlangen, daß kein Nachbargebiet zum Schauplatz und Zufluchtsort

hochverrätherischer Unternehmungen gegen Deutschland gemacht werde. Die Veränderung wurde indeß abgelehnt. Bei der Bekämpfung glänzten namentlich die Redner der Fortschrittspartei, indem sie nicht begreifen konnten, warum wir den Hochverrath gegen das Ausland in unsern Grenzen bestrafen sollen, so lange uns die Gegenseitigkeit nicht zugesagt ist. Wem fällt nicht der köstliche Bilderbogen aus der Knabenzeit ein, wo die Bürger von Schilda verhandeln, ob sie dem Feind entgegengehen sollen, und mit ihrer Weisheit zu dem Resultat kommen: warum sollen wir dem Feind entgegengehen? — der Feind kann zu uns kommen. Darüber lacht man als Knabe und hält es für Scherz. Wenn man in reifen Jahren diesen Beschluß von der höchsten Versammlung des eignen Landes gefaßt sieht, lernt man freilich an die Wirklichkeit glauben, und man hört auf zu lachen. Die künftige Geschichtsschreibung wird bei dieser Sitzung vom 20. Januar verweilen als einem der schlagendsten Beispiele, wie weit die Mehrheit der Zeitgenossen im Stande war, den Gedanken ihres großen Kanzlers zu folgen.

Diejenigen Paragraphen der Novelle, deren Annahme mit geringen Veränderungen erfolgt ist, verfolgen wir bei der Berathung nicht, sondern begnügen uns, die wichtigeren anzuführen, so die wohlthätige Bestimmung, wodurch die Vergehen wider die Sittlichkeit aufhören, Antragsvergehen zu sein. Wir wollen hier die Bemerkung einschalten, daß nach unserer criminalistischen Ueberzeugung das Strafgesetzbuch gar keine Vergehen enthalten sollte, die nur auf Antrag des Verletzten verfolgt werden dürfen. Die Zulassung dieser Kategorie widerspricht den Grundprinzipien alles Strafrechts, und die praktischen Gründe halten keiner genauen Prüfung Stich.*) Nothwendig ist freilich nach Beseitigung der Antragsvergehen ein freies Ermessen der Staatsanwaltschaft über die Einleitung der Straferfolgung, und dieses freie Ermessen bedarf zu seiner Correktur des Institutes der Popularklage, an das unsere Juristen noch durchaus nicht heran wollen, auch diejenigen nicht, die dem Befürworter dieses Institutes, Gneist, fast überall folgen in seiner Vorliebe für die Gestalt der englischen Strafrechtspflege. Wir unsererseits folgen Gneist auf dem Gebiet des Strafrechts nur in der Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Popularklage in einem richtig angelegten und vollständigen Rechtssystem. — In der Ueberzeugung, daß die Antragsvergehen zu beseitigen sind, macht uns auch der Diebstahl der Hausgenossen und Aehnliches nicht irre. Denn wie sollen solche Handlungen als strafbar qualificirt

*) Sowohl vom criminalpolitischen als vom praktischen Standpunkt aus ist das Institut der sog. Antragsdelicte bereits in den Motiven zum deutschen Strafgesetzbuch von 1870 für die große Mehrzahl der deutschen Fachmänner in ausreichender Weise als nothwendig charakterisirt. Es kann daher hier von einer weiteren Bekämpfung der Idee der Einführung der Popularklage ins deutsche Strafrecht füglich abgesehen werden. D. Red.

werden, wenn das Zeugniß des Verletzten sie nicht als strafbar qualificirt? Zu dieser in der Sache liegenden Bedingung bedarf es keiner formellen Vorschrift, welche den Antrag des Verletzten fordert. Die Qualification der Strafbarkeit gegen das Zeugniß des Verletzten setzt in der That voraus, daß derselbe reif ist, unter Vormundschaft gestellt zu werden. Den juristischen Zerrereien über die Behandlung der einzelnen Antragsvergehen, welche sich meist nach oberflächlichen Gesichtspunkten im Reichstag entspannen, folgen wir nicht. Ebensowenig hat uns die gesetzgeberische Weisheit des Reichstags bei dem sogenannten Duchesne-Paragraphen befriedigt. Zum Ueberdruß wurde die Behauptung wiederholt, man dürfe keine Strafgesetze nach Gelegenheit machen. Der Fall Duchesne hat aber in Wahrheit nur die Falschheit des Grundsatzes ans Licht gebracht, die erfolglose Anstiftung nicht als Verbrechen zu behandeln. Dieses Verbrechen führt, auch wenn es seinen unmittelbaren Zweck nicht erreicht, mittelbar herbei eine moralische Beschädigung derjenigen Persönlichkeit, welche zu verführen gesucht wurde, und in vielen Fällen eine moralische Beschädigung der Gesellschaft durch die offene Verhöhnung des Rechts und der Moral, drittens aber auch eine Beschädigung Einzelner oder der Gesellschaft durch das Gefühl der Unsicherheit. Die erfolglose Anstiftung muß daher überhaupt bestraft werden, wobei wiederum das Ermessen der Staatsanwaltschaft, controlirt durch die Popularklage, die ungeeigneten Fälle von der Verfolgung auszunehmen hat. Der Reichstag begnügte sich mit einer grundsatzlosen Bestimmung, in dem überwiegenden Bewußtsein, wie es scheint, daß es unumgänglich sei, der Regierung wenigstens einen halben Gefallen zu thun.

Am 25. Januar sollten einige nachträgliche Ausgaben zum Reichshaushalt bewilligt werden. Ein Zuschuß für die Botschaft in Rom gab dem Centrum zu einem unnützen Geplänkel Anlaß, woraus Manche den Schluß gezogen haben, daß wieder einmal ein Versuch gescheitert sei, einen Waffenstillstand oder sonstiges Abkommen zwischen Rom und der deutschen Regierung zu Stande zu bringen.

Am 26. Januar wurde eine Petition des Journalistentages verhandelt, bei Haftbarkeit des Redakteurs einer periodischen Druckschrift die weitere Ermittelung der Schuld an einem Preßvergehen auszuschließen. Der Gegenstand ist neuerdings viel in der deutschen Presse verhandelt worden, aber niemals unter dem Gesichtspunkt, den ich für den einzig richtigen halte, wobei ich mich aber nicht der Zustimmung der Redaction d. Bl. erfreue. Abgesehen von Inseraten und Artikeln, die eine Namensunterschrift tragen, begeht die Presse überhaupt keine persönlichen Vergehen. Deshalb dürfen auch niemals irgend welche Personen, sondern nur die Institute mit Strafe, und zwar nur mit Geldstrafen belegt werden. Will man den persönlich Schuldigen ermitteln,

so kommt man hier auf Widersprüche und da auf Widersprüche. Mit der Auffindung eines richtigen Grundsatzes für die Ermittelung der persönlichen Schuld hat sich auch diesmal wieder der Reichstag nutz- und fruchtlos abgemüht. Alte Allianzen und alte Sympathien erschienen dabei im Widerstreit, aber nirgends ein haltbarer Gedanke.

Den Bericht über die drei letzten Sitzungen dieser Woche will ich auf den nächsten Brief versparen, weil die Nachwirkung derselben sich zum Theil erst bei Abfassung des nächsten Briefes wird übersehen lassen. C — r.

Aus dem Elsaß.

1. Februar. 1876.

Sie erinnern sich vielleicht eines Briefes aus dem vorigen Jahre, worin ich Ihnen von einem hier zu Lande verbreiteten Brüsseler Blatte „L'Ere chrétienne" schrieb, dessen Redacteur ein früherer, dem Kirchenbanne verfallener, französischer Benedictinermönch und dessen Tendenz eine entschieden antiklerikale ist. Jener Mann hatte sich nun vorgenommen, auch im Elsaß durch Wort und Bild, soviel in seinen Kräften stand, zur Wiederherstellung des „Urchristenthums" zu wirken. Zur Unterstützung seines religiösen Reformwerkes hatte er mit Erlaubniß der Behörden verschiedene antiinfallibilistische Broschüren (La Cour de Rome, Le Martinet, Les Bénédictins, Le Machiavélisme religieux etc.) verbreitet und gleichzeitig in den Hauptstädten des Elsasses (Mülhausen, Colmar u. s. w.) einige Bilder aus der berühmten Galérie Léonard zu Brüssel ausgestellt, von denen eines eine in Belgien vorgekommene großartige Erbschleicherei der Jesuiten, ein anderes die Krakauer Nonne Barbara Ubryk, die übrigen ähnliche Vorwürfe klerikaler Verderbtheit behandelten.

Der Pfarrer von Mülhausen, Herr Abbé W i n t e r e r, hielt es für seine Pflicht, vor dem Reichstage für diese Sachen den Kreisdirector von Mülhausen verantwortlich zu machen. Die betr. Stelle aus seiner Rede lautet nach dem stenographischen Bericht: „. . . . Einige Wochen nachher kam nach Mülhausen ein anderer Mann, auch ein Priester, ein vor langen Jahren excommunicirter Mönch. Er hatte dreimal vor der Zuchtpolizei gestanden in Frankreich, und war einmal wegen Gaunerei der niedrigsten Art zu 12monatlicher Gefängnißstrafe, ein anderes Mal wegen eines andern Vergehens zu 13monatlichem Gefängniß verurtheilt worden. Er war weder ein Elsässer noch ein Deutscher; er kam um uns das wahre Christenthum zu predigen; und unter dem Schutze desselben Kreisdirectors, der den elsässischen Priester ausgewiesen

hatte (NB. einen wegen Erbschleicherei verurtheilten Geistlichen), konnte nun dieser Zuchtpolizeisträfling öffentlich alle Schmähschriften verbreiten und die elendesten Schmutzbilder ausstellen. So verhält sich also die Sache. Der Elsäßer, der sein ganzes Leben, einige Jahre ausgenommen, in Elsaß zugebracht, der seine Staatsangehörigkeit nicht verloren hatte, wird verbannt, und der Zuchtpolizeisträfling wird geschützt. Meine Herren glauben Sie denn, daß das Volk aus solchen empörenden Ungerechtigkeiten nicht seine Schlußfolgerungen zieht?" —

Die „Neue Mülh. Zeit." hat sich nun kürzlich die Mühe nicht verdrießen lassen, diesen und ähnlichen „elsässischen Erzählungen" des Hrn. Winterer vor dem Reichstage etwas genauer auf den Grund zu gehen und dabei gefunden, daß der klerikale Heißsporn dabei more majorum durchschnittlich das Oberste zu unterst gekehrt und selbstverständlich seiner Phantasie in der Ausmalung seiner haarsträubenden Histörchen freien Lauf gelassen hat. So fragt sie bez. jener Bilder: „Was kann dem Hrn. Winterer an diesen Bildern empörend und schmutzig erscheinen? Doch nur die dargestellte Handlung! Also die Jesuiten! Aber warum nimmt er es übel, daß man so schmutzige Verbrecher im Bilde dem Volke zeigt? Verlangt er, daß die Behörde solche Dinge, wo sie erscheinen, verschleiern soll? Warum zeiht er einer empörenden Ungerechtigkeit den Kreisdirector, der es duldet, daß Erbschleicher blosgestellt werden?" Der Priester aber, den Winterer in seinen Schutz nehme, habe eben das gethan, was auf den erwähnten Gemälden bildlich dargestellt war, indem er unter Entweihung seines priesterlichen Amtes und grobem Mißbrauch des ihm als Seelsorger geschenkten Vertrauens eine Erbschaft an sich zu bringen gesucht habe. Was übrigens die von Hrn. Winterer triumphirend hervorgehobene zweimalige Bestrafung des Ex-Benedictiners Pierre des Pilliers (vor dem Tribunal zu Bergerac und zu Montauban) anbelangt, so zeigt sich gerade darin, daß derselbe ein Opfer klerikaler Verfolgungssucht ist, wie dies aus der Darstellung der beiden Affairen in dem genannten Blatte aus den J. 1873 und 1874 bis zur Evidenz hervorgeht. —

Auf dem Straßburger Theater ist vor einigen Wochen ein fünfaktiges Drama von Ludwig Schneegans mehrmals mit bedeutendem Erfolg in Scene gegangen: „Maria, Königin von Schottland." Dieses Stück bildet gewissermaßen das Präludium zu Schiller's „Maria Stuart" und mit diesem und Laube's „Graf Essex" eine Art Trilogie. Alle Welt ist einig in den Lobsprüchen und Auszeichnungen, welche dieser bedeutsamen Erscheinung der modernen realistischen Schule und ihrem talentvollen Verfasser zu Theil werden. Kenner erachten das Stück sogar als eine wesentliche Bereicherung unserer deutschen dramatischen Literatur. Auf alle Fälle ist es äußerst erfreulich, schon nach so kurzer Zeit aus dem Schooße des wiedergewonnenen Volksstammes eine streb-

same Dichterkraft erwachsen zu sehen, die für die Fortentwicklung der deutschen Literatur auf diesem Gebiete unstreitig Großes verspricht. Die Sprache in dem Stücke ist feurig und poetisch warm empfunden, die Scenerie lebendig und die hervorstechenden Charaktere fein und prägnant gezeichnet. Doch mag an dem überraschenden und rühmlichen Erfolge auch das meisterhafte Spiel unserer deutschen Straßburger Truppe einen bedeutenden Antheil haben.

Für die Freskomalereien im Chor und Schiff des Straßburger Münsters ist seitens der Stadt und auf Veranlassung des Bürgermeisterei-Verwalters Back eine halbe Million Franken ausgeworfen worden. Die Ausführung der Wandgemälde, welche contractlich innerhalb 4 Jahren vollendet sein müssen und die dem erhabensten Meisterwerke deutscher Baukunst im Elsaß unstreitig zu hoher Zierde dienen werden, ist zwei hervorragenden Künstlern, dem Director des Städel'schen Instituts in Frankfurt a/M. Herrn Prof. Steinle und einem augenblicklich in Paris lebenden Elsässer, dessen Name fast mit dem Frankfurter übereinstimmt, dem Historienmaler Steinheil übertragen worden. Ersterer erhält für sein Loos, die Wandmalereien im Chor und in den Seitenschiffen, die Summe von 80,000 Mark und für die „fonds dorés", welche er beliebig übertragen kann, 16,000 M. extra. Er ist verpflichtet seine Compositionen und Cartons sofort zu beginnen, sich während der Ausführung des Werks in Straßburg niederzulassen und während dieser Zeit keine anderweitigen, größeren Bestellungen zu übernehmen. Herr Steinheil, der die Wiederherstellung des Gemäldes „das jüngste Gericht" an der obern Chorwand, gegenüber dem Hauptschiff, übernommen hat, erhält unter den gleichen Bedingungen die Hälfte des obigen Honorars und für die „fonds" einen Spezial-Credit von 2000 Mark. Mit Anbruch der wärmern Jahreszeit wird man sofort Hand ans Werk legen.

Im Anschluß an diese Ihnen der Hauptsache nach gewiß schon durch die Zeitungen bekannt gewordene Notiz, gestatten Sie mir noch auf einige kunsthistorische Werke aufmerksam zu machen, die in jüngster Zeit kurz nach einander erschienen sind und aufs Neue bekunden, daß das Elsaß einer der an alterthümlichen Kunstwerken der verschiedenen Epochen reichsten Gaue des deutschen Vaterlandes ist. Da ist vor Allem zu nennen des Prager Professors Alfred Woltmann „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß", dessen liebenswürdige persönliche Bekanntschaft ich gelegentlich seiner letzten Kunstreise durch das Elsaß zu machen die Ehre hatte. Das ist ein jedenfalls Epoche machendes Werk, welches mit feinstem Verständniß und in anschaulicher Beschreibung nach dem chronologischen System die zahlreichen kleinen und großen Kunstdenkmäler unseres Ländchens dem Leser vor Augen führt und schon jetzt in dem Lager der Kunstfreunde allgemeinen Beifall — — um nicht zu sagen, Enthusiasmus hervorgerufen hat.

Da ist ferner des Straßburger Professors Kraus „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen", eine Art encyclopädischen Werkes, wovon bis jetzt erst der 1. Band (von A — O) erschienen ist und das seine Entstehung hauptsächlich der Initiative des Ober-Präsidenten v. Möller zu verdanken hat, welcher die dazu erforderlichen, ziemlich bedeutenden Geldmittel bereitwilligst aus Landesfonds zur Verfügung gestellt und den Professor kurz nach seiner Berufung an die Spitze der reichsländischen Verwaltung mit der Sammlung, Inventarisirung und Herausgabe des vorhandenen Materials beauftragt hat. Letzterer hat sich dieser gewiß sauren und schwierigen Aufgabe mit ebensoviel Eifer als Talent unterzogen und in diesem von ihm als „bescheidenen ersten Versuch" bezeichneten Buche ein Werk geliefert, welches den Stempel der Meisterschaft an der Stirne trägt.

Um nicht zu weitläufig zu werden, führe ich von folgenden in französischer Sprache erschienenen Werken nur die Titel und Verfasser an: René Minard: „Kunst in Elsaß-Lothringen"; Charles Girard: „Die elsässischen Künstler im Mittelalter"; Ch. Hatzwiller: „Musée de Colmar" — ein hübsches Vademecum für dieses an alterthümlichen Schätzen überaus reiche Museum, welches auch einige neue, höchst interessante Aufschlüsse über das Leben des Colmarer Malers Martin Schöngauer (1420 — 1488) giebt — „von wegen seiner Kunst Hipsch Martin genannt". *μ.*

Literatur.

Der Tag nach dem Tode oder das zukünftige Leben nach den Forschungen der Wissenschaft von Louis Figuier. Deutsche autorisirte Ausgabe, übersetzt von M. Busch. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1876.

Die alte Hamletsfrage: Sein oder Nichtsein nach dem letzten Athemzuge, persönliche Fortdauer oder Erlöschen des Geistes und Verwehen des stofflichen Theiles unseres Wesens in die allein unvergängliche Materie, ist für die Gläubigen gelöst. Die Wissenschaft streitet sich noch über sie, und kein Theil läßt sich von dem andern überzeugen, weil in der That keiner bis jetzt vollkommen genügende und unwiderlegbare Gründe für seine Ansicht von der Sache vorzubringen im Stande war. Die theologischen Beweise für die Unsterblichkeit sind längst als werthlos erkannt, die Beweise der materialistischen Naturforschung sehen auf den ersten Blick besser aus, bei näherer Betrachtung finden wir aber, daß sie mehr oder minder oberflächlicher Natur sind, und daß hinter und unter den Stellen, von wo sie hergenommen sind,

noch dunkle Tiefen liegen, in welche die Forschung vielleicht nie eindringen wird. Bei dieser Ungewißheit wird jeder Versuch, die Frage zu lösen, der sie auf eine neue Art angreift, auf Theilnahme rechnen können, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die hier vorliegende Schrift in ihrem Vaterlande in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebt hat und vor der deutschen Uebersetzung schon ins Englische übertragen worden ist. Denn dieselbe betritt wirklich einen neuen Weg; indem der Verfasser zwischen dem Unsterblichkeitsglauben und der neueren Naturwissenschaft, deren Entdeckungen ihm ziemlich geläufig sind, eine Art Mittelstraße einschlägt und insbesondere auf die Transmutationstheorie Rücksicht nimmt, die er vom Stofflichen auf das Geistige überträgt. Nach ihm wäre das Leben der Seele ein Kreislauf. Sie beginnt als Keim in einem Sonnenstrahl, der auf die Erde fällt und hier in einer Pflanze oder einem Pflanzenthiere sich einen Körper bildet, in welchem er sich veredelt, um dann in höheren Thieren diesen Selbstveredelungsproceß, diese Verfeinerung, Kräftigung und Bereicherung seiner Fähigkeiten fortzusetzen. Vom Pflanzenthiere wandert die wachsende, immer voller und heller werdende Seele die Stufenleiter der Thiere aufwärts bis zum Menschen. Dabei entwickelt sich in ihr allmälig ein gewisses Gefühlsvermögen, ein auf jeder Stufe kräftiger und klarer werdender Wille, und die Basis vernünftigen Denkens. Im Menschen erwirbt sie neue Fähigkeiten und läutern sich die alten. Geschieht dieß während des Lebens eines Menschen nicht genügend, so muß er ein zweites durchmachen, aber ohne Erinnerung an das erste. Die hinreichend veredelte Seele dagegen erhebt sich sterbend in den Aether, um dort mit der Erinnerung an ihr Erdendasein und dem Bewußtsein, daß ihr jetziger Zustand eine Fortsetzung desselben ist, zunächst ein Leben mit höheren geistigen Kräften und edlerer Leiblichkeit zu führen und dann durch einen zweiten, dritten und vierten Tod in noch höhere Zustände einzugehen, bis die ganz verklärte Seele zuletzt in die Sonne zurückgelangt, aus deren Flammenborn sie gekommen ist. Die Schlüsse, durch welche der Verfasser zu diesem Ergebniß kommt, sind nicht immer der Art, daß sie vor der Logik bestehen. Häufig tritt das Gefühl für den Verstand ein und ebenso oft die Phantasie. Auch ist manche naturwissenschaftliche Thatsache, auf die er sich stützt, noch nicht hinreichend festgestellt oder von ihm nicht richtig verstanden. Wenn er auch alte Beweise für die Unsterblichkeit, z. B. den, daß das Gute auf Erden nicht immer, ja selten belohnt werde und doch belohnt werden müsse, nicht verschmäht, so hat dies schon der Uebersetzer in Anmerkungen rectificirt. Nicht selten widerspricht der Verfasser sich, und mit seinem Resultate werden Wenige befriedigt sein. Dennoch ist die Schrift kein bloßes Curiosum. Sie irrt, sie fußt vielfach auf falschen Voraussetzungen, und sie kommt zu einem grotesken Endergebnisse. Aber der Weg, den sie einschlägt,

der Gedanke, die Naturwissenschaft zur Lösung der Frage heranzuziehen, scheint uns kein übler, und es dünkt uns, als ob in späterer Zeit, wenn mehr Material von dorther vorliegt, ein neue Anfassung der Sache bessere Resultate haben könnte.

Pro domo.

Wir geben nachstehend unter dem Redactionsstrich die Bekanntmachung des ersten Straferkenntnisses, welches in einem Zeitraum von fünf Jahren. unter etwa anderthalb Dutzend wider uns angestrengten Rügenprocessen, erflossen ist. Die Verurtheilung der Redaction in diesem Falle ist nur dadurch möglich gewesen, daß wir uns weigerten, den Verfasser der im August 1874 erschienenen Correspondenz „Aus Schwaben" zu nennen, und erklärten, einen Artikel vollständig verantworten zu wollen, den wir vor dem Abdruck nicht gelesen; um dadurch der in Sachsen — übrigens bereits vor dem deutschen Preßgesetz — vorgekommenen Uebung zu entgehen, durch Gefängnißzwang zur Nennung des Verfassers angehalten zu werden. Die Person des demokratischen Anklägers ist im nachstehenden Erkenntnisse mit voller Deutlichkeit bezeichnet.

Die Redaction der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Bekanntmachung.

Der Redacteur der hier erscheinenden periodischen Druckschrift „die Grenzboten"

Herr Adv. Dr. **Hans Blum**

ist von dem unterzeichneten Königlichen Gerichtsamte aus Anlaß des in Nummer 32. des XXXIII. Jahrgangs der obgedachten Zeitschrift auf Seite 217 flg. befindlichen, mit der Ueberschrift „Aus Schwaben" versehenen Artikels wegen Beleidigung **Ludwig Walesrode's** in Gemäßheit § 186 des Reichs-Straf-Gesetz-Buchs zu 40 Mark Geldstrafe und Tragung der Untersuchungskosten rechtskräftig verurtheilt worden, was in Gemäßheit des Antrags des Privatanklägers hierdurch öffentlich bekannt gemacht wird.

Leipzig, den 24. December 1875.

Königliches Gerichtsamt im Bezirksgericht
daselbst
Abtheilung für Strafsachen.
Bieler.

Reise-Briefe von Carl Haller v. Hallerstein.*)

Mitgetheilt von R. Bergau.

I.

Rom, 10. Januar 1810.

Ich bin heute mit einer Gesellschaft von Deutschen, worunter auch Werner war, endlich in der Villa Ludovisi gewesen; ich habe mich daselbst recht geweidet. — Es war zwar etwas kalt, aber übrigens ein vortrefflicher italienischer Wintertag. In dem einen der dasigen Casinos ist eine Sammlung von Anticken, Bildhauerei, aufgestellt, worunter einige vorzügliche Werke sind.

Der bekannte Kopf der Juno, Meisterwerk des hohen Styls. — — Thornwaldsen glaubt, daß die ganze Figur existirt hat, und daß man wegen ihrer Größe, den Kopf allein gearbeitet, und in den Rumpf zwischen das Gewand eingesetzt hat, was auch seine nach unten kegelförmige Bearbeitung zeigen kann. — Mir gefällt er ganz von vorn, und dann ³/₄ von der Seite angesehen, wo man die herrliche Contour an der Backe herabsieht, vorzüglich. Der Ausdruck an und um den Mund ist edel und hoch und der Kopf auf seinem Hals verräth einen wahren Sitz der Göttlichkeit. — Es ist Schade, daß er hier nicht in einem bessern Lichte steht. — Als Contrast im hohen Styl steht nebenbei, die Gruppe Vulcan und Proserpina von Bernini, an welcher wieder bis zum Staunen der Marmor bearbeitet ist. — Ueber derselben ein herrliches Basrelief, dessen linke Hälfte doch ganz Restauration ist. Es stellt das Urtheil des Paris dar. — Paris als Hirt vor einem Theil seiner Heerde in der Mitte sitzend, indem ihm Amor rücklings ins Ohr fispert, wie er unter denen vor ihm stehenden Göttinnen wählen soll, ist sehr gut. —

*) Im Anschlusse an unsere Mittheilung in Jahrgang 1875. I. Seite 202 ff. dieser Blätter geben wir hier noch zwei Briefe von der Forschungsreise des berühmten Architekten Haller, welche gleich werthvoll sind wegen der darin mitgetheilten Thatsachen, sowie als Beiträge zur Kenntniß dieses talentvollen und hoch verdienten Mannes, welcher seiner Thätigkeit durch den Tod leider viel zu früh entrissen wurde.

Ein ausruhender Mars — die unter Petus und Arria, bekannte Gruppe — und die verschiedentlich angegebene Gruppe: theils als Papirius mit seiner Mutter, wie sie das Geheimniß des Rathes ihm ablocken will (theils als Phädra und Hippolit, wie sie ihm ihre Liebe anträgt, — theils als Orestes und Electra, sind ganz vorzügliche Werke — sie mögen vorstellen, was sie wollen unter diesen Auslegungen. Es ist in allen herrlicher Ausdruck; vorzüglich im Kopf des Papirius und der Mutter, die überdem auch sehr schön drappirt ist. Weiter sind vorzüglich zu betrachten, eine Büste des Jul. Caesar von Bronze. — Ein großer Pallas. In dem andern Theil dieses Casinos ein Satyr und Hermaphrodit. — Eine weibliche stehende Figur und darneben eine sitzende Statue eines Senators — Zur Rechten desselben in der Ecke gelehnt, ein Stück einer kleinen gewundenen Säule, vermittelst dem Theil eines Candelabers, an welchem der umwundene Wein und Epheu in einem vorzüglichen Charakter in Marmor behandelt sind. —

In einem zweiten Casino sind die fresco Gemälde von Quercino. — Aurora in dem mittleren Theil der Wand, und an den beiden Seiten die Nacht, und der anbrechende Tag, — In dem anstoßenden kleinen Saal sind, in dem mittlern Kreis der Decke, Genien in der Runde schwebend tanzend gemahlt, eine Idee die mir sehr gefällt. — Wenn man die Schnecken-Treppe nach dem zweiten Stockwerk geht, so findet man über dem Eingang ein kleines Basrelief, wo ein Amor, seinen Köcher auf der Schulter schleppt; auf dem Köcher selbst sind als Ornament wieder ein paar Amoren angebracht, von denen einer sich in eine ungeheuere Maske verbirgt. Einige launige Idee, die öfters vorkommt; Uebrigens fiel mir das kleine Basrelief angenehm auf. Das oberste Sälchen ist ringsum mit einer Plattform umgeben, von welcher man die schönste Aussicht, auf Rom, und über dasselbe hinweg auf das entfernte Meer, und in die schönen Gebirge genießt. — Leider war die Luft nicht so rein, um dieselbe in ihrer vollen Fülle genießen zu können. Wir stiegen durch eine noch brauchbare Treppe in einem restaurirten Thurm, auf die alte Stadtmauer, die auf einer Seite von der Porta Pinciana an, an welcher Belisarius Almosen bittend gesessen haben soll, die Villa begränzt, von welcher die Aussicht durch die Stämme der herrlichen Pinien auf einen Theil der Stadt innerhalb, und nach außen, auf die Gebirge, ganz einzigen Genuß giebt. Im Garten sind ein paar sehr schön gearbeitete alte Kragsteine.

Rom, 3. März 1810.

Nun habe ich auch das römische Carneval genoßen, welches am 24. Febr. anfing und bis vergangene Mitternacht dauerte. Goethe hat es beschrieben, so wie es vor Jahren noch in seinem ganzen Umfang bestund. Die jetzt

herrschenden Zeit-Umstände haben es in vielen Stücken sehr eingeschränkt, und doch habe ich seine Beschreibung bei dem Vergleich im wirklichen Genuß eben so treffend gefunden, als ich dabei auch überzeugt zu sein glaube, daß sich auch in dieser Sache durch keine Beschreibung ein deutlicher Begriff geben läßt; man muß es durchaus mit allen seinen Sinnen in der Wirklichkeit genießen, um den ganz eigenen Genuß, den nur Rom, wie so unendlich viele Genüße anderer Art, allein geben kann, ganz und gar in sich aufnehmen zu können. — Nachdem im verwichenen Jahre durch des heilg. Vaters — Wille die Carnevalsfeierlichkeiten durchaus keinen Fortgang gewinnen konnte, und so sehr sich die französische Parthei zu ihrer Beförderung bemüht hatte, doch unmittelbar in ihrer Geburt erstickt wurden, so war zu erwarten, daß sie auch heuer nur unter der größten Beschränkung stattfinden würden, um so mehr, da die Art der Gouvernements-Veränderung auf den fedelen Theil der Römer einen Eindruck zurücklassen mußte, mit dem schlechterdings jene Genüße nicht vereint seyn können. Die Erwartung war daher auf den Carnevals-Anfang gespannt, und der erste Tag ließ wirklich vermuthen, daß es wie im vor. Jahre gehen würde; doch am folgenden Montag, als am 2. Carnevals Tag schlug sich schon ein ungleich größerer Theil zu der Classe, die schon unter die Fahne der privilegirten Tollheit getreten waren, und so wuchs mit jedem Tage die Masse der Ausgelassenen sowohl, als die, der sich an ihnen Erlustigenden, bis auf den letzten Abend, wo sogar der Spaß mit den Moccoli, der schon mehrere Jahre lang unterblieben seyn soll, mit dem größten Enthusiasmus ausgeübt wurde.

Den 12. März.

Ich habe mich für meine Person sehr leidend bey allen Carnevalsfeierlichkeiten verhalten, was, ich bekenne es offenherzig nicht ganz freiwillig geschehen war. Mein Herz war durch die Bekanntschaft mit einem niedlichen Mädchen in Regung gekommen, und das kostete mir wieder mehrere traurige Tage, so daß, anstatt mich mit ganzer Seele mit meiner lieben Bekannten mitfreuen gekonnt zu haben, ich mich zurückzog, und im Stillen mit meiner Herzensangelegenheit zu kämpfen hatte. Glücklicherweise war der Kampf zu bestehen, denn es galt nur einer neuen Aufwallung meiner Gefühle entgegen zu arbeiten. Das Mädchen hatte auf ein paar Bällen meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; es entstand eine Sehnsucht sie öfter zu sehen, und der Carneval gab die erwünschte Gelegenheit sie unter den reizenden maskirten Römerinnen auszuspähen und aufzufinden. So träumte ich mich ein paar Abendstunden an ihrer lieben Seite glücklicher; bis auf dem ersten Festino im Theater Aliberti meine unselige Leidenschaft zur Eifersucht, Störer meiner Wonne wurde; da ich sie nochmals nur ein paar Mal unter einer gegenseitigen Spannung wieder-

sah, so verwandelte sich mein Schmerz in den, den gekränktes Ehrgefühl giebt. Mein Gemüth, das alle Eindrücke so heftig aufnimmt, so daß sie nicht so leicht wieder verhallen können, ließ mir daher die ferneren Carnevalsfreuden nur entfernt mit genießen. — Meistentheils begünstigte die Witterung die Ausgelaßenheiten des Volkes, die mitunter auf einen hohen Grad stieg, denn man sah Masken, die wirklich an keinem Orte wie viel weniger in dem heiligen Rom zu erwarten gewesen wären. — So hatten z. B. ein paar Kerle die Indecenz zu weit getrieben, indem sie auf die gemeinste Weise, die Verrichtungen der Acoucheurs auf einem eigenen offenen Wagen fahrend, dem Publikum zur Schau brachten. Sie sollen auch dafür wirklich bestraft worden sein. Desto reizender, ja bis zum höchsten Grad von Reiz, zeigte sich die weibliche römische Jugend, unter verschiedenen Masken, unter denen besonders die Tracht der Ciozaren und die der Mädchen von Nettuno — ganz geeignet ist, um die Reize eines schönen Wuchses dem Auge darzustellen. — Die Maske eines Gärtners bietet insbesondere Gelegenheit dar, seine Galanterien auf sehr artige Weise anzubringen. Meistens wird sie von ein paar Mannspersonen und ein paar Mädchen gemacht. Von den erstern stellt der eine den Gärtner, in einer sehr freundlichen und einnehmenden Gestalt, der andere aber einen Waldmenschen mit Pelzwerk und einer Keule versehen, bei einer fürchterlichen Miene vor. Die nett und lieblich gekleideten Mädchen tragen Körbe mit Blumen. Der Gärtner hat ein Instrument, Scaletta genannt, dessen Mechanismus sehr sinnreich ist, und mit welchem er in einem Augenblick durch seine Entfaltung bis an das Fenster der obersten Stockwerke reichen kann. Auf diese Art bringt er seine Blume dem schönen Mädchen, sei sie auch noch so hoch an einen Fenster, oder auf einen Balkon, über ihn, mit einer ganz eigenen Geschicklichkeit mitten im Gewühl der Menge dar. —

Den 15. März.

Das Wettrennen der Pferde habe ich voriges Jahr einmal schon gesehen; mit diesem endigt jeden Tag die Carnevals-Belustigung im Corso. Das Laufen der Pferde selbst ist eine blitzschnell vorübergehende Erscheinung; allein das Gewühl der Menschen und Alles was dabei zusammentrifft, giebt einen ganz unnennbaren Eindruck. Ich habe das Schauspiel an verschiedenen Orten gehabt, da wo die Pferde ablaufen (alla Mossa,) dann in dem mittleren Theil des Corso und endlich wo sie wieder aufgefangen werden (alla ripresa) am Palazzo di Venezia. Am intereßantesten war es mir am ersteren Orte, wo ich einmal das Glück hatte, einen Platz auf dem Gerüste gerade unter dem Obelisk zu bekommen. Man sieht von da den unabsehbaren Corso entlang, auf beiden Seiten mit Menschen begränzt, so daß der mittlere Theil

der Straße ganz und gar frei für den Lauf der Pferde bleibt. Unter sich hat man das straffgespannte Thau, vor welches unmittelbar, nachdem das zur Befreyung der Straße von Menschen bestimmte Cavallerie-Piket zurückgallopirt kommt, die Pferde geführt werden. Diese sind zuweilen so unbändig, daß mehrere Männer, sie von vorn und hinten festhaltend, nur schwer beherrschen können; eines Abends riß sich auch wirklich eines davon vor der Zeit los, ein anderes stürzte, im Begriff über die Corde zu setzen, dergestalt hin, daß es auf dem Rücken unter derselben lag, wo ich die Stärke eines der Kerle bewunderte, der es nicht von der Halfter los ließ, und in der unbequemsten Lage des Armes über die gespannte Corde herüber noch festhielt. Es gehört wirklich eine ganz eigene Geschicklichkeit dazu, dieser Thiere, die auf alle mögliche Arten gereizt werden, ihren Lauf mit der größten Schnelligkeit zu beginnen, so Meister zu werden, daß mit dem gegebenen Signal, bey welchem plötzlich die Corde niederfällt, sie Alle a tempo losgelaßen werden. Der letzte Abend wurde besonders noch durch ein schönes Wetter begünstigt. Die Zahl der Menschen war außerordentlich. Ich kann nicht sagen welchen Eindruck ich oben auf dem Gerüste empfand, als ich still mitten unter der lebenden Menge saß, die wie das Brausen des Meeres von Ferne und Nahem herschallt und bald nach dem einzig schönen blauen Himmel, der gleich dem prächtigsten Zelt das ganze Theater überspannte, bald vor mir hin zwischen den beiden gedrängten Menschen-Reihen den Corso hinabschaute, wo sich Menschen und Gebäude allmählig in einander verloren. O wie innig fühlte ich wieder die Sehnsucht nach dem Mitgenuß meiner besten Geschwister und Freunde. Ebenso überraschte mich das Getöse, das der Spaß mit den Moccoli nachdem eigentlich alles beendet war, ganz unvermuthet am Palazzo Ruspoli erzeugte. Es war nach und nach ganz dunkel geworden, und ein einziger Genuß. Mehrere der schönsten Mädchen und Weiber, im Wagen ganz erleuchtet von den Moccoli die sie in ihren Händen hielten, und ringsum in dem Wagen aufgeklebt hatten, noch zu beäugeln. Von da gieng ich nach Hause mich zum Festino zu bereiten, und davon das nächstemal.

Rom, 28. April 1810.

Theuere Hochgeschätzte Freundinn.

Zwey Ihrer lieben Briefe liegen vor mir und geben mir erneuert den schönsten Genuß, den ich mir noch durch meine schriftliche Unterhaltung mit Ihnen erhöhen will. Lassen Sie mir daher in dem vollen Zutrauen das ich zu Ihrer freundschaftlg. Nachsicht habe, Beruhigung über mein langes Stillschweigen finden, und nehmen Sie nun meinen innigen Dank für die frohen Empfindungen, die mir ihre schriftlichen Mittheilungen geben, gütig auf, unter welchen besonders die Würdigung mich auch in der Ferne an

Ihrem häuslichen Glück Antheil nehmen zu lassen, mein Herz wohlthätig anspricht. — Meine Wünsche für die Dauer desselben gehen in ein frommes Gebet zu Gott über, für Ihre und Ihrer l. Familie Erhaltung, da mit dieser Ihr Glück, das übrigens seine Grundfeste in Ihrem schönen Herzen hat, bestehen muß. Wie außerordentlich ich hier den Umgang mit früher erprobten, und bewährten Freunden vermiße, kann ich Ihnen nicht sagen, und diese unausgefüllte Lücke in meinem Herzen stört recht oft das Glück das mir mein Aufenthalt in Italien giebt. Es mußte Ihnen hiernach umso auffallender seyn, daß ich den bestmöglichsten Ersatz des persönlichen Umgangs, durch schriftliche Unterhaltung so sparsam ergreife, wenn Sie nicht glauben würden daß nur die Begierde, Rom, bei dem mir leider wohl nur kurz gegönnten Aufenthalt daselbst, so viel als es mir nur immer meine Kräfte erlauben für meinen Kunstsinn zu benutzen, mich auf einer andern Seite grausam gegen mein Herz seyn läßt. Doch diese Resignation soll mir in der Zukunft die schönsten Früchte bringen, wo ich mich in den Umgang mit meinen Herzens-Freunden, und in der himmlischen Erinnerung an die göttlichen Momente meines Lebens in Italien, glücklich finden werde. Daß ich zu wenig Philosophie habe, um bei dem Streben nach meiner Vervollkommung nicht oft zu ängstlich zu werden, das bringt leider recht viel Bitteres in mein Leben, aber Gott allein weiß es, daß auch oft die schwersten Sorgen so auf mich wirken, daß ich mitten im herrlichen Rom, die in der kühlen Erde an der Pyramide des Cestius friedlich ruhenden Glaubensgenossen, sehnend beneide. — Doch obschon sich das Herz erleichtert, wenn es sich zur freundschaftlichen Mittheilung eröffnen darf, so will ich doch meine Unterhaltung mit Ihnen nicht durch Schilderungen des Traurigen meines Lebens stören und eile vielmehr Ihnen von den erhabenen Genüssen die mir zu Theil werden einige Kenntniß geben zu suchen, und wähle vor heute die aus, die am wohlthätigsten mein Herz erwärmen, und es zu Gott emporheben; diese finde ich in der Theilnahme der religiösen Feierlichkeiten, die hier, als in der ersten heiligen Stadt des apostolischen Glaubens, selbst bey denen leider so außerordentlichen Einschränkungen und Störungen die die neuesten Zeiten veranlaßten, doch noch ganz vorzüglich geblieben sind. — Wie soll ich es aber anfangen theuere Freundinn Ihnen das in Worten auszudrückeen, was über die schwachen Begriffe der Sterblichen erhaben ist, und doch möchte ich so gerne mich davon mit Ihnen unterhalten; und möchte ihre Phantasie an die heiligen Orte führen, wo Alles zusammenwirkt, um uns über die traurige Wirklichkeit dieses Erdenlebens zu erheben. Stellen Sie sich einmal vor den Hoch-Altar in dem majestätischen Dom von St. Peter, wo um das mit Hundert-Lampen, gleich einem großen Strahlenkranz, ununterbrochen beleuchtete Grab des Schutzheiligen, Maßen von Betenden in stummer Andacht gebückt liegen, und ihre Seelen himmel-

wärts erheben, währenddem in der entferntesten Kapelle das Miserere, von Allegri, Pergolese oder Singarelli wie ein Gesang von himmlischen Heerschaaren angestimmt tönt, und aller Herzen zur frömmsten Andacht rührt — oder tretten Sie, nachdem das zum Ave Maria ertönte Geläute aller Glocken der Hunderte von Glockenthürmen, das Hinabsinken der Sonne begleitet hat, und der eben im stillen Frieden aufsteigende Mond den von der Menge von colossalen Säulen umzirkten Platz von St. Peter, mit seinem egyptischen Obelisk, und bis zum Wunderwerk emporschäumenden beyden Fontainen zur magischen Wirkung zu beleuchten angefangen hat, treten Sie in diesem Augenblick vor die sich öffnenden Pforten des Doms und Sie sehen wie ein Gebild aus einer andern Welt das zu einer einzigen Sternenmasse gewordene Kreutz, aus dem ungeheuern, dunkeln Raum der Kuppel vorleuchten — kann man schöner im Bilde die Worte Christi ausdrücken, „Kommt alle zu mir, ich bin das Leben und das Licht"... —

Dieses waren meine vorzüglichsten Genüsse in der vor. Char-Woche. Möchte meine eingeschränkte Schilderung Bilder vor Ihre Seele führen können, die mir nur einigermaßen Ihren Mitgenuß gewährt seyn laßen könnten. Gerne möchte ich mich länger und öfter von ähnlichen Ereignissen mit Ihnen unterhalten, denn ich weiß daß auch Sie in ihnen unendlich inniger genießen, als in denen, die die profane Welt uns bietet.

Rom, 22. May.

Es sind über drei Wochen verfloßen, wo ich in meiner Unterhaltung mit Ihnen, hochverehrte Freundinn, durch Störung abbrechen mußte, und da ich so gerne fortgefahren hätte, Ihnen noch einige Schilderungen von meinen hiesigen Genüßen zu machen, so wollte ich so abgebrochen meinen Brief nicht abschicken. Ich habe unterdeßen in Gesellschaft mehrerer Künstler einige Tage lang einen Streifzug ins alte Latium gemacht, wovon ich gestern Abend zurückgekommen bin.

Die Tendenz unserer Reise war mehr uns eine angenehme Bewegung im Freien zu machen, als die Schönheiten der Natur ruhig zu genießen, da wir alle durch strenges Arbeiten in unsern Studien, unsere Körper einer Strapaze aussetzen mußten. Ich kann Ihnen daher von den Schönheiten jener Gegenden nur im Allgemeinen sagen, daß sie paradiesisch sind. Derjenige Theil der Lateiner Gebirge den wir durchzogen, hat wohl schwerlich seines gleichen, in der Vereinigung seiner reitzendsten Parthien zu einem herrlichen Ganzen, das sich in der Ferne wie in der Nähe durch die schönsten Formen ausspricht. Es wird zusammen unter dem Namen des Albaner Gebirges begriffen, das von Rom aus gesehen, mir immer erneut hohen Genuß giebt. Es ist ein vulcanisches Gebirge, und man erkennt in den Seen von Albano und Nemi, die auf ihm liegen, ganz deutlich, daß sie seine

Feuerschlünde gewesen seyn müßen. Die Lage dieser Seen ist einzig schön, und man kann die Aussicht auf dieselben und über sie hinweg von dem Gipfel des höchsten Berges, nicht beschreiben. Die Campagne von Rom wird von der Abendseite von dem Meere begränzt, und breitet sich daher wie eine ins Unendliche gehende Fläche vor einem aus, in deren Mitte Rom, mit all seinen unzähligen Umgebungen liegt, von welchem besonders die Peterskuppel wie ein Riese über die geraden Linien des Horizonts hervorragt. Hinter Rom rechts seitwärts beginnt die Kette der Appeninen, an die sich die Sabiner-Gebirge anschließen, die sich wieder mit den Lateinern vereinigen, welche mit den Volscer-Gebirgen, das Panorama schließen. Gegen Mittag zu, ragt das herrliche Vorgebirge der Circe, auf welchem Ulyß gelandet seyn soll, weit ins Meer hinein, und bildet mit den weiter vorliegenden Inseln eine herrliche Bucht.

Auf der Stelle wo man diese himmlische Aussicht hat, und wo jetzt ein einsames Closter steht, war einst der Tempel des Jupiter Latialis, wo jährlich das Bundesfest der vereinigten Lateiner gefeiert wurde. Man sieht nichts mehr von ihm als unregelmäßige Steine, die zum Closterbau genommen worden sind. Hingegen ist die gepflasterte Straße die im Zickzack auf den Berg führt, zum Theil noch ganz erhalten; man kann ihre Richtung aber nur Theilweise erkennen, da sie zuweilen auf einmal in das Innere des Erdbodens hineingeht, und mit den dichtesten Castanienbäumen überwachsen ist, auf andern Stellen kommt sie wieder aus dem Berge hervor, und da sie aus den größten Basaltsteinen, die durchaus irreguläre Polygone sind, construirt ist, so giebt ihr Ein- und Austreten in den Berg einen ganz eigenen wunderbaren Anblick. Auf diesem Gebirge liegen die annehmlichsten Städte, die man sich nur denken kann, und da sie in geringer Entfernung von einander abliegen, so können Sie sich denken, wie diese Reise ein wahrer Spaziergang wird, gar nicht ermüden kann; hat man einmal den etwas mühevollen Weg durch die Campagne von Rom, wo man nur sehr sparsam Schatten hat, zurückgelegt, so ist alles was auch nur im mindesten als Strapaze gedacht werden kann, überwunden. Wir giengen zuerst nach Frascati, das die allerfreundlichste Lage hat die zu denken ist. Es liegt in der mittleren Region des Gebirges, umgeben von allen Seiten an den schönsten, reichsten und kostbarsten Villen der ersten Familien Roms. Gegenwärtig zeichnet sich für mich die von Lucian Buonoparte aus, die vordem ein Jesuiten-Closter war, und in dem Recinto des alten Tusculums liegt, wo auch Cicero's Landsitz war. Sie beherrscht mit ihrer Lage Frascati und alle anderen Villen, und die Aussicht über alle diese hinweg, vorzüglich nach den Sabiner Bergen unter denen der Monte Gennaro sich hier vorzüglich schön bildet, und über welche die Neapolitanischen Schneeberge zum Theil herüberblicken, ist einzig

schön. — Lucian hat neuerdings in dem obern Theil des alten Tusculum graben lassen, und einen Schatz von anticken Sachen gefunden, unter denen sich der Theil eines Theaters, von welchem mehrere ganz erhalten sind, und einige Statuen auszeichnen. Letztere sind im Pallast aufgestellt. Die größte davon, eine Matrone, ist ganz vorzüglich in ihrer Drapirung, und wirklich von hohem Werth. Unter den architektonischen Ueberresten sind mehrere schöne Ornamente. Da Lucian gegenwärtig auf seinem andern Gute Canino im Toskanischen ist, so hatten wir die Freiheiten die er durch seine Humanität selbst bey seiner Anwesenheit den Fremden gönnt, doch noch erweitern können. Der Garderobe, der uns schon kannte, da wir schon im vergangenen Jahre einen so himmlischen Tag hier verlebten, war erbötig auch diesmal alles beyzutragen, um uns ein Götterleben zu geben. Er bereitete uns ein wahrhaft würzhaftes Frühstück, und ließ uns den ganzen Pallast der auch so frey und offen steht, was auch wohl nirgends in der ganzen Welt, wie hier seyn mag, ganz zu unserer Disposition. In dem großen Saal von dem man unmittelbar in den Blumengarten tritt, der von den schönsten Blumen duftet, steht ein herrl. Piano. Unser Freund Hr. Baron Stackelberg machte uns durch sein meisterhaftes Spiel wieder recht viel Vergnügen, und lockte sogar die entfernt wohnenden von der Familie der Villa herbei, die durch den Garderobe der ihn schon bey unserer vorjährigen Hiersein bewundert hatte von unserer Anwesenheit gehört, und sich während dem wir frühstückten, im Saal versammelt gehabt, und mit Begierde auf den musikalischen Genuß gewartet hatten. Koës und Ripeenhausen sangen und ich trieb mich in den Zimmern herum, bald sorgfältig examinirend, bald meinen Blick nach den göttlichen Aussichten gerichtet, so verlebten wir hier einen halben Tag, wie man, was solche Genüsse anbelangt, nur in Italien leben kann. Gegen Abend giengen wir nach Grotta Ferrata, einem Closter, wo der Weg Anfangs zwischen den Villen durch, dann im kühlen Castanien-Wald führt. Die Anwesenheit der Signora Dionizi, von welcher Sie die „Voyage dans quelques Villes de Latium“ bey Hrn. Frauenholz sehen können, machte, daß mir kein anderes Nachtlager als auf einem Billard, wo wir wie die Häringe zu fünf aneinander geschlichtet schliefen, erhalten konnten. Dieß stund freilich mit unsern vormittägigen Genüßen im großen Contrast. Ohnerachtet des harten Nachtlagers hatten wir unser etwas spät bestelltes Abendeßen doch verschlafen und wir genossen es den andern Tag als Frühstück. Ich besahe, ehe wir weiter gingen, die Freschi von Dominichino in der Closter-Kirche, die ich schon näher kannte. Das Closter macht mahlerische Prospekte und ich hatte mir längst vorgenommen Einiges davon zu zeichnen; allein auch dießmal konnte es nicht geschehen. Wir machten den sehr schönen Weg nach dem Closter auf dem Monte Cavo über Rocca di Papa, der Stadt die wie ein Wespen-Nest an

den steilen Peperin Felsen übereinander gethürmt dahängt, und über das Campo d'Annibale, von wo aus dieser Römer-Feind, Rom in Furcht und Schrecken setzte.

Auf der entgegengesetzten Seite gingen wir hinab nach Nemi, das über dem daran gelegenen See eine herrliche Lage hat. Der See verdient wahrhaft den Namen des Spiegels der Diana, er ist bei vollkommener Ruhe der klare Wiederschein des azurnen Himmels. Er liegt wie der See von Albano in einem trichterförmigen Becken von den schönsten und üppigsten Bäumen eingefaßt, die auch den ganzen hohlen Raum dieses ungeheuren Trichters ausfüllen und zwischen welchen sich die Wege zu seinen Ufern hinabschlängeln. Nemi gegenüber, so zu sagen nach dem längern Durchmesser liegt Genzano und beide Städte korrespondiren in dem Mahlerischen ihrer Lage. Wir machten in Nemi Mittag, und gingen nachher auf der andern Seite in der Höhe um den See herum über Genzano und Lariccia nach Albano. Daselbst hatten wir den andern Morgen besonders viel Genuß durch die ganz himmlischen Aussichten aus dem Garten der Capuciner, wo ich schöner als die andermale den Theil gegen das Meer beschauen konnte, da eine außerordentlich reine Luft war. Lariccia mit seinem großen Schloß und Park der Chigi im Vordergrunde, lag schön im Morgen-Licht da, um das herum windet sich der so äußerst sanfte Auslauf des Monte Cavo und bildet ein Amphitheater, das ganz einzig schön bewachsen ist, und einst den See von Lariccia in seine Mitte schloß. Derselbe ist nun ausgetrocknet, und urbar gemacht, man erkennt darin noch ganz sein voriges Bette, und er liegt durch seine regelmäßigen Abtheilungen von Alleen wie ein schöner Garten vor Lariccia. Man erkennt ganz deutlich das Vorgebirge Circe, die Inseln Ponzo und St. Felicità. Ersteres bietet ganz einzig schöne Formen dar. Dieser Garten, der sich an die Anhöhe hinlehnt, hat sehr schöne, hochstämmige Bäume, von welchen beinahe jeder bis an seinen obersten Theil mit Epheu umrankt ist, welches dem Ganzen einen eigenen Charakter giebt. Von hier aus besuchten wir die ungeheuern Ueberreste der Substructionen der Villa des Domitian, wo gegenwärtig die Familie Chigi einen Park besitzt.

In Castel Gandolfo, sonst der vorzüglichste Sommeraufenthalt der Päbste, machten wir bei einem Schuster auf einer Terrasse hinter seinem Hause Collazion, während dem wir die himmlische Aussicht über Albano hin nach dem Meere, und seitwärts nach Rom vor uns hatten. — Als wir an den See von Albano kamen, kauften wir ein paar tüchtige Fische, die wir wechselweise bis nach Marino trugen, wo der Castellan, im Pallaste von Colonna sich freundlich erbat, sie uns zuzubereiten. Von hier aus verfolgten wir — Nachmittag — den Weg nach Rom, welcher allmählich von dem Gebirge herab in die ebene Campagna führt. So kammen wir dann, nachdem

wir drei Tage auswärts genußvoll schön verlebt hatten, an diesem Abend wohl erhalten, in unser einziges Rom zurück, wo wir mit erneuerten Kräften unsere Arbeiten fortsetzen, und ich nun die Genüsse, die mir diese Reise gab, in der Unterhaltung mit Ihnen theuerste Freundinn auf das schönste wiederholt habe. Nehmen Sie meine lange Epistel gütig auf und theilen Sie sie meiner guten Nannette, die ich durch Sie herzlich küsse, vorzüglich mit, da ich weiß, daß es ihr einzigen Genuß gewähren kann. Grüßen Sie alle die sich meiner erinnern wollen, vorzüglich aber küssen Sie Ihren lieben Mann und l. Familie, und erfreuen Sie recht bald wieder einmal mit Nachrichten von Ihnen

Ihren

aufrichtigen Freund
Haller.

Ein neuer amerikanischer Novellist.

Amerikanische Novellisten. 1. Band. Ein leidenschaftlicher Erdenpilger und andere Erzählungen von Henry James jun. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1876.

In der Kritik geht doch nichts über die Kraftworte. So sagten wir uns, als wir vor Kurzem in der Berliner „Volkszeitung" durch Zufall — denn wir lesen das „Organ für Jedermann aus dem Volke" selbstverständlich sonst nicht — auf die Rubrik „Literarisches" stießen und hier einigen Zeilen begegneten, die eine Beurtheilung der obengenannten Novellensammlung sein wollten. Die angesehensten englischen und amerikanischen Zeitschriften hatten sich über dieselbe sehr günstig ausgesprochen und das Buch als eine ungewöhnliche Erscheinung behandelt. Das Blatt der weisen Thebaner an der Spree dagegen „sah nicht ein, wozu es der Mühe verlohnt, solchen Schund zu übersetzen, wie ihn da James zusammengeschmiert hat". Der Verfasser erschien ihm als „Papierkorb-Candidat", seine Erzählungen sind „aller Poesie baar", und „die ödeste Langeweile gähnt uns aus ihnen an". Wir wagten uns trotz dieser Warnung an die Lectüre des Buches, und unsre Unerschrockenheit wurde belohnt, indem wir die Bekanntschaft eines eigenthümlichen, zwar nicht allenthalben gesunden, namentlich in der Wahl seiner Sujets bisweilen fehlgreifenden, aber selbst in Verirrungen noch bedeutenden Talentes machten, das ein Seelenkenner ersten Ranges, voll Feingefühl und ein Meister in der Wiedergabe von Stimmungen und in der Schilderung von Landschaften ist.

Darüber hatten wir die Kraftworte unseres Berliners vergessen. Als sie uns dann wiederkamen, waren sie uns Räthsel, die wir uns nur auf die Weise zu lösen vermochten, daß wir annahmen, der Kritikus gehöre zu der Species seines Handwerks, von welcher das Sprichwort von der Kuh und der Muscate gilt, oder er habe sich nur aufs Gerathewohl eine und die andere Seite des starken Bandes angesehen, sei dabei unglücklicherweise auf die Stellen in der dritten Novelle gestoßen, wo von gewissen berliner Schmierern und Sudlern geringschätzig gesprochen wird, und habe seinem Verdrusse darüber in jenen kernigen Ausdrücken das Ventil geöffnet. Die Möglichkeit, daß Beides der Fall war, grenzt an Wahrscheinlichkeit.

Die sechs Novellen der Sammlung sind von ungleichem Werthe. Die erste: „Ein leidenschaftlicher Erdenpilger“ schildert uns den Ausgang eines verfehlten, noch einmal in einer gewissen Schönheit aufflackernden, dann in Nervenzerrüttung und halbem Wahnsinn erlöschenden Lebens. Ein Amerikaner greift, nachdem er, begabt, gutherzig, aber willenlos, phantastisch und träge, seine besten Jahre vertrödelt und dabei seine Mittel bis auf einen geringen Rest aufgezehrt hat, nach dem Strohhalm eines Erbanspruches auf einen Antheil an großen Gütern im Innern Englands. In London darüber aufgeklärt, daß sein Anspruch sehr zweifelhaft ist, giebt er ihn auf und denkt an die Heimkehr, als er den Verfasser kennen lernt, der Gefallen an seiner enthusiastischen und feinfühligen Denkart findet, ihm Muth einspricht und ihn, nachdem sie mit einander gewisse landschaftliche Schönheiten Londons genossen, veranlaßt, mit ihm das Gut zu besuchen, auf das jener Anspruch sich bezieht. Auf der Reise dahin gewinnt Searle — so heißt unser Held — neue Lebensfrische. In dem Schlosse des Gutes lernt er seine Cousine kennen, eine Liebe entspinnt sich zwischen beiden, und einen Augenblick darf man auf eine glückliche Wendung im Geschicke des leidenschaftlichen Erdenpilgers hoffen, als der Bruder dieser Hoffnung brüsk den Garaus macht. Searle knickt darüber zusammen, seine körperliche Krankheit und sein Trübsinn kehren wieder, und nachdem er im Genusse des Studentenlebens und der schönen Umgebung von Oxford noch einige Lichtblicke gehabt und die durch den plötzlichen Tod ihres Bruders frei gewordene Geliebte noch einmal gesehen, geht es mit ihm zu Ende. Das Talent des Verfassers, Dinge und Menschen zu malen und die Stimmung der Landschaft wiederzugeben, ist außerordentlich groß. Aber der Eindruck, den sein Held auf uns macht, ist ein peinlicher, die Heldin hat einen Anflug von Lächerlichkeit, ein zweites verfehltes Leben, das uns in einer Nebenfigur zu Oxford entgegentritt, ist geradezu Ueberfluß. Das Ganze ist in Nebel und Wolkenschatten gehüllt, schwermüthig, kränklich, mit Ausnahme einiger Stellen, wo die Sonne durch-

bricht, unerquicklich, und wir beklagen, daß ein großer realistischer Künstler sich statt dieser Aufgabe nicht eine erfreulichere gesetzt hat.

Die zweite Novelle: „Der Letzte der Valerier", die in Rom spielt, gehört zu dem Besten, was auf dem Gebiete der Belletristik in der Lösung seltsamer Probleme geleistet worden ist. Zwar ist auch sie nicht frei von peinlichen Wendungen und Scenen, aber die Verirrung, die uns hier in ihrer Entwicklung vorgeführt wird, ist von Kraft getragen, energisch, trotzig, vornehm, und der Ausgang ist Sieg des Verstandes über die Verblendung des Helden, Genesung und Versöhnung. Eine junge, reiche und schöne Amerikanerin, die Pathe des Verfassers, heirathet einen römischen Grafen aus der uralten Familie der Valerier. Alles geht eine Zeitlang gut. Der Conte Valerio entspricht den Wünschen seiner Gemahlin, obwohl er geistig nicht bedeutend, etwas träge und ohne große Interessen ist, und obwohl er bisweilen einen Zug verräth, nach welchem er nicht recht in die heutige Welt paßt, in allen Stücken. Da fällt es der jungen Frau, die ehrgeizig und strebsam ist, ein, in den Gärten der Villa, die sie mit ihrem Gatten bewohnt, Nachgrabungen nach alten Bildsäulen anstellen zu lassen. Der Graf ist gegen den Plan.

„Laß sie doch liegen", sagt er, „die armen abgesetzten Götter, die Du so gewiß zu finden hoffst, und unterbrich ihre Ruhe nicht. Was willst Du mit ihnen? Wir können sie nicht anbeten. Möchtest Du sie auf Piedestale stellen, um sie anzustarren und sich über sie lustig zu machen? Wenn Du nicht an sie glauben kannst, so störe sie nicht. Friede sei mit ihnen." — Seine Frau erklärt darauf scherzhaft, er sei durch und durch abergläubisch. — „Ja, beim Bachus," ruft er, „ich bin abergläubisch! vielleicht nur zu sehr. Aber ich bin ein alter Italiener, und Du mußt mich nehmen, wie Du mich findest. Man hat hier in Rom Dinge gesehen und gethan, die seltsame Eindrücke zurückgelassen haben. Sie berühren dich ohne Zweifel nicht, da Du von einem andern Geschlecht stammst. Mich aber berühren sie oft, im Geflüster der Blätter, im Dufte des modrigen Bodens, und in den leeren Augenhöhlen der alten Bildsäulen. Ich kann es nicht ertragen, den Bildsäulen in die Gesichter zu blicken. Mir ist es, als sähe ich andere unheimliche Augen in den leeren Höhlen, und ich weiß kaum, was sie mir sagen. Ich nenne die armen alten Statuen Geister. Wahrlich, wir haben hier genug, was uns aus jedem schattigen Winkel unheimlich anstiert. Grabe nicht noch mehr auf, sonst stehe ich nicht für meinen Verstand."

Diese Mittheilung ist zu phantastisch, um der Gräfin als ernst gemeint vorzukommen. Sie setzt ihre Nachgrabungen fort, und eines Tages finden ihre Arbeiter eine prachtvolle Juno, ein wunderbar gut erhaltenes Meisterwerk der alten Bildhauerkunst. Das Glück der jungen Frau ist groß, aber bald erfährt sie, daß mit dem Funde das Unheil in ihre Häuslichkeit eingezogen

ist. In starrer Betrachtung blickt der herbeigerufene Graf die Göttin an. Er ist bleich und giebt keine Antwort, als seine Frau ihn liebkosend umschlingt. Er gießt, als man ihm ein Glas Wein reicht, um als der Erste zu Ehren der Entdeckung zu trinken, den Wein langsam und feierlich vor den Füßen Juno's aus — eine Libation. Der Graf ist, wie von nun an mit jedem Tage deutlicher wird, vollkommen bezaubert von dem Steinbilde, er liebt die Juno, er richtet ihr in dem Casino in der Stille ein Heiligthum ein, in welchem er sie vor den Blicken Anderer verbirgt, er betet sie an, er geht mit allen seinen Gedanken in ihr auf und vernachlässigt infolge dessen seine Frau. Sie ist unglücklich darüber, sie fühlt, daß etwas zwischen sie beide getreten, aber vergeblich müht sie sich ab, die Ursache zu entdecken, sie weiß nur, daß er auf sie verzichtet hat, daß sie aus seinem Leben herausgefallen ist. Der Verfasser entdeckt nun, nachdem er den Zustand des Grafen schon geraume Zeit geahnt, eines Abends durch Zufall, wie derselbe seiner Göttin kniefällig huldigt. Er theilt der armen Frau am nächsten Tage seine Entdeckung mit. „Du bewundertest seine antike Einfalt,“ sagt er ihr. „Du siehst jetzt, wie weit sie geht. Er hat sich dem Glauben seiner Ahnen wieder zugewendet. Er hat Jahre lang in ihm geschlummert, diese gebieterische Natur hat ihn schweigend erwachen lassen. Mit einem Worte, liebes Kind, Camillo ist ein Heide.“

Die Beiden gehen nun diesen Abend nach dem Casino.

„Einen Augenblick zögerte ich,“ erzählt der Verfasser, „indem ich fürchtete, wir möchten uns in die Andachtsübungen des Grafen eindrängen. Dann aber, als mir ein Etwas in ihrem Gesichte sagte, daß auch sie daran gedacht und einen plötzlichen Antrieb empfunden, mitten aus der Gefahr heraus sich den Sieg zu holen, bot ich ihr getrost meinen Arm. Als wir uns dem Casino näherten, sah ich, daß die Thür weit offen stand, und daß Lampenlicht darin war. Die Lampe hing vor der Bildsäule und zeigte uns, daß der Raum leer war. Aber der Graf war kurz zuvor hier gewesen. Vor der Statue stand ein kunstlos aus dem Stegreif erbauter Altar, das Bruchstück eines antiken Marmorwerkes, auf welchem eine unleserliche griechische Inschrift eingehauen war. Wir schienen wirklich in einem heidnischen Tempel zu sein, und wir blickten auf die glänzende Gottheit mit einem Antriebe zur Ehrfurcht. Dieses Gefühl hätte vermuthlich einen tiefergehenden Grad erreicht, wenn es nicht plötzlich ungestüm dadurch zurückgedrängt worden wäre, daß wir auf der Oberfläche des niedrigen Altars ein eigenthümliches Glitzern bemerkten. Ein zweiter Blick zeigte uns, daß es Blut war. Meine Begleiterin sah mich mit bleichem Entsetzen an und wandte sich mit einem Aufschrei hinweg. Ein Schwarm gräßlicher Vermuthungen drängte sich mir ins Gemüth, und einen Augenblick überwältigte mich der Ekel. Aber zuletzt erinnerte ich mich, daß es verschiedene Arten Blut giebt, und daß die Römer nach den menschenfres-

senden Völkern gelebt hatten. „Sei versichert, daß es etwas sehr Unschuldiges ist, „ein Lamm, ein Böckchen oder ein saugendes Kalb.“ Aber es war genug für ihre Nerven und ihr Gewissen, daß es ein paar dunkelrothe Tropfen waren, und in trauriger Aufregung kehrte sie nach dem Hause zurück.“

Am nächsten Abend läßt die Gräfin während der Abwesenheit ihres Gemahls, der ruhelos in der Umgebung der Stadt umherschweift, eine tiefe Grube graben, die Juno aus dem Casino abholen und wieder in die Verborgenheit zurückkehren. „Möge ihr die Erde leicht sein, sie aber auf ewig einschließen,“ sagt sie, indem sie eine Hand voll Erde nimmt und auf die Brust des Götterbildes fallen läßt. Dann geht sie nach dem Salon und thut, als wolle sie sich mit einer Stickerei beschäftigen. In Wirklichkeit aber rüstet sie sich tapfer für eine Erklärung ihres Schrittes, ihrem Gatten gegenüber, die aber unnöthig wird, da dem Grafen der Zauber des Bildes schon zur Bedrückung geworden ist und zu seiner Befreiung nur die Beseitigung der Statue noch erforderlich war.

„Als der Abend weiter vorrückte, hörte ich eine Bewegung auf der Schwelle und sah, wie der Graf den Tapetenvorhang, der die Thür verhüllte, zurückschob und seine Frau anblickte. Seine Augen glänzten, verriethen aber keinen Zorn. Er hatte die Juno vermißt und — einen tiefen Athemzug gethan. Die Gräfin hielt ihre Augen auf ihre Arbeit geheftet und machte ihre seidenen Stiche wie ein Bild eheweiblicher Zufriedenheit. Dieses Bild schien mit Zaubergewalt auf ihn zu wirken. Er kam langsam herein, fast auf den Zehen, ging nach dem Kamine hin und blieb dort in einer Art entzückter Beschaulichkeit stehen. Die Hand meiner Pathe zitterte, als sie beim Sticken auf und niederging, und die Farbe stieg ihr in die Wangen. Endlich erhob sie ihre Augen und hielt seinen Blick aus, in welchem sich alle seine zurückkehrende Treue zu concentriren schien. Er zögerte einen Moment, als ob gerade ihre verzeihende Liebe die Kluft zwischen ihnen offen hielte, und dann schritt er vor, fiel auf seine beiden Kniee und begrub seinen Kopf in ihrem Schooße. Ich ging hinweg, wie der Graf hereingekommen war — auf den Zehen.“

Die dritte Erzählung: „Eugen Pickering“ ist in ihrer Art wieder ein kleines Kabinetsstück, in welchem uns mit Meisterhand ein angebliches Erlebniß des Verfassers geschildert wird. Derselbe erneuert in Homburg die Bekanntschaft mit einem früheren Schulgenossen, der ihm seit Jahren aus den Augen gekommen ist. Eugen ist, von seinem Vater in der Abgeschiedenheit von der Welt und ganz nach den Grundsätzen, die dieser für heilsam hält, erzogen und zuletzt auf dessen Sterbebette noch genöthigt worden, sich seine Zukunft von ihm gestalten zu lassen, indem er versprechen muß, eine gewisse junge Dame, die in Smyrna bei ihrem Vater lebt, zu heirathen. Durch den Tod seines Vaters freier geworden, will er vor Erfüllung jenes Versprechens

seine Freiheit noch einige Monate genießen und das Leben in vollen Zügen schlürfen. Er lernt in Homburg am Spieltisch eine Frau kennen, die ihn völlig einnimmt. Sie ist eine Deutsche, von Geburt Aristokratin, aber radical, Wittwe und nicht jung mehr, aber noch immer schön und anmuthig und dabei geistreich und witzig. Daß sie am grünen Tisch spielt, davon zum Theil lebt und überhaupt einen starken Zug von Abenteuerlichkeit an sich hat, ficht ihn nicht an. Daß sie eine herzlose Kokette ist, nur darauf bedacht, sich geltend zu machen, und sich auf Kosten Anderer Emotionen zu verschaffen, bleibt ihm verborgen. Er verliebt sich in sie, glaubt sich wieder geliebt und erwartet, nachdem er ihr seine Hand angetragen, ihr Jawort, wird aber, als er es schon zu haben wähnt, in der letzten Stunde von ihr auf eine Weise zurückgewiesen, die ihn fast in Wahnsinn stürzt. Sie hat nur mit ihm gespielt, ihn studirt, ein Experiment mit ihm angestellt. Er ist ihr etwas Neues gewesen, „er ist so entzückend harmlos", sagt sie zu dem Verfasser, als er sie im Interesse seines Freundes zu sondiren versucht. „Wenn in diesem dummen alten Deutschland ein junger Mann unschuldig ist, so ist er ein Dummkopf, so hat er kein Gehirn, so ist er nicht ein bischen interessant. Aber Herr Pickering sagt die naivsten Dinge, und nachdem ich fünf Minuten über ihre Einfalt gelacht habe, fällt mir plötzlich ein, daß sie sehr klug sind, und ich überlege sie mir eine ganze Woche lang." Der Zustand des armen Eugen ist, nachdem sie ihm, ohne daß er irgend welchen Grund dazu gegeben, die Thür gewiesen hat, überaus kläglich, aber der Eindruck, den er auf uns macht, wird durch einen komischen Zug gemildert. Wir bedauern ihn lächelnd und freuen uns schließlich, daß er in der von seinem Vater ihm aufgezwungenen Verlobten wahre Liebenswürdigkeit kennen lernt.

„Die Madonna der Zukunft", wie sich die vierte unserer Novellen nennt, spielt in Florenz und ist die Geschichte eines amerikanischen Malers, der, obwohl künstlerisch nicht ohne Begabung und stark in der Theorie seiner Kunst, es vor lauter Studiren nicht zur Ausführung des großen Madonnenbildes, das ihm vorschwebt, zu bringen vermag. Zwei Jahrzehnte oder länger hat Theobald begeistert gestrebt und gesprochen, aber nichts gemalt, sondern neben seiner Phantasie nur seinen Stolz genährt. Die amerikanische Colonie in Florenz hat eine Zeit lang an ihn geglaubt, ihn aber, als das Meisterwerk, von dem er träumt und predigt, gar nicht zum Vorschein kommen will, aufgegeben. Er lernt einen Landsmann, der neu in die Stadt kommt, kennen und gewinnt sich ihn zum Freunde. Er wird so vertraut mit ihm, daß er ihn bei einer Freundin, welche er als das Vorbild seiner Madonna bezeichnet hat, einführt, und siehe da, die Dame ist — vor zwanzig Jahren schön gewesen, jetzt aber ein dickgewordenes und nebenher nichts weniger als ideal

denkendes und lebendes Frauenzimmer. Der arme Bursch hat auch in dieser Beziehung nicht in der Wirklichkeit, sondern in Träumen gelebt, die zuletzt zur Monomanie geworden sind. Diese tragikomischen Vorgänge nehmen nun einen rein tragischen Ausgang. Eine Aeußerung des neuen Freundes über das Urbild öffnet jenem endlich die Augen.

Sie unterhalten sich über Donna Serafina, und Theobald preist sie aufs Feurigste. „Sie ist das einfachste, holdeste und natürlichste Geschöpf, das je in diesem wackern alten Lande Italien blühte", sagt er. „Sie müssen das eigenthümliche Durchscheinen dessen, was sie im Innern bewegte, die reizende Bescheidenheit ihres Blickes bewundert haben. Und gab es je eine solche jungfräuliche Stirn, eine solche von Natur klassische Eleganz in der Welle ihres Haares und der Wölbung des Vorderhauptes? Ich habe sie studirt, ich darf sagen, daß ich sie kenne. Ich habe sie mehr und mehr in mich aufgenommen, mein Gemüth ist von ihrem Gepräge erfüllt, und ich habe mich entschlossen, jetzt den Eindruck festzuhalten — ich werde sie endlich einladen, mir zu sitzen." — „Endlich — endlich!" wiederholte ich in großem Erstaunen. „Wollen sie damit sagen, daß sie das bis jetzt noch nie gethan hat?" — „Ich habe wirklich — ich habe sie wirklich mir noch nicht sitzen lassen", sagte Theobald langsam. „Wissen Sie, ich habe mir Notizen gemacht — ich habe meinen großen Grundeindruck gewonnen. Das ist die Hauptsache. Aber ich habe sie in der That noch nicht als drapirtes, gehörig gestelltes und beleuchtetes Modell vor meiner Staffelei gehabt." — Ich war unfähig, einen jähen Ausdruck zurückzudrängen. „Mein armer Freund", rief ich aus, indem ich ihm meine Hand auf die Schulter legte, „Sie haben Ihre Zeit vertrödelt. Sie ist ein altes Weib geworden — zu alt für eine Madonna!" — Es war, wie wenn ich ihm einen brutalen Schlag versetzt hätte. Nie werde ich den langen, langsam kommenden Blick vergessen, mit dem sein Schmerz mir antwortete. „Meine Zeit vertrödelt — alt — alt!" stammelte er. „Scherzen Sie?" — „Je nun, mein lieber Junge, vermuthlich halten Sie das Frauenzimmer nicht für zwanzig Jahre alt." — Er holte tief Athem und lehnte sich an ein Haus, indem er mich mit fragendem, protestirendem, vorwurfsvollem Blicke ansah. Zuletzt ging er weiter, indem er krampfhaft nach meinem Arme griff. „Antworten Sie mir allen Ernstes", sagte er, „kommt sie Ihnen wirklich alt vor? Ist sie runzelig, ist sie verblichen, bin ich blind?" — Jetzt endlich begriff ich die Unermeßlichkeit seiner Täuschung, und es erschien mir fast wie ein Gebot der Menschenliebe, ihm jetzt die einfache nackte Wahrheit zu sagen. — „Ich möchte nicht gern sagen, daß Sie blind seien", antwortete ich. „Aber ich denke, Sie täuschen sich. Sie haben Zeit verloren in unthätiger Beschaulichkeit. Ihre Freundin war einst jung

und frisch und jungfräulich, aber ich behaupte, das war vor Jahren. Sie hat immer noch de beaux restes. Um des Himmels willen lassen Sie sie sich sitzen!" — „De beaux restes? Ich danke Ihnen, daß Sie mir das nicht in unsrer Sprache sagen. Ich muß also meine Madonna aus de beaux restes zusammenstellen. Was für ein Meisterwerk sie sein wird! Alt — alt — alt!" murmelte er.

Der Freund spricht ihm nun mitleidig Muth ein: „Kümmern Sie sich nicht um den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Sie haben Ihr Gedächtniß, Ihre Notizen, Ihr Genie. Vollenden Sie Ihr Bild in einem Monate. Ich preise es im Voraus als ein Meisterwerk und biete Ihnen hiermit dafür jede Summe, die Sie zu verlangen belieben." — Theobald scheint ihn kaum zu verstehen. Als sie aber Abschied nehmen, rafft er sich auf und ruft: „Ich werde sie in einem Monat vollenden. Nein, in vierzehn Tagen! Am Ende habe ich sie ja hier." Und er tippt sich an die Stirn. „Natürlich ist sie alt. Sie kann sich's aber gefallen lassen, daß man es von ihr sagt — ein Weib, das mir zwanzig Jahre hat vergehen lassen, als ob es zwölf Monate wären. Alt — alt! — ja, mein Herr, sie soll in Ewigkeit leben!"

Auch aus diesem Vorsatze wird nichts. Theobald verschwindet für mehre Tage, und als der Freund ihn dann in seiner ärmlichen Dachstube aufsucht, sitzt der Maler in dumpfe Apathie versunken halb verhungert vor seiner Staffelei. Die Madonna der Zukunft ist eine leere Leinwand. Einige Tage später aber stirbt Theobald an einem Gehirnfieber. Das alles ist ergreifend erzählt, man meint bisweilen eine Novelle Otto Ludwig's vor sich zu haben.

Das fünfte Stück unserer Sammlung: „Der Roman von gewissen alten Kleidern" erzählt uns die Geschichte zweier Schwestern, die nach einander denselben Mann heirathen. Die jüngere hinterläßt ihrer kleinen Tochter eine Anzahl schöner Kleider und Schmucksachen, die, bis das Kind erwachsen ist, in einer großen Truhe auf dem Hausboden aufbewahrt werden sollen. Die ältere, neidisch und putzsüchtig, weiß davon und sucht, als die Verhältnisse ihres Mannes ihr nicht mehr gestatten wollen, sich so elegant wie früher zu kleiden, den Schatz für sich zu gewinnen, der Mann widersteht eine Weile, giebt aber zuletzt den begehrten Schlüssel heraus, und Madame verschwindet damit. Als der Gatte zum Mittagsessen zurückkehrt, vermißt er seine Frau. Er sucht sie überall zuletzt auf dem Boden, wo er sie vor der Truhe auf den Knieen liegend findet. „Der Deckel der Truhe stand offen und zeigte inmitten ihrer parfümirten Servietten ihre Schätze an Stoffen und Juwelen. Viola war aus einer knieenden Stellung nach rückwärts gefallen

und stützte sich mit der einen Hand auf den Fußboden, während sie die andere ans Herz gepreßt hatte. Ihre Glieder hatte die Starre des Todes ergriffen, und auf ihrem Antlitze lag in dem dämmernden Lichte der Sonne etwas mehr als der Schrecken des Todes. Ihre Lippen waren zu flehentlicher Bitte, wie zu einem Ausdrucke des Schmerzes, wie zu einem Aufschrei des Todeskampfes geöffnet, und — auf ihrer blutlosen Stirn und ihren bleichen Wangen glühten die Spuren von zehn gräßlichen Wunden, die ihr zwei rachsüchtige gespenstische Hände zugefügt hatten." Todtgekratzt also von der verstorbenen Schwester, der Hüterin des Kleiderschatzes! Abgeschmackt! Schade; denn auch diese Geschichte ist gut erzählt.

Die letzte Novelle: „Madame de Mauves" spielt in Saint Germain und ist die Geschichte einer Amerikanerin, die an einen französischen Baron verheirathet ist und sich in dieser Ehe, zu der sie die Liebe, den Baron aber nur ihr Geld bewogen hat, unglücklich fühlt, dennoch aber der Versuchung, die ihr in Gestalt eines liebenswürdigen und ehrenwerthen Landsmannes naht, zu widerstehen die Kraft hat. Der Baron behandelt sie zwar mit aller Artigkeit seiner Nation und seines Standes, verhehlt aber kaum, daß er ihr untreu ist. Er sieht es gern, daß sich in jenem Landsmann ein Tröster für seine Frau zu finden scheint, ja er sagt ihr, als sie endlich Beweise für seine Liederlichkeit in die Hände bekommt, geradezu, sie möge die Gelegenheit, sich zu entschädigen, benutzen. Seine nichtsnutzige Schwester macht Longmore — so heißt der amerikanische Hausfreund, bei dem das anfängliche Mitleid mit der unglücklich Vermählten bei näherer Bekanntschaft zu warmer Neigung und zuletzt zu heißer Liebe geworden ist — eben so deutlich auf diese nachsichtige Liberalität des Barons aufmerksam, und Longmore ist zu Ende der Erzählung daran, der Versuchung zu unterliegen. Aber Madame de Mauves bleibt fest, sie liebt ihn nicht, sie achtet ihn und ermahnt ihn in der Stunde der Entscheidung, sich ihre Achtung durch Entsagung und Abreise zu erhalten. Er gehorcht mit schwerem Herzen. Später hört er aus dem Munde „eines gescheidten jungen Franzosen," daß Euphemia „ihren Gemahl umgebracht hat". „Er hatte bereut und sie um Verzeihung gebeten, die sie unerbittlich verweigert hatte. Sie war sehr hübsch, und Strenge stand ihr, wie es scheint, gut zu Gesichte; denn, ob nun ihr Mann sie vorher geliebt hatte oder nicht, er verliebte sich jetzt ganz wahnsinnig in sie. Er war der stolzeste Mann in ganz Frankreich, aber er hatte sie auf seinen Knieen gebeten, wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Alles vergeblich! Sie war Stein, sie war Eis, sie war die beleidigte Tugend. Die Leute bemerkten nun eine große Veränderung an ihm: er gab es auf, in Gesellschaft zu gehen, er interessirte sich für nichts mehr, er sah entsetzlich aus. Eines schönen Tages hörte man, daß er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe." Natürlich erwarten wir nun, daß „sie

sich kriegen". Aber Longmore verweilt, obwohl seitdem mehrere Jahre verflossen sind, noch immer in der Ferne. Bei all seiner zärtlichen Erinnerung an Madame de Mauves empfindet er ein Gefühl, „für welches scheue Ehrfurcht kaum ein zu starker Name sein würde." Bei näherer Betrachtung der Sache können wir ihm hierin nur Recht geben.

Peter Reichensperger, Kulturkampf oder Friede in Staat und Kirche. Berlin 1876.

Seit der preußischen Nationalversammlung von 1848 gehört Herr Peter Reichensperger den parlamentarischen Körperschaften Preußens und seit 1866 auch denen des norddeutschen Bundes und nachher des deutschen Reiches an. In dieser langen öffentlichen Laufbahn hat er als Abgeordneter wie als Schriftsteller immer denselben Charakter bewahrt! den eines Mannes von feinem Verstande, vielseitiger Bildung, umsichtigem Urtheil und sittlicher Besonnenheit. Es will dies sehr viel sagen bei einer parlamentarischen Laufbahn, die nicht nur einen 28jährigen Zeitraum umfaßt, sondern welche zugleich einer Epoche angehört, die von so stürmischen und wechselnden Gegensätzen bewegt war. Wenn der Abgeordnete seine Waffen und Wirksamkeit unter so wechselnden Umständen nach verschiedenen Seiten gekehrt hat: 1848 gegen die Demokratie, in den fünfziger Jahren gegen die Reaktion, in späteren Zeiten gegen einen in seinen Ansprüchen nicht maßhaltenden Liberalismus und zuletzt gegen die Staatsregierung im sogenannten Kulturkampf, so hat er doch von Anfang an die Stelle eines Anwaltes seiner Kirche in den verschiedenen politischen Strömungen eingenommen. Daß seine Sprache bis auf den heutigen Tag nicht leidenschaftlich, seine Argumentation nicht sophistisch geworden, gereicht seinem Charakter und seiner sittlich maßhaltenden Natur zur hohen Ehre.

Es kann nicht auffallen, daß grade bei diesem Charakter in den parlamentarischen Stürmen des Kulturkampfes Herr Reichensperger als Mitglied des Centrums trotz seiner hervorragenden Intelligenz etwas in den Hintergrund getreten ist. Wenn aber nunmehr er in der großen Frage des Kulturkampfes schriftlich das Wort nimmt, so ist es erklärlich, daß dieses Wort wie ein Ereigniß erwartet und aufgenommen wird. Man glaubt, ein solcher

Mann werde nicht zur Feder greifen, wenn er nicht etwas Förderndes, Erleuchtendes, den befangenen Streitern bisher Verborgenes zu sagen habe. In dieser Beziehung nun kann die Schrift wohl nichts Anderes als eine Enttäuschung zu Wege bringen, und dieser Eindruck ist in der kurzen Zeit, die seit Ausgabe der Schrift verflossen, bereits laut geworden und wird sich wohl noch mehr vernehmen lassen.

Nicht als ob Herr Reichensperger sich verleugnete. Dieselbe feine und abwägende Besonnenheit, dieselbe ruhig maßhaltende Ausdrucksweise auch bei den aufregendsten Gegenständen, diese Eigenschaften, die den Redner und Schriftsteller immer ausgezeichnet, bewährt er wiederum im vollen Maße. Allein eine neue Belehrung über die Sache bringt er nicht und denselben Irrthümern, denen leidenschaftlichere, unbesonnenere, minder gewissenhafte Vertheidiger seines Standpunktes verfallen, entgeht er nicht.

Man fühlt sich getrieben zu fragen, warum die Schrift geschrieben und warum sie jetzt veröffentlicht worden. Kaum kann sich der Verfasser der Meinung hingegeben haben, die Vertreter des deutschen Staates und die überzeugten Anhänger seiner Haltung mit solchen Gründen widerlegt zu haben, denen entweder durch Bekehrung zu weichen oder nur durch Verstockung zu widerstehen ist. Wohl aber könnte es die Absicht der Partei sein, welcher der Verfasser angehört, durch eine Schrift, welche in die weitesten Kreise des Katholicismus zu dringen bestimmt ist, namentlich dem gebildeten Theil der katholischen Welt einen sprechenden Beleg, gewissermaßen eine klassische Beweisform des über die katholische Kirche ungerechter Weise verhängten Martyriums in die Hand zu geben. Dazu eignet sich am besten ein Schriftsteller, dessen Charakter jeder Uebertreibung fern ist, in dessen maßhaltendem Geiste auch die unbegrenzten Ansprüche der eigenen Partei sich unwillkürlich und aufrichtig in Einklang setzen mit dem wahren, unaufgeblichen Verhältniß der dauernden Lebensmächte.

Auch die Meinung bietet sich dar, daß die Schrift dazu dienen solle, bei den Friedensunterhandlungen zwischen Deutschland und Rom, von deren Aufnahme ja mit Recht oder Unrecht immer wieder die Rede ist, als Wegweiser zu dienen. Wir lassen beide Vermuthungen dahingestellt. Aber daß die Schrift ein Wegweiser zum Frieden sein könne, daran glauben wir nicht und ein rascher Ueberblick des Inhaltes soll uns diesen Zweifel bestätigen.

Nachdem Herr Reichensperger die Leiden, welche der Kulturkampf über die katholische Kirche in Deutschland verhängt und die Gefahren, mit denen dieser Kampf den deutschen Staat durch inneren Zwiespalt bedroht sowie durch Gefährdung der Religion, in seiner Weise geschildert, untersucht er die Frage nach dem Ursprung des Kampfes und sucht zu beweisen, daß der katholische Theil zur Eröffnung desselben nicht den Anlaß und noch viel

weniger den zwingenden Anlaß gegeben. Er sucht zu diesem Zweck zu widerlegen, daß von Seiten der katholischen Kirche Uebergriffe gegen den deutschen Staat erfolgt seien und ferner, daß der Syllabus und das Unfehlbarkeitsdogma eine Bekämpfung des Staates und seiner Rechte in sich schließen. Was den Syllabus betrifft, so unterscheidet er als guter Logiker in jenen bekannten Sätzen des Syllabus, welche das Zeitbewußtsein am meisten befrembet haben, das conträre von dem contradictorischen Gegentheil. Herr Reichensperger sagt: was der Syllabus hier verwirft oder verneint, wird nur contradictorisch aber nicht conträr verneint; d. h. es wird von den verworfenen Lehrsätzen nur gesagt, sie sind nicht ohne Einschränkung wahr, aber es wird nicht behauptet, die Wahrheit liege in den Extremen gegen diese Sätze. Wenn der Syllabus sagt: daß die Freiheit aller Meinungen und Kulte nur heilsam wirke, sei nicht wahr; so sagt Herr Reichensperger: damit ist nur gesagt, daß jener Satz nicht ohne Einschränkung gilt, und was kann unwidersprechlicher sein, als die Nothwendigkeit einer Einschränkung, welche die Gesetzgebung der freiesten Staaten thatsächlich fordert und durchführt? Die Berufung an die Instanz der Logik, wenn sie in correkten Formen eingelegt wird, gewährt uns in der heutigen unlogischen und alogischen Zeit eine solche Genugthuung, daß wir diese Argumentation des Herrn Reichensperger nicht weiter bemängeln wollen. Nur die beiläufige Bemerkung sei erlaubt, ob es denn nöthig ist und lohnt, so harmlose Wahrheiten, wie nach dieser Interpretation der Syllabus enthält, mit so feierlichem Pompe zu verkünden.

Etwas mehr Rückhalt legt uns Herrn Reichensperger's Urtheil über das Unfehlbarkeitsdogma auf. Zunächst behauptet er, daß dieses Dogma nichts weniger thue, als einem sterblichen Menschen die Sündlosigkeit oder die Gottgleichheit beilegen. Er beruft sich darauf, daß ja die Unfehlbarkeit der Concilien alter unbestrittener Lehrsatz der katholischen Kirche gewesen, ohne daß die Concilien darum aus sündlosen Menschen bestehen müssen so wenig wie die nach dem Glauben aller Confessionen inspirirten Verfasser der heiligen Schrift. Allein hier darf denn doch der beträchtliche Unterschied nicht übersehen werden, ob eine einzelne Handlung unter außerordentlichem göttlichem Beistand sich ohne Fehl vollzieht, oder der ganze Lebenslauf einer tausendjährigen Reihe von Personen in ihren Berufshandlungen, zu denen sie sich selbst bevollmächtigen. Wir wollen auch darüber nicht weiter richten. Um so entschiedeneren Widerspruch müssen wir aber gegen den Satz des Verfassers einlegen, daß eine Lehrmeinung, wie die von der päpstlichen Unfehlbarkeit, welche bis dahin von jedem Katholiken als seine persönliche Ueberzeugung festgehalten werden konnte und namentlich vom römischen Stuhl thatsächlich angenommen und geübt war, durch ihre Feststellung als Glau-

bensſatz nicht zu einer staatsgefährlichen Institution werden könne. Auf diese Weise könnte jemand behaupten: weil die Nothwendigkeit des Duells bisher als persönliche Ueberzeugung festgehalten werden konnte und weil dasselbe thatsächlich vielfach geübt ward, so könne es auch durch Gesetz obligatorisch eingeführt werden ohne den Charakter einer staatsgefährlichen Institution anzunehmen. Der Papst, an dessen Unfehlbarkeit fortan alle Katholiken verbunden sind zu glauben, ist gewiß ein anderer, als der, dessen Unfehlbarkeit eine vielfach bestrittene Lehrmeinung anzunehmen nicht gebieten konnte.

Herr Reichensperger widerlegt sodann die officiell und nichtofficiell hin und wieder gegebene Darlegung von dem Ursprung des Kulturkampfes: nämlich als sei der Kampf veranlaßt durch die Anträge des Centrums im deutschen Reichstage auf Herübernahme der die kirchliche Selbständigkeit verbürgenden Artikel aus der preußischen in die deutsche Verfassung, durch den Widerspruch des Centrums gegen einen die Nichtinterventionstheorie aussprechenden Passus der ersten Reichstagsadresse, durch die bloße Thatsache des Auftretens einer katholischen Fraction. In der That ist diese Darlegung so oberflächlich, heftet sich so sehr an Zufälle und Aeußerlichkeiten, daß, wer sich die Mühe der Widerlegung nehmen will, leichtes Spiel hat. Wir haben an dieser Widerlegung nichts zu widerlegen. Aber glaubt Herr Reichensperger im Ernst, nun bewiesen zu haben, daß der Anlaß zum Kulturkampf nicht von der katholischen Seite ausgegangen sei?

Herr Reichensperger scheint dies doch nicht zu glauben, er wendet sich von selbst zu den Gefahren, welche das bisherige Verhalten des deutschen Staates gegen die römische Kirche sowohl diesem Staat selbst als dem Protestantismus gebracht hat, oder nach Herrn Reichensperger allerdings nur gebracht haben soll. Um zu entscheiden, ob die römische Kirche den deutschen Staat gefährdet habe, muß man vor allem wissen, wie das normale Verhältniß zwischen Staat und Kirche zu denken ist. Herr Reichensperger erhält hier Veranlassung, den Haupt- und Mittelpunkt seiner positiven Anschauung vorzutragen. Er verwirft die beiden Systeme, das der Ueberordnung der Kirche über den Staat und ebenso das der Ueberordnung des Staates über die Kirche und erklärt für grundsätzlich allein berechtigt das System der Nebenordnung der beiden großen Gewalten zu gleichem Recht innerhalb der einer jeden Gewalt eigenthümlichen Lebenssphäre. Das theokratische wie das caesaropapistische System sei gleich unmöglich geworden, insofern die Voraussetzungen beider längst nicht mehr bestehen.

Hier müssen wir Herrn Reichensperger vor allem fragen, ob das System der Nebenordnung von Staat und Kirche zu gleichem Recht in verschiedenen Sphären jemals von der römischen Kirche angenommen und zugelassen werden kann. Die gebildete Welt weiß nicht anders, als daß die römische Kirche

für sich stets die Ueberordnung über den Staat verlangt und diesen Anspruch bis zur Stunde niemals gemildert, geschweige denn aufgegeben hat. Ist es nöthig, an weltgeschichtliche Akte und Dokumente, ist es nöthig, an die Bulle Bonifacius' VIII. zu erinnern? wo wären diese Akte jemals widerrufen worden? Und wie können sie widerrufen werden, seitdem das vatikanische Concil die Unfehlbarkeit doch nicht bloß den künftigen Päpsten zugesprochen, was das Concil gar nicht gekonnt hätte, sondern vielmehr die Unfehlbarkeit als die von Anbeginn der Kirche den Nachfolgern Christi durch Gott verliehene Eigenschaft verkündigt hat?

Indem wir abwarten, wie der Kenner der römischen Politik und Theologie diese Frage beantwortet, fragen wir den guten Logiker ob eine vollkommene Coordination lebendiger Kräfte verschiedener Gewalten überhaupt im Reiche der Denkbarkeit liegt. Herr Reichensperger kommt selbst darauf zu sprechen, daß diese Coordination zwei Fälle hat: entweder die concordia inter imperium et sacerdotium, welche Herr Reichensperger als das ideale Verhältniß bezeichnet, oder die sogenannte Trennung von Staat und Kirche, welche auf der Fiction beruht, daß beide Gewalten sich nicht zu berühren brauchen. Die Eintracht setzt offenbar einen gegenseitigen Einfluß voraus, die Trennung dagegen setzt voraus, daß zur Wahrung der Grenze eine entscheidende Instanz vorhanden ist. Wenn nun eine dritte Gewalt über Staat und Kirche nicht zu finden ist, so kann es nur der Staat oder die Kirche sein, welche die Grenze zieht und überwacht. Wenn dieses Recht von jedem Theil in Anspruch genommen wird, so haben wir das Recht des Stärkeren mit seinem zeitweiligen Kriegszustand; soll aber Eintracht und Zusammenwirken erstrebt werden, so darf kein Theil den Einfluß des andern einseitig abwehren, und wenn dies dennoch geschieht, so haben wir abermals das Recht des Stärkeren und den zeitweiligen Kriegszustand. Im Mittelalter entwickelte sich dieser Kriegszustand auf dem Boden und unter der Voraussetzung der Eintracht und die Kirche blieb im Wesentlichen während dieser Epoche in Deutschland wenigstens Siegerin. Neuerdings entwickelt sich der Kriegszustand auf schwankenden Voraussetzungen, bald wird die Trennung zur Grundlage genommen und der Staat beansprucht nur das Recht der Grenzfeststellung, bald wird der nothwendige Einfluß des Staates auf die Kirche zur Grundlage genommen. In diesem Kriegszustand sehn wir im Ganzen und Großen die Kirche nur noch zeitweilig als Siegerin. Die Theorie des Herrn Reichensperger aber von der reinen Coordination herrscht nirgends, als im Reich der Phantasie. Und was die Erfahrung zeigt, das bestätigt die Logik. Es giebt im ganzen Universum nicht zwei Dinge, die vollkommen gleich sind, und ebensowenig zwei Dinge, die verschieden und indem sie sich aus eigner Kraft nebeneinander bewegen, gleich unabhängig sind.

Wenn wir mit dieser Erkenntniß das Verhältniß des deutschen Staates zur römischen Kirche prüfen, so gewahren wir alsbald, daß die römische Kirche im Begriff war, auf dem Boden des Staates der stärkere Theil zu werden, und daß aus diesem Fortschritt der römischen Macht die Abwehr des deutschen Staats entsprungen ist.

Wir haben Herrn Reichensperger's These von der Coordination beleuchtet, prüfen wir die Kritik, die er gegen die beiden Systeme der Subordination richtet. Daß er die Theokratie nicht für empfehlenswerth erachtet, ist eine Einsicht, die wir gewiß anerkennen, nur mußten wir schon bezweifeln, ob er dabei im Einklange mit dem römischen Stuhl steht. Für ebenso unmöglich, wie die Theokratie erklärt er den Caesaropapismus. Wenn freilich die Ueberordnung des Staates nur als Caesaropapismus zu denken wäre, möchte er mit der Verwerfung beider Recht haben. Allein der unterrichtete Verfasser möge sich erinnern, welch ein Sprung es ist, aus dieser Ueberordnung die Erniedrigung der Kirche „zur Dienerin und sogar zur Polizeianstalt" herzuleiten. Im Medopersischen Reich waren die Sterndeuter ein herrschender Stand und ähnlich die Priester in den meisten altorientalischen Staaten. In Egypten war die Heilkunde Vorrecht und Geheimbesitz der Priester. Heute wird die Sternkunde wie die Heilkunde auf Staatsanstalten gelehrt, sind Astronomie und Medicin dadurch etwa schlechter geworden? Fällt es dem Staate etwa ein, die Behandlung des Fiebers und die Bestimmung der Planetenbahnen vorzuschreiben? Vielmehr der Staat accommodirt sich der Wahrheit, wie sie von Forschern erkannt wird, deren Existenz gleichwohl von ihm abhängt. Warum soll die Religion eines souveränen äußeren Organismus bedürfen, warum soll sie nur durch den Besitz eines solchen frei sein, während ihn die Wissenschaft entbehrt und nur um so freier ist?

Wir wissen nun sehr wohl, daß die römische Kirche nicht Staatsanstalt sein kann, obwohl es die Wissenschaft sein kann, die ebenso kosmopolitisch ist. Nur folgt diese Unmöglichkeit keineswegs aus dem Wesen der Religion oder des Christenthums. Wir wollen aber die Nothwendigkeit des souveränen äußeren Organismus für die römische Kirche anerkennen aus Achtung vor den Thatsachen der Geschichte. Dann müssen aber die Freunde der römischen Kirche eins von beiden anerkennen: entweder einen geordneten Einfluß des Staates auf die Kirche, oder aber, wenn dieser Einfluß um keinen Preis heute noch zulässig sein soll, das Recht der Grenzfeststellung für den Staat. Andernfalls verlangen sie die Souveränität der Kirche über alle Staaten, während sie von Coordination sprechen.

Wenn der Staat vergäße, daß er sich selbst der römischen Kirche überliefert, falls er sich sowohl des Einflusses als der Grenzfeststellung begiebt, so würde er daran erinnert werden durch dieselbe Forderung anderer Religions-

gesellschaften, durch deren Gewähr die Nation und ihre sittliche Einheit unbarmherzig zerrissen werden müßte. Es muß Wunder nehmen, daß Herr Reichensperger diesen Punkt gar nicht einmal erwähnt, obwohl ihn Gneist in einer meisterhaften Rede ausgeführt hat, deren Hörer Herr Reichensperger gewesen ist.

Es war eine Gefahr für den deutschen Staat, seine Unterthanen in steigender Zahl in sclavischer Abhängigkeit von Rom zu sehen, und dieselbe Gefahr bedrohte den Protestantismus. Herr Reichensperger sagt, der letztere stelle sich ein Armuthszeugniß aus, wenn er eingestehe, im freien Wettkampf nicht bestehen zu können. Aber Herr Reichensperger übersieht, daß er einen Kampf mit den ungleichsten Waffen fordert. Der römische Glaube besitzt einen machtvollen Organismus, der protestantische Glaube hat keinen Organismus als den Staat. Wenn man nun fordert, der Protestantismus solle mit Rom streiten und der Staat blos Zuschauer sein, so fordert man, daß ein nackter Mann mit einem bis an die Zähne gewaffneten streitet.

Herr Reichensperger wendet sich sodann gegen einzelne Kirchengesetze. Man kann ihm zugeben, daß das Gesetz über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden weder eine wirksame Maßregel dem Inhalte nach, noch der Form nach eine ganz gerechte enthält. Daß man die Wahlberechtigung mit dem 21. Jahre anheben läßt, vertheidigen wir nicht, daß aber zu derselben Berechtigung keine kirchlichen Merkmale gefordert werden, ist doch wohl daraus zu erklären, daß der katholische Clerus das Recht der Ausschließung in weitem Maße besitzt und übt, was bei dem protestantischen Kirchenregiment bis jetzt nicht der Fall ist. Was sodann die Behandlung der Altkatholiken betrifft, als wären sie noch Mitglieder der römischen Kirche, so halten auch wir die Fortsetzung dieser Fiction nicht für richtig, aber nur aus Zweckmäßigkeitsgründen. Die Rechtsgründe, welche Herr Reichensperger vorbringt, halten keiner Prüfung stand. Der Staat hat doch die römische Kirche privilegirt auf Grund eines bestimmten Charakters, also bestimmter Dogmen und einer bestimmten Verfassung. Wenn nun Dogma und Verfassung in einschneidendster Weise geändert werden, so verfährt der Staat sehr schonend, wenn er, anstatt alle Privilegien zu widerrufen, nur neue Bürgschaften von mäßigem Umfang fordert und wenn er denen, die den früheren kirchlichen Charakter bewahren wollen, eine Zeitlang wenigstens die früheren Rechte sichert. Wir glauben allerdings, daß die Altkatholiken unvermeidlich etwas anderes werden müssen und schon geworden sind, als vorvaticanische Katholiken. Darum ist es politisch richtig, ihr Recht gegenüber dem Staat künftig durch eine eigene Ordnung zu regeln. Der Vaticanischen Kirche gegenüber aber sind neue Bürgschaften unerläßlich. Denn was hilft die immer wiederholte Behauptung, durch das Unfehlbarkeitsdogma sei weder

Verfassung noch Lehre geändert? Was hilft es, protestantische Doktrinäre anzurufen, daß jene Definition nur der formelle Abschluß der bisher gemeingültigen Kirchenanschauung gewesen? Was hilft es, fragen wir, da die Wahrheit des Gegentheils so sichtbar auf der Hand liegt? Es ist nicht wahr, daß der Katholicismus in seinem ursprünglichen Keime angelegt gewesen auf den päpstlichen Absolutismus, der nun als des Katholicismus reinste Blüthe zum Vorschein gekommen. Die Entwickelung zum Absolutismus, einer dem Wesen aller Religion und Kirche tief widersprechenden Form des Regiments, ist der katholischen Kirche nur aufgedrängt worden, weil die in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters so vielgeforderte Reformation an Haupt und Gliedern durch die Schuld der Päpste vereitelt wurde. Durch diese Vereitelung kam es zur Kirchenspaltung und weil nun ein Theil der christlichen Obrigkeit vom römischen Katholicismus losgerissen war, konnte Rom sich nur noch durch den Absolutismus behaupten, der das eigentliche gouvernement du combat ist. Die großen katholisch gebliebenen Staaten kämpften bald, bald unterstützten sie den päpstlichen Absolutismus, je nachdem sie selbst im Gegensatz zum Protestantismus standen und der päpstlichen Anlehnung bedurften. Angelegt war der Katholicismus in seinem ursprünglich edlen Keime auf die Gemeinschaft der Christenheit durch den hohen Rath aller christlichen Obrigkeiten, der kirchlichen, wie der staatlichen. Diese Gemeinschaft konnte den Primat des römischen Bischofs ertragen, aber nicht den geistlichen Despotismus desselben. Seitdem dieser Despotismus seiner Vollendung sich genähert hat, findet er selbst unter katholischen Regierungen keine Bundesgenossen, als das einzige weltliche gouvernement du combat.

Indem nun der deutsche Staat der vaticanischen Kirche gegenüber die Stellung eingenommen hat, derselben die großen Rechte der früheren römischen Kirche zu belassen und nur stärkere Bürgschaften gegen den Mißbrauch der ihr verliehenen obrigkeitlichen Befugnisse gesetzlich zu verlangen, so fragt es sich, warum die vaticanische Kirche diese Bürgschaften für unverträglich mit ihrem Wesen, ja für ihre Vernichtung erklärt. Bei der Beleuchtung, die Herr Reichensperger diesem Punkt zukommen läßt, muß es wiederum sehr Wunder nehmen, wie ungenügend er den Beweis führt, daß in der Aufstellung dieser Bürgschaften ein ganz beispielloses Verfahren liege. Er beruft sich auf das Zeugniß einiger englischen Toryorgane, deren leidliche Unwissenheit ihm doch wohl kein Geheimniß ist, auf die doctrinäre Ausführung wohlwollender, aber nicht scharf denkender deutscher Gelehrten und zuletzt auf Herrn Bonghi, den italienischen Kultusminister, der auch kein Kenner ersten Ranges in dieser Materie ist. Aber er unterläßt, worauf es ganz allein ankommt, nämlich die Vergleichung der französischen, der österreichischen vor dem Concordat von 1855, der bairischen und vieler anderen, namentlich aber

der katholischen Gesetzgebungen, in Bezug auf die obrigkeitlichen Befugnisse der Kirche, mit den Kirchengesetzen des deutschen Reiches und Preußens. Es ist leicht, Herrn Geffken zu citiren, welcher sagt: wenn der staatliche Disciplinarhof die Absetzung eines Geistlichen wegen Fehler der Lehre prüfen solle, so mische sich der Staat in die innern Angelegenheiten der Kirche. Aber hat uns denn nicht Herr Reichensperger durch eine vortreffliche logische Unterscheidung belehrt, daß die uneingeschränkte Freiheit der Kulte gleich unerträglich ist für den Syllabus, für den gesunden Menschenverstand und für alle Staaten der Welt? Soll der Staat ruhig zusehen, was die souverainen Oberen aus der katholischen Lehre machen? Herr Reichensperger sagt, ein indischer Mörderkultus müsse von jedem Staat pflichtmäßig unterdrückt werden. D. h. doch wohl, der Staat soll nicht nur die einzelnen Mörder bestrafen, sondern auch die Lehre und ihre Organisation unterdrücken. Dazu muß doch der Staat die Lehren überwachen, dann muß er auch ein Veto haben gegen die Amtsentziehung derer, die bei einer herkömmlichen Lehre bleiben.

Der Nachweis, daß die deutschen Kirchengesetze von der römischen Kirche nicht befolgt werden können, wird durch Herrn Reichensperger in keiner Weise erbracht, auch nicht durch den Wiederabdruck der zehnmal widerlegten, sogar von katholischer Seite widerlegten Denkschrift der Bischöfe vom 30. Januar 1873, die von irrigen Behauptungen strotzt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß wenn die römische Kirche jene Gesetze über sich ergehen ließe, sie nichts von ihrer Macht verlieren und der Staat sich überzeugen würde, wie wenig er mit solchen Bürgschaften ausrichtet. Was würde wohl das Staatsexamen in Geschichte, Literatur und Philosophie gegen eine einseitige Vorbildung und fanatische Richtung der Cleriker wirken? Nur durch die Machtprobe, zu welcher die römische Kirche unvorsichtiger Weise bei dieser Gelegenheit den Staat gezwungen, erhält die Vorschrift eine große praktische Bedeutung.

Der gelungenste Theil in der Schrift des Herrn Reichensperger ist die Ausführung, daß passiver Widerstand keine Revolution und unter Umständen eine große moralische Pflicht ist. Auslaufen muß jedoch auch der passive Widerstand in die Nachgiebigkeit eines Theils oder in die Revolution. Alles kommt auf die moralische Berechtigung an. Hier nun beruft sich Herr Reichensperger auf das Gewissen, hebt aber nachdrücklich hervor, es handele sich um das katholische, nicht um irgend ein anderes Gewissen. Aber wie viel Gewissen soll es denn geben? So viel als Menschen vermuthlich. Aber wir brauchen doch Herrn Reichensperger nicht zu sagen, daß diese Souveränität des Gewissens, die jedem gehört, sich beschränken muß auf das innere Gebiet und auf das Recht, den Staat, dessen Gesetze das Gewissen nicht befolgen

kann, zu verlassen. Denn wenn das Gewissen eines jeden die äußere Rechtssphäre bestimmen soll, so hört die gemeinsame Ordnung auf. Wenn das Gewissen die äußere Sphäre des Handelns abgrenzen will nach individueller Autorität, so überschreitet es seine göttliche Schranke. Gewiß, niemand kann einem Gesetz unbedingten Gehorsam geloben, aber er darf nicht verlangen, auf dem Boden des Gesetzes, dem sein Gewissen widerstrebt, noch obrigkeitliche Rechte auszuüben, wie es die katholischen Bischöfe thun. Den Mißbrauch, welcher heute mit dem Spruch getrieben wird: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen; hat schon Kant in seiner sophistischen Grundlage aufgedeckt, indem er bemerkt, daß der Spruch sich nur auf das Sittengesetz, nicht aber auf ein statutarisches, für göttlich ausgegebenes Gesetz hat beziehen sollen und immer nur beziehen darf.

Indem Herr Reichensperger sich anschickt, die praktischen Schlußfolgerungen aus seiner Ausführung zu ziehen, die in drei gleich unmöglichen Formeln — Herstellung des status quo ante, Concordat, oder allgemeine absolute Freiheit der religiösen Association im Rahmen des allgemeinen Strafgesetzes — auf den Rückzug des Staats hinauslaufen, erweist er auch dem Verfasser dieser Zeilen die Ehre eines Citates. Er citirt aus der Schrift „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage" eine Stelle folgendermaßen: es wird das große Wort gelassen ausgesprochen: „dem Staate bleibe nichts übrig, als seinen Bürgern ohne Unterschied die Religionsübung nach Anleitung des römischen Klerus zu verbieten." In meiner Schrift bilden die citirten Worte aber einen Nachsatz, dessen Vordersatz folgendermaßen lautet: „wenn Widerstand und Ungehorsam des römischen Klerus gegen die deutschen Staatsgesetze sich fortsetzen, wenn es schließlich dahin kommt, daß kein geistliches Amt mehr gesetzmäßig besetzt werden kann, weil die Priester sich weigern, die Erfordernisse des Gesetzes zu erfüllen; wenn es dahin kommt, daß mindestens die hohen geistlichen Aemter, namentlich das Bischofsamt, nur noch durch päpstliche Geheimdelegaten verwaltet werden, so u. s. w." Der unmittelbar folgende Satz lautet: „wir haben gesagt: wenn es dahin kommt; es mag zweifelhaft sein, wann es dahin kommt." Herr Reichensperger, der in dem logischen Kapitel vom Gegensatz so gut Bescheid weiß, sollte er weniger Bescheid wissen in dem Kapitel von den Urtheilen? Sollte er ein conditionales und assertorisches Urtheil nicht unterscheiden? Dreimal habe ich die Bedingung ausgesprochen und jedesmal in einem erhöhten Grade und dann dieselbe, den hypothetischen Charakter schärfend, noch einmal wiederholt. Davon sagt Herr Reichensperger nichts in seiner Schrift, die bestimmt ist in die weitesten Kreise der katholischen Welt zu dringen, wohin die meinige nicht gelangt und nicht gerichtet ist. Doch bleibe ich überzeugt von des Verfassers bona fides. Ich nehme an, er hat sich berechtigt gehalten, meinen Satz ohne Be-

dingungen zu citiren, weil ich im Verlauf meiner Ausführung die Unverträglichkeit des modernen Papstthums und des modernen Staates ausgesprochen habe. Aber fällt das moderne Papstthum zusammen mit dem echten Katholicismus? Meine Ansicht über diese Frage habe ich im Vorgehenden kurz angedeutet. Das moderne Papstthum, ich gebe es zu, wird mit dem modernen Staat, auf welchem nationalen Boden derselbe auch aufgerichtet sei, nie einen andern, als einen Scheinfrieden schließen können. Denn dieses Papstthum verlangt eine unbedingte alleinige Herrschaft über Geist, Gewissen und Gemüth der Staatsbürger. Bei dieser Theilung kann das Papstthum leicht von Coordination sprechen, bei der es sich von selbst versteht, daß der Körper dem Geist folgt. Aber darum ist der Kampf, den der deutsche Staat gegen den römischen Stuhl gegenwärtig führt, nicht sein Kampf allein, sondern der Kampf aller Staaten, aller christlichen Obrigkeiten. Es handelt sich um das Recht dieser Obrigkeiten auf ihr eigenes Gewissen und auf das Gewissen ihrer Bürger. Ein Recht, das nicht durch Herrschaftsmittel, sondern durch die geistigen Waffen der Wahrheit ausgeübt werden soll und gegenüber den römisch-katholischen Bürgern negativ durch den Schutz vor willenloser Verfinsterung durch die unfehlbaren Dekrete einer absoluten Person, deren Gebiet keine Schranken hat, als diejenigen, welche jener Absolutismus inne zu halten für gut findet. Es giebt nur drei Denkbarkeiten, welche die Zukunft verwirklichen kann: entweder das Unterliegen des deutschen Nationalgenius unter das moderne Rom, welches gleichbedeutend mit des ersteren Selbstmord ist; oder das Erliegen des modernen Rom auf dem Boden des deutschen Staates unter des letzteren protestantischen Genius, oder endlich die wenigstgewaltsame Lösung durch eine vom Papstthum bei einem andern Träger ausgehende Einordnung desselben in einen neuen Organismus der christlichen Obrigkeit als deren Spitze für die katholische Welt.

Constantin Rößler.

Aus Detmold.

△ Wenn plötzlich in einem langdauernden unerquicklichen Streit, in welchem die Betheiligten sich stark erhitzt haben, eine neue Persönlichkeit zum Mithandeln berufen wird, so pflegt dies der betreffenden Sache meistens zum Vortheil zu gereichen. Dieses glücklichen Umstandes hat sich der Verfassungsstreit in Lippe-Detmold zu erfreuen. Seit 1871 herrscht hier Unfriede zwi-

schen Regierung und Bevölkerung. Letztere ist zwar von Natur nichts weniger als neuerungsichtig, streitlustig oder radikal gesinnt, vielmehr gehört sie zu einem Volksstamme, den man nach seiner ganzen Naturanlage als behäbig und dem Conservieren zugeneigt bezeichnen muß. Was diese braven, ruhigen Leute, denen Opposition gegen ihre Regierung ein Gräuel ist, seit 8 Jahren in so großem Unbehagen verhält, ist die starke Benachtheiligung, welche das Land durch ein Gesetz vom 5. Febr. 1868 erfahren hat. Dieses Gesetz betraf die Trennung des Staatshaushaltes vom Domanium. In anderen Staaten hat sich eine solche Trennung schon viel früher und als Theil anderweiter zeitgemäßer Reformen vollzogen, in Lippe dagegen ist die Indolenz der Bevölkerung rasch, bevor deren Ende etwa eintreten würde, benutzt um alle Forsten und Domänen, 5 Mill. Thlr. an Werth, dem Fürsten als Familienfideicommiß zu sichern und noch dazu die Pflicht, aus dem Domanium zu den Kosten der Landesverwaltung beizutragen, in Wegfall zu bringen. Gar zu behäbig, langsam und gleichgültig hatte sich die Bevölkerung erwiesen, als sie auf einmal sich vor die unangenehm überraschende Thatsache gestellt sah, daß ihre Vertreter im Landtage jenem unseligen finanziellen Abkommen zugestimmt hatten. In späteren Jahren, namentlich seit nach Gründung des Reichs die Lasten in den kleinen Staaten sich verhältnißmäßig bedeutend gesteigert hatten, begegnen wir noch in einigen anderen unserer Duodezstaaten dem fürstlichen Verlangen, sich und ihrer Familie auf gesetzlichem Wege, mit Rücksicht auf die immer unberechenbarer erscheinende Zukunft, sehr erhebliche finanzielle Vortheile zu verschaffen, zugleich aber zeigt sich hier die Volksvertretung als gewitzigt und sucht ihrerseits zu retten was zu retten ist. Fürst Leopold zur Lippe hatte es verstanden, zeitiger und erfolgreicher zu operiren. Was nützen aber alle formellen, selbst die bündigsten Abmachungen, wenn sie auf innerlich unhaltbarer Grundlage beruhen? Der lippesche Bürger und Bauer kann nun einmal das Gleichgewicht in seinem Etat nicht wieder herstellen. In dieser Noth erinnerte man sich, daß ja im Jahre 1853 die Verfassung von 1836, welche 1848 ordnungsmäßig beseitigt war, widerrechtlich wiederhergestellt war. Gelänge es, jenen Rechtsboden wieder zu erlangen, so müßte logischer Weise auch das famose Gesetz von 1868 dahin fallen. Dies ist in Wahrheit der Ursprung des lippeschen Verfassungsstreits.

Wäre die materielle Noth nicht so groß gewesen, so hätte man sich doch nicht so leicht entschlossen, auf einen Standpunkt zurückzugreifen, der ohne alle Frage während langer Jahre vom Lande nicht gewahrt, ja sogar aufgegeben war. In den ersten Jahren nach dem Staatsstreiche des berüchtigten Hannibal Fischer hatte man sich das Unvermeidliche gefallen lassen müssen und auch während der ganzen Reactionszeit war das Land nicht in der Lage, sich gegen das Aufgedrungene aufzulehnen; allein man saß ganz still auch

nachdem durch den Regierungswechsel in Preußen die Nebel jener trüben Zeit verstoben waren und die wieder begonnene nationale Bewegung überall Selbstbewußtsein hervorrief. Selbst der Umschwung von 1866 brachte keine Aenderung hervor, sodaß also das Land 18 Jahre zur Octroyrung geschwiegen hat. Man braucht also gar nicht etwa für illiberal angesehen zu werden, wenn man die Frage aufwirft, ob nicht das Land Lippe den Fischer'schen Rechtsboden dadurch ratihabirt habe, daß es bei aller Freiheit des Entschlusses fortfuhr zum Landtage von 1836 zu wählen ohne den Gewählten irgend ein besonderes Verhalten aufzuerlegen. Die Frage mag auf sich beruhen. Thatsache aber ist, daß gerade die Fortschrittspartei in Lippe 1874 bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hat, daß sie es, bei Gewährung materieller Vortheile für das Land, mit dem formellen Rechtsstandpunkt von 1848 gar nicht so genau zu nehmen geneigt ist. Einmal war es die Aussicht auf eine Eisenbahn, von welchem Kulturmittel das Ländchen bis jetzt noch nicht berührt wird, ein andermal war es der Anschein eines fürstlichen Zugeständnisses in der Domänensache. Allein Fürst Leopold konnte sich zu letzterem nicht verstehen. Darum scheiterten alle Bemühungen der verschiedenen Minister. Keiner derselben konnte die rechte Medicin anwenden, weil Fürst Leopold sie auch ihnen vorenthielt.

Das hat sich jetzt geändert. Die am 31. Jan. d. J. vom neuen Fürsten Woldemar erlassene Ansprache macht, ebenso wie die bei seinem Regierungsantritte im December v. J., einen sehr guten Eindruck. Man gewinnt die Ueberzeugung, daß dieser Fürst es aufrichtig meint mit seinem Wunsche nach Einigung mit dem Lande. Er deutet an, daß das Abkommen über die Domänen geändert werden solle; wegen der ihm dadurch entstehenden Ausfälle hat er sogar schon weit gehende Ersparungen angeordnet. Er kommt auch dem Wunsche des Landes nach Aenderung der Verfassung und des Wahlgesetzes entgegen, hat sogar die Ritterschaft schon bewogen, sich ihrer Vorrechte im Landtage zu begeben, nur gesteht er offen, es ginge dies Alles nicht anders, als daß wenigstens noch einmal der Landtag nach den Vorschriften von 1836 berufen werde und zwar lediglich zur Aenderung des Wahlgesetzes. Das Uebrige solle ein Landtag nach Maßgabe der neuen Bestimmungen regeln.

Wer einen Funken von staatsmännischer Einsicht besitzt, wird einsehen, daß es der größte Fehler, die größte Unklugheit wäre, wenn das Land, in eigensinniger Festhaltung eines nur künstlich wieder construirten Rechtsbodens, auf diese Grundlage nicht eingehen wollte. Bereits lassen „fortschrittliche" Correspondenzen in der „Westf. Ztg." und anderen uns nahbaren Blättern sich unbegreiflicher Weise abmahnend vernehmen; dem gegenüber erscheint es sehr an der Zeit, auf die wirkliche Lage der Dinge hinzuweisen und erweisen

auswärtige Blätter unserm Ländchen einen Dienst, wenn sie dem rein theoretischen, durch nichts begründeten Vorschlage des sog. Fortschritts, der wahrscheinlich auch im preußischen „Fortschritt“ ein Echo finden wird, zeitig entgegentreten. Daß man sich vorher über das Maß der in der Domänensache zu machenden Zugeständnisse vergewissere, bleibt ja nicht ausgeschlossen.

Die Partei der Unabhängigen in der nordamerikanischen Union.

Man dürfte sich kaum ein treueres Spiegelbild der jetzigen politischen Zustände in den Vereinigten Staaten, mit allen ihren Verwirrungen und Möglichkeiten, denken können, als es uns durch die Municipalwahl, die Mitte December des vorigen Jahres zu Boston im Staate Massachusetts stattfand, in Wirklichkeit geboten worden ist. Wir geben nachstehend eine kurze Schilderung dieser Wahl, einmal, weil sie wesentlich zum bessern Verständniß der politischen Parteiverhältnisse in der nordamerikanischen Union beiträgt, dann aber auch, weil sie ein besonderes Licht auf die Stellung der Partei der sogenannten Unabhängigen (Independents) wirft und selbst für gewisse politische Verhältnisse in Europa lehrreich sein dürfte.

Im Jahre 1873 stellten die Demokraten in Boston als Candidaten für das Mayors- oder Bürgermeisteramt Herrn Samuel Cobb auf; derselbe wurde gewählt. Die Amtsverwaltung des Herrn Cobb war so vortrefflich, daß er im nächsten Jahre ohne Opposition wiedergewählt wurde. Sein zweiter Amtstermin zeichnete sich durch eine ebenso tadellose Verwaltung aus, wie der erste, und am Schluße desselben wünschte Herr Cobb ins Privatleben zurückzutreten. Aber während der Mann das Amt nicht mehr suchte, suchte nun das Amt den Mann. Eine große Zahl angesehener Bürger von allen politischen Parteischattirungen, Unabhängige, Republikaner und Demokraten erließen eine Adresse an ihn, welche ihn zu der Erklärung bewog, daß er das Mayorsamt noch einmal wieder annehmen würde.

Jetzt entwickelte sich aber plötzlich eine Opposition äußerst charakteristischer Art. Die politischen Drahtzieher, Aemterjäger, Jobbers u. s. w. hatten nämlich unter Herrn Cobb ihre Rechnung nicht gefunden; sie meinten daher, es sei an der Zeit, einen andern Mayor zu wählen, nicht, weil der bisherige nicht gut

genug, sondern weil er zu gut gewesen sei. Dieser Oppositionsgrund sprach sich in der offensten und unzweideutigsten Weise aus. Daß Herrn Cobb's Verwaltung als durchaus ehrenhaft, geschäftsmäßig und ökonomisch anerkannt werden mußte, leugnete Niemand. Aber er sei zu genau und zu streng, hieß es. Man könne durchaus keine persönliche Gunstbezeugung von ihm erlangen. Er frage gar nichts nach den politischen Parteiführern; er mache sich ein ordentliches Vergnügen daraus, „Nein" zu sagen, und er sage es oft in sehr kurz angebundener Weise. Die persönlichen Gunstbezeugungen oder „Jobs" klein und groß, an welche die Handwerkspolitiker so gewöhnt waren, und durch welche in der guten alten Zeit so mancher schöne Dollar in ihre Taschen geflossen, fielen ganz und gar weg. Die sonst so beliebten Aemtchen mit guter Bezahlung und wenig Arbeit gäbe es nicht mehr, und überhaupt habe Herr Cobb die sonderbare Marotte, bei seinen Anstellungen gar nichts auf politische Empfehlungen zu geben, sondern mit einer nie dagewesenen Impertinenz sich zu erkundigen, ob der sich meldende Candidat ein Mann von tadellosem Charakter und hinreichender Fähigkeit sei. Kurzum, Herr Cobb sei ein Beamter, zwar ganz nach dem Herzen der aufgeblasenen Steuerzahler, aber total unannehmbar, unbrauchbar und nutzlos für Politiker.

Das gesammte politische Aemterjäger- und Drahtzieherthum in Boston schaarte sich daher Ende des letztverflossenen Jahres um einen andern Mayorscandidaten, Herrn Boardman, den man auf dem gewöhnlichen Wege der regulären Nomination und disciplinirten Parteiunterstützung zu wählen hoffte. In ihm erwartete man wenigstens einen Mayor zu haben, mit dem der Handwerkspolitiker ein ordentliches Wort sprechen könne. Wirklich gelang es diesen eigennützigen Elementen, in der republikanischen Stadt-Convention durch die Anwendung der gewöhnlichen Mittel Herrn Boardman als Mayorscandidaten eine ganz kleine Stimmenmehrheit zu verschaffen. Aber die Cobb-Leute, welche nicht allein den besten und intelligentesten Theil der Bürgerschaft, sondern auch die stärksten republikanischen Stadttheile (Wards) repräsentirten, ließen sich das nicht gefallen. Sie verließen die erwähnte Convention und constituirten sich dann als die eigentliche wahre republikanische Convention, auf den Grund hin, daß die andere den deutlich ausgesprochenen Volkswillen verachte und überhaupt nur eine Minderheit der republikanischen Stimmgeber Bostons vertrete. Dann nominirten sie Cobb in aller Form und appellirten an alle guten Bürger, denen es um eine ehrliche Stadtregierung zu thun sei.

Nun zeigte sich indeß der wahre Geist der alten amerikanischen Parteiorganisationen in seiner vollen Glorie. Die republikanischen und demokratischen Drahtzieher thaten sich zusammen und gingen einen Handel ein, nach

welchem Herr Boardman auch die reguläre demokratische Nomination haben, wogegen den Demokraten eine ansehnliche Zahl der anderen Stadtämter gesichert werden sollte. Dieser Handel kam zu Stande, und jetzt entwickelte sich folgendes interessante Schauspiel: Auf der einen Seite Herr Cobb, ursprünglich Demokrat, von den angesehensten Republikanern als Candidat aufgestellt und von den besten Elementen aller Parteien unterstützt, auf den Grund hin, daß er ein ehrenhafter und fähiger Mann sei und dem Gemeinwesen eine gute Verwaltung sichern werde; auf der anderen Seite Herr Boardman, ein Republikaner, von republikanischen Drahtziehern als Candidat aufgestellt und von den Demokraten ebenfalls regulär nominirt und von den Handwerkspolitikern, Bummlern, Profitmachern und den corrupten Elementen jeder Art in beiden Parteien, der republikanischen und der demokratischen, unterstützt; — und diese ganze bunte Sippschaft, deren Mitglieder sonst einander als Republikaner und Demokraten mit der bittersten Partei-Intoleranz verketzert und angefeindet hatte, nun in der holdesten Eintracht zusammen arbeitend, um nur ja das Unglück einer streng rechtlichen Stadtregierung zu verhüten, um den öffentlichen Schatz den selbstsüchtigen Politikern wieder zu öffnen und die öffentliche Verwaltung dem corrupten Drahtzieherthum wieder dienstbar zu machen. So sah man denn zu Boston im engen Rahmen einer Stadtwahl, aber im klarsten Lichte und in der genauesten Sonderung, den Kampf der guten Elemente der beiden großen Parteien auf der einen Seite gegen die schlechten Elemente dieser beiden Parteien auf der andern.

Nach den uns vorliegenden Zeitungsberichten zu urtheilen, hat die Stadt Boston seit Menschengedenken keinen municipalen Wahlkampf von solcher Lebhaftigkeit gesehen. Natürlich ließen die Politiker, bei denen es sich wesentlich um die Leute handelte, alle Minen springen; aber auch die ehrlichen Leute legten tapfer Hand an, um die Stadt nicht in die Hände des politischen Brigantenthums fallen zu lassen. Man sah die angesehensten und geachtetsten Bürger, jung und alt, von Morgen bis Abend an den Wahlplätzen wirken und die saumseligen Stimmabgeber an die Stimmkästen bringen. Das Resultat war: die Wahl Cobb's mit starker Majorität und die totale Niederlage des verbündeten Jobber- und Drahtzieherthums beider Parteien. In erster Linie ist dieser Sieg unzweifelhaft für die Stadt Boston selbst sehr erfreulich; er würde aber sicherlich von noch viel größerem Werthe sein, wenn die ganze Union die von dieser Stadtwahl gelieferte Lehre sich zu Herzen nehmen und bei den kommenden Staats- und Nationalwahlen darnach handeln wollte.

Denken wir uns das in Boston gegebene Schauspiel einmal auf das

Gebiet der nationalen Politik der Vereinigten Staaten verpflanzt und bei Gelegenheit der nächsten Präsidentenwahl in Scene gesetzt; wie würde es sich etwa ausnehmen? Eine Anzahl von Männern, die in öffentlichem Ansehen stehen, Unabhängige oder den beiden großen Parteien angehörig, bringt in passender Weise einen Candidaten in Vorschlag, dessen Charakter und erprobte Fähigkeiten für die bestmögliche Regierung die stärkste Garantie bieten; es wird mit Umsicht und Energie auf die öffentliche Meinung eingewirkt, um einem solchen Candidaten die nöthige Unterstützung zu verschaffen; verbündet sich das corrupte Parteimaschinistenthum gegen ihn, so appellirt man kühn an das Volk und versucht alle ehrlichen, denkenden und wahrhaft patriotischen Elemente für ihn in thätige Bewegung zu setzen. In Boston geschah dies, wie wir gesehen haben, mit dem besten Erfolge; wie wäre ein solcher Versuch in großem Maßstabe zur hundertsten Geburtstagsfeier der Union? Unzweifelhaft ist ein derartiges Unternehmen im Großen viel schwieriger als im Kleinen, es haftet ihm ein gut Theil Idealismus an, — aber es wäre doch zu überlegen. Und in der That ist jüngst von Karl Schurz der Vorschlag gemacht worden, daß sich, mit Hinblick auf die wachsende Stärke der Unabhängigen, unter Umständen die besten Elemente in den Vereinigten Staaten auf dem Felde der National-Politik vereinigen und einen selbstständigen Präsidentschaftscandidaten aufstellen möchten.

Der Schurz'sche Vorschlag ist von der amerikanischen Presse, namentlich von der deutsch-amerikanischen, vielfach erörtert worden und der wichtigste Einwand dagegen geht dahin: „Es sei eine ausgemachte Sache, daß der diesjährige Präsidenten-Wahlkampf noch in der gewöhnlichen Weise zwischen den beiden alten Parteiorganisationen der Republikaner und Demokraten ausgefochten werden müsse, und mit dieser Thatsache habe das unabhängige Element sich abzufinden." Dieser Einwand ist indeß wohl kaum mehr, als eine unerwiesene Behauptung; aber selbst wenn man ihn als thatsächlich begründet annehmen wollte, so bliebe immer noch die Beantwortung der wichtigen Frage übrig: Welche Stellung wird die Fraction der Unabhängigen, zu deren Hauptvertretern Karl Schurz gehört, einnehmen, und wie wird sie ihren nicht zu unterschätzenden Einfluß zur Förderung des allgemeinen Besten geltend machen können?

Diese Frage werden wir in unsrer nächsten Correspondenz weiter erörtern.

Rudolf Doehn.

Literatur.

Transatlantische Streifzüge. Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika von M. v. Versen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1876. Der Verfasser, preußischer Oberstleutnant und gegenwärtig Commandeur des thüringischen Husarenregiments Nr. 12, hat uns schon ein vortreffliches Buch über seine Abenteuer und Beobachtungen im Lager des paraguitischen Dictators Lopez, bei dem er anderthalb Jahre zubrachte, geliefert. Berichtete er dort fast nur Neues und Selbsterlebtes, so ist das hier, wo er von Buenos Ayres über Rosario, Cordova und die Cordillerenkette nach Copiapo und Lima, von da nach Californien und von dort nach den Staaten jenseits der Rocky Mountains und des Mississippi geht, allerdings viel weniger der Fall. Auch ist Einiges von seinen Mittheilungen, z. B. das, was er über die Mormonen sagt, lückenhaft und zum Theil unrichtig. Vieles Andere dagegen ist von Werth, namentlich enthalten seine Darstellung der Lage der nach Westen gedrängten Indianer auf Seite 191 bis 211, seine Bemerkungen über die Stellung der Frauen in der Union und namentlich im Territorium Wyoming, wo sie dieselben politischen Rechte wie die Männer besitzen, ferner seine Betrachtungen über die Lage, in welche die Südstaaten durch den großen Bürgerkrieg versetzt worden sind, endlich die in mehreren Kapiteln sich findenden Berichte über Arbeiterverhältnisse und Auswanderer sehr interessante und dankenswerthe Mittheilungen. Auch die Besuche, die der Verfasser den Städten St. Louis, Chicago, Washington, Philadelphia und Baltimore abstattete, haben ihm Gelegenheit gegeben, theilweise Neues zu sagen. Von besonderem Interesse ist sein Bericht über die große Militäracademie in Westpoint, die er auf seiner Reise von Albany nach Newyork besuchte, und da wir hier das Urtheil eines Militärs vor uns haben, so geben wir aus diesem Abschnitt einen Auszug.

Das Cadettenhaus oder die Kriegsschule der Vereinigten Staaten liegt auf einem hohen Bergkamm an einer der schönsten Windungen des Hudson. Sie nimmt ein kleines Plateau ein, welches parkartig gehalten auf einem nach dem Strome ausspringenden Winkel liegt. Die Gebäude machen einen angenehmen Eindruck und sind solid gebaut. Die Lehrsäle, die Wohnräume, die Bibliothek, die Eßanstalt, Alles hat sein besonderes Gebäude, jeder Professor, jeder Officier sein hübsches Haus mit Garten. Ein Stall mit 150 Pferden nebst Reitbahn zeigt, daß die Republik für die Anstalt reichlich gesorgt hat. Ungefähr 280 Cadetten können Aufnahme finden, eine für die nur 30,000 Mann zählende Armee der Vereinigten Staaten sehr hohe Zahl. 40 bis 50 gehen alljährlich mit der Verpflichtung, mindestens acht Jahre zu dienen, zu

den verschiedenen Regimentern ab. Erst mit dem siebzehnten, ja erst mit dem zweiundzwanzigsten Jahre treten die Cadetten in die Anstalt ein, und in der Regel bringen sie kaum die Kenntnisse der Quarta unsrer Cadettencorps mit.

„Französisch und Lateinisch brauchen sie gar nicht zu wissen, in der Geographie nur eine oberflächliche Erdkunde, in der Geschichte nur die keine Kopfschmerzen verursachende vaterländische, im Rechnen das, was man in unsrer Quarta verlangt, endlich die Elemente der englischen Grammatik. Eine Bedingung ist das Minimalmaß von 5 Fuß. Sie haben alsdann einen vierjährigen Cursus in 4 Klassen durchzumachen, der sich bei den langsamer lernenden Schülern entsprechend verlängert. Ihr Hauptstudium ist Mathematik und Militärwissenschaften, die sie so weit treiben wie die Selecta unseres Cadettencorps; sie erlernen Französisch und Spanisch, hören Vorlesungen über Ethik und Recht, Naturkunde und Experimentalphysik, Philosophie, Mineralogie, Geologie und Chemie. Um sie in den Stand zu setzen, sich im bürgerlichen Leben später selbst fortzuhelfen, werden sie gleichzeitig auch in den Civilingenieur-Wissenschaften unterrichtet, eine empfehlenswerthe Einrichtung."

Von Mitte Juni an bis Ende August jeden Jahres campiren sie in einem Zeltlager, das sie zu einem ausschließlich praktischen Cursus beziehen. Ein Bedürfniß nach höherer Ausbildung, wie sie unsre Kriegsakademie bietet, besteht in Amerika nicht.

„Während der Studienzeit bewohnen sie zu Zweien eine höchst comfortable Stube. Ihre kurze Mußezeit wird dann zu praktischen Uebungen verwendet, so daß sie fast gar keine Zeit für sich behalten. Keine Zerstreuung ist ihnen gestattet, nicht einmal Schachspiel. Nur eine Zeitung hält sich jeder."

„Jeder Staat hat das Recht, zwei Cadetten nach Westpoint zu schicken. Auch der Präsident verfügt über zehn Stellen und besetzt sie meist mit Söhnen gebliebener oder verwundeter Offiziere." Seit der Emancipation der Neger ist es den Republikanern einige Mal gelungen, der Anstalt schwarze Cadetten zuzuschicken, doch gelang es denselben nicht, sich lange dort zu behaupten, da eine Vorschrift über die, welche sich nicht wie Gentleman benehmen, sofortige Entlassung verhängt. Die Gesetze der Anstalt sind überhaupt sehr streng und werden rücksichtslos gehandhabt, sodaß junge Leute von schlechter Erziehung sich bald unmöglich machen und der Armee aus Westpoint ein Zuwachs von Offizieren zugeführt wird, die eine achtbare Bildung mit ehrenwerther Haltung verbinden. Schulgeld oder sonst eine Zahlung für ihren Aufenthalt in der Akademie wird von den Zöglingen nicht verlangt, im Gegentheil, sie

erhalten noch eine Monatsgage von 40 Thalern, von der sie allerdings Mancherlei zu bestreiten haben.

„Major Poland (der dem Verfasser in Westpoint als Cicerone diente) zeigte mir alle Räume. Die Hörsäle waren elegant eingerichtet, ebenso die Bibliothek in einem schönen, zwei Stockwerke einnehmenden Saale, mit Beleuchtung von oben durch ein Glasdach und geziert mit ungefähr zehn Oelgemälden der bedeutendsten Generale. In einem andern Gebäude war eine ausgezeichnete Mineraliensammlung aufgestellt, die namentlich alle in den Vereinigten Staaten vorkommenden Mineralien und interessanten Versteinerungen enthielt. Ferner sah ich hier ein vortreffliches Maleratelier, an das eine kleine Bildergalerie der gelungensten von den Gemälden der Cadetten stieß, und ein Modellcabinet für Civilgenieur-Wissenschaften sowie eine Fortifications-Modellkammer. Ueberhaupt scheint hier Alles gesammelt zu sein, was mit der Armee Uncle Sams in Verbindung steht. Am Reichsten ist das Waffenmuseum ausgestattet. Außer den bekannten alten Gewehrmodellen enthielt es eine große Sammlung neuerer Hinterlader und Repetiergewehre verschiedenster Construction. Major Poland erklärte mir die im letzten Kriege hauptsächlich zur Verwendung gekommenen Systeme, von denen sich der Remington-Hinterlader am meisten bewährt hätte, sodaß er zur Einführung bei der Armee kommen würde. Der Erfindungstrieb der amerikanischen Mechaniker hatte sich während des letzten Krieges auf neue Menschenvertilgungsmaschinen geworfen. Das Museum enthielt eine große Anzahl solcher Höllenmaschinen, von denen mir die sogenannte Kaffeemühle am besten gefiel. Sie bestand aus einem zerlegbaren Hinterladungsgewehr von der Größe einer Wallbüchse, die auf einer leichten Lafette ruht und von zwei Mann bedient wird. Der Eine ladet beständig mit Patronen und ergänzt die sich erhitzenden Gewehrtheile durch Einschiebung von Reservetheilen; der Andere zielt und dreht hinten ein verticales Rad wie eine Kaffeemühle, infolge dessen das Gewehr fortwährend feuert. Diese leicht transportabeln Maschinen leisten vortreffliche Dienste gegen Indianer, indem sie dann die Geschütze ersetzen. An geeigneten Orten waren innerhalb der Anstalt ungefähr hundert Geschütze, ebenfalls von verschiedenen Modellen, aufgestellt."

Während der Verfasser sich so über die Einrichtungen und Anstalten der Akademie unterrichtete, befanden sich die Cadetten in ihrem Sommerlager draußen, welches er zum Schluß ebenfalls besuchte, und über das er, wie folgt, berichtet: „Dem Oberst, der hier den innern Dienst leitete, wurde ich in seinem Zelte vorgestellt, das vor der Front des Cadettenlagers aufgeschlagen war und durch Einfachheit glänzte. Das ganze Lager war so sauber gehalten, wie es eben nur in Verbindung mit den übrigen Wohnlichkeiten

möglich ist, wovon (keine rechte Logik und kein schöner Stil, wie denn der Stil überhaupt nicht die starke Seite des Berichterstatters bildet) die feine Wäsche und (die) weißen Handschuhe auch der Wachen und Posten das beste Zeugniß lieferten. Der Oberst ließ die Cadetten antreten und in kleineren Abtheilungen vor mir exercieren, was sie recht stramm ausführten. Bei der brennenden Mittagshitze mögen sie über den Besuch innerlich nicht wenig raisonnirt haben."

Wir lesen schließlich in unserm Buche, daß die Kosten der Kriegsschule zu Westpoint sich auf 400,000 Dollars, also auf mehr als 1,600,000 Mark nach deutschem Gelde, per Jahr belaufen, sodaß der einzelne Cadett dem Staate jährlich die sehr beträchtliche Summe von 6000 Mark kostet. Doch steht dieß in geradem Verhältniß zu dem sonstigen Aufwande, welchen diese theure Staatsmaschine verlangt. Betragen doch die Kosten für das kleine Heer der Republik und die Kosten für die Indianer (die nach dem Verfasser großentheils in die Taschen von Beamten wandern) ungefähr soviel wie das Militärbudget für den ehemaligen Norddeutschen Bund. Was meinen unsre guten Freunde, die Herren Demokraten, die Lobredner der transatlantischen Musterrepublik, die Kämpfer gegen unsern „Militarismus", die Trauerweiden an dem Geldstrom, den dieser Abgrund verschlingen soll, zu dieser Thatsache?

Der große Kurfürst. Ein geschichtlicher Versuch zur Gedächtnißfeier des Tages von Fehrbellin von Kaehler, Major im Großen Generalstabe. Berlin, 1875. F. Schneider u. Comp.

Neues weiß der Verfasser, wie er selbst sagt, nicht beizubringen. Aber er hat das Alte nach den besten vorhandenen Büchern gut zusammengestellt und so ein recht lebendiges Bild des gewaltigen Fürsten, der an der Spitze der neueren Entwickelung Preußens steht und das neue Preußen zuerst verkörperte, zu Stande gebracht. Besonders ausführlich ist auf das Militärwesen unter Friedrich Wilhelm eingegangen. Recht anschaulich ist die Schlacht bei Fehrbellin geschildert. Das Ganze durchdringt ein wohlthuendes patriotisches Pathos.

Unser Reichstagsberichterstatter wird über diese und die vorige Woche am 13. d. M. zusammen berichten. Die Redaction.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Reise-Briefe von Carl Haller v. Hallerstein.

Mitgetheilt von R. Bergau.

II.

Athen, 26. Xbris 1810.

Theurer, inniggeliebter Bruder;

Mein letzteres Schreiben vom 10. Juni aus Rom wirst Du hoffentlich empfangen, und unterdessen durch unsern l. Kiefhaber schon einige Nachrichten v. M. bekommen haben. Vergieb mir, theurer Br., daß ich unterdessen mit meiner Correspondenz zurückgeblieben bin. Du kannst dir die Ursachen leicht selbst erklären, da Du weißt, wie es auf Reisen geht, und dann wollte ich auch immer Dir einige nähere Nachrichten, von der Fortsetzung meiner Reise, und dem Erfolge derselben geben. Aus dem hiesigen Lande, ist es außerordentlich schwer Briefe sicher wegzubringen, und man muß oft lange Zeit auf eine gute Gelegenheit dazu warten. Diese bietet sich mir aber jetzt dar, da meine Reisegefährten in ein paar Tagen nach Constantinopel abgehen, und ich kenne nun keinen innigeren Drang als auf diesem Wege Dir und durch Dich unsern th. Geschwistern und Freunden einige Nachrichten von mir zugeben. — Ich würde mit äußerst schwerem Herzen von der Reise nach Constantinopel jetzt zurückbleiben, wenn ich nicht die Hoffnung in mir trüge, späterhin diese Reise auf eine für meine Nachforschungen solidere Weise unternehmen zu können. Für den gegenwärtigen Zeitpunkt, ist mir ein ungestörter Aufenthalt hier zu wichtig, als daß ich ihn abbrechen könnte. Ich beschäftigte mich mit der genauen Untersuchung der hiesigen vorzüglichsten Monumente, und werde in meinen Arbeiten durch die Mithülfe eines jungen englischen Architecten, auf mannigfache Weise begünstigt. Mr. Cockerell, so heißt derselbe, ist seit kurzem hier, ich machte seine Bekanntschaft durch Gropius aus Berlin, dessen Freundschaft ich, außer diesem außerordentlich viel verdanke. Ich fand in jenem einen Kunstgenossen meines Faches, wie ich ihn schon lange suchte, mit mir von einem Eifer und gleicher Liebe für unsere Kunst beseelt. Außer

diesem ist er noch mit dem vortrefflichsten Charakter geziert. Er ist durchaus gut gebildet, und muß von einer guten und wohlhabenden Familie, die mit Oberst Imhoff verwandt ist, seyn. Wir sind gegenwärtig mit der Untersuchung der Monumente auf der Acropolis beschäftigt, wo eben nun die Propylaen uns täglich in den nehmlichen Maas des höchsten Kunstgenusses, die Hände voll Arbeit geben. Du kannst dir leicht denken, welche contrastirende Eindrücke dabey auf meine Seele geschehen, wenn ich das Schönste und Höchste was die B. K. je hervorgebracht hat, in seinen Trümmern hervorsuche, von denen viele, und oft die interessantesten Theils, von Barbaren-Händen vernichtet, andere aber in die traurigen Festungswerke verbaut worden sind. Indessen sind meine Genüsse dabey unendlich hoch und manichfaltig, und wachsen mit jedem weitern Eindringen in den Geist jener herrlichen Kunstwerke.

Guter Br., ich kann dir's nicht nennen, wie glücklich ich mich fühle, dadurch, daß es mir gelungen ist, an der Quelle der Kunst zu schöpfen; und wenn nicht die bange Sorge um Euch, von denen ich so lange gar keine Nachricht habe, besonders in müßigen Momenten meine Seele beschäftigte, und ich vorzüglich dich, geliebter Br., bei meinen Kunstgenüssen an der Seite hätte, so wäre vor jetzt mein Glück ungestört. Ich bin daher unserm Gesandten Baron von Haefelin zu Rom unendlichen Dank schuldig, denn durch den gütigen Vorschuß des mir nöthigen Reisegeldes, wurde es mir möglich bis hierher zu kommen. Ich schmeichle mir daß er mir seine Hülfe ferner schenkt; und habe mich auch schon von hier aus deswegen an ihn gewandt. Möchte Gott seiner mir versprochnen Verwendung bei Hof für Begünstigung meines Unternehmens geseegnet haben seyn lassen. Wenn ich meinen Plan, mich mit der altgriechischen Architektur so genau als möglich bekannt zu machen, durchführen will, so muß ich doch eine geraumere Zeit im Lande bleiben können. Ich werde mich daher nächstens um Verlängerung meines Urlaubs bewerben, und die mir schon angebotene Mitwirkung unseres Hrn. Gesandten benützen. Ich werde suchen einige meiner hiesigen Arbeiten mit einzuschicken, wozu ich wahrscheinlich die Restauration eines interessanten Monuments wählen werde. Ich schmeichle mir, daß mein Unternehmen des Beifalls der Regierung gewürdigt wird. Du wirst dich sehr wundern, so wie mir es täglich geht, wenn ich dir sage, daß ich selbst die Werke Stuarts oft außerordentlich mangelhaft bey meinen Vergleichungen finde. Vielleicht können wir daher meine Untersuchungen in der Zukunft noch anderweitig nützlich werden. Wenn wir hier beendet haben, so wollen wir den Pelopones bereisen, dessen außerordentliche Natur- und Kunst-Schönheiten ich zum Theil in der Bereisung Argolis schon habe kennen lernen. Hier haben vorzüglich die Ruinen des vortrefflichen Theaters von Epidaurus, die Ueberreste der uralten Werke von Mycene und Tyrinth und der Tempel des Jupiters Nemäus

meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. — Ferner habe ich kürzlich zu Sunium mit der Aufnehmung und Zeichnung des Minerva-Tempels 3 himmlische Tage, hingebracht. Wir hatten dabey das allerschönste Wetter, das man sich nur wünschen kann. Lieber Br. möchte ich dir doch die Lage dieses Monuments schildern können. Die Ruinen des Tempels stehen auf einer ziemlich hohen und von der Meeres Seite steilen Vorgebirges. Der Marmor hat seine weiße Farbe durchaus erhalten, und seine Oberfläche ist von der Meeresluft etwas salpetrisirt, was ihm einen ganz eigenen bläulichen Ton in den Halbschatten giebt. Dreizehn Säulen mit ihrem Architrav ragen noch aus den zu Boden geschmetterten übrigen Theilen des Gebäudes hervor, und machen eine ganz einzige Wirkung, wenn man den Berg hinabsteigt, und sie auf dessen Gipfel sich auf der schönen blauen Luft abheben sieht. Vorzüglich schön aber ist der Anblick des Meeres, dessen erhabene Fläche sich auf drei Seiten bis zum Horizont zwischen den schneeweißen Marmor-Säulen empor hebt, wenn man in der Zelle steht, von welcher die Umfassungs-Mauern umgestürzt sind. Ich gedenke hiervon, wenn mir Zeit übrig bleibt, eine Zeichnung auszuführen. Wir waren so glücklich unter den Trümmern einige Theile von dem Kranz aufzufinden, den Chandler gar nicht angegeben hat.

Die Reise nach Sunium zu Lande, bietet dem Auge sehr schöne Theile von Attika dar. Wir machten sie zu Pferde mit Lord Byron in einer zahlreichen Gesellschaft, da man sich vor Räubern, die in jener Gegend nicht selten sind, sicher stellen muß. Unter die mir bisher interessantesten Folgen meiner Nachsuchungen gehört die Auffindung der vorzüglichsten Theile des Kranzes und des Frontispice von dem Haupt-Theil der Propyläen, welche Stuart gar nicht gemessen hat. In diesem Geb. bleiben mir noch einige wichtige Untersuchungen übrig, die bisher nur äußerst oberflächlich gemacht worden sind, da die eingebauten Vestungswerke sie erschweren, ja beynahe unthunlich machen; und mit Nachgrabungen kann man nur auf eine kostspielige und dabei noch eingeschränkte Weise zu Werke gehen. Wir sind deswegen schon mehrmal von dem türkischen Commandanten der Acropolis gehindert worden, den freilich nur der Gelderwerb dazu veranlaßt, und so muß man für jeden Stein den man umwendet sich erst die Erlaubniß dazu erkaufen, außerdem daß wir demselben nur allein für die Erlaubniß die Acropolis zu besuchen, über 200 Levantiner Piaster bezahlt haben.

Wenn mir ein Plan, auf den ich gegenwärtig los arbeite, gelingt, so hoffe ich auch die jonischen Alterthümer kennen zu lernen. Zu dem Studium der Jonischen B. K. habe ich freilich hier die beste Schule, doch müßte ich noch die Sizilianischen Monumente nothwendiger Weise besuchen können, um sie vollständig zu bekommen, obwohl die Monumente zu Paestum, nur für diese Periode der Kunst äußerst intereßante Beyspiele waren. — Nun für heute

gute Nacht; es ist Mitternacht vorbei, und ich möchte morgen bei Zeit wieder an die Arbeit kommen.

Den 27. Xbris.

Ich fahre heute fort Dir einige Schilderungen meiner Reise im Allgemeinen zu geben, da ich hoffe in Zukunft Dich durch meine Tagebücher im Detail damit bekannt zu machen. — Mit Baron v. Stackelberg und Linkh reißte ich von Rom nach Neapel, wo ich mich ein paar Wochen aufhielt, und das Merkwürdigste der Stadt und der Gegend kennen lernte. — Der Vesuv, Pompeji, Herculanum, Portici, Puzuoli, Bajae, und vorzüglich Paestum und die Reise dahin über Salerno, waren die vorzüglichsten Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit beschäftigten, und eine reiche Quelle der schönsten und erhabendsten Genüße für mich. Leider konnte ich in Paestum nur ein paar Stunden bleiben, da man von Salerno in einem Tage hin- und zurückreisen muß. Sollte ich so glücklich werden, noch einmal nach Neapel zu kommen, worauf ich sehr rechne, da ich noch Vieles theils gar nicht, theils nur oberflächlich kennen lernen konnte, so werde ich es suchen möglich zu machen mich in Paestum länger aufhalten zu können. Unter den dasigen herrl. Monumenten griech. B. K. hat der gr. Tempel den Vorzug. Ich habe seitdem nicht wieder ein ähnliches so imposantes Geb. gesehen. Er macht durch seine ernsthafte Architektur eine ganz außerordentliche Wirkung, welche durch das schönste Farbenspiel seiner Tufstein-Massen erhöht wird. Das Schauspiel, das ich auf dem Vesuv genoß, läßt sich durchaus gar nicht beschreiben. Wir blieben die ganze Nacht oben in dem Krater. Wir hatten das Glück ihn sehr unruhig zu sehen, so daß öfters große Steine in die Luft über uns weg gesprengt wurden. Der Anblick von dem Rand des Trichters hinab in die ungeheure Feuer speyende Esse ergreift einen außerordentlich. Ein weiß glühender Schaum kocht und zischt darinnen, und wühlt die feurigen Klumpen herum, bis immer von Zeit mit einem anfänglich fürchterlich dumpfen Geraßel eine Explosion kommt, die die zur Weiß-glühhitze gekommenen Steine emporschleudert, und mit einem Aschen-Regen begleitet. Im Herabsteigen traf ich bey dem Eremiten, wo ich mir die Lacrimae Christi köstlich schmecken ließ, den Dir. Großi aus Dresden, den Du kennst, an. —

Nachdem wir uns mit den beyden Dänen Dr. Köes und Brönstedt vereint hatten, machten wir von Neapel aus eine sehr interessante Reise durch Apulien, über Barletta, an der Küste des adriatischen Meeres hinab, über Mola di Bari, Brundusium, nach Otranto, wo wir einige Zeit liegen bleiben mußten, um nach Corfu überschiffen zu können, wozu man wegen der engl. Schiffe immer einen sehr günstigen Augenblick ablauern muß. Mein erster Versuch des Seefahrens wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen, da wir bald, nachdem wir aus dem Hafen ausgelaufen waren, an einer Klippe

scheiterten. Wir verloren dabey nichts als unsern Reisepaß, den die Wellen verschlangen. Ein zu Hülfe gekommenes Boot rettete uns mit unserer Habe. Der Eindruck, den der Augenblick der größten Todesgefahr auf mich machte, ist unauslöschlich tief in meine Seele gegraben, und ich danke Gott eben so sehr dafür, als für unsere Erhaltung. Wir konnten nachher erst ein paar Tage später zum zweitenmale von Otranto ausschiffen, wo wir den Engländern nur beinahe entkamen und am dritten Tage glücklich in Korfu ankamen. Hier mußten wir verschiedene Umstände, und vorzüglich wegen der Krankheit unsers Freundes Stackelberg, einige Wochen bleiben. Corfu ist eine außerordentlich mahlerische Insel, und die Lage der Stadt mit ihrem in das Meer ragende Castell vortrefflich. Wir machten daselbst sehr gute Bekanntschaften, worunter ich die mit dem Gouverneur General Dongelat, der ein vortrefflicher Mann ist, oben ansetze. Ich besuchte daselbst die franz. und italien. □ wo ich sehr gut aufgenommen wurde. Von Corfu schifften wir nach Previsa. Von da aus besuchte ich die weitläufigen Ruinen der Nicopolis des Augusts, das Denkmal der Schlacht bey Aktium. In einer Bucht des ambracischen Meerbusens stiegen wir ans Land, und reisten durch Acarnanien nach Messalonga, von wo aus wir wieder zu Schiff und nach Patraß gingen. Hier blieben wir einige Tage und schifften dann durch den Golf von Lepanto Corinth zu. Wir mußten in die Bey von Salona einlaufen, und wegen ungünstiger Stürme mehrere Tage vor Crissa liegen bleiben. Von da aus machten wir eine Tour nach Delphi. Noch nie habe ich die Natur mehr in ihrer Großheit als hier gesehen. Man fühlt es recht tief, daß hier der Aufenthalt der rechten Gottheit Griechenlands war. Ich hoffte noch einmal nach Delphi und seinen Gegenden zu kommen, um es genauer mit seinen Musen und dem Parnaß kennen zu lernen.

Was mag unser bester Br. Fritz machen? Mit bangen Sorgen denke ich immer seiner. Ermuntre ihn zur Ausdauer. Wenn meine Pläne gelingen, kann ich vielleicht ihm manches erleichtern helfen.

Theuerer Bruder. 31. Xbr. 1810.

Es sind mir leider nur noch wenige Minuten gegönnt, meine neulich angefangene Unterhaltung mit Dir zu schließen, da meine Gefährten heute abreisen und ich fahre fort mit wenigen Worten zu sagen, wir wir unsere Reise von dem Fort v. Crissa aus hieher fortsetzen. — Als wir wieder günstigen Wind bekommen gehabt hatten, lichteten wir den Anker, und kamen nach einer Tag- und Nachtfahrt vor Corinth an. Ich kann Dir nicht sagen, wie herrlich die Aussichten sind, die man auf die links und Rechts den einschließenden Länder hat. Von Patraß aus passirten wir die beiden gegenüberliegenden Vestungen Rhium und Artichium, denn Naupactus, das heutige

Lepanto, welches eine herrliche Lage am Berg hinan hat. Zur Rechten hatten wir immer die schroffen Gebirge, die sich hinter Ebenen, wie bei Vostiza, dem alten Aegium, enger thürmen, besonders nach Sycion hin ganz äußerst pittoresk werden. Zur Linken wechselten die schroffen Formen des sich zum Himmel erstreckenden Parnassus ab, und bald sahen wir den Helikon links über das mahlerische Vorgebirge von Olmiae sich herziehen. Mit Tages Anbruch hatten wir Corinth vor uns liegen, über welchem auf dem mahlerischen Felsberg das alte Acro-Corinth thront. Corinth hat mich durch seine schöne Lage so überrascht und angezogen, daß ich sogleich entschlossen war, meine Reisegefährten, die leider oft zu viel über das Schöne wegeilten, voraus zu lassen. Meinem Entschluß traten Linkh und Stackelberg bei, und so brachten wir 8 Tage im schönsten Genuß mit der Beschäftigung im Aufzeichnen und Nachspüren, in dem herrlich. Corinth und seinen nächsten Umgebungen hin. Wir giengen über den Isthmus und schifften von dem alten Porto von Conchrae in einer kl. Barke in den Saronischen Meerbusen, Athen zu. Wir waren genöthiget, in Aegina anzulanden und bis zum andern Morgen liegen zu bleiben. —

Die Ruinen des Tempels des Jupiters Panhellenius liegen zu entfernt von dem Porte, so daß ich sie dießmal noch nicht besuchen konnte. Indessen zeichnete ich die ganz nahe gelegenen Ruinen des Venus Tempels, von dem nur noch 2 sehr schöne dorische Säulen stehen. Von Aegina aus mußten wir den ganzen Tag laviren, und am Abend noch an einer großen Höhle auf Salamis vor Anker liegen bleiben. Schon konnte ich die Acropolis von Athen so deutlich sehen, daß meine Phantasie noch Spielraum hatte, sich die Formen seiner Herrlichkeit auszubilden.

Mit Tages Anbruch schifften wir dem Pyreus zu, wo wir bald darauf einliefen, und sogleich mit unseren Effekten auf Eseln Athen zueilten. Du kannst Dir selbst denken, wie das immer Näherrücken des Göttlichsten der B. K. auf mich wirkte. Hoch über die Stadt ragten die Ruinen des Parthenons aus den Mauern der Acropolis von der Morgen Sonne beleuchtet, hervor und fesselten meine Blicke. Der Anblick des ganz unbeschreiblich schönen Theseus Tempels, der in seinen Haupttheilen ganz erhalten dasteht, überraschte mich bei dem Eintritt in die Stadt. —

Hier suchten wir unsere vorangegangenen 2 Gefährten auf, und so lebten wir hier im schönen Verein bis hierher im Genuß des Schönsten und Erhabensten zusammen. Linkh hat sich entschlossen von Konstantinopel zurück, hier zu bleiben, da er kurz erst dem nahen Tod auf einem sehr harten Krankenlager entrissen worden ist, und nun seine Gesundheit sehr schonen muß. —

Mit meinem Papier geht auch meine Muße zu Ende. — Meine herzlichen Grüße wirst Du an alle Freunde nicht vergessen. Vorzüglich nicht meinen l. Geschwistern und m. herzl. Freund Sam. v. Haller mit dem Kuß der innigsten Liebe. — Gott mache mich so glücklich, daß ich von Allem bald die besten Nachrichten höre. —

Meine Adresse lese im Couvert mit Bericht. Vergebe mein Geschmier, aber ich bin im Augenblick übel mit Schreib-Material daran, die man hier gar nicht bekommen kann. Gott seegne Deinen Eintritt in das Neue Jahr und erhalte Deine Liebe

Deinem

Br. Carl Haller.

Zante den 15. August 1811.

Mein letzter Brief war im vergangenen Winter aus Athen an Dich abgeschickt, den Du, wenn er auch, was ich hoffe, in Deine Hände gekommen ist, auf jedem Fall spät erhalten haben mußt, da wie ich bei meiner neuerlg. Durchreise durch Patraß, von dem dänischen Consul erfuhr, daß er keine Gelegenheit hatte, ihn über Corfu gehen zu lassen, und daher nach Malta schickte. Ich hatte Dir darinnen eine kleine Skizze von meinem Aufenthalt zu Athen gemacht. — Meine damals angefangenen Beschäftigungen dauerten noch eine Weile fort, bis ich nach Beendigung eines Theiles davon im Monat April mit meinem Freund Cockerell eine Reise nach der Insel Aegina beschloß, zu welcher uns ein anderer engl. Architekt Foster und Freund Linkh Gesellschaft leisteten. Ich hatte mich lange auf die Untersuchung des dortigen Jupiter-Panhellenius-Tempels gefreut, die ich nun mit einem größeren Eifer vornahm, nachdem ich meinen Sinn durch die genauere Kenntniß der dorischen B. K. an den herrlichen Monumenten zu Athen geweidet hatte. Ich sah bald, daß sich mir hier ein großes Feld zur Erweiterung meiner Kenntnisse darbot, als ich die Ruinen, die ich bisher nur durch oberflächliche Schilderungen und mahlerische Darstellungen kannte, in ihrer Wirklichkeit anschaute, und wir waren bald einstimmig, keinen Muth und Kosten zu sparen, um eine deutliche Erkenntniß von der Beschaffenheit dieses herrlichen Tempels in seiner Vollendung zu erhalten, in wie weit es uns hierinnen gelungen ist, möchte ich Dir th. Br. vor Allem gerne mittheilen, allein es ist mir, beherrscht von den mancherlei Umständen, für den Augenblick unmöglich, es mit ruhigem Nachdenken zu thun. Vielleicht kann Dir die mitfolgende Relation und die fragmentarische Zeichnung, die ich, so gut es die Umstände der Reise, und die nöthige Eilfertigkeit erlaubten, zu machen bemüht war, hinlängliche data geben, um vorläufig über unseren Antikenfund den wir bey der Untersuchung des genannten Tempels machten, so bald als

möglich in irgend einem soliden Journal etwas bekannt zu machen. Außer dem allgemeinen Interesse, das ich als Künstler dabei habe, kommt, wie ich glaube, ein billiges und löbl. Ehrgefühl dazu, das mich diesen Wunsch recht dringend hegen läßt. Es ist ohnedem ein seltner Fall, daß Deutsche, wissenschaftl. Gegenstände willen, Griechenland bereisen, und besonders bringt es der gegenwärtige Augenblick, wo es mit Reisenden aus der engl. Nation überschwemmt ist, mit sich, daß man jeden Franken, der sich in diesem Lande zeigt, für einen Engländer hält.

Ich halte es demnach sogar für meine Schuldigkeit den glücklichen Umstand, den mir das Glück schenkte, auch zur Ehre meines Vaterlandes zu benutzen. Kurz Du verstehst mich hierinnen gewiß und brauche nichts weiter als meinen Wunsch zu sagen, daß Du es seyn möchtest, der etwas darüber dem Publikum mittheilt, da es Niemand besser thun kann. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Umstand von mehreren benutzt wird, um ihre Feder zu üben, und dann wäre es mir herzlich leid, wenn es von wahrhaft unberufenen Dienern geschehen sollte. —

Für jetzt beschränke ich mich, Dir mit Wenigem die speziellern Umstände unter denen wir bis auf diesen Augenblick für die Erhaltung, der von uns gefundenen Anticken gehandelt haben, zu erzählen. Sobald als wir uns, durch die Bezahlung einer Summe von beinahe 1000 Lev. Piaster an die Stadt Aegina, in den rechtmäßigen Besitz derselben gebracht hatten, transportirten wir sie in 3 verschiedenen Chargen nach Athen, wo wir sie in einem eigends dazu gemiethetem Hause niederlegten, und aus dem gröbsten Zustande ihrer Zerrüttung in einige Ordnung zu bringen suchten. Wir lernten dabei immer mehr und mehr ihren hohen Werth einsehen, so wie wir auch überzeugt wurden, daß ihre Vereinzelung denselben sehr vermindern würde; wir wurden daher unter uns einig, sie an einen Liebhaber, der uns eine anständige Summe bieten würde, zu veräußern, doch mit der Bedingung, daß einem jeden von uns die Gips-Abgüsse derselben abgeliefert werden müßten. Da ich natürlich keinen lebhaftern Wunsch haben konnte, als daß die Originalia in mein Vaterland kommen möchten, so gab ich auf der Stelle unserm Gesandten zu Rom Herrn Bar. v. Häfelin genaue Nachricht von unserm Fund, und namentlich von unserm Entschluß ihn zu veräußern.

Es war nun zu schwierig, einen Kaufspreis festzusetzen, und um nur einigermaßen einen Begriff von dem Umfange ihres Werthes zu geben, ließen wir denselben zwischen 6 und 8000 Pfd. Sterling gelten, was ich in meinem Schreiben dem Gesandten sagte. Du kannst dir leicht denken, daß unser Museum in Athen umsomehr Aufsehen erregte, da so viele Grabungen, die seit vielen Jahren daselbst, sowie in verschiedenen Theilen Griechenlands

unternommen worden waren, keine einzige mit der unsrigen in ihrer Ausbeute im Verhältniß stehen kann. Local- und sachkundige Männer gaben uns den Rath unsern Marmor nicht lange in Athen zu lassen, da man uns späterhin von Seiten der daselbst herrschenden Türken große Schwierigkeiten machen dürfte, sie zu transportiren. Unter mehreren durchreisenden Engländern kamen die Herren Fasakerley und Knigth, zwey sehr wohlhabende Edelleute, von ihrer Reise aus Egypten an, und ließen Linkh und mir für unsere Hälfte der Sammlung 2000 Pfd. Sterling bieten, mit der Bedingung sie zuvor in Sicherheit gebracht zu haben. So außerordentlich wohlthätig für mich eine so bedeutende Summe sein mußte, umsomehr da meine Reisekosten, durch die Kosten die jene Marmor machten, bedeutend vermehrt worden, und da ich mit derselben sorgenfrei den ferneren Verfolg meiner Reise unternehmen könnte, so konnte ich mich doch unmöglich entschließen, jenen Akkord einzugehen, um nicht meinem Gouvernement die Möglichkeit zu benehmen die Kunstschätze für unsere Akademie zu aquiriren; ein Gleiches that Linkh. Wir beschlossen demnach mit unsern zwei englischen Freunden und Mitbesitzern die ganze Collection von Athen weg und an irgend einen Ort zu bringen, wo sie vor der Hand sicher deponirt werden könnten, und damit wir für jetzt auf die legaleste Weise machen möchten, haben wir unsern gemeinschaftlichen Freund Gropius, der gegenwärtig englischer Vice-Consul zu Volo ist, gebeten als unser Procureur und Agent für uns zu handeln, wie der da neben schriftlich beiliegende mit ihm abgeschlossene Vertrag zeigen wird. Gropius ist mit Bartholt nach Griechenland gekommen, hat daselbst vortheilhafte Bekanntschaft mit Lord Aberdeen aus London gemacht, für welchen er häufig Geschäfte in seinen Aquisitionen antiker Kunstwerke betrieb. Dadurch hat er sich viele Sach- und Localkenntnisse zugeeignet, die vereint mit seiner Freundschaft er uns nun widmen will. Durch seinen persönlichen Beistand ist es uns nun gelungen unsere Antiken aus Athen hieher zu bringen. Von Athen bis an einen kl. Porto der Bey von Germano im Golf von Leante haben wir sie auf Pferden, und von dort über Patraß hieher zu Schiff transportirt. Hier selbst hat uns der englische Minister Foresti ein Magazin in seinem Hause eingeräumt, wo wir sie so gut geordnet als möglich deponirt haben. — Daß wir bis auf diesen Augenblick außer vieler Mühe und Zeitaufwand, denn beynahe seit einem Vierteljahre, waren wir mit diesen Sachen beschäftigt, sehr große Kosten gehabt haben, ist leicht zu begreifen, und leider haben diese unsere sämmtlichen Cassen erschöpft. Im vollen Vertrauen, daß wir durch Vermittelung ein Anleihen machen können würden, kamen wir hieher, da aber dazu kein Geld im Ort und auf der Insel ist, so sitzen wir, in unserer Hoffnung schrecklich getäuscht, für den Augenblick in größter Verlegenheit hier; und namentlich ich fühle es recht

tief was ich meinem Patriotismus, in dem Abweisen der mir angebotenen Summe für ein Opfer gebracht habe.

Wir haben daher nur nur noch die Sorge so viel Geld aufzutreiben, daß wir die projectirte Reise nach dem Pelopones von hier aus unternehmen können. So viel l. Br. konnte ich dir im Wirrwar in dem ich hier sitze, sagen. Ich hoffe, daß du mit den übrigen Papieren dir soviel wie möglich eine richtige Idee von der Sache machen kannst. — Zu meiner Erzählung meiner seit vergangenen Winter vorgenommenen architectonischen Arbeiten muß ich Dir noch meine Expedition nach Eleusis nennen. Ich war zweymal daselbst; das erstemal jagte uns ein unaufhörlich kalter Wind nach Athen unverrichteter Dinge zurück. Nachher brachte ich bey gutem Wetter 8 herrliche Tage über meinen Beschäftigungen in seinen Ruinen daselbst hin. Ich glaube dadurch eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Zustand seiner vormaligen Pracht erhalten zu haben. Meine Phantasie war zur lebhaftesten Thätigkeit angesprochen, und ich entwarf glücklich nach meiner Zurückkunft nach Athen die Skizze einer Restauration dieses merkwürdigen Ortes des Alterthums; doch leider mußte ich es bis auf diesen Augenblick, durch den Drang der Umstände, die andere Geschäfte aufhäuften, dabey bewenden laßen, und die weitere Ausführung deßen so wie so manchen aufgefaßten Projektes auf meiner Reise, der Zukunft überlassen. Wahrscheinlich gehe ich morgen mit Cockerell nach dem Pelopones ab, wo wir wohl bis Ende Octbr. seine interessantesten Theile bereisen wollen. Dann komme ich nach Athen zurück, wo ich wohl wieder einige Zeit bleiben werde, um meine im Pelopones gemachten Arbeiten zu ordnen. — Wenn es mir möglich wird, so gehe ich späterhin nach Klein-Asien. —

Deutscher Volkshumor.

Von Moritz Busch.

„Thorheit zu gelegner Zeit ist die größte Weisheit", sagt Sebastian Frank, und wir meinen, der Mann hat damit nicht Unrecht.

Das Herankommen der Carnevalszeit ließ uns einmal nachsehen, wie die Deutschen dieser Wahrheit in früheren Zeiten nachgelebt haben und da, wo sie nicht Mucker und Duckmäuser, leere Köpfe und trockne Seelen, bloße Rechner und Geldmacher sind, noch heute vergnügt nachleben. Zu unsrer Freude fanden wir, daß einen guten Spaß machen können und Spaß ver-

stehen unsern Vätern zu allen Zeiten fast ebensoviel werth gewesen ist wie ein gut Stück Arbeit liefern und beurtheilen können.

Nicht wenige Anzeichen geben Zeugniß, daß der Humor so alt wie unser Volk ist, und daß auf der Methbank der deutschen Heidenwelt neben dem fahrenden Sänger mit seinen Heldenliedern auch der Narr seine Stelle hatte, der den Gästen ihren Trunk mit Schwänken, Neckereien, Sprüchen der Thorenweisheit und komischen Räthseln würzte. Manche von den Streichen, die in den letzten Jahrhunderten dem „dummen" Teufel gespielt worden sein sollten, wurden ohne Zweifel schon von einem der alten Götter erzählt, und wenigstens von einer der Geschichten, welche das Buch von den sieben Schwaben bilden, ist nachzuweisen, daß mit ihr bereits ein deutscher Stamm gefoppt wurde, der in der Völkerwanderung eine Rolle spielte: schon die Heruler hatten, wie Jornandes berichtet, ein blaublühendes Leinfeld für Wasser gehalten.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, diese Neigung, die Welt auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große klein und das Kleine groß zu machen und selbst am Heiligen und Erhabnen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des Spottes haftet, dieser Trieb zu lustigem Fabuliren war ein Erbe, das den Deutschen die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinseszinsen mehrte, bis es gegen das Ende des Mittelalters zu einem Reichthum an närrischen Bräuchen und Sitten, Geschichten, Liedern, Sprüchen und Namen angeschwollen war, wie er keins der Nachbarvölker erfreute. Die Reformation that ihm keinen Eintrag. Selbst aus den Blutwellen des dreißigjährigen Krieges tauchte der deutsche Schalk, wenn auch etwas beschädigt, wieder auf, und daß er noch heute lebt, können wir in jedem Rathskeller und jeder Dorfschenke, aus jedem Kalender und namentlich auch an der Theilnahme sehen, die unsern humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird.

Das goldne Zeitalter des deutschen Volkshumors begann mit der vollen Reife des Bürgerthums im vierzehnten Jahrhundert und entwickelte in diesem und dem nächstfolgenden sich zu reichster Blüthe. Die Narrheit drang in alle Stände ein, sie wurde in förmlichen Gilden gepflegt, sie setzte sich neben den Fürsten als lustiger Rath, und nicht blos die Zechstube und der Jahrmarkt ergötzte sich an ihren derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar aus der Predigt heraus schnitt sie der andächtigen Gemeinde ihre Gesichter. Possen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, das Hänseln, Foppen und Schrauben florirte, wo man ging und stand, Sprüchwörter bekamen Anhängsel, die ihren Sinn verkehrten, die Silbenstecherei wurde wie eine Kunst betrieben, eine Fülle der tollsten Trinklieder ergoß sich über das Volk. Der Geist Eulenspiegel's ruhte auf diesem Geschlechte, die verkehrte

Welt suchte sich in der Dichtung wie im Leben der Deutschen geltend zu machen; wie unter den Menschen so nahm in den schalkhaften Historien dieser Zeit auch unter den Thieren und droben im Himmel Alles diese Wendung.

Dem Geiste der Zeit gemäß waren diese Aeußerungen des Volkshumors nur in seltnen Fällen fein und sauber, sehr oft dagegen ungeschlacht und unfläthig. Ueber nicht wenigen Abenteuern in den Büchern dieser Tage — wir erinnern nur an den norddeutschen Eulenspiegel und an den südostdeutschen Pfaffen von Kalenberg — ist die Sauglocke geläutet, und die Dichter der nürnberger Fastnachtsspiele wälzen sich förmlich im Schmutze. Das Narrenthum bekam seine Narrenfeste, deren höchstes, der Dienstag vor Aschermittwoch, „aller Narren Kirchtag" war. Wie früher die Geißler, so zogen jetzt die Narren in Schaaren durch die Städte, und statt der Litaneien jener erschollen nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Narrenvereine warfen den Ernst ganz beiseite und lebten in stetem Gegensatz zu der Ehrbarkeit und Gesetztheit des bürgerlichen Herkommens — Antipoden des Mönchswesens in seinem Gegensatz zur Weltlichkeit. Spaßvögel wanderten, mit Thorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehedem gegen Riesen und Ungeheuer gestritten.

Die Kirche erlaubte die Ausdehnung der Possenspiele über die Fastnacht hinaus ohne Widerstreben. Am Osterfeste wurden komische Predigten gehalten, welche das Volk zum Lachen (risus paschales) zu reizen bestimmt waren, und bei denen sich besonders die ursprünglich so ernst angelegten Nachfolger des heiligen Franciscus hervorthaten. Zu Pfingsten hatte im Münster zu Straßburg der „Rohraffe", das Conterfei eines tölpelhaften Bauern, unter der Orgel die Aufgabe, die Gemeinde mit Späßen zu unterhalten, denen später ein Wettkampf desselben mit einem Hahne folgte. Eine Menge von Schwänken wurden erzählt, in denen Petrus, der Himmelspförtner, als Geprellter figurirte, oder Maria, Christus, ja selbst Gott Vater in komischem Lichte erschien. Kein Wunder, daß Sebastian Brand das Treiben seiner Zeit unter dem Bilde eines Narrenschiffs schilderte. Schickte sich der Volkshumor doch an, in den sogenannten Todtentänzen, von denen wir in Dresden und Basel noch Beispiele besitzen, sogar in die Friedhöfe einzudringen.

Um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb vielfach zur Krankheit geworden. Ein Narr hatte zehn Narren gemacht, die Lust wurde als Last empfunden, und die Reichspolizei hielt es für nöthig, gegen diese Entartung Verordnungen zu erlassen. Der Humor des Volkes aber ließ sich nur einschränken, nicht bannen, und außer den Schöpfungen der alten Zeit, die unverwischt auf uns gelangt sind, haben wir noch zahlreiche Beiträge der letzten Jahrhunderte zu verzeichnen.

Der Volkshumor war es, der den himmelanstrebenden Münstern des Mittelalters jene Beigabe von Fratzenbildern anheftete, die wir fast bei keinem vermissen. Derselben Quelle entstammten eine Anzahl von Städtewahrzeichen, die als sogenannte „Lölle" dem Beschauer die Zunge entgegenstreckten oder sonst Grimassen schnitten und unanständige Geberden machten. Bis in das letzte Jahrhundert hinein ließen sich humoristisch gestimmte Deutsche komische Grabsteine setzen, unter denen wir nur den erwähnen, der, noch vor Kurzem an der leipziger Johanniskirche zu sehen, die Form eines von Christus ausgestellten Wechsels zu Gunsten des unter ihm liegenden Kaufmanns hatte. Bis auf die neueste Zeit zierten solche wunderliche Leute die Vorderseiten ihrer Häuser mit scherzhaften Sprüchen, wie:

„Wenn einer in das Haus 'rein geht,
Und sein Sinn auf Stehlen steht,
Der bleibe lieber draußen,
Mei' Katz kann selber mausen."

Oder, wie eine Inschrift über einer Hausthür in Tyrol sagt:

„Behüt' uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mißwachs oder theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut."

Oder, wie man in der Schweiz und im Schwarzwald häufig von Inschriften dieser Art geneckt wird:

„Ich Aff
Steh und gaff,
Und weil ich gaff' und steh,
So könnt' ich weiter geh'."

Oder, wie ein fröhlicher Gesell in der Schweiz 1640 unter seinen Giebel geschrieben hat:

„Lustig, ich hab noch Gelds genug,
Hab noch die Ochsen sammt dem Pflug;
Eh' ich mein' Hof werd' ganz verzehren,
Wird mir das Glück was Andres bescheeren."

Ferner haben eine Menge von lächerlichen Familiennamen den Volkshumor zum Vater. Beispiele aus dem vierzehnten Jahrhunderte sind Hahnrei und Sluraff. Noch heute leben die Namen Meerkatz, Kattentit (Katzenzitze), Forndran, Schnapphahn, Suchenwirth (Such den Wirth-Zecher), Wippsterz, Kratzfuß, Gänseschnabel, Hasenfratz und hundert ähnliche. Als die Juden Familiennamen annehmen mußten, legten sich die, welche wählen durften, entweder solche, die einem hebräischen glichen, oder solche, welche den Geburtsort

bezeichneten, oder solche, die einen prächtigen Klang hatten, bei. Der ängstliche Levi wurde zum grimmigen Löwen, der Kohn zum Hahn, andere nannten sich Oppenheimer oder Gumbinner, wieder andere glänzten fortan als Rubinstein oder Goldstängel. Die armen kleinen Mauschel aber, welche ihre Namen aus der Hand des Herrn Amtmanns nehmen mußten, fuhren dabei mitunter recht übel. Podex und Blauhut (ein Spitzname des Teufels) waren lange noch nicht die schlimmsten Titel, welche dessen Laune ihnen und ihrer Nachkommenschaft anhing.

Das Sprichwort: „Es gehen viele Straßen nach Darbstätt und Mangelburg" erinnert an die Zeit, wo die Narrengilde der würtemberger Bauern ihr Hungerberg, ihr Fehlhalden und ihr Bettelrein hatte, wo Hans Sachs von einem Gauchsberg, als dem Orte, wo alle Dummheiten herkamen, wußte, und wo man ein Land Narragonien, ein Thorenhofen, ein Grillenberg, ein Tumbenrein, ein Dummerstätt und noch ein Dutzend anderer erdichteter Narrenstädte kannte. Auch thatsächlich vorhandene Oertlichkeiten bekamen vom Volkswitze wunderliche Benennungen. Ein unsauberes Sackgäßchen in Hannover heißt der goldne Winkel, eins in Dresden führte den Namen Todte-Hühner-Gasse, eine Straße in Hildesheim wurde die krumme Rothwurst getauft. Ein Wirthshaus bei Altona nannte sich jedenfalls nicht selbst Dummerjan, die Orte Vegesack bei Bremen und Leerbeutel in Schlesien danken ihre Namen unzweifelhaft Schenken, die im Geruche der Prellerei standen.

Auch gewisse Kleidungsstücke, Speisen und Getränke haben vom Volkshumor Spitznamen bekommen. Wir erinnern an den dreieckigen Hut, der in Mitteldeutschland Dreimaster, in Schwaben Wolkenstecher, in Ostfriesland Pust de Lamp ut heißt, an den runden, den wir Ofenrohr, an den Frack, den wir Schwalbenschwanz, an aufrechtstehende Halskragen, die wir Vatermörder nennen. In Dresden bäckt man Arme Ritter — „in Elendsfett" setzt der Volkswitz hinzu — in Leipzig Wetzsteine und Strumpfsohlen, in Freiberg Bauernhasen, in Holstein ein Gebäck, welches — von der Nonne seinen hier unaussprechlichen Namen herleitet. In Oesterreich giebt's Pfaffenschnitzel und Bubenschenkel. Der Hering heißt in Sachsen Schneiderkarpfen, der Truthahn wohl allenthalben der Consistorialvogel. Das Wasser ist „Gänsewein"; das Bier erhielt in den verschiedenen Städten verschiedene Namen, unter denen sich recht komische befanden; schlechter Wein wird Kutscher, Wendewein, Strumpfwein, Fahnenwein und Dreimännerwein gescholten, Bezeichnungen, an die sich spöttische Anekdoten knüpfen. England hat einige achtzig Ausdrücke für den Zustand des Betrunkenseins, unser Deutschland, wie wir von Lichtenberg und Firmenich nicht ohne Stolz erfahren, noch ein paar Dutzend mehr. Auch das Waffenhandwerk hat derartige humoristische Benennungen seiner Werkzeuge. Die Flinte heißt der Kuhfuß, das Seitengewehr das Käse-

messer, der Tornister der Affe, die Trommel das Kalbfell. Im Dresdner Zeughause stand eine alte große Kanone, welche die Faule Magd hieß, und wenn der Hornist auf der nahen Wache den Zapfenstreich blies, bedeutete das:

„Putzt mir nicht mit Hammerschlag,
Putzt mir nicht mit Sand,
Sonst kommt er, sonst kommt er,
Sonst kommt der Herr Serjant."

Selbst die Bezeichnungen für Schläge und Prügel haben beim Volke einen komischen Anstrich. Es drischt, wichst oder walkt seine Beleidiger durch. Es giebt keine Backenstreiche, sondern Ohrfeigen, Maulschellen, Dachteln, Horbeln, Backpfeifen, Watschen u. s. w. Es läuft vor dem Stärkern nicht davon, sondern reißt aus „wie Schafleder", es giebt Fersengeld, es ergreift das Hasenpanier.

Viele von diesen Aeußerungen des Volkshumors sind aller Wahrscheinlichkeit nach Kinder, sicher aber directe Nachkommen der Narrethei, die jene aristophanische Zeit am Ausgange des Mittelalters mit ihrer ausgelassnen Lustigkeit, ihrer Ironie, ihrer Lust an Zerrbildern und Schnurrpfeifereien erfüllte. Ganz entschieden gehören aber hierher die sogenannten apologischen Sprichwörter, wo der Volkshumor einen ernsten Spruch oder eine weise Lehre durch Anhängung eines Beispiels in eine Lächerlichkeit verwandelt oder sonst durch Verbindung von zwei nicht zu einander passenden Sätzen und Täuschung der Erwartung, die der vordere erweckt, durch den hinteren eine komische Wirkung hervorbringt. Eine große Anzahl von Sprichwörtern dieser Gattung kommt schon in Schriften vor, die zur Zeit Luther's, also kurz nach dem Schlusse des Mittelalters, erschienen. Schon vor 1528 waren Redensarten im Umlauf wie: „Da liegt es, sagte die Magd, da entfiel ihr das Kind beim Tanz." Schon bei Sebastian Frank begegnen wir den Scherzworten: „Besser etwas als nichts, sagte der Wolf, da verschlang er eine Mücke", „Hier stehen wir Helden, sagte der Frosch zum Schwaben", „Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte der Teufel zum Köhler", „Wer's kann, dem kommt's, sagte der Schneider, da kriegt' er am Osterabend ein Paar Hosen zu flicken" und „Da schwimmen wir Aepfel, sagte der Roßdreck zum Apfel, da schwammen sie beide den Bach hinab." Nicht viel jünger, vermuthlich ebenso alt, werden die Späße sein: „Zu spät, sagte die Frau, da ging sie der Knecht beim Leichenzug ihres Mannes um die Heirath an", und „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, da beschor er eine Sau."

Mit dieser Täuschung der Erwartung ist das neckende Räthsel verwandt, an dem sich die Deutschen wohl gleich ihren Vettern, den Angelsachsen, schon

in der Urzeit erfreuten, welches aber seit dem vierzehnten Jahrhundert besonders gepflegt wurde. Wir denken dabei an Räthsel wie: „Was machen die zwölf Apostel im Himmel?“ — „Ein Dutzend“, oder: „Warum macht der Hahn, wenn er kräht, die Augen zu?“ — „Weil er's auswendig kann“, oder: „Was ist zwischen Himmel und Erde?“ — „Das Wörtchen und“, oder: „Wer geht auf dem Kopf in die Kirche?“ — „Der Schuhnagel“, oder: „Welches ist das theuerste Wasser?“ — „Das, welches der Wirth in den Wein und der Advocat in die Tinte schüttet.“ Noch deutlicher tritt die Verwandtschaft hervor bei dem sächsischen Kinderräthsel:

„Kaiser Karolus hatte einen Hund,
Wie Du hieß der Hund,
Also wie hieß Kaiser Karolus' sein Hund?“

Sagt der Gefragte seinen eignen Namen, so erwidert man ihm: Nein, Wiedu hieß er. Antwortet er: Wiedu, so entgegnet der Fragende: Falsch, er hieß Hinz oder Kunz oder wie der Gefragte sonst getauft ist.

Zu derselben Vetternschaft rechnen sich gewisse Abfertigungen von Fragen, die man nicht beantworten kann oder will. Kindern, die gern wüßten, was es diesen Mittag zu essen giebt, erwidert die Mutter: „Kapern mit langen Schwänzen“, wohl auch: „Junge Hunde mit Schwanzperücken“, oder: „Eingemachte Kellerstufen.“ Fragen sie nach, wo dieß oder das sich befinde, der oder Jener hin sei, so sagt man in jenem Falle: „In Trippstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt“, oder: „In der Pelzmühle, wo die alten Weiber jung gemacht werden“, in plattdeutsch redenden Gegenden auch: „In Himphamp“ oder „Im Obskroog.“

Weitere Gaben des alten Volkshumors sind die Lügenlieder, in denen die gebratnen Hühner, den Bauch dem Himmel, den Rücken der Hölle zugekehrt, umherfliegen, ein Ambos und ein Mühlstein mit einander über den Rhein schwimmen, ein Frosch im Sommer auf dem Eise eine glühende Pflugschaar frißt, Leute einen Berg hinaufsegeln und oben ertrinken, und wo es dann weiter heißt:

„It wolden dre Kerls einen Hasen fangen,
Se quemen up Kröken und Stölten gangen,
De Eine, de konnt nich hören
De Ander was blind, de Drüdde stumm
De Veerde konnte nich en Fot rören.

Nu will ik ju singen, wo (wie) it geschach:
De Blinde allerst den Hasen sach
All aver dat Feld herdraven,
De Stumme sprak den Lahmen to,
De kreg en bi den Kragen.“

In denselben Kreis gehören die Lügenmärchen, die in den Spinnstuben erzählt werden, die Geschichten von dem dummen Jungen, der von seiner Mutter mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen zu Markte geschickt wird, den Auftrag, den er bei jeder Sendung bekommt, stets falsch versteht, die Butter auf den Weg streicht, um sich ihn zu kühlen, die quakenden Frösche mit Quark füttert u. s. w.; die Erzählung von einem dummen Hans, der durch stets unvortheilhaftes Tauschen für das Pferd, mit dem er ausgeritten, zuletzt einen Schleifstein erwirbt, der ihm in den Brunnen fällt; die Historie von dem Müller, der seine dumme Frau mit der Drohung verläßt, nur wiederkommen zu wollen, wenn er eine noch dümmere treffe, und diese dann in einer Gräfin findet, welcher er weiß macht, er sei vom Himmel gefallen, wo ihr Mann sich in Noth befinde, und die ihn darauf mit Geld und Kleidern für diesen versieht, endlich eine Anzahl von Geschichten, in denen Leute durch ihre Dummheit ihr Glück machen.

Ferner ist hier des Liedes von Doctor Eisenbart und seinen Wunderkuren, mit denen er die Lahmen sehend und die Blinden gehend macht, der Münchhausiaden und der Jägerlügen zu gedenken. Wenn der freiherrliche Wahrheitsfreund uns erzählt, wie er mit einem Ladestock eine ganze Kette Rebhühner auf einen Schuß erlegt, wie er sein Gewehr, als ihm der Stein aus dem Hahn gesprungen, dadurch zum Losgehen bringt, daß er sich durch eine derbe Ohrfeige Funken aus den Augen auf die Pfanne schlägt, wie er einen Fuchs, den er durch einen Schuß mit einem Bretnagel an einen Baum geheftet hat, durch kräftige Hiebe aus seiner Haut zu fahren zwingt, wenn wir sein Windspiel sehen, welches so eifrig dem Hasen nachsetzt, daß es sich endlich die Beine abgelaufen hat und nur noch als Dachssucher zu brauchen ist, oder wenn wir uns sein Abenteuer mit dem Hirsche betrachten, dem er in Ermangelung von Kugeln eine Ladung Kirschkerne zwischen die Geweihe geschossen hat, und dem er später mit einem reife Kirschen tragenden Bäumchen auf dem Kopfe begegnet, so stehen mehrere von diesen Wundern schon in Kirchhof's „Wendeunmuth" oder in Bebel's „Facetiae", waren also bestimmt schon den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts bekannt, vermuthlich aber schon früheren Geschlechtern. Das „Jägerbrevier" berichtet: War einmal Einer im Walde, um Wildpret zu schießen. Da begegnete ihm ein großes Schwein, das, vor Alter blind geworden, sich von einem Frischling in der Weise führen ließ, daß es dessen Schwänzchen im Maule hielt. Der Jäger besann sich nicht lange, er schoß den Frischling nieder, schnitt ihm den Schwanz am Hintern ab und führte daran das Alte gelassen auf den Markt, worauf er umkehrte, um sich auch das Junge zu holen. Dasselbe Buch berichtet: In Tirol gab es einen Schützen, der so gutes Glück hatte, daß er oft schon traf, bevor er abgeschossen, und der deshalb in der ganzen Gegend nur der

Treffnazi hieß. Da thut sich einmal, als er auf der Jagd ist, ein Auerhahn vor ihm auf und fällt auf den höchsten Ast eines Zirbelbaumes ein. Der Schütz geht näher hin und legt an. In dem Augenblick aber guckt der Hahn aus den Zweigen heraus und ruft: „Ihr da unten, seid Ihr nicht der Treffnazi?“ — „Ja wohl“, sagt der, „der bin ich. Was soll's?“ — „Na“, erwidert darauf der Vogel, „dann ist es schon gut. Ihr braucht nicht zu schießen; ich komme schon von selber hinunter.“ Auch diese und ähnliche Jagdgeschichten, die in unsern Witzblättern als neu aufgetischt werden, sehen stark wie modernisirte Ueberlieferungen aus alter Zeit — der Zeit aus, wo „die Elbe brannte und die Bauern herbeikamen, um sie mit Strohwischen zu löschen“.

Echte Producte des deutschen Volkshumors sind endlich die Anekdoten, Historchen und Schwänke, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst die beliebteste geistige Speise der untern Stände bildeten. Die Sammlung und Bearbeitung derselben erfolgte zwar meist durch gelehrte Hände, auch ist ein Theil der Geschichtchen aus romanischen Nachbarländern, aus dem westlichen Orient, vielleicht selbst aus dem fernen Osten eingewandert. Aber jene Sammler stellten nur zusammen oder häuften nur auf einen Ort, was schon lange da oder dort im Volksmunde war, oder von verschiedenen Personen oder Orten erzählt wurde, und jene Fremdlinge hatten sich rasch so eingebürgert, daß sie so wenig mehr als Ausländer zu erkennen waren, wie Kreuz, Kelch und Kirche und andere Worte, die aus Italien und Griechenland stammten.

Die ältesten Erzeugnisse dieser Art Volkspoesie finden wir in Oesterreich. Hier begegnen wir im vierzehnten Jahrhundert zunächst dem „Pfaffen Amis“, der, nachdem er von seiner Tugend nur Nachtheil gehabt hat, den Entschluß faßt, fortan lediglich seiner Klugheit nachzuleben, und der, bis dahin ein ruhiger seßhafter Mann gewesen, von jetzt ab ein Herumtreiber wird, welcher, bald als Reliquienhändler, bald als Maler, bald als Kaufmann von England bis nach Konstantinopel hinab an Hoch und Niedrig, Klug und Einfältig allerlei Schalksstreiche, Prellereien und Täuschungen verübt. Wir treffen hier ferner den „Neidhard“, der unter Otto dem Fröhlichen den Bauern mit allerhand Schimpf und Schabernack zusetzt. Ein dritter österreichischer Narr ist der „Pfaff von Kalenberg“, der alle Welt, selbst seine Vorgesetzten, ja zuletzt sogar den Fürsten, dessen lustiger Rath er geworden ist, sehr unsäuberlich vexirt. Er betrügt seine Bauern, die ihn übers Ohr hauen wollen, er prellt seine Tagelöhner, die ihn zu täuschen beabsichtigen, er disputirt glücklich mit seinen Amtsgenossen, er entweiht seinen Altar in cynischer Weise, heizt mit heiligen Bildern ein, macht seinen halbblinden Bischof durch ein hübsches Mädchen doppelt sehend u. dgl. m., was sich nicht näher bezeichnen läßt. Die Schwänke dieser drei Narren sind fast immer schamlos und plump,

nicht selten auch grausam, bisweilen eine unglaublich dreiste Verhöhnung des Heiligen. Ein ähnlicher Kumpan, aber unschuldiger und nicht so grob ist „Peter Leu von Hall", der ebenfalls ein schlauer und lustiger Pfaffe ist. Seine ersten Streiche, die sich gegen den Pfarrer wenden, welchem er als Helfer dient, fließen aus seiner Dürftigkeit. Später verhöhnt er den Aberglauben, womit er sich zugleich Brot schafft und zuletzt auch zu Leinenzeug und Betten gelangt, indem er, als sich einmal ein schwefelig riechender Nebel über seine Gegend lagert, den Bauern versichert, dieß rühre von einem Loch in der Hölle her, und nun von ihnen Mittel bekommt, es zu verstopfen. Eine wieder dem Pfaffen Amis und dem Kalenberger näherstehende Figur des Volkswitzes ist der Norddeutsche Eulenspiegel, der Nationalnarr, der Jahrhunderte hindurch ein Liebling des Volkes war, der personificirte Silbenstecher, der stets nach dem Wortlaut und nie nach dem Sinn die ihm ertheilten Aufträge ausführt, das als That und Handlung auftretende apologische Sprichwort, der neue Diogenes, welcher der stolzen Welt mit ihrem pfauartigen Prunken den Spiegel vorhält, in der sie sich als garstige Eule erblickt.

Neben diesen Schwänkesammlungen, von denen jede sich um eine bestimmte Person gruppirte und so zu einer Art Biographie wurde, traten im sechzehnten Jahrhundert andere auf, die, meist dem Leben entnommen, sich als Anekdotenbücher, zusammengelesen unter allerlei Volk, namentlich aber unter den niedern Ständen gaben, und von denen nach kurzer Zeit so viele existirten, daß wir uns beschränken müssen, die bedeutendsten zu nennen. Die älteste, die zugleich für alle späteren Vorbild wurde, sind die bereits genannten „Facetiae" Heinrich Bebel's, die zuerst lateinisch, dann auch in deutscher Sprache erschienen. Der Verfasser, ein schwäbischer Bauernsohn, der sich zum Doctor und gekrönten Poeten aufschwang, war ein guter Beobachter der Volksnatur, und seine Schwänke, die sich größtentheils auf Bauern, fahrende Schüler, Landsknechte, Bettler und Fastenprediger beziehen, enthalten meist Selbsterlebtes oder von noch lebenden Zeugen der betreffenden Vorfälle Erzähltes. Am schlimmsten werden darin die Rohheit und Dummheit der Landgeistlichen, die Verkäuflichkeit der Pfründen und der Ablaßkram mitgenommen. Unter denen, die Bebel auf diesem Wege folgten, ist der Barfüßermönch Pauli, welcher 1518 das Buch „Schimpf und Ernst" schrieb, der hervorragendste. Seine Narren sind vorzüglich Klosterleute, Adelige und von nutzlosem Wissen überfließende dünkelhafte Gelehrte. Alles ist voll Leben und Laune, voll Naivetät und doch fein und geistreich. Weniger Werth hat Kirchhof's „Wendunmuth", der nicht viel mehr als eine Bearbeitung der Bebel'schen Sammlung mit Entfernung dessen, was zu anstößig, zu schmutzig und ärgerlich erschien, und mit Hinzufügung einer Moral zu jeder Anekdote war. Sehr schmutzig wieder ist dagegen Wickram's „Rollwagen", und den Gipfel der Unreinlichkeit

stellt Lindner's „Katziporus" dar, der die Zote ohne alle Verbrämung mit Moral und ohne Anspruch auf Witz servirt.

Das Abendland wie das Morgenland, das Alterthum wie die neue Zeit haben ihre Narrenstädte, die Türken ihr Sivrihissar, die alten Hellenen ihr Abdera, die Neugriechen ihr Scio, „wo man ebenso selten einen vernünftigen Menschen zu sehen kriegt als ein grünes Pferd", die Franzosen ihre Gascogne, die Briten ihren irischen Paddy mit seinen tausend Pinseleien, und wie jeder Ort von einiger Größe in Deutschland seine Stadtfigur besitzt, so hat er auch ein benachbartes Städtchen oder Dorf, das die Zielscheibe seiner guten oder schlechten Witze ist. Das war in der lustigen Zeit, wo der deutsche Volkshumor in der höchsten Blüthe stand, wahrscheinlich in noch ausgedehnterem Maße der Fall, und indem die von der oder jener Stadt- oder Dorfgemeinde erzählten Gimpeleien von einem Liebhaber dieser Dinge gesammelt und auf eine einzige Stadt, die aber nur fingirt war, gehäuft wurden, entstand die Anekdotensammlung, die sich „Die Schildbürger" oder „Die Lalen zu Lalenburg" nennt, und die später im „Grillenvertreiber" ihre Fortsetzung fand. Es ist die Carricatur des Pfahlbürgerthums, die wir hier vor uns haben. Die Lalen sind ursprünglich so weise Leute, daß man sie an alle Höfe und in alle Regierungen der Welt beruft. Dabei leidet zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Frauen überlassen geblieben ist. Die Männer müssen heimkehren und finden hier als Frucht ihrer Weisheit nur Noth und Zerrüttung. Infolge dessen legen sie sich auf die Thorheit. Das ist ein sehr guter Einfall, und wenn nun gezeigt werden soll, wie die Weisheit sich allmälig zur Narrheit abschliff, so nimmt der Verfasser dazu einen ganz hübschen Anlauf, indem die ersten Thorheiten nur ein Vergessen der Erfahrung und die darauf folgenden bereits eine falsche Anwendung der Erfahrung zeigen; aber bald wird diese Entwickelung fallen gelassen, und die Schildbürger sind vollendete Narren, die nun jene zwei oder drei Dutzend Albernheiten begehen, welche auch hier nur zusammengestellt sind, und denen man zum Theil schon in den genannten älteren Sammlungen begegnet.

Die Lust, einem Nachbarorte eine unglaubliche Probe der Einfalt seiner Bewohner anzuhängen, dem Gefallen an Lügenmärchen und Geschichtchen vom dummen Jungen verwandt, aber zugleich satirischer Natur, aufs Foppen und Schrauben gerichtet, florirte auch nach Erscheinen der Bebel'schen und Kirchhof'schen Schwänkesammlungen und des Lalenbuches fort, und diese Schriften sind in vielen Fällen Ursache geworden, daß dieselben Geschichten weit von einander entfernten Städtchen und Dörfern nachgesagt werden. Es wurde wohl gelegentlich eine neue Neckerei erfunden, aber für die meisten der Schildbürgerstreiche, die wir auf dem Conto süddeutscher und norddeutscher Orte finden, sind diese und verwandte Bücher das Magazin gewesen, aus dem sie

entnommen wurden, wo dann gewöhnlich die eine und die andere Nebensache vom Original abwich, der Grundgedanke aber derselbe war. Ein paar Beispiele werden genügen, um dieß darzuthun. Von den Ellikonern im Kanton Zürich wird erzählt, daß sie, als ihre Felder von wilden Schweinen verwüstet wurden und sie die letzteren nicht wegzubringen im Stande waren, den Rath erhielten, Eier unter sie auswerfen zu lassen, daß sie in Verlegenheit waren, wie dieß der damit zu Beauftragende ohne Zertreten des Getreides bewerkstelligen könnte, und daß sie das Auskunftsmittel fanden, ihn von vier Männern auf einer Bahre über die Felder hin- und hertragen zu lassen. Diese Geschichte findet sich bereits bei Bebel, nur wird sie hier von den schwäbischen Mundingern erzählt, und die Schweine sind Störche. Dieselben Mundinger läuten, als sie zum ersten Mal einen Krebs sehen, erschrocken Sturm, ein vielgereister Schneider, der etwas von Scheeren verstehen muß, wird über das Ungeheuer befragt, er meint, wenn es nicht eine Turteltaube sei, so werde es wohl ein Hirsch sein, zuletzt wird der Krebs mit Büchsen todtgeschossen. Von den Bauern zu Thaden in Holstein wird ganz dasselbe berichtet, nur ist das Ungethüm kein Krebs, sondern ein Frosch. Die Salvanser in Tirol lassen Bauholz vom Berge an einem Seile hinab, dabei entrollt ihnen einer der Stämme, sie finden, daß die Sache sich so leichter macht und kommen dadurch zu dem Beschluß, die bereits unten liegenden Stämme wieder heraufzuschaffen; sie vergessen beim Bau ihres Rathhauses die Fenster und stellen nun Säcke auf, um Sonnenschein aufzufangen und hineinzutragen; diese Schwänke stehen aber schon im Buche von den Lalenbürgern.

Andere beliebte und besonders verbreitete Geschichtchen der Neckluft des Volkshumors sind folgende. Die Betreffenden haben Kuhsamen gesäet oder gesalzne Heringe in einen Teich gesetzt, damit sie sich vermehren, oder auch ein Wasserthier zu ersäufen versucht. Sie haben den Mondschein fangen oder aus dem Wasser schneiden wollen. Sie finden eine Sense bei einer abgemähten Wiese, halten sie für ein grasfressendes Thier und zäunen sie, als einer von ihnen der Sense auf den Stiel tritt und sie ihm in den Hals fährt, mit einer Dornhecke ein. Sie halten einen Kürbis, der auf dem Felde liegt, für ein Ei, wollen wissen, welcher Vogel es gelegt hat, und beauftragen deshalb ihren Bürgermeister, es auszubrüten, dieser setzt sich darüber, nach einer Weile entrollt ihm der Kürbis bergab in einen Busch, wo er einen Hasen aufscheucht, den die Schildbürger für einen Esel halten, sodaß sie meinen, der Kürbis müsse ein Eselsei gewesen sein. Sie brauchen gutes Wetter und schicken darnach in die Apotheke, wo man den Boten eine Schachtel, in der etwas summt, als das Verlangte mitgiebt. Es wird ihm verboten, sie zu öffnen, auf dem Wege läßt ihm die Neugier keine Ruhe, er macht die Schachtel auf,

und eine Hummel oder Horniß fliegt heraus. Sie wollen ferner wissen, wie tief ihr Gemeindebrunnen ist und gerathen auf folgenden gescheidten Gedanken: Der Bürgermeister legt eine Stange über die Brunnenmündung, hält sich daran fest und läßt sich hinab, der Nächste im Stadtregimente hängt sich ihm an die Füße, der Dritte wieder an dessen Füße und so fort; zuletzt wird der Zug nach unten dem Bürgermeister zu stark, und er ruft: „Haltet fest, ich muß einmal in die Hände spuken", er läßt die Stange los, und plump! liegen alle im Wasser. Sie versehen ihre neue Sonnenuhr mit einem Dache, damit der Regen ihre schönen Farben nicht abspüle, bedenken aber nicht, daß die Sonne sie nun nicht bescheinen kann. Endlich gehört zu den von mehr als einem Orte erzählten Histörchen die, wo die Lalen in Verlegenheit sind, wie sie einen Balken durch ihr Thor bringen sollen, den sie in die Quer halten; sie begreifen nicht eher, daß sie ihn nur der Länge nach hineinschaffen können, als bis ihnen, als sie schon das Thor niederreißen wollen, ein Sperling den rechten Weg zeigt, der mit einem geradaus gehaltenen Halme zu Neste fliegt.

Die letzte Geschichte wird von den Ulmern erzählt, zugleich aber werden mit ihr die Bauern des schleswigschen Dorfes Jagel geneckt. Die von der Schachtel mit dem guten Wetter wird sowohl von den fränkischen Mistelgauern wie von den Bewohnern des schweizerischen Ortes Hornussen (der aber nichts mit Hornissen zu thun hat, sondern nach der Sumpfesche, althochdeutsch Hornuskoe, benannt ist) berichtet. Mondfänger sind die schwäbischen Kiebinger, die Büsumer in Holstein, die Föhringer in Schleswig und die Illzacher im Elsaß. Wasserthiere zu ertränken versuchte man im holsteinischen Dorfe Fockbeck, wo einen Aal, und im elsässischen Orte Killstett, wo einen Frosch dieses Schicksal traf. Die Umzäunung der Sense spielt zu Kisdorf bei Bramstedt; in Fockbeck werden auch die gesalzenen Heringe in den Teich gesetzt, und Büsum begeht außer dem genannten Schildbürgerstreich auch den, daß es seine Felder mit Kuhsamen bestellt. Die Kürbisgeschichte soll sich in Rottweil zugetragen haben, die von der Sonnenuhr mit dem Regendach und die von der Brunnenmessung werden dem würtembergischen Dorfe Ganslosen nachgesagt.

Die meisten Pinseleien haften an den Namen des eben genannten Ganslosen, an dem hessischen Schwarzenborn, an dem fränkischen Wasungen, an Hirschau in der Oberpfalz, an Schilda in Sachsen, an dem schlesischen Polkwitz, an Domnau in Ostpreußen, an Teterow in Mecklenburg, Schöppenstedt in Braunschweig, Jühnde bei Göttingen, Beckum in Westfalen und Büsum am Ausfluß der Elbe. Sehr viele derartige spöttische Nachrede hat Tirol aufzuweisen, wo namentlich die Thäler Paznaun, Ulten, Dux, Brandenberg

und das Oetzthal voll davon sind. Dieselbe ist hier meist in die Form der Schnadahüpfeln gefaßt, so z. B. in dem Spottvers auf die Kundler im Unterinnthal:

„Z' Kundl im Ofen
Thuen's Lappen (Dummköpfe) bachen (backen),
Den oan außi, den oan aini
Wöllen's g'scheidter machen."

Die Hostruper in Schleswig haben einen besondern Speicher zur Aufbewahrung aller Dummheiten, und man sagt in der Umgegend, wenn jemand sich einfältig äußert oder beträgt: „Gah hen na Hostrup und lat di de Dös (Duselei, Dummheit) utsniden."

Man neckte sich aber nicht blos mit solchen Schwänken aus dem Lalenbuch oder nach dem Muster desselben, sondern auch mit vielen andern Dingen, die der Volkswitz aus dem Namen, den Sagen, den Sitten, der Sprechweise eines Ortes und Aehnlichem herausfand. Wyk auf der Insel Föhr soll nach dem Gequiek eines Ferkels benannt sein, welches den um einen Namen verlegnen Erbauern des Ortes aus der Noth geholfen hätte. Die Bewohner einer Anzahl Orte werden Eselsfresser oder Füllenbeißer gescholten, weil vermuthlich früher einmal die Sage gegangen ist, es gebe viele Wehrwölfe unter ihnen. Fast unzählig sind die Spitznamen, die von Speisen hergenommen sind; wir nennen nur im Elsaß die Schneckenschlezer von Baldersheim, und die Mehldesch von Diedenheim, im vlämischen Belgien die Kanincheneßer von Dünkirchen und die Senfesser von Ostende, in Schwaben die Zwiebeln von Eßlingen, in der Schweiz die Pappenhauer von Aarau und die Chriesisüppli von Brugg. Die Bürger von Alzei in Rheinhessen, das eine Geige im Wappen führt, weil Volker, der Fiedler im Nibelungenliede, dort geboren sein soll, werden Fiedler genannt. Ziegenhain in Kurhessen heißt der Backofen, weil der Ort nur einen Eingang hat. Die schwäbischen Hirschauer (nicht mit denen der bayerischen Oberpfalz zu verwechseln) haben den Namen Kröpfle, vielleicht weil es einmal dort viel Kröpfe gab, und man foppt sie mit der Behauptung, sie hätten die Waden am Halse. Um das Maß der Lächerlichkeit voll zu machen, behauptet man auch, daß sie den Buchstaben R verloren hätten und statt Herr Hirschwirth Hee Hieschwieth sagten. Von den Bauern des hannoverschen Wendlandes endlich erzählt man sich, daß sie (wie der londoner Cockney) das H immer da anbrächten, wo es nicht hingehört, und da wegließen, wo es von Rechtswegen auszusprechen ist, so daß sie zum Beispiel Err Hamtmann statt Herr Amtmann zu schreiben pflegten. Ein Sprichwort sagt: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd sind den Teufel nichts werth."

Der Humor des Volkes hat sich nun nicht damit begnügt, einzelne Orte

mit spöttischer Nachrede zu foppen oder ihnen Spitznamen zu geben, die eine lächerliche Bedeutung haben, sondern hat sich mit seinem Witze an ganzen deutschen Stämmen und Landschaften versucht. Von den Schlesiern erzählt er: Sie hatten vor Zeiten noch keinen Esel gesehen, und als sie nun einmal einen trafen, hielten sie ihn für einen großen Hasen und schossen ihn, worauf er zu Zopten gebraten und in Breslau verzehrt wurde. Von den Bewohnern des Königreichs Sachsen ging früher das Sprichwort: „Meißner sind Gleißner." Neben der Redensart: „Schlafen wie ein Pommer" kommt auch: „Trinken wie ein Pommer" vor. Die Hessen sind blind, und es geht von ihnen die Rede: „Wo Hessen verderben, wer wollte da Nahrung erwerben. Auch haben wir den Vers: „Hessenblut thut selten gut," desgleichen den längeren:

„Das Land zu Hessen
Hat rauhe Berg' und nichts zu essen,
Große Krüg und sauren Wein.
Wer möcht' im Land zu Hessen sein?
Wenn die Schlehen und Holzäpfel mißrathen,
Haben sie nichts zu sieden und zu braten."

In Ostfriesland heißt Feeling, d. i. Westphale, ungefähr soviel wie Schildbürger, und ein Reim sagt von dem Lande der rothen Erde: „schlecht Logiment und lange Meil', schlimm Bier und Schweinekeul giebt's aller Orten in Westphalen." Die Schleswiger betrachten die Jüten als dumm und erzählen ihnen allerlei alberne Streiche nach. Jütischer Tabak ist soviel wie Kneller, jütischer Branntwein heißt bei ihnen der Fusel. Früher sagte man dem Norden der cimbrischen Halbinsel nach, der Süden bekäme von ihm nur: „Magere Heste, sorte Pötte, danske Praeste," d. h. Magere Pferde, schwarze Töpfe und dänische Pfaffen. Die Schwaben endlich werden erst mit vierzig Jahren gescheidt, und ein Spottvers auf sie lautet: „Schwaben und böses Geld führt der Teufel in alle Welt."

Ein saftiges Sprüchlein über ihre Herkunft findet sich in Sigmund Meisterlin's Augsburger Chronik in folgenden Reimen:

„Doch ist ein Sprichwort,
Die Swaben seien von hohem Stamm
Sie schaiß ain Raier ab ainem Paum
Nieder auf die Erden bei dem Rein."

Sehr verschrien waren vor Alters auch die Bayern, die für thöricht, geizig, trunksüchtig und gefräßig galten, und von deren Thorheit ein Geschichtchen von fünf Eselsfüßen, die sie „über Meer" gebracht, im Umlaufe war.

Von den Appenzellern theilen wir unter Voraussetzung strengster Verschwiegenheit das Recept mit, nach dem sie, wie uns der Humor ihrer Nachbarn verrathen hat, ihre Käse bereiten. Es ist gereimt und lautet:

„Wie mache d' Appenzeller Meidli de Chäs?
Sie thuend ihn in ä Chübeli
Und druckend —"

Doch nein, wir wollen das Geheimniß profanen Ohren nicht verrathen.

Es würde ein eitles Unternehmen sein, wenn wir versuchten, ein vollständiges Verzeichniß aller von der Fopplust des deutschen Volkshumors angezapften Orte und Landschaften zu geben. Manche Gegenden in der Schweiz und in Oesterreich weisen fast keinen einzigen Ort auf, der von ihr ungehudelt geblieben wäre, und Schwaben, das Elsaß, Schleswig-Holstein und das Land der Vlaminger (letzteres war schon im Mittelalter als besonders lustig berühmt) können jedes noch mit mehr als einem Dutzend Städtchen und Dörfern in Reihe und Glied treten, wenn es hier auf eine Heerschau über das gesammte deutsche Narrenthum abgesehen wäre. Statt einer solchen in diesem Zusammenhang nur noch zwei Bemerkungen. Auffallend scheint uns, daß Cöln, wo der Cultus des Carnevals sich immer lebendig erhalten hat und die Narrenkappe alle Jahre eine so wichtige Rolle spielt, niemals vom Volkswitz zu den Lalenstädten gerechnet worden ist. Zweitens aber ist hervorzuheben, daß Krähwinkel, der Ort, wohin wir im Allgemeinen alle pfahlbürgerliche Beschränktheit und Einfalt versetzen, zwar geographisch nachzuweisen ist und sogar doppelt, bei Schorndorf in Würtemberg und bei Ohrdruff existirt, daß aber keins der beiden Dörfer im Geruche steht oder gestanden hat, Schildbürgerstreiche verübt zu haben.

Wie die Bewohnerschaft einer großen Anzahl deutscher Orte so sind auch die verschiedenen Stände und Berufsarten vom Volkswitz in die Mache genommen, mit spöttischer Nachrede verfolgt und mit Spitznamen molestirt worden. Daß eine gewisse Stelle bei den Herren und Damen vom Adel schwarz ist, hat wohl niemand anders zu verantworten als der Schalk, den wir den deutschen Volkshumor genannt haben, und er wird auch wissen, warum er diese uns unerklärliche Malerei vorgenommen hat. Den großen Kaufmann schimpfte er schon in der Zeit der Raubritter Pfeffersack, den kleinen nennt er, wenn er Materialwaaren verkauft, Dütchenkrämer, wenn er in Schnittwaaren macht, Ellenreiter, seine Gehülfen beim Geschäft Ladenschwengel. Die Gelehrten sind ihm Bücherwürmer, die Schreiber und Schriftsteller Federfuchser, die Wundärzte Pflasterkasten, die Apotheker Pillendreher, Giftmischer und Neunundneunziger. Studenten, die keiner Verbindung angehören, sind

Finken, Kameele oder Kümmeltürken, das Dienstmädchen ist in der Sprache der studirenden Jugend ein Besen, der junge Mann, der zwischen dem Maturitätsexamen und der Immatriculation steht, ein Mulus (Maulesel), der sich nach der letzteren in einen Fuchs, später in einen Brandfuchs, dann in ein altes Haus verwandelt und schließlich unter die Philister gerechnet wird. Die Gläubiger des Studenten sind ihm Manichäer, die Handwerksgesellen Gnoten, die Chirurgie studirenden Barbiere Bartmusen, die der Veterinärkunde Beflissenen Viehmusen, den Commis beehrt er mit dem Namen Schwonig oder Schwunk. Die Schuhmacher führen im Volksmunde allerlei Spitznamen wie Pechfisel und Pechhengst; die Seiler sind Galgenposamentirer, die Maurer, die in einem Tage so viel thun, als sie in einer Stunde thun könnten, heißen Lehmklicker; „ein Tropfen Maurerschweiß ist zehn Thaler werth;“

„Die Leineweber haben doch die schönste Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammenkunft,
Die Leinweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Der nicht sechs Monate hungern kann.“

Die Müller erscheinen dem Volkswitz als Betrüger, die Jäger als Lügner. Die Bauern hatten im fünfzehnten Jahrhundert den Spitznamen Lappen. Sie werden in den nürnberger Fastnachtsspielen grausam als Tölpel und Lümmel verhöhnt. „Der beste Bauer ist ein Lauer“, sagt man in Thüringen, und unter den Plattdeutschen giebt es ein Sprichwort: „De Buer is en Schelm un wenn he ook slöpt bet Middag.“ Von ihrem dummstolzen Wesen und ihrem Geiz heißt es in einem sächsischen Kinderreim:

„Wo die großen Bauern sitzen
Mit den langen Zippelmützen,
Die das Geld mit Scheffeln messen
Und den Dreck mit Löffeln fressen.“

Unendlich verspottet in Lied und Schwank waren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die Geistlichen der alten Kirche, und auch von den protestantischen wurden und werden allerlei lächerliche Dinge erzählt. Ungefähr ebenso gern reibt sich die Neckluft an den Pädagogen aller Arten vom pedantischen Monarchen des Gymnasiums bis hinab zum armen „Dorfschulmeisterlein, das ißt und trinkt und steckt auch ein“.

Vor allen andern Gewerben und Berufsarten aber sind die Schneider vom Volkshumor mit Spott und Schimpf überschüttet worden. Kaum wird ihnen ein anderes Volk so übel mitgespielt haben als das deutsche. Zunächst

sollen sie von dem Krebs mit seinen Scheeren das Zuschneiden gelernt haben. Dann heißt es im Volksliede: „Der Schneider und die Laus, fordern einander heraus." Ferner werden sie mit einer angeblichen Verwandtschaft mit dem Ziegenbocke gefoppt, die bisweilen zur Feindschaft wird. Ein Sprüchwort des westphälischen Süderlandes lautet: „Dat Gebläute thüt (das Geblüt thut, die Verwandtschaft verlangt es) seggt de Snider, do sprang he in Diek un trok den Zienbock wier herut." In des Knaben Wunderhorn erzählt ein Volkslied, wie siebzig Schneider in einem papiernen Wagen, vor den eine Geiß gespannt ist, ins Niederland fahren wollten; ein Bock jagt sie auseinander und achtundsechzig ertrinken. Ein anderes singt: „Und was ein rechter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund." Im sechzehnten Jahrhundert war der Scherz im Umlauf, daß neun Schneider an einem Ei genug hätten. Bekannt ist der Schwank von Eulenspiegel und den Schneidergesellen, vielleicht auch das Märchen von der kronstädter Riesenbaßgeige, in die ein Schneider hinabfällt, und die Mähr von dem Ursprunge des Namens blauer Montag, der sich von einer Sonntagsprügelei zwischen den Schneidern und den Schustern herschreiben soll, nach welcher jene am andern Morgen blaue Augen gehabt hätten. Endlich sagte man ihnen nach, daß bei jedem Stück Tuch, welches ihnen zur Verarbeitung übergeben würde, ein tüchtiger Fleck für sie selbst abfallen müsse, weshalb Abraham a Sancta Clara in einer seiner Predigten einen Schneider träumen läßt, er werde von einem Engel mit einer Fahne, die aus den von ihm gestohlnen Tuchstücken zusammengestickt sei, zur Auferstehung und zum jüngsten Gerichte geweckt.

Eine andere Aeußerung des Volkshumors finden wir in dem plötzlichen Uebergang eines zornigen Wortes oder Satzes zu einer scherzhaften Wendung. Dahin gehören die Ausrufe Potz Tausend, Potz Wunder, Potz Marter, Saperlot, Zum Teixel, Herr Jemine, bei denen allerdings die Scheu, heilige Namen oder den des Teufels auszusprechen, mitwirkte, und die hyperbolischen Flüche, in welchen die Schwerenoth schockweise und das Donnerwetter in Millionen spukt. Ganz komisch ist schon der Fluch: „Daß Dich das Mäusle beiß," der schon bei Sebastian Frank vorkommt.

Endlich hat der Humor einen gewissen Einfluß auf ein Gebiet geübt, auf dem man ihn nicht erwarten sollte, da hier der Geist bedächtiger Ruhe und Gemessenheit walten soll und im Wesentlichen auch immer gewaltet hat — wir meinen auf die altdeutschen Rechtssatzungen und Rechtsübungen.

Wir denken hier zunächst an die Naivetät, welche statt trockner und nüchterner Verstandsbegriffe eine in die Sinne fallende Thatsache nennt, zum Beispiel für ein Minimum von Grundbesitz so viel, daß eine Wiege oder ein dreibeiniger Stuhl darauf stehen könne. Die Absicht, zu scherzen,

ist dabei nicht anzunehmen, der Humor hat unbewußt einen Zug von seinem Wesen in die Bestimmung hineingebracht.

Mehr tritt dieß bei gewissen Leistungen an den Grundherrn hervor, zum Beispiel bei dem „Kuttenzins“, den das mansfeldische Dorf Stangerode an das Amt Erdorf zu entrichten hatte, und bei dem „Rutscherzins“, welchen das hessische Dorf Salzberg (vgl. Grimm's Rechtsalterthümer 388) durch das Walpertsmännchen ablieferte.

Auch gewisse Bestimmungen über Genugthuung klingen wie vom Volkshumor ausgegangen. Wir erinnern an diejenige, nach welcher bei einem Todtschlage ein Hund beim Schwanze aufgehängt und von dem Schuldigen mit Weizen überschüttet werden soll, bis nichts mehr von ihm zu sehen sei, an die Scheinbußen, die den Unfreien, den Pfaffenkindern und den fahrenden Leuten bei Beleidigungen zu leisten waren, vor Allem aber an die Satzungen in Betreff von Ehrenstrafen. Beispiele sind hier das Hundetragen, von dem sich in der sächsischen Redensart „Hundeführen bis Bautzen“ ein Nachklang erhalten hat, und der Eselsritt der Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, sowie die Führung des Esels durch den Mann, der seiner Frau dabei unterlegen war — ein Brauch, der von Bessungen im Darmstädtischen berichtet wird. Noch deutlicher war der Humor dabei im Spiele, wenn im Mainzischen dem Manne, der sich von seiner Frau schlagen ließ, der Fastnachtsschabernack angethan wurde, daß die Burschen ihm das Dach abdeckten.

Gleichfalls von der Schalkhaftigkeit des Volkes eingeführt war die alte Sitte, bei dem Setzen von Marksteinen Kinder mitzunehmen und ihnen als „Merk's“ an der betreffenden Stelle einen Backenstreich zu geben. In den österreichischen Alpen wurde bei solchen Gelegenheiten ein Knabe mit dem Kopfe in das Loch gesteckt, das den Stein aufnehmen sollte, und bei der zu gewissen Zeiten stattfindenden Besichtigung der Markzeichen nahm man Jungen bei Schultern und Beinen und „lunzte“ sie, d. h. stieß sie mit dem Hintern ein paar Mal auf jene.

Aehnlich, aber noch komischer war der Gebrauch des „Zustutzens“ der jungen Bürger zu Weißenheim in der Pfalz, der nach Riehl noch vor Kurzem üblich war. Alljährlich begaben sich hier die, welche in den letzten zwölf Monaten das Bürgerrecht erlangt hatten, nach einem Steine vor dem Rathhause, wo der Bürgermeister sie beim Genick faßte und, indem er sie auf den Stein drückte, ihnen allerlei komische Privilegien, das Recht auf Empfang von fünfzig Malter Bäckerrauch, die Erlaubniß zum Fischfang auf dem Kuhberge und die freie Jagd auf dem lobenheimer See ertheilte.

Ganz entschieden endlich hat der deutsche Volkshumor bei der Ausbildung der Sitte des Hänselns mitgewirkt, die neulich in diesen Blättern (Nr. 29

des vor. Jahrg.) geschildert wurde, und ebenso ist er bei der hiermit verwandten Deposition oder Fuchstaufe der Studenten thätig gewesen. Die Komik war dabei allerdings plump und ungeschlacht, aber sie theilte hierin nur den Charakter der damaligen Zeit.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, 13. Februar 1876.

Am 27. Januar beschäftigte sich der Reichstag in zweiter Lesung mit der Strafgesetznovelle. Es handelte sich um die fortgesetzte Berathung derjenigen Paragraphen, die nicht an eine Kommission verwiesen worden waren, zunächst um die Abänderung des § 128. Derselbe bestimmt die Strafe wegen Theilnahme an geheimen Verbindungen. Die Novelle wollte den Thatbestand ausdehnen durch Strafbarmachung auch der geheimen Wirksamkeit und ferner durch Strafbarmachung nicht nur des Versprechens von unbedingtem Gehorsam, sondern auch der Verpflichtungsforderung. Die Novelle ward abgelehnt. § 130 bestraft die Anreizung der Bevölkerungsklassen zu gegenseitiger Gewaltthätigkeit. Die Novelle wollte öffentliche Angriffe auf die Institute der Ehe, der Familie und des Eigenthums strafbar machen. Um die Novelle zu vertheidigen, nahm zum ersten Mal im Reichstag der preußische Minister des Innern als Bundesbevollmächtigter das Wort. Er begann sogleich mit der Erklärung, daß die Abänderung des Paragraphen sich gegen die Socialdemokratie richte und gab sodann eine Schilderung derselben, meist durch Verlesung von Artikeln socialdemokratischer Blätter. Der Vortrag erhielt zwar nur Beifall von der rechten Seite, aber er machte sichtlichen Eindruck auf den ganzen Reichstag, den die unmittelbar folgende Entgegnung eines Redners der socialdemokratischen Partei nicht abzuschwächen vermochte.

Der nächste Redner war Lasker. Er führte im ersten Theil seiner Rede mit Glück aus, was allerdings sehr leicht zu beweisen ist, daß die Gefahr der Socialdemokratie mit einer Bestimmung des Strafgesetzbuches, wie die vorgeschlagene, nicht zu beseitigen ist; daß eine solche Bestimmung dagegen durch ihre Unbegrenztheit praktisch höchst nachtheilig werden kann und beinahe werden muß. Beinahe komisch war er aber in dem andern Theil seiner Ausführung, worin er das alte liberale Dogma verherrlichte, daß die Presse alle Wunden, die sie schlage — man pflegte sonst hinzuzusetzen: gleich dem Speer des Achilles — auch heile. Es war dem Minister leicht, darauf zu erwidern, daß die Leser der socialdemokratischen Blätter die Entgegnungen der

andern Presse, weder lesen noch in der Lage sind, ein Zeitungs-Museum zu besuchen oder gar sich im Hause anzulegen. Nach einer witzigen, aber wenig zur Sache treffenden Rede des Herrn August Reichensperger, folgte Bamberger. Ich weiß, daß die Redaction d. Bl. diesem verdienten Abgeordneten eine besondere Hochschätzung widmet. Es muß aber erlaubt sein, zu sagen, daß er diesmal seinen unglücklichen Tag hatte. Er warf dem Minister zunächst vor, lauter alte Dinge vorgebracht zu haben. Als ob es Aufgabe einer Regierung sein könnte, dem Parlament Neuigkeiten mitzutheilen. Das kann doch nur ausnahmsweise vorkommen. Die Regel aber ist, daß die Regierung sagt: auf diese notorischen Thatsachen stütze ich diesen Entschluß oder dieses Verlangen. Nun war die Auswahl des Ministers aus den notorischen Aeußerungen der Socialdemokratie eine durchaus charakteristische, die wesentlichen Züge zusammenfassende. Es hätte sich also für einen begabten Abgeordneten um die Beantwortung der Frage gehandelt: sollen wir diese offenbar bedrohliche Erscheinung gehen lassen, oder ihr mit dem Strafgesetzbuch in der vorgeschlagenen Weise begegnen, oder mit andern Mitteln. Nachdem der Redner aber dem Minister einen Vorwurf gemacht, der durchaus nicht am Platze war, verirrte er sich noch weit schlimmer. Denn in leidenschaftlichem Tone behauptete er, der Sitz der socialen Gefahr sei nicht die Socialdemokratie, sondern das Liebäugeln mit dem Socialismus seitens eines Theiles der gebildeten Gesellschaftsklassen. Der Redner machte zum Beleg die von conservativen Kreisen ausgehende Aufreizung gegen die Börse und was mit derselben zusammenhängt, namhaft; zweitens aber den Kathedersocialismus. Das war denn doch ein starker Mißgriff. Die Gefahr der Socialdemokratie liegt einzig und allein darin, daß sie eine durchaus revolutionäre Partei ist und sein will und alles daran setzt, ihren Anhängern einzuprägen, daß die socialdemokratischen Ideen nur durch Revolution ins Leben treten können. Wer nun den Versuch macht, die socialen Leiden des vierten Standes durch besonnene Reform zu lindern oder zu beseitigen, der kann zwar vielfach irren, aber es ist eine Verblendung sonder Gleichen, ihn für die sociale Gefahr verantwortlich zu machen.*) Als ob diese sich durch Leugnung der socialen Leiden und durch Verlaß auf die ultima ratio beseitigen ließe. Die Vorwürfe, welche der Redner anderseits gegen die conservativen Parteien richtete, indem er sie für das Treiben einer obscuren Presse verantwortlich machte, die wahrscheinlich ihrem eigenen Vortheil nachgeht, erregten auf dieser Seite starken Unwillen. Dergleichen muß man genau wissen, ehe man es ausspricht, und daß ansehnliche Männer der conservativen Parteien im Reichstag an diesem Treiben betheiligt sein sollten, dafür liegt nicht der mindeste Beweis vor. Nach-

*) Man braucht nur die Streitschrift Schmoller's wider Treitschke zu lesen, um Bamberger vollständig beizupflichten. D. Red.

dem in Folge lebhafter Entgegnungen der Redner einen nicht ganz gelungenen Versuch gemacht, die Tragweite seiner Worte zu limitiren, wurde die Novelle zum § 130 abgelehnt.

Am 28. Januar folgte die Berathung der Novelle zum § 130[a]. Dieser sogenannte Kanzelparagraph bestraft die Gefährdung des öffentlichen Friedens seitens der Religionsdiener bei Ausübung ihres Berufs durch Verkündigung oder Erörterung. Die Novelle wollte hinzufügen, daß auch die Verbreitung von Schriftstücken, welche den öffentlichen Frieden gefährden, seitens der Religionsdiener strafbar sein solle. Die Novelle wurde mit einer Majorität von vier Stimmen abgelehnt. Die Bedeutung derselben bei diesem Paragraphen lag darin, daß sie auf dem Wege des Strafgesetzes das Placet zum Theil wieder einführen wollte. Die Wiedereinführung ist nach unserer Ansicht durchaus geboten, aber auf dem directen vollständigen Wege mit klarer Bezeichnung der Sache. Auffallend bleibt es immerhin, wie die Bedeutung des Paragraphen so ganz und gar nicht im Reichstage, auch nicht einmal erörterungsweise gewürdigt wurde.

§ 131 bestraft die Verbreitung unwahrer Thatsachen, wenn sie zu dem Zweck erfolgt, die Staatseinrichtungen verächtlich zu machen. Die Novelle wollte neben der Verbreitung unwahrer Thatsachen auch die öffentliche Schmähung oder Verhöhnung gegen Staatseinrichtungen strafbar machen. Der Bundesbevollmächtigte für Hessen, Minister Hofmann, gab sich viel Mühe, die Novelle zu empfehlen. Lasker kritisirte diese Rede, indem er darauf beharrte, daß inpersonelle Dinge nicht geschmäht werden können, und die Novelle wurde auch hier abgelehnt. Es folgten nun eine Reihe unpolitischer Paragraphen, deren Berathung wir übergehen.

Von großer politischer Bedeutung ist wiederum der § 348, welcher die Vernichtung, Beseitigung und Fälschung der Urkunden durch Beamte mit Gefängniß bestraft. Die Novelle wollte den Strafen den eventuellen Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte hinzufügen und, wenn die Handlung des Staatswohls gefährdet, die Zuchthausstrafe. Die Novelle wurde auf Antrieb Lasker's abgelehnt, ein neues Zeugniß, wie wenig dieser Abgeordnete und mit ihm die Reichstagsmehrheit die Unerläßlichkeit der Strenge des öffentlichen Dienstes würdigt, auf welcher doch der staatliche Bestand der Nation in erster Linie beruht. Es war dieser Paragraph der erste der sogenannten Arnimparagraphen.

Unter abermaliger Uebergehung verschiedener unpolitischer Paragraphen wenden wir uns zu § 92, welcher die drei Fälle des Landesverrathes aufführt. Die Novelle wollte einen vierten hinzufügen, welcher die Veröffentlichung von Kundgebungen ausländischer Regierungen oder Oberen, wenn dieselbe den Ungehorsam gegen einheimische obrigkeitliche Maßregeln bezwecken, strafbar

machen sollte. Auch diese Novelle wurde abgelehnt, insofern mit besserem Rechte als andere, als bei solchen Veröffentlichungen alles auf die schwer zu constatirende Absicht ankommt.

Nach abermaliger Uebergehung unpolitischer Paragraphen wenden wir uns zu dem vorzugsweise sogenannten Paragraph Arnim. Hier hat die Novelle als § 353[a] einen ganz neuen Paragraphen eingefügt, welcher strafbar macht: den Ungehorsam gegen amtliche Weisungen, die Täuschung der Vorgesetzten und die Täuschung Anderer durch Mißbrauch der amtlichen Stellung, den Bruch der Amtsverschwiegenheit und viertens die Ordnungswidrigkeit bei Aufbewahrung amtlicher Schriftstücke. Zur Annahme gelangte hier bei namentlicher Abstimmung ein Amendement der Abgeordneten v. Schwarze, Marquardsen und v. Puttkamer, welches die Novelle nicht unwesentlich abschwächte, theils durch Minderung des Strafmaßes, theils durch ausgeschlossene Strafbarkeit der Täuschung Anderer als des Vorgesetzten durch Mißbrauch der amtlichen Stellung, und durch ausgeschlossene Strafbarkeit der Ordnungswidrigkeit bei Aufbewahrung amtlicher Schriftstücke.

Die Sitzung vom 31. Januar, die sich mit mecklenburgischer Kirchenpolitik zum großen Theil beschäftigte, können wir soweit übergehen. Der Reichstag begann am Ende dieser Sitzung noch die zweite Berathung des Gesetzentwurfs wegen Abänderung des Tit. VIII. der Gewerbeordnung. Es handelt sich darum, den durch die Gewerbeordnung aufgehobenen Zwangsbeitritt zu Hülfskassen für Gesellen, Gehülfen und Fabrikarbeiter, sofern er auf dem Wege des Ortsstatuts herbeigeführt wurde, auf diesem bis dahin ausgeschlossenen Wege wieder einführbar zu machen. Wir folgen dieser Berathung nicht. Unser Standpunkt ist der Uebergang zur Kassenfreiheit unter vorsichtiger Schonung der noch bestehenden Landesgesetze, welche den Kassenzwang oder die Zwangskassen anordnen und bei welchem diese Einrichtungen einigermaßen gute Früchte tragen. So wie man diesen prinzipiellen Standpunkt nicht einnimmt, kann man über Zwangskassen, Kassenzwang und Kassenfreiheit endlos hin- und herreden, ohne jemals etwas anderes zu Stande zu bringen, als ein Ding, das nicht Fisch noch Fleisch ist. So ist es auch dem Reichstag ergangen, dem wir jedoch keinen Vorwurf machen. Erstlich lag der Fehler in der Regierungsvorlage und sodann ist das Gebiet der socialen Gesetzgebung einmal dasjenige, wo die Ansichten sich am langsamsten klären. Dies zeigte sich nochmals recht deutlich bei der zweiten Berathung des mit dem vorerwähnten Gesetzentwurf in innerem Zusammenhang stehenden Gesetzentwurfs über die gegenseitigen Hülfskassen. Während der vorgenannte Gesetzentwurf die Wiedereinführung von Zwangskassen auf dem Wege des Localstatuts bezweckt, soll der zweite Entwurf die Bedingungen feststellen, unter denen Hülfskassen der Handwerksgesellen, Gehülfen und Fabrikarbeiter, welche

ohne Zuthun von Behörden sich bilden, die Rechte der juristischen Person erwerben können.

Die Hauptfrage des Gesetzes bewegte sich um den Punkt, in wieweit solche Kassen Ausfluß eines umfassenden Vereinszweckes sein können und wieweit unter solcher Voraussetzung der Ausschluß aus der Kasse oder die Verminderung der Vortheile derselben als Disciplinarmittel der Vereinsobrigkeit angewendet werden darf. Von dem Ausschluß jeder Verbindung solcher Kassen mit andern Vereinszwecken, wie ihn die Regierungsvorlage wollte, schwankten die Ansichten im Reichstag bis zur Verleihung der Rechte der juristischen Person an alle Arbeitervereine, die darum nachsuchen. Letzteren Standpunkt vertritt schon seit Jahren Schulze-Delitzsch. Den Ausschluß von der Kasse den Vereinsobrigkeiten als Disciplinarmittel in die Hand legen wollte aber auch er nicht. Unseres Erachtens geht er in dem einen Punkt zu weit, in dem anderen nicht weit genug. Nach unserer Ueberzeugung liegt in der Förderung eines gesunden Vereinslebens der Arbeiter die einzige mögliche und wirksame Bekämpfung der Socialdemokratie. Man muß nicht ängstlich sein mit der corporativen Anerkennung der Arbeiterverbände. Das Gesetz, welches die Bedingungen dieser Anerkennung zu regeln hätte, müßte allerdings aussprechen, daß, wenn der Richter die Ueberzeugung gewinnt, ein Arbeiterverband verfolge revolutionaire Zwecke, die Auflösung und Bestrafung einzutreten hat. Unter Voraussetzung des Ausschlusses revolutionairer Zwecke sollte man aber alles thun, eine kräftige Disciplin in den Vereinen zu begünstigen. Denn nur eine solche schafft das Bewußtsein der Solidarität und der solidarischen Verantwortlichkeit. Nur mittelst einer solchen kann die einzig wirksame Arbeitspolizei, nämlich diejenige durch die Vereine selbst geübt werden. Nur eine solche Disciplin erlaubt es, bei Ausschreitungen, wie Contractbruch u. dgl. den schuldigen Theil zu finden und verantwortlich zu machen. Denn wir setzen als Hauptbedingung jedes anerkannten Vereins voraus, daß die verantwortlichen Oberen der Behörde namhaft gemacht werden. — Von solchen Gedanken und Maßregeln sind aber unsere Gesetzgeber noch weit entfernt. Aengstlich versteht man sich dazu, die Bildung freier Kassen überhaupt zu gestatten, und ängstlich sucht man diese Bildung von den Vereinen und ihrer Disciplin zu lösen. Das Gesetz, wie es zu Stande gekommen, löst die Kassen nicht gänzlich von den Vereinen, aber doch gänzlich von der Vereinsdisciplin. Man wähnt, sich damit einigermaßen vor den Fortschritten der Socialdemokratie zu sichern, deren Vereinen man wenigstens den Deckmantel gesetzlicher Anerkennung entziehen will. Daß dies aber auf besserem Wege geschehen kann, haben wir angedeutet. Die Socialdemokratie kommt mit den bestehenden Vereinsgesetzen für ihre lediglich agitatorischen Zwecke ganz gut aus, sie weiß ihre Mitglieder zu discipliniren, in Schrecken zu halten und zu strafen ohne gesetzlich an-

erkannte Vereinsrechte organisatorischer Art. Das gesetzliche Recht und der gesetzliche Schutz solcher Organisationen würden vorzugsweise dem Theil der Arbeiter zu Gute kommen, welche nicht die sociale Revolution, sondern die sociale Reform wollen, welche diese Reform vor allem wollen durch Hebung des Arbeiterstandes aus eigner Kraft. Es ist sehr zu beklagen, daß unsere Gesetzgebung so lange Zeit braucht, um den Muth zu finden, der gesunden Arbeiterbewegung einiges Vertrauen zu zeigen.

Die Spritinterpellation des Herrn v. Kardorff in der Sitzung vom 4. Februar übergehen wir, da der Präsident Delbrück, um die Einfuhr deutschen Sprits im Ausland zu erleichtern, wie sich voraussehen ließ, nur den guten Willen der Reichsregierung, aber keinen sichern Erfolg der zu thuenden Schritte versprechen, noch etwas Näheres über den einzuschlagenden Weg mittheilen konnte. In derselben Sitzung erfolgte die zweite Berathung des Gesetzes über die Erweiterung der Zwecke des Reichsinvalidenfonds. Der Inhalt des Gesetzes beschäftigt uns nicht, wohl aber die Berathung desselben, sofern sie Gelegenheit gab, die Anklagen gegen die Reichsregierung, daß sie einen zu großen Theil des Fonds in Eisenbahn-Prioritäten angelegt, nochmals zu erörtern. Das Centrum hatte in dieser Beziehung ein Tadelsvotum beantragt, welches mit großer Majorität abgelehnt wurde, nachdem die Verhandlung das tadellose Verfahren der Reichsregierung in das klarste Licht gestellt hatte. In dieser Verhandlung erhielt auch der Abgeordnete Miquel Gelegenheit, den Vorwurf abzulehnen, als habe er als früheres Mitglied des Vorstandes der Disconto-Gesellschaft zum Vortheil dieser Gesellschaft die Reichsregierung dahin beeinflußt, so große Mengen von Prioritäten zu kaufen.

Am 5. Februar kam dasselbe Thema nochmals zur Sprache, als es sich um die Berathung des Berichts der Reichs-Schuldencommission über die unter ihrer Aufsicht stehende Verwaltung des Invalidenfonds handelte. Ein Redner des Centrums unternahm es, die Anklagen gegen die Reichsregierung und gegen den Abgeordneten Miquel in der Form von Wiedergabe umlaufender Gerüchte und Insinuationen zu wiederholen. Dies zog dem Redner bereits wiederholte Verweise durch den Präsidenten zu und schließlich wurde der Redner durch Herrn Windthorst im Namen des Centrums desavouirt. Noch ehe Windthorst das Wort nahm, sprach Lasker vortrefflich über das Thema der Anklagen ohne beigebrachte Begründung. Er erinnerte daran, daß auch er als öffentlicher Ankläger im preußischen Landtag aufgetreten sei, daß er aber vor der eingesetzten Untersuchungs-Kommission für jedes seiner Worte den Beweis geliefert habe. Diese muthige und ehrenhafte Handlungsweise gab dem Abgeordneten das volle Recht, die Verdächtigung ohne Beweis auf das Strengste zu verurtheilen. Für die gegenwärtig grassirende Verleumdungsepidemie gab er dann noch eine vortreffliche Erklärung. Er leitete sie nämlich

her aus dem natürlichen Gelüst der entlarvten Unredlichkeit, Alles, was rein geblieben, neidisch mit sich in denselben Pfuhl zu ziehen. Daß die neidische und rachsüchtige Verleumdung sich dem Parteihaß als Werkzeug anbietet, ist nicht minder eine erklärliche Erscheinung. Tadelnswerth aber ist es, wenn sich die Parteien dieses Bundesgenossen bedienen. Davor warnte der Redner mit eindringlichen Worten.

Nach Windthorst's Rede, der unmittelbar auf Lasker folgte, nahm der Abgeordnete Miquel nochmals Anlaß, auf die gegen ihn gerichteten Verleumdungen zu kommen und sein ganzes Privatleben nach der hier in Betracht kommenden Seite zu berichten. Niemand wird bezweifeln, daß der hochbegabte, die reiche Staatsthätigkeit der Gegenwart vielseitig durchdringende und productiv an ihr theilnehmende Abgeordnete von jedem Vorwurf frei dasteht. — Es folgte in derselben Sitzung die erste und zweite Berathung des Gesetzes, das Jahr für den Reichshaushalt von 1877 ab mit dem 1. April beginnen zu lassen, anstatt, wie bisher, mit dem 1. Januar. Man will dadurch erreichen, daß der Reichstag erst im Januar zusammen zu treten braucht, um das nächste Budget vor dem Beginn des Budgetjahres zu beschließen. Daß der Zusammentritt des Reichstags im Oktober unzweckmäßig ist, hätte man voraussehen können und den erst kürzlich in dieser Richtung gefaßten Beschluß vermeiden sollen. Die Frage ist nur, wann der preußische Landtag tagen soll. Als der Reichstag, wie es früher war, ehe der Versuch mit der Herbstsession gemacht wurde, im Frühjahr einberufen wurde, trat er dem gewöhnlich noch nicht fertigen Landtag auf die Fersen und verlängerte seine Arbeitszeit tiefer in den Sommer, als den Reichsboten angenehm war. Nun will man das nämliche Schicksal dem Landtag bereiten und zwar unter erschwerenden Umständen. Denn es ist die Rede davon, die Landtagssession im November beginnen zu lassen, dieselbe zu Weihnachten zu vertagen und nach Beendigung der Reichstagssession wieder aufzunehmen. Damit sind natürlich die Landboten sehr wenig zufrieden, aber Einer muß doch die Unannehmlichkeit davon tragen, den Hauptheil der Unannehmlichkeit, daß wir so viele Parlamente haben. Es gäbe ein radicales Mittel, die Sache zu bessern, das wir aber nicht aussprechen, um nicht ein unnützes Geschrei hervorzurufen. Nach einigen Jahren wird es in Jedermanns Munde und Jedermanns Wunsch sein. Vorläufig aber wird der Landtag sich wohl in die ihm auferlegte Unannehmlichkeit ergeben müssen. Er kann sie in einer oder der andern Session vermeiden, wenn er seine Arbeiten beeilt, was weder unthunlich noch schädlich ist. — Das Gesetz über die Verlegung des Reichshaushaltjahres wurde angenommen, bis auf die Bestimmung, das für 1876 vereinbarte Haushaltsgesetz bis zum 1. April 1877 zu erstrecken. Der jetzige Reichstag will sich nicht nehmen lassen, das Budgetvierteljahr vom 1. Jan. bis zum 1. April 1877

durch ein besonderes Gesetz im Herbst zu regeln. Er will sich dadurch auf alle Fälle die Herbstsession sichern in der höchst unbegründeten Besorgniß, daß die Reichsregierung auf den Einfall kommen könne, ihn vor dem Herbst aufzulösen. Wenn sie das wollte, könnte sie auch durch das Budgetvierteljahr vom Januar bis zum April 1877 nicht gehindert werden. Sie brauchte nur den neuen Reichstag im December einzuberufen, was im Mindesten nicht umständlicher wäre, als wenn sie den jetzigen Reichstag im Oktober einberuft. Sogar weniger umständlich, denn durch die nochmalige Einberufung des jetzigen Reichstags fallen die neuen Reichstagswahlen wiederum *) in den, wegen des Weihnachtsgeschäfts so ungeeigneten Zeitraum der zweiten Hälfte des December. — Endlich erschien in derselben Sitzung die nachgerade aller Welt zum Ueberdruß gewordene Frage wieder auf der Tagesordnung, wo das Reichstagshaus errichtet werden soll. Die Reichsregierung verlangte nunmehr die Ermächtigung zur Erwerbung des Grundstücks von Kroll. Der Reichstag hatte am 19. Mai 1873 den Platz hinter dem Garten des Kriegsministeriums empfohlen. Der Reichstag hatte gleichzeitig mit diesem Beschluß eine Kommission mit der Verfolgung dieser Angelegenheit beauftragt, deren zugezogene Kunstverständige den Platz für ungeeignet erklärten. Dies war dem Reichstag angezeigt worden, der ohne Einspruch davon Act nahm. In Folge dessen hat die preußische Regierung über den betreffenden Platz verfügt. Jetzt aber erregte der Vorschlag, daß der Reichstag schließlich doch nach Kroll wandern solle, großes Mißvergnügen, dessen Grund für gewöhnliche Sterbliche, um nicht zu sagen, für unparlamentarische Sterbliche, verborgen bleibt. Denn daß der Weg nach Kroll zu weit sei, darüber kann doch nur lächeln, wer da weiß, daß die Entfernungen einer Großstadt aus natürlichen Gründen nicht die eines Dorfes sind. Auch Bamberger's meteorologische Vorlesung konnte uns nicht überzeugen, mit der er beweisen wollte, daß der Reichstag nur südlich vom Thiergarten vor all zu vieler Zugluft geschützt sei. Wer Berlin nicht kennt, sollte denken der Thiergarten liege auf einem Höhenzug. Mehr noch bedauern wir, daß der verdiente Abgeordnete bereits so sehr an der Zukunft Berlins verzweifelt, daß er meint, der Reichstag werde auf dem Kroll'schen Platz in ewiger Einsamkeit thronen, nicht einmal ein Hotel garni für die Abgeordneten würde dort in Zukunft mehr entstehen. Da lobe ich mir den berliner Architectenverein, der einen Preis ausgeschrieben hat für den besten Entwurf einer Garnitur des Kroll'schen Platzes oder vielmehr des Königsplatzes, wie er längst heißt, mit Prachtgebäuden. Liebenswürdige Sanguiniker sind in gedrückten Zeiten die trübsten Pessimisten und doch hatte Herr Bamberger kurz vorher den schönen Spruch citirt, daß nur die Optimisten Großes schaffen. Wie dem sei, der Reichstag blieb unzugänglich

*) Es ist noch niemals im December zum Reichstag gewählt worden. D. Red.

für Kroll und beauftragte eine neue Kommission mit der Auffindung eines neuen Platzes. Diese Kommission hat vor allem beschlossen, ihre Absichten in tiefes Geheimniß zu hüllen, um nicht die Speculation auf die ins Auge gefaßten Grundstücke zu reizen. Sehr weise. Aber schließlich muß sie doch vor dem Reichstag mit ihrem Vorschlag herauskommen, bevor er vollendete Thatsache geworden. Da wird die Speculation sich immer noch rühren, man müßte denn die Majorität am Abend vorher sichern, die Sache binnen einer Stunde in der officiellen Sitzung erledigen und in der nächsten Stunde den Kauf abschließen. Ob das in einem deutschen Parlament jemals möglich ist?

Die dritte Berathung der Hülfskassengesetze übergehen wir. Am 9. Febr. erfolgte die dritte Lesung der Strafgesetznovelle. Die Bestrafung der Ausländer, welche den deutschen Boden betreten, nachdem sie im Ausland gegen Deutsche ein Verbrechen begangen, wurde wiederum abgelehnt. Der Schildaische Beschluß bei § 102, die hochverrätherischen Unternehmungen auf deutschem Boden gegen das Ausland nur unter der Bedingung zu bestrafen, wenn das Ausland die Gegenseitigkeit verbürgt, wurde wiederholt. An der Reihe waren nunmehr die bei der zweiten Lesung abgelehnten §§ 130 und 131. Als Präsident Simson dieselben zur Diskussion stellen wollte, protestirten die Abgeordneten Lasker, Miquel und Windthorst, obgleich allgemein bekannt war, daß der Reichskanzler zu diesen Paragraphen das Wort nehmen wollte, ein Umstand, der die Tribünen überfüllt hatte. Der Reichskanzler erklärte, er habe vorausgesetzt, daß die Regierungsanträge mit der zweiten Lesung nicht beseitigt werden könnten. Die Erledigung dieser Frage konnte dadurch für den Augenblick vertagt werden, daß der Abgeordnete zu Rabenau die Paragraphen wieder aufnahm und die erforderliche Unterstützung fand, was nach der Geschäftsordnung zulässig ist.

Der Reichskanzler sprach wesentlich zu dem § 131. Wir hatten oben bemerkt, daß dieser Paragraph die Verbreitung erdichteter Thatsachen bestraft, wenn die Verbreitung zu dem Zweck erfolgt, Staatseinrichtungen verächtlich zu machen. Die Novelle wollte die Strafbarkeit öffentlicher Schmähungen und Verhöhnungen, die zu demselben Zweck erfolgen, hinzufügen. Allein die Novelle enthielt außerdem eine wesentliche Abänderung des bisherigen Paragraphen, welche noch nicht erwähnt wurde. Der jetzige § 131 lautet nämlich: Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen *wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind* u. s. w. Die unterstrichenen Worte hatte die Novelle entfernt und damit in unsern Augen eine ganz wesentliche Verbesserung bezweckt. Denn einen Lügner nur dann bestrafen, wenn ihm juristisch nachgewiesen werden kann, daß er sich der Lüge vollkommen bewußt gewesen*), heißt, ihn straflos machen. Freilich müßte die Bestrafung der Lügenverbreitung,

*) Dann ist er eben kein „Lügner". Eine Unwahrheit kann doch bona fide geäußert werden. D. Red.

bei der keine Rücksicht auf das lügnerische Bewußtsein genommen wird, auf die Presse beschränkt werden, und dieser damit eine wohl zutragende, wohlthätige und ehrenvolle Verantwortung auferlegt werden. Wer unwahre Thatsachen durch die Presse verbreitet, die geeignet sind, das Staatswohl zu beschädigen, sollte nach unserer Meinung strafbar sein. Diese naturgemäße Forderung war das Thema der Rede des Reichskanzlers, deren klarer Zusammenhang mit dem § 131 dem Abgeordneten Windthorst entgangen zu sein schien. Sonst würde er wohl nicht darnach gefragt haben.

Der Reichskanzler begann damit den Anspruch der Fortschrittspartei zurückzuweisen, die Reichsregierung solle nur Gesetze einbringen, deren Annahme durch den Reichstag sicher sei. Die außerordentliche Geistesstärke des Fürsten Bismarck zeigt sich namentlich auch darin, die sinnfälligen Merkmale da zu sehen, wo sie liegen. Nicht alle Leute wissen bekanntlich sogleich, wo ein Berg liegt, den sie sehen. In dem Anspruch der Fortschrittspartei liegt die Forderung der Republik. Dies wird fortan Jedermann begreifen, auch die ehrlichen Anhänger dieser Doktrin selbst, welche der Doktrin treu bleiben, indem sie wissen, was sie mit derselben sind.

Der Reichskanzler behandelte nur das Thema, daß die Verbreitung erdichteter Thatsachen, deren Annahme auf Treue und Glauben das Gemeinwohl schädigt, strafbar sein sollte, an drei Beispielen. Zuerst an den Kriegsgerüchten des Frühjahrs 1875. Aber dabei unterschied der Kanzler sehr genau zwischen dem Artikel der „Post“ vom 9. April, den er nicht veranlaßt aber auch nicht tadelnswerth gefunden zu haben erklärte, und denjenigen Kriegsgerüchten, die aus anderer Quelle entsprangen und einen andern Urheber der Kriegsgefahr anklagten. Die „Post“ hatte die Symptome kriegerischer Absichten bei der französischen Regierung zusammengestellt. Daß diese Absichten nicht vorhanden gewesen, ist noch heute nicht bewiesen, wohl aber kann die in Deutschland erregte Aufmerksamkeit auf die Symptome davon Warnungen anderer Großmächte in Paris veranlaßt haben, die ihre Frucht getragen haben. Als dies aber geschehen war, wurde, zur Trauer des deutschen Patriotismus, sei es gesagt, unter dem Secundiren eines großen Theiles der deutschen Presse, der perfide Versuch gemacht, die Absicht der Kriegsstiftung auf die deutsche Regierung zu werfen. Es erschien der bekannte Times-Artikel vom 6. Mai, worin diese Absicht mit crassen Lügenfarben aufgetischt wurde. In Folge dieses Artikels allgemeine Baisse an der Londoner und andern Börsen, in Folge dessen große Einkäufe der Eingeweihten. Am 10. Mai traf Kaiser Alexander in Berlin ein und nun konnten die Baissiers vom 9. Mai telegraphiren, der russische Kaiser habe dem deuschen Kanzler den Krieg verboten.

Nachdem die Erwähnung des Artikels der „Post“ dem Kanzler Anlaß gegeben, sein Verhältniß, bezüglich sein nicht mehr bestehendes Verhältniß zu

der officiösen Presse im Allgemeinen darzulegen, wendete er sich zu den Erdichtungen der Socialdemokraten und ihrer Schädlichkeit. Er tadelte, daß man diese Erdichtungen lieber ignorire als widerlege, und wandte sich namentlich gegen Bamberger's Aeußerung über den Grafen Eulenburg. Zum Schluß charakterisirte der Kanzler die Erdichtungen der neuesten Verleumdungsepidemie, die er durch Strafe, noch lieber aber durch das Mißtrauen und die Zurückweisung von Seiten aller ehrlichen Leute unschädlich gemacht zu sehen wünschte.

Irren wir nicht, so wird diese Rede, obgleich die Paragraphen 130 und 131 darauf vom Reichstag einstimmig abgelehnt wurden, einen so bald nicht aufhörenden Nachhall hervorrufen. Ein Blatt der Fortschrittspartei hat die Rede bereits als Wahlprogramm bezeichnet. Ueberraschen mußte es freilich, daß nach dieser Rede in der folgenden Sitzung vom 10. Januar, wo zum § 130 die Novelle angenommen wurde, der Abgeordnete Wehrenpfennig Namens der nationalliberalen Partei dem Abgeordneten v. Saucken-Tarputschen als Führer der Fortschrittspartei eine Liebeserklärung machte, weil „die verschiedenen Schattirungen des Liberalismus grade heute die wenigste Ursache haben, sich zu bekämpfen". Ferner erklärte Dr. Wehrenpfennig, es sei seiner Partei unmöglich, jemals einer Person zu Gefallen zu stimmen; höchstens könne sie Rücksicht nehmen auf eine Situation. Wie nun aber, müssen wir fragen, wenn die Situation von der Person abhängt? Wie eine Partei, die ihre Unabhängigkeit und zwar die politische, nicht die moralische — denn die Behauptung der letzteren ist unter allen Umständen Pflicht und wird der nationalliberalen Partei nur von der Verleumdung bestritten — in die erste Linie stellt und dabei unablässig die enge Bundesgenossenschaft mit einer dem Reichskanzler principiell feindlichen Partei sucht, auf die Dauer die Stütze des Reichskanzlers sein könnte, ist schwer zu begreifen. Der Reichskanzler seinerseits ist fern davon, mit der nationalliberalen Partei brechen zu wollen, deren Verdienste und patriotischer Wille ihm gewiß nicht entgehen. Das zeigte deutlich der Dank, den er beim Schluß zwar an den Reichstag als solchen richtete, den sich aber die nationalliberale Partei anzunehmen neben den conservativen Parteien berechtigt war. C — r.

Literatur.

Erinnerungen und Rathschläge, 1813 bis 1873. Von Graf John Russell. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Halle, Hermann Gesenius 1876.

Die persönlichen Erinnerungen des greisen englischen Staatsmannes, die wir hier erhalten, beziehen sich in der Hauptsache auf einen Besuch desselben

im Hauptquartier Wellington's, wo er Augenzeuge von dessen berühmter Vertheidigung der Linien von Torres Vedres war, auf einen zweiten Besuch bei Wellington und auf eine Zusammenkunft mit dem ersten Napoleon auf der Insel Elba, und wir können nicht sagen, daß sie für uns viel Interessantes böten. Bedeutender und werthvoller, obwohl größtentheils auch nur für Engländer und solche Deutsche, die sich mit der Geschichte Englands im Einzelnen beschäftigen, sind die politischen Erinnerungen des Grafen und die Urtheile und Rathschläge, die er daran knüpft. Dieselben beziehen sich vorwiegend auf die Parlamentsreform, die Einführung des Freihandels, die nationale Erziehung und die Verbesserung der Zustände Irlands, Aufgaben, an deren Lösung John Russell seit sechzig Jahren in den Reihen der Liberalen und wiederholt als deren Führer mitgewirkt hat, und enthalten eine Fülle neuer und lehrreicher Mittheilungen in mehr oder minder übersichtlichem Zusammenhang. Von besonderem Interesse sind die Urtheile über Palmerston's Politik im Osten und die Aeußerungen des Verfassers über die Ursachen des Krimkrieges. Von dem Kapitel über die auswärtige Politik Englands in der Zukunft hätten wir mehr erwartet. Der Graf giebt in demselben nur einige Aphorismen und drückt sich dabei sehr vorsichtig aus. Die Hauptsätze sind hier die, wo er die Wiederherstellung des Kaiserreichs in Frankreich erwartet, dem ein mächtiges und einiges Deutschland gegenüberstehen würde, und wo er einen neuen Kampf zwischen diesen Mächten für unvermeidlich zu halten scheint. „Es ist leicht zu sagen," meint der Verfasser nun, „auf welcher Seite die Interessen Englands und Europas liegen." „Wir können uns auf die Klugheit von Deutschland, Oesterreich und Rußland verlassen, daß diese drei Mächte im Geiste, wenn auch nicht der Form nach verbunden bleiben werden." „Wir dürfen, hoffe ich sicher, das Zutrauen haben, daß, wenn die Krisis kommt, unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten weder überrascht sei, noch die Maßregeln versäumen wird, welche die Lage verlangt." „Vielleicht wird es für das vereinigte Königreich genug sein, wie es im Jahre 1792 genug gewesen wäre, den verlockendsten Anerbietungen Frankreichs zu widerstehen und sich vom Kampfe fernzuhalten." „Wenn Deutschland versuchen sollte, Holland zu annectiren" (denkt nicht daran, ist völlig zufrieden, im Norden und Westen, was ihm von Gottes und Rechtswegen gehörte und zu seiner Sicherheit gegen raubsüchtige Nachbarn unbedingt nöthig war, gewonnen zu haben), „so hoffe ich, daß England zur Vertheidigung von Holland den Arm erheben werde. Wenn Frankreich conspiriren sollte, um die Unabhängigkeit Belgiens zu zerstören, so hoffe ich, daß Lord Palmerston's Vertrag von 1839 England Belgien zu Hülfe kommen läßt. Wenn die Träume Napoleon's I. einen künftigen Bonaparte begeistern und ihn zu dem Versuche führen sollten, das wieder zu gewinnen, was man die natürlichen Grenzen Frankreichs nennt, so hoffe ich, daß die Erneuerung der hundert Tage zu einem dritten Sturze Frankreichs führen wird." Wir sind dem Grafen Russell für diese letztere Hoffnung dankbar, ob sie aber von vielen andern englischen Staatsmännern getheilt wird, ist zweifelhaft. Auch Graf John wollte uns einmal (vor dem dänischen Kriege) keineswegs wohl. Indeß dürfen wir uns wohl zutrauen, den von ihm gewünschten dritten Sturz eines uns abermals anfallenden Frankreich allein besorgen zu können, falls uns, wie 1870, durch Rußland der Rücken frei gehalten wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Der deutsche Buchhandel auf der Weltausstellung in Philadelphia.

Wer die Wiener Weltausstellung 1873 gesehen und insbesondere den Erzeugnissen des Buchhandels auf derselben eine genauere Betrachtung gewidmet hat, der wird wissen, daß auch dieser Theil der deutschen Ausstellung — in trauriger Uebereinstimmung mit vielen andern Theilen — hinter dem vom Auslande, namentlich dem von den Franzosen geleisteten zurückblieb, und zwar nicht blos in dem, was, sondern namentlich auch darin, wie es ausgestellt war. Ich denke selbstverständlich hierbei nicht an den Inhalt, sondern nur an die Ausstattung der Bücher, also an die rein gewerbliche oder, wenn man will, kunstgewerbliche Seite der Bücherherstellung. Eine Unmasse gewöhnlicher Waare, auf schlechtem Papier mit unschönen Schriften gedruckt, in geschmacklosen, unsoliden oder noch lieber gar keinen Einbänden, möglichst verzettelt, durch tausend Hände herumgeworfen und beschmuzt — so soll sich nach den Versicherungen von Augenzeugen die Ausstellung des deutschen Buchhandels schließlich ausgenommen haben; dagegen eine mäßige Anzahl hervorragender Publicationen, herrliche typographische Leistungen, in gediegenen, geschmackvollen Bänden, wohl verwahrt, wohl beaufsichtigt, jedem sich dafür interessirenden in zuvorkommender Weise von besonders dazu beauftragten vorgezeigt und erläutert — so repräsentirte sich der französische Buchhandel.

Diese beschämenden Erfahrungen haben zu dem Entschlusse geführt, auf der bevorstehenden Weltausstellung in Philadelphia den deutschen Buchhandel durch eine Collectivausstellung vertreten zu lassen und die ganze Angelegenheit in die Hände eines Comités zu legen, dessen Mitglieder — die Herren Lorck, Seemann, Dr. Hase, Dr. Lampe-Fischer u. a. — zwar nicht ein vorläufiges Juryamt an den eingehenden Gegenständen ausüben und etwa entscheiden sollten über das, was zuzulassen und was zurückzuweisen sei, vermöge ihrer Sachkenntniß aber doch im allgemeinen ein würdiges Zustandekommen des Unternehmens verbürgten. Ursprünglich war es nur der Leipziger Buch-

handel, der in einer Gesammtausstellung auftreten wollte; auf den ausdrücklichen Wunsch der deutschen Reichscommission ist aber der Plan nachträglich auf den gesammten Buchhandel Deutschlands ausgedehnt worden.

Es hat nun in Leipzig in den Tagen vom 11. bis zum 13. Februar im großen Saale der Buchhändlerbörse eine Probeausstellung stattgefunden, in der zwar nur etwa die Hälfte der gesammten Collection vorgeführt wurde, die aber auch so schon nach den Versicherungen derer, welche die Wiener Ausstellung gesehen, einen bemerkenswerthen Fortschritt documentirte und auf jeden Fall nach manchen Seiten hin Lehre und Anregung bot.

Das Comité hatte, nach einem Entwurfe von Prof. Scheffers in Leipzig, einen hölzernen Pavillon herstellen lassen, der, bis in die einzelsten Theile zerlegbar, zugleich mit den auszustellenden Büchern über das Meer geschafft und in Philadelphia an einem der exponirtesten Punkte des Ausstellungspalastes, rings von Hauptstraßen desselben umgeben, aufgebaut werden soll. Schon dieser Pavillon, der zum Theil, soweit es der Raum im Saale der Buchhändlerbörse gestattete, bei der Leipziger „Generalprobe" zur Verwendung kam, machte durch seine zweckmäßige und elegante und doch dabei stilvolle, dem Ernst und der Bedeutung der darin zu bergenden Schätze entsprechende Erscheinung allseitig den befriedigendsten Eindruck. In seinem Grundriß bildet er ein längliches Rechteck mit abgestumpften Ecken; jede der beiden Langseiten wird durch zwei Eingänge in drei gleichlange Theile zerlegt. Die Wand gliedert sich an der Innen- wie an der Außenseite durch vorspringende, von zierlichen Candelabersäulchen abgeschlossene Coulissen zu geräumigen Nischen. Diese Nischen bieten den Vortheil, daß der einzelne mit seinen Ausstellungsgegenständen im großen Ganzen weniger leicht verschwinden kann, und sie ermöglichen andrerseits nach verschiedenen Richtungen hin die Bildung kleinerer Gruppen. Jede von ihnen ist unten durch eine Tafel zum Auslegen umfänglicherer Prachtwerke ausgefüllt; darüber erstreckt sich an der Wand, je nach Bedürfniß, ein zwei- oder dreireihiges Bücherbret, zur Aufnahme von Büchern gewöhnlichen Formats; der obere Theil der Wand wird durch Wandkarten, einzelne Blätter aus Prachtwerken oder unter Glas und Rahmen gebrachte Collectionen von Schriftproben, Holzschnitten und Lithographieen ausgefüllt. Die abgestumpften Ecken sind durchbrochen, und nur an der Stelle der eigentlichen Ecke erhebt sich jedesmal ein schreinartiger Aufbau, der in der untern Hälfte wieder nach außen und innen als Bücherbret verwendet ist, oben eine Nische zur Aufnahme einer Büste zeigt. Rechts und links von diesen Schreinen bleibt die Wand geöffnet, und so sind auf diese Weise außer den vier Eingängen noch acht Durchblicke geschaffen, welche beim Herumgehen um die Außenseite des Pavillons nach den verschiedensten Richtungen hin Einblick in das Innere gestatten, bei dem im Innern befindlichen Beschauer aber den

Eindruck eines ängstlich abgeschlossenen Raumes nicht aufkommen lassen, sondern den anmuthigen kleinen Bau in freundlichen Verkehr mit dem großen Ganzen setzen, in welches er sich einfügen soll. Die ganze Wand wird durch einen Sims bekrönt, unter welchem ein Fries umläuft, der in jeder Nische, innen wie außen, in silbernen Lettern einen auf Literatur und Bücher bezüglichen ernsten oder heitern Spruch trägt. Ueber den Eingängen und den abgestumpften Ecken sind Rundbogen herübergeschlagen; deren Zwickel durch Porträtmedaillons, mit Sepia auf Goldgrund gemalt, ausgefüllt sind. Die schwarze Grundfarbe der Holzarchitektur mit ihrer leichten Ornamentik in Bronze bildete zu der funkelnden und zerstreuenden Unruhe der Ausstellungsgegenstände einen festumschließenden Rahmen.

Dem würdigen Ausstellungsraume entsprach, sicherlich wenigstens im Großen und Ganzen, auch sein Inhalt. Nie erinnerte man sich bei einer der üblichen Leipziger Ostermeßausstellungen den deutschen Buchhandel so stattlich vertreten gesehen zu haben, wie hier, und doch waren es nur die Leipziger, die an dieser Probeausstellung sich betheiligten, und doch fehlte selbst unter diesen, neben vielen, die gut gethan hatten, zu Hause zu bleiben, auch mancher, den man ungern vermißte — ich nenne nur einen: S. Hirzel. Die Fülle des Gebotenen erklärte sich natürlich dadurch, daß, während bei den Osterausstellungen immer nur die Erzeugnisse des letzten Jahres vorgeführt werden, hier auf die letzten zehn Jahre zurückgegriffen werden konnte. Einzelne Firmen hatten selbst diese Beschränkung sich nicht auferlegt, sondern hatten, wogegen sich am Ende nichts einwenden läßt, z. B. von periodischen Erscheinungen, deren Begründung weit über ein Jahrzehnt zurückreicht, complete Exemplare ausgestellt. Die Firma T. O. Weigel war sogar bis an den Anfang dieses Jahrhunderts, ja bis an das Ende des vorigen zurückgegangen und hatte wissenschaftliche Prachtwerke ausgelegt, die sie nicht einmal selbst verlegt, sondern ihrer Zeit aus anderem Verlag übernommen hatte — eine Ueberschreitung der gegebenen Vorschrift, die sich schon schwieriger rechtfertigen lassen dürfte. Andre Firmen hatten die Zeitgrenze zwar ziemlich inne gehalten, dafür aber — vermuthlich des Goethe'schen Spruches eingedenk: „die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen" — in dem inneren Werthe des Gebotenen doch gar zu wenig Selbstkritik geübt. Wenn z. B. die Firma O. Spamer bei einzelnem Trefflichen, das sie darbot, für ihre leichte Fabrikwaare keinen geringeren Raum beanspruchte, als ein schwerwissenschaftlicher Verlag wie der von W. Engelmann oder von F. C. W. Vogel, so müßte sie doch, sollte man meinen, selber etwas betroffen hierüber gewesen und ihr der Gedanke gekommen sein, daß das ein Mißverhältniß ist.

Ein erfreuliches Bild bot nun die äußere Ausstattung der Bücher dar —

erfreulich vor allem wegen eines Umstandes. An der letzten Ostermesse nämlich fand bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums des Buchhändlerbörsenvereins auf der Leipziger Stadtbibliothek eine buchhändlerische Ausstellung statt, die einerseits aus einer historischen Abtheilung bestand, welche in instructiver Weise die Geschichte der Herstellung und des Vertriebes literarischer Erzeugnisse vergegenwärtigte, anderseits aus einer modernen Abtheilung, welche, der festlichen Veranlassung zu Ehren, auch vom Auslande, namentlich von Frankreich und England, reich beschickt worden war. Es konnte nicht fehlen, daß bei dieser Gelegenheit dieselben Erfahrungen gemacht wurden wie in Wien: die deutschen Erzeugnisse konnten sich in ästhetischer Beziehung in keiner Weise mit den ausländischen messen. Aber eine zweite Erfahrung kam hinzu: angesichts der charaktervollen und geschmackvollen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels aus dem 15. und 16. Jahrhundert mußte jeder sich sagen, daß es gar nicht einer Nachahmung des Auslandes, sondern nur der Rückkehr zur Vergangenheit des eignen Volkes bedürfe, um dem gesunkenen Geschmack unsrer heutigen Production aufzuhelfen. Was war dies aber anderes, als die Erfahrung, die wir in den letzten Jahren — namentlich belehrt durch die aller Orten veranstalteten kunstgewerblichen Ausstellungen — in allen übrigen Zweigen unsres Kunstgewerbes gemacht haben?

Es war zu wünschen und zu hoffen, daß diese doppelte Anregung nicht fruchtlos bleiben möchte. Daß aber noch vor Ablauf eines Jahres die Folgen davon schon in die Augen springen würden, das hätte sich wohl niemand träumen lassen. Und doch ist es so. In die Büchereinbände vor allem scheint eine förmliche Revolution gefahren zu sein. Was jedem zunächst auf der Leipziger Probeausstellung auffallen mußte, war das, daß die ausgestellten Bücher zum größten Theile überhaupt — gebunden waren, ein gewaltiger Fortschritt! Weniges nur war cartonnirt, ganz weniges bloß broschirt ausgelegt. Die Frage, ob gebunden oder nicht, läßt sich freilich von zwei Gesichtspunkten aus beantworten, von dem der Ehrlichkeit und dem des guten Geschmacks. Der deutsche Buchhandel vertreibt, durchaus abweichend z. B. vom englischen, den weitaus größten Theil seiner Erzeugnisse broschirt. Bezweckt man also lediglich, auf der Ausstellung unsre Bücher genau in der Gestalt vorzuführen, wie sie an das Publikum abgegeben zu werden pflegen, so läßt es sich rechtfertigen, daß z. B. die Firma B. Tauchnitz ihre sämmtliche Waare geheftet hingestellt hatte; gegen den uniformen Halbfranzband dagegen, und wenn er auch noch so schön war, in welchen die Firma F. C. W. Vogel ihre sämmtlichen Verlagsartikel gekleidet hatte, ließe sich am Ende gar Einspruch erheben, denn nie ist es dieser Firma eingefallen und wird ihr auch vielleicht nicht so bald einfallen, Exemplare ihrer Verlagswerke in so herrlichen Bänden für das Publikum vorräthig zu halten. Indessen darf doch, wo es

sich um eine Schaustellung handelt, bei welcher ästhetische Fragen stark ins Gewicht fallen, auch der andere Gesichtspunkt nicht vernachlässigt werden, und darum hätte man es lieber gesehen, wenn z. B. auch der Verlag von A. Dürr seine zahlreichen cartonnirten Bände diesmal mit schönen Halbfranzbänden vertauscht hätte. Welch ein merkwürdiges Bild aber boten nun die Einbände selbst dar! Etwa die Hälfte aller Bücher zeigte allerdings noch die aus den letzten zehn Jahren zur Genüge bekannten Bände in Leinwand oder Callico, in allen möglichen Modefarben, mit und ohne Relief, in mehr oder minder schwächlicher, stilloser Zeichnung; vereinzelt auch noch jene kläglichen sogenannten Halbfranzbände mit bockledernem Rücken, wie man sie z. B. an Wörterbüchern, Conversationslexicis und „Classikern", wenn man sie gebunden kauft, so oft zu sehen bekommt. Die Firma F. A. Brockhaus hatte sogar ihre bekannten „Galerieen", die Schiller-, Goethe-, Lessing- und Shakespearegalerie, in goldstrotzenden Einbänden hingelegt, die in ihrer Ornamentik geradezu einen vormärzlichen Geschmack bekundeten. Die andere Hälfte jedoch war mit echten Halbfranzbänden geschmückt, mit gediegenem Lederrücken in Juchten, Saffian und selbst Kalbleder, roth, grün, grau oder hellgelb gefärbt und durch einfache goldne Linien verziert, die Deckel mit Leinwand oder marmorirtem Papier, sogenanntem Steinmarmor oder Türkischmarmor, überzogen, auch das Vorsatzpapier stets farbig gehalten, kurz, es waren wirkliche Einbände, so schön und solid, wie man sie sich nur wünschen konnte, ein Anblick, den wir im deutschen Buchhandel seit Menschengedenken nicht gehabt haben. Daneben machten sich noch einige Curiosa bemerklich, Büchereinbände in einer Art von imitirtem Schweinsleder, mit reicher Goldprägung im Stil der Renaissance; über diese letzteren kann ich jedoch nicht urtheilen, ohne zugleich der typographischen Leistungen zu gedenken, die sich darunter bargen.

Der Geschmacksverbesserung unserer Buchbinderei sind vereinzelte Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Typographie vorausgegangen. Eine Anzahl Leipziger und Stuttgarter Druckereien — ich nenne namentlich aus Leipzig Bär und Hermann, Grumbach, Drugulin, Hundertstund und Pries, aus Stuttgart Gebrüder Mäntler haben in den letzten Jahren sich bemüht, die sogenannte Antiqua- oder Mediävelschrift — als „Mediavell" bezeichnete sie mir neulich ein Setzer — jene schöne, breit und vornehm auslaufende lateinische Type, mit welcher die Franzosen und Engländer jederzeit gedruckt haben, die uns aber in Deutschland schon seit dem Verfall unserer Druckerei im 16. Jahrhundert abhanden gekommen ist, nebst der dazu gehörigen Cursivschrift auch bei uns wieder zu Ehren zu bringen. Eine Anzahl namentlich von E. A. Seemann und Duncker und Humblot verlegter Bücher — z. B. die neueste Auflage von Lübke's Geschichte der Plastik, der erste Band von Lemcke's deutscher Literaturgeschichte, Lützow's Meisterwerke der Kirchenbaukunst, die zweite Auflage von

Woltmann's Holbeinbiographie, Löhr's Elsaß-Lothringen u. a. erschienen in dieser Schrift. Das Publicum wollte anfangs nicht recht dran; wie es immer geht, wenn der Geschmack lange Zeit hindurch förmlich systematisch abgestumpft worden ist, erschien das wahrhaft Schöne den Leuten anfänglich als eine geschmacklose Absonderlichkeit. Nach und nach haben die neuen Versuche aber doch zu munden angefangen.

Aber nicht bloß schönere Schrift, auch die typographischen Verzierungen, — Bordüren, Kopfleisten, Initialen, Schlußstücke — ohne welche in der guten Zeit des deutschen Buchdruckes ein Buch ganz undenkbar war, die aber schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts immer schlechter geworden waren und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gänzlich verschwunden sind, hat man wieder hervorgesucht. Im Verlage von Quandt und Händel in Leipzig erschien vor einigen Jahren eine geschmackvolle Ausgabe von Goethe's „Hermann und Dorothea", etwas später in demselben Verlag eine Auswahl aus Bret Harte's „Californischen Novellen", beide mit hübschen Zierleisten geschmückt. Der Verlag von L. Rosner in Wien trat um dieselbe Zeit mit den bekannten Griesebach'schen Dichtungen „Der neue Tanhäuser" und später „Tanhäuser in Rom" hervor. Die letztern fanden reißenden Absatz, natürlich vor allem des pikanten Inhalts wegen, zum Theil aber doch wohl auch wegen der außergewöhnlichen typographischen Ausstattung, die in diesem Falle als wohlberechnetes Reizmittel diente; wenn die „Californischen Novellen" einigen Anklang fanden, so geschah auch dies gewiß wegen des schmucken Aeußern, denn die vollständige Ausgabe von Bret Harte's „Argonautengeschichten" existirte ja in gewöhnlicher Ausstattung daneben; „Hermann und Dorothea" aber ist unseres Wissens klanglos zum Orcus hinabgegangen. Das Publikum hatte an die entsetzliche Nüchternheit unseres Buchdruckes gewöhnt, auch für solche Leistungen allmählich alles Verständniß verloren. Ein deutscher Gelehrter würde es auch noch jetzt für eine würdelose Spielerei halten und mit Entrüstung dagegen protestiren, wenn ein Verleger oder Drucker sich's einfallen lassen wollte, in einem wissenschaftlichen Werke von ihm typographische Verzierungen anzubringen. Als ob die Solidität eines Hauses vom ordinären Casernenstil unzertrennlich wäre, als ob sie irgendwie darunter leiden könnte, wenn das Haus zugleich schön gebaut wird!

Auch diese auf die Hebung unseres typographischen Geschmacks gerichteten Bestrebungen empfingen aber durch die oben erwähnten Jubiläumsausstellung neue, kräftige Antriebe. Und da im Anschauen der Bücher aus der guten, alten Zeit schließlich auch die Sehnsucht — freilich die nur allzuberechtigte Sehnsucht! — nach dem alten, soliden Papier wieder erwachte, das man ja heute noch in der gleichen Güte wie in vergangenen Jahrhunderten aus Holland beziehen kann, so entstanden nun in der allerletzten Zeit unter Zuhilfenahme

aller der genannten Mittel eine kleine Anzahl von Büchern, in denen man auf den ersten Blick voll Ueberraschung getreue Nachahmungen alter Drucke zu sehen meint. Wir denken hierbei an Publicationen wie die bei L. Rosner in Wien erschienenen Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte von Griesebach, an die Jubiläumsausgabe der Gedichte Michel Angelo's, die A. Dürr gebracht hat, an den ersten Band eines ursprünglich als „Salonausgabe“ angekündigten, dann als „Elzevierausgabe“ erschienenen Druckes von Schiller's Werken, mit dem O. Schulze in Leipzig debütirt hat, endlich an die beiden ersten Bände einer „Ausgabe für Bücherfreunde“, mit der die Firma Velhagen und Klasing einen Anfang gemacht hat: Kleine Schriften von M. Luther und Bismarck's Briefe. Die Schillerausgabe hat D. Jouaust in Paris gedruckt; leider ist sie nicht frei von ärgerlichen Druckfehlern. Alles übrige ist aus der Drugulin'schen Officin hervorgegangen. Die Gedichte Michel Angelo's und die „Ausgabe für Bücherfreunde“ waren bei der Leipziger Ausstellung mit vorgelegt. Um die Illusion vollständig zu machen, hatte man solche Drucke in Umschläge broschirt, die aus einer Art imitirten Pergament bestehen — man konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß es vielleicht gar dieselbe Masse sei, aus der seit einiger Zeit auch die künstlichen Därme zur Cervelatwurst fabricirt werden! — oder man hatte sie in die schon erwähnten, ebenfalls imitirten, Schweinslederbände gebunden, mit reicher Deckelvergoldung in italienischem oder deutschem Renaissancestil.

Da wären wir ja nun dort, wo wir sein wollten? Da hätten wir ja in der Buchausstattung jene in unserem Kunstgewerbe aller Orten angestrebte zweite Renaissance? Was wollen wir noch weiter? Nur fort auf der glücklich betretenen Bahn!

Ehrlich gestanden: es scheint mir doch zu viel des „Imitirten“ an diesen Reformversuchen zu sein. Daß man wieder zu den schönen alten Schriftschnitten zurückkehrt, wird jeder Urtheilsfähige mit Freuden begrüßen. Hier brauchen wir nicht viel zu experimentiren, wie es wunderlicher Weise in den „Bismarck-Briefen“ geschehen ist, die man in einer, wie es scheint, besonders dazu angefertigten, ideal construirten, entfernt an Schriften aus dem Ende des 18. Jahrhunderts erinnernden deutschen Type hat drucken lassen, sondern man braucht sich nur einfach an die lateinische Antiqua zu halten, denn ihr gehört, auch in der deutschen Typographie, jedenfalls die Zukunft, und man braucht sich nur fern zu halten von jener häßlichen Schriftmengerei, die z. B. in allen den genannten Griesebach'schen Büchern zu finden ist, die aber ihr Vorbild nicht in der Blüthezeit, sondern im Verfall der Druckerei im 17. Jahrhundert hat. Daß man den Satz wieder mit typographischen Verzierungen auszustatten anfängt, auch das ist nur zu loben. Freilich ist es hier schon weniger mit einem äußerlichen Copiren der alten Bücher gethan. Ein Drucker des 15.

oder 16. Jahrhunderts dürfte bedenklich sein Haupt schütteln, wenn er in der vielgepriesenen Dürr'schen Michelangelo-Ausgabe sähe, wie die Kopfleisten, mit denen da Seite für Seite ausgestattet ist, bald zwei Finger, bald einen halben Finger breit, bald auf schwarzem, bald auf lichtem Grunde gezeichnet, bald mit rein geometrischem, bald mit figürlichem Ornament versehen, bald in sich abgeschlossen, bald bloße Bruchstücke einer fortlaufend gedachten Kante sind. Das Buch macht wirklich etwas den Eindruck einer Zierleistensammlung. Wozu aber nun bei all diesen Drucken das rauhe, gefranste Büttenpapier? Ist das wirklich ein unerläßliches Erforderniß bei unseren Reformbestrebungen? Ich gestehe, daß ich persönlich ein kleine Schwäche für dieses Papier habe, aber die wenigsten wollen sie theilen. Von einer Menge wohlgebildeter Leute kann man hören, daß sie entzückt sind über diese Nachbildungen alter Drucke, daß ihnen aber das rauhe Papier im hohen Grade mißfällt, und man kann ihnen mit allem Aufwand von Scharfsinn nicht Unrecht geben. Gewiß ist dies holländische Papier das solideste von der Welt, aber sollten wir uns nicht, wenn anders wir den guten Willen haben, zur Solidität in der Papierfabrication zurückzukehren, ein Papier schaffen können, welches die äußere Schönheit und Glätte, welche man heute ja auch dem erbärmlichsten und vergänglichsten Surrogate zu geben versteht, mit der Dauerhaftigkeit des alten Lumpenpapieres verbindet? Man kann denen nicht widersprechen, welche behaupten, daß die Anwendung des alten Büttenpapiers eine spielende und überflüssige Alterthümelei sei, mit der wir hinter unser besseres Können zurückgehen. Und wozu nun endlich gar diese imitirten Schweinslederbände, die doch bei etwas näherer Betrachtung durch ihr kreidiges, brüchiges Aussehen verrathen, daß sie nicht echt sind, daß sie etwas anderes vorstellen wollen, als was sie wirklich sind? Kann es wirklich unsere Aufgabe sein, den äußern Schein der alten Bücher nachzuahmen?

Wir machen eben an den Reformbestrebungen der kunstgewerblichen Seite unsers Buchhandels genau dieselbe Erfahrung, wie sie überall in Kunst und Kunstgewerbe bei Anlehnungsversuchen an ältere Vorbilder gemacht worden sind. Es wird zunächst mit einem ängstlichen und äußerlichen Copiren der alten Erzeugnisse begonnen. Erst allmählich steigt man dann dazu auf, in das Wesen derselben einzudringen, das Unwesentliche bei Seite zu lassen und nicht bloß in ihren Formen, sondern in ihrem Geiste zu schaffen. Nicht im Kunstgewerbe allein ist es so gewesen. Man denke in der bildenden Kunst an die ersten classicistischen Regungen in der deutschen Kunst des vorigen Jahrhunderts im Vergleich zu dem, was Carstens, Thorwaldsen, Schinkel dann erreichten, in der Poesie an das antikisirende Odengestammel Klopstock's im Vergleich zu Goethe's Iphigenie, ja selbst in einer verhältnißmäßig so jungen Kunst wie die Musik an die Wiederbelebungsversuche des Oratoriums durch Mendelssohn

im Vergleich zu dem „deutschen Requiem" von Brahms. Wenn heute ein alter Meister Drucker des 15. Jahrhunderts auferstünde und unsre Bemühungen sähe, so würde er sagen: „Ihr müßt nicht das machen, was wir gemacht haben, sondern so, wie wir's gemacht haben, oder richtiger wie wir's gemacht haben würden, wenn wir die technischen Mittel gehabt hätten, die euch jetzt zu Gebote stehen." Durch sklavischen Anschluß an ältere Stilformen werden nur Curiositäten fertig, manierirte, aber keine stilvollen Erzeugnisse. Nur innere Wahrheit, nur der volle Einklang zwischen geistigem Gehalt, Zweck, Material, Form und Verzierung erzeugt jenen „Stil", nicht im historischen, sondern im philosophischen Sinne, der die Bedingung, aber auch die Bürgschaft aller künstlerischen Schönheit ist.

Und da wollen wir denn mit Freuden constatiren, daß ein Buch wenigstens auf der Leipziger Probeausstellung zu sehen war, das diesen eben ausgesprochenen Forderungen äußerst nahe kam und das wir deshalb — ganz abgesehen von seiner eminenten wissenschaftlichen Bedeutung und seiner classischen Diction — schon ganz äußerlich betrachtet als ein wahrhaft „schönes Buch" bezeichnen müssen: ich meine die im Verlage von E. A. Seemann erschienene Biographie Albrecht Dürer's von M. Thausing. Das Buch ist auf modernem, glattem Papier — das vielleicht noch etwas besser sein könnte — mit lateinischer Antiqua gedruckt und zwar im Ganzen gut und sauber gedruckt — eine treffliche Leistung der Officin von Hundertstund und Pries. Es ist mit einer stattlichen Anzahl vorzüglicher Holzschnitte nach Dürer'schen Kunstwerken geschmückt, die sämmtlich speciell für dieses Buch hergestellt sind und mit großer Gewissenhaftigkeit das Charakteristische der Originale wiederzugeben suchen. Es ist endlich durch prächtige Initialen und Schlußstücke verziert, die ebenfalls ausnahmslos besonders für dieses Buch angefertigt und zwar im Geiste Dürer'scher Kunst und mit Anlehnung an einzelne seiner Werke erfunden sind. Das ausgelegte Exemplar war in rothen Saffian gebunden, mit einfacher, dem Charakter des Innern streng entsprechender Ornamentik. Ich gestehe, es ist mir aus neuerer Zeit aus dem deutschen Buchhandel kein Buch erinnerlich, das einen so durch und durch harmonischen Eindruck machte. Das ist einmal ein Buch, mit dem wir uns vor dem Auslande sehen lassen können, wenn auch der Franzose mit vollem Rechte sagen wird: „Wir können's doch noch besser!"

Wenn ein Buch, wie diese Dürerbiographie im deutschen Buchhandel Nachahmung fände, so könnten wir vielleicht mit der Zeit in Deutschland ganz von selber eine Classe von Leuten entstehen sehen, die in Frankreich und England stark vertreten ist, die wir aber in Deutschland gar nicht kennen: die Bücherfreunde, die Bibliophilen. Unsre Buchhändler berufen sich stets, wenn man ihnen die ordinäre Ausstattung ihrer Waare vorwirft, auf den

Umstand, daß es uns in Deutschland völlig an einem Publikum fehle, welches aus rein künstlerischem Interesse an schönen Büchern Freude hätte und eine stattliche Bibliothek in ähnlichem Sinne sich anlegte, wie eine Gemälde- oder Kupferstichsammlung, eine Sammlung von Geräthen oder Gefäßen. Das ist wohl richtig. Das bücherkaufende Publikum ist in Deutschland fast ausschließlich in den Gelehrtenkreisen, also in armen Kreisen zu suchen. Dort kommt es vor, daß einer zehn Procent seines ganzen jährlichen Einkommens auf Vermehrung seiner Bibliothek verwendet. Die reichen Leute aber haben wohl Geld für Pferde und Wagen, für kostbare Weine, für theuere — schön brauchen sie nicht zu sein — Tapeten und Gardinen, zur Noth auch einmal für geschnitzte Möbel, die sie dann kurzweg als „antique" bezeichnen; aber wie Jemand die Wand „mit Büchern tapezieren" kann, das will ihnen nicht in den Sinn. In irgend einem Schranke, der sonst auch noch alles mögliche andere verwahrt, stehen ein Paar Bände der „Gartenlaube" oder der „Illustrirten Zeitung", irgend eine billige Schillerausgabe und was sonst etwa zum nothdürftigsten literarischen Comfort gehört; alle Bedürfnisse, die darüber hinausliegen, kann man ja für wenige Pfennige in der Leihbibliothek befriedigen. Und selbst Gebildetere, die noblere Passionen haben, werden noch eher auf Bilder und Antiquitäten, auf eine schöne Bibliothek aber gewiß zu allerletzt verfallen. Ich glaube, daß man diesen Zuständen nicht dadurch aufhelfen kann, daß man von älteren Büchern „Ausgaben für Bücherfreunde" herstellt, sondern vielleicht eher dadurch, daß man neue Bücher, die voraussichtlich einschlagen werden, z. B. hervorragende populärwissenschaftliche und belletristische Werke, von vornherein in einer Ausstattung auf den Markt bringt, die sich über die nothdürftigste graphische Darstellung des Inhalts zur selbständigen künstlerischen Leistung erhebt und um deswillen schon auch in nicht sehr literarisch gesinnten Gemüthern eine unbezwingliche Lust zum Besitzen erweckt.

Dies beiläufig. Der deutsche Buchhandel wird — das scheint mir aus allem hervorzugehen — auch bei der diesmaligen Weltausstellung in Philadelphia mit dem der Engländer und Franzosen noch nicht recht concurriren können. Es fehlt uns eben in diesem Zweige des Kunstgewerbes, wie in allen übrigen, an jeder Tradition, wir müssen überall von vorn anfangen, und die kurze Spanne Zeit, die seit der Wiener Ausstellung verflossen ist, hat gerade nur hingereicht, um auf unsere Aufgaben uns besinnen zu können. Aber die Ueberzeugung dürfen wir haben, daß uns diesmal der deutsche Buchhandel — seiner geistigen Bedeutung nach ja der erste der Welt — auch in gewerblicher Beziehung wenigstens keine Schande wieder machen wird. Und so wünschen wir denn dem hübschen Pavillon sammt seinem Inhalt eine glückliche Fahrt! G. Wustmann.

Oberst Sellers.*)

Wir haben neulich in Tillier's „Onkel Benjamin" einen sehr komischen Franzosen kennen gelernt. Die neuesten beiden Bände der „Amerikanischen Humoristen" stellen demselben einen nicht weniger komischen Yankee an die Seite. Wie jener, so hat auch dieser entschiedenen Anspruch auf einen Platz in der Tafelrunde, an der sich, ein Schauspiel für Götter und Menschen, der unsterbliche Spanier, der Ritter von der traurigen Gestalt und sein Knappe an den unsterblichen Briten Falstaff, und an diese weiter unten Mr. Pickwick und Sam Weller, der Onkel Bräsig, Spindler's Meister Kleiderleib und andere närrische Käuze und lustige Gesellen kleineren Kalibers reihen. Das „Vergoldete Zeitalter" ist als Ganzes nicht eigentlich ein Werk reinen Humors, der keine andere Absicht hat, als die, komisch zu sein oder doch komisch zu scheinen, der also immer naiv ist und handelt. Es ist eine Satire, die den Zweck verfolgt, am Schicksal einer Familie, deren Glieder und Bekannte in verschiedene Situationen gebracht werden, eine Anzahl der Hauptgebrechen, an denen das öffentliche Leben in der Union leidet, aufzuzeigen und zu geißeln. An einer Dampferfahrt auf dem Mississippi wird uns die unverantwortliche Tollkühnheit vorgeführt, mit welcher hier die Kapitäne einander an Schnelligkeit zu überbieten suchen. Der Vater jener Familie und mehrere seiner Freunde repräsentiren die Speculationssucht, welche selbst die untern Schichten der amerikanischen Gesellschaft durchdringt. Wir sehen, wie der Schwindelgeist der Unternehmer Eisenbahnen und Städte baut oder wenigstens projectirt. Wir blicken in die Geheimnisse der Gründer auf der neuyorker Wallstreet und begegnen dem geldmachenden Humbug noch auf zahlreichen andern Gebieten. Wir lächeln verächtlich über den Dünkel und die albernen Manieren der Glückspilze, welche einen guten Theil der vornehmen Welt in Washington ausmachen. Den Hauptaccent aber legt die Satire auf die Corruption der Mehrzahl der Congreßmitglieder, die uns namentlich im Senator Dilworthy gezeichnet werden, auf die Intriguen der „Lobbyisten", welche bei vielen Gesetzen dem Egoismus Einzelner zum Siege über das allgemeine Wohl verhelfen, und auf die Bestechlichkeit der Gerichte, die in den letzten Jahren in mehrern Fällen geradezu gen Himmel schrie. Daß dabei einige Uebertreibungen vorkommen, ist dem satirischen Dichter erlaubt, er schreibt ja nicht Geschichte, sondern zeichnet Carricaturen, und so wäre das Ganze, — abgesehen von einigen Mängeln in der Composition, die durch eine neben der Haupterzählung herlaufende und sich nicht immer geschickt mit ihr verschlingende Nebengeschichte

*) Das vergoldete Zeitalter von Mark Twain und Ch. D. Warner, übersetzt von Moritz Busch. Leipzig, 1876. Verlag von W. Grunow.

herbeigeführt werden, welche eine Art Gegenbild zu jener ist — eine ganz vortreffliche Satire auf die gegenwärtigen Zustände der Union, soweit sie Tadel verdienen. Aber sie ist mehr als das. Sie enthält in einigen Nebenfiguren Gestalten des reinsten Humors, die uns nicht jenes verächtliche Lachen, sondern das behagliche Lächeln erwecken, welches sich immer einstellt, wo mehr oder minder harmlose Thorheiten mit naiver Leidenschaft betrieben werden.

Unter diesen Gestalten aber nimmt Oberst Sellers von Missouri, der Don Quixote der Projectenmacherei, den ersten Rang ein. Fortwährend voll Pläne von großartigstem Hochflug, nie um einen Trost, eine Entschuldigung und einen Ersatz verlegen, wenn sie sich nicht durchführen lassen oder mißglücken, freigebig mit Phantasieversprechungen und Traumgeschenken, unaufhörlich sich selbst und dann in seiner Bereitwilligkeit, Andere an seinem zukünftigen Glücke theilnehmen zu lassen, ähnlich geartete Freunde täuschend, immer arm wie eine Kirchenmaus, aber immer reich und vornehm in seiner Einbildung, ist er eine ungemein komische Erscheinung. Stets ist bei ihm Sonnenaufgang und schön Wetter, und wenn es nie Mittag werden will, so wird es auch niemals Nacht. Er lügt wie Münchhausen, er täuscht, er bringt jeden, der sich mit ihm einläßt, in Verlegenheit und Noth, aber es geht ihm selber nicht besser. Kein Mensch existirt, der dem alten Schlingel etwas nachtrüge, er meint es gar zu gut, er glaubt gar zu fest an den Werth der Seifenblasen, die er aufsteigen läßt, an die Luftschlösser, die er für sich und als gutherzige Seele immer zugleich für seine Freunde baut, an das Gold, in welches seine phantastische Denkart jeden Erdkloß verwandelt. Seine großsprecherische Beredsamkeit endlich gehört zu dem Köstlichsten, was man lesen kann.

Gleich die erste Begegnung mit ihm ist von ungemein komischer Wirkung. Nachdem er mit allerlei Erfindungen und Unternehmungen, die sämmtlich viel versprechen, aber auch sämmtlich ihren Haken haben, sich und seinen Freund Hawkins halb ruinirt hat, bewegt er diesen, nach Missouri auszuwandern, wohin er vorausgegangen ist. „Schmeiß Deine Siebensachen, wenn es nothwendig ist, weg“, schreibt er, „und komm mit leeren Händen. Du wirst es nimmermehr bereuen. Es ist die großartigste Gegend — das reizendste Land — die reinste Luft — keine Feder kann ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen“. . . „Ich habe den herrlichsten Gedanken, und ich will Dich daran theilnehmen lassen, ich werde jeden Freund, den ich habe, und der mir beigestanden hat, daran theilnehmen lassen; denn wir haben genug, und es bleibt noch übrig. Aber den Mund halten — nicht ein Wörtchen davon merken lassen. Du wirst sehen. Komm! — Rasch! — Hurtig! — Auf nichts warten.“ Hawkins geht denn auch mit seiner Familie zu ihm und erlebt infolge dessen zu den vielen Enttäuschungen, die sein phan-

tastischer Freund ihm schon bereitet hat, eine recht gründliche neue. Das „reizendste Land“ des Briefes ist in der Wirklichkeit eine Wildniß am obern Mississippi, und der Oberst empfängt die Ankommenden in einem Oertchen von zehn oder zwölf elenden Blockhütten mit einer trägen, zerlumpten, schlotterigen Bevölkerung. Indeß was fehlt, wird durch die herzliche Freundlichkeit und den beredten Redestrom des Obersten vorläufig ersetzt. „Zum Henker mit dem Kerl!“ sagt Frau Hawkins, als sie mit ihrem Manne die Leiter in die Dachkammer im Seller'schen Hause hinaufsteigt, in der sie ihr erstes Nachtquartier im Städtchen nehmen sollen. „Ich glaube wahrhaftig, er ist toller wie je geworden, aber doch muß man ihm gut sein, man mag wollen oder nicht — und was noch mehr ist, man hat gar keine Lust, ihm gram zu sein, wenn man seine Augen sieht und ihn reden hört.“

Zunächst haben die Leute auch in Wirklichkeit nicht gerade zu bereuen, dem Rufe des Obersten gefolgt zu sein. Die Speculation, auf die er in seinem Briefe hingedeutet, und die in der Zucht von Maulthieren für die südlichen Märkte besteht, gelingt. Alles geht gut. Hawkins baut sich ein zweistöckiges Haus, das sogar einen Blitzableiter bekommt und innen Teppiche hat. Aber im Laufe der nächsten Jahre ändert sich das. Sellers speculirt weiter, läßt Hawkins mit Freuden sich an allen seinen Unternehmungen betheiligen, und verliert mit ihm zuletzt alles, was sie haben.

Der Oberst zieht nach der größeren Nachbarstadt Hawkeye. Hawkins schickt ihm hier seinen Sohn Washington zu, damit er ihn in einem Geschäft unterbringe. Sellers empfängt denselben mit gewohnter überschwänglicher Freundlichkeit, gewohnter phantasiereicher Großsprecherei und ebenfalls gewohntem Mangel an kleinem Gelde. „Ei der Tausend, Washington“, begrüßt er ihn, „erfreut, Dich zu sehen — ganz entzückt, Dich zu sehen, mein Junge! Bin auf dem Ausguck nach Dir gewesen. Hörte das Posthorn, hatte aber jemand bei mir, den ich nicht abschütteln konnte — einen, der was ganz Enormes vorhat — will, ich soll etwas Kapital mit hineinstecken — und ich sage Dir, mein Junge, ich könnte es nicht besser anlegen. — Nein, laß das Gepäck zufrieden, ich werde das machen. Hierher, Jerry (ruft er einem Negerbuben zu). Sacke diesen Plunder auf die Achsel und folge mir. Komm, Washington. Herrgott, wie ich mich freue, Dich zu sehen. Meine Frau und die Kinder brennen vor Begierde, Dich zu sehen. Wahrhaftig, sie werden Dich gar nicht mehr kennen, so bist Du gewachsen. Die Leute zu Hause doch alle hübsch wohl? — Das ist gut, freut mich zu hören. Wir haben immer schon daran gedacht, mal runter zu fahren und sie zu besuchen, aber ich stecke in so vielen Unternehmungen, und es sind keine solchen Sachen, die man andern Leuten anzuvertrauen Lust hätte, und so schoben wir's fortwährend auf. Förmliche Vermögen stecken darin. Gnädiger Himmel, hier ist

das Land, wo sich Reichthümer zusammenhäufen lassen, hier ist's, wo die Dynastie Sellers' gedeiht! — Leg' es auf die Thürstufe, Jerry — es ist der schwärzeste Nigger im ganzen Staate, Washington, aber ein gutes Herz, ganz ungeheuer netter Junge, dieser Jerry — Und jetzt, Jerry, wirst Du, denk ich, zehn Cents haben wollen. Das ist ganz richtig — wenn Jemand für mich arbeitet — wenn jemand — ei zum Teufel, wo ist denn das Portemonnaie? — wenn, ah! — na das ist doch sonderbar — o, jetzt erinnere ich mich, muß es in der Bank liegen gelassen haben. Und bei Gott, mein Checkbuch hab ich auch zurückgelassen! Gieb mir mal ein Zehncentstück, Washington, wenn Du eins hast. Ah, danke. Und nun schieb ab, Jerry, Deine Gesichtsfarbe hat es eine halbe Stunde vor der Zeit dämmern lassen. Ziemlich hübscher Witz — ziemlich hübsch. — Hier haben wir ihn, Polly! Washington ist angekommen, Kinder. Kommt jetzt, freßt mir ihn nicht — freßt ihn drin im Hause auf" u. s. w.

Alles im Hause ist ärmlich, die Kleider, die Wäsche, die Möbeln, aber Alles will das Gegentheil von Dürftigkeit sein. „Der Hut des Obersten war abgeschabt und glänzend von vielem Glattbürsten, aber demungeachtet hatte er einen fast überzeugenden Ausdruck an sich, nach welchem er eben erst neu gekauft worden zu sein schien. Auch seine übrigen Kleidungsstücke waren abgeschabt und glänzend, aber sie sahen aus, als ob sie völlig zufrieden mit sich selbst und nur zärtlich bekümmert um andrer Leute Kleider wären." Es wird Licht angezündet, und Washington muß sich setzen und sich's bequem machen. Der Oberst schiebt, fortwährend plaudernd, ein angezündetes Schwefelhölzchen in den Ofen. Dann befestigt er die Ofenthür, indem er das Schüreisen dagegen lehnt; denn die Haspen haben sich von den Geschäften zurückgezogen. Diese Thür rahmt ein kleines Viereck von Hausenblase ein, welches jetzt von einer matten Gluth warm wird. Die ganze Gesellschaft sammelt sich um den Ofen, und der Oberst fährt in seinem Schwadroniren und Renommiren fort, während die Kinder an ihm herumklettern, ihn liebkosen und von ihm geliebkost werden und seine wie ein Kätzchen schnurrende kleine Frau, fleißig mit dem Strickstrumpf beschäftigt, nahe zur Hand sitzt und glücklich, stolz und dankbar aussieht. Da passirt, als Sellers eben im besten Zuge ist, ein Unglück, und es giebt eine Entdeckung.

„Der Oberst begann von einer ungeheuren Speculation zu sprechen, auf die er einiges Kapital zu verwenden gedachte, und wegen der einige londoner Bankiers herübergekommen waren, um sich mit ihm zu berathen, und bald baute er glitzernde Pyramiden von Goldstücken auf, und Washington fing sofort an, unter dem Zauber seiner Beredsamkeit ein wohlhabender Mann zu werden. Zu gleicher Zeit aber war er nicht im Stande, die im Zimmer herrschende Kälte völlig zu ignoriren. Er saß fast so nahe am Ofen, als er

ihm beikommen konnte, und doch vermochte er sich nicht zu überzeugen, daß er auch nur die geringste Wärme fühle, trotzdem das Häutchen von Hausenblase immer noch sanft und heiter glühte. Er versuchte ein wenig näher an den Ofen zu kommen, und die Folge war, daß er den Feuerhaken, welcher die Thür desselben stützte, umstieß und letztere auf den Fußboden herabfiel. Und jetzt gab es eine Enthüllung — es war nichts im Ofen als ein angezündetes Talglicht." Der arme Jüngling erröthet, aber der Oberst weiß sich sofort zu helfen. „Eine kleine Idee von mir selber, Washington, sagte er. Eins der größten Dinge in der Welt. Du mußt schreiben und Deinem Vater davon erzählen, vergiß mir das nicht. Ich habe da etliche wissenschaftliche Berichte aus Europa gelesen — Freund von mir, Graf Fugier, schickte sie mir — schickt mir allerhand Sachen von Paris — hält ungeheure Stücke von mir, dieser Fugier. Nun denn, ich sah, daß die französische Academie die Eigenschaften der Wärme geprüft hatte, und sie kamen zu dem Schlusse, daß sie ein Nichtleiter oder so 'was der Art ist, und daß ihr Einfluß für nervöse Organismen mit erregbaren Temperamenten nothwendig tödtlich sein muß, vorzüglich wo irgendwelche Neigung zu rheumatischen Affectionen vorhanden ist. Da sah ich Dir nun im Augenblicke, was uns fehlte, und sofort sag' ich: Aus mit dem Feuer! — ich will keine langsame Marter und gewissen Tod mehr haben, Leute. Was Ihr braucht, ist der Schein vom Feuer, nicht die Hitze selber. Na aber, wie das machen, war das Nächste, woran zu denken war. Ich ließ mir die Geschichte durch den Kopf gehen, grübelte ein paar Tage drauflos, und hier haben wir das Ergebniß. Rheumatismus? Ei der Tausend, kein Mensch kann sich in diesem Hause einen Rheumatismus zuziehen; er kann's ebenso wenig, wie er aus einer Mumie eine Meinungsäußerung herausschütteln kann. Ofen mit einer Kerze darin und eine durchscheinende Thür — das ist's — es ist die Rettung dieser Familie gewesen."

Das Abendessen in Sellers' Hause ist anfangs nicht gerade üppig, aber es bessert sich damit bei näherer Bekanntschaft. Das heißt, „was Washington auf den ersten Blick für bescheidene Kartoffeln ansah, wurde bald zu ehrfurchtsvolles Staunen einflößenden Agriculturproducten, die in einem herzoglichen Garten jenseits des Meeres unter den geheiligten Augen des Herzogs selbst erbaut worden waren, der sie Sellers gesandt hatte. Das Brod war von Mais, der nur an einer einzigen begünstigten Stelle der Erde wuchs, und den nur einige Bevorzugte bekommen konnten. Der Rio-Kaffee, der dem Geschmacksinn zuerst abscheulich zu sein schien, nahm einen bessern Duft an, als man Washington bemerkte, er müsse ihn langsamer trinken und sich nicht mit etwas beeilen, was man auf der Zunge verweilen lassen müsse, wenn man den darin liegenden Luxus völlig würdigen wolle — er wäre aus den Privatvorräthen eines brasilischen Edelmannes mit

einem Namen, der sich nicht merken ließe. Die Zunge des Obersten war der Zauberstab eines Magiers, der gedörrte Aepfel in Feigen und Wasser in Wein verwandelte, und zwar mit derselben Leichtigkeit, mit der er aus einer Hütte einen Palast machte und Armuth als nahe bevorstehenden zukünftigen Reichthum darstellte."

Das Frühstück ist nicht besser als das Abendessen, aber der Oberst verwandelt es durch seine Reden in ein orientalisches Festgelage. Nach einem Weilchen sagt er: „Ich beabsichtige, mich Deinetwegen umzusehen, Washington, mein Junge. Ich habe gestern eine Stelle für Dich aufgespürt, aber ich komme jetzt nicht darauf zurück — das ist nur ein Butterbrot. Wenn ich sage, ich werde mich Deinetwegen umsehen, so meine ich etwas ganz Anderes... Ich werde Dich auf einen Weg bringen, wo Du soviel Geld verdienen sollst, daß Du nicht wissen wirst, was damit anzufangen ist. Ich habe etliche ganz wunderbare Operationen vor, aber ich halte mich still. Mund halten ist die Parole. Dein alter Freund geht nicht herum und gackert und läßt alle Welt sich in die Karten gucken... Nun haben wir da eine Speculation in Mais, die sich gut anläßt. Etliche Leute in Neuyork versuchen mich dafür zu gewinnen — wollen alle Saaten auf dem Halm aufkaufen und dann, wenn sie reif sind, den Markt beherrschen — ha, ich sage Dir's, ein großartiger Gedanke. Und es kostet nur eine Kleinigkeit. — mit dritthalb Millionen ist's gethan. Ich habe noch nicht gerade zugesagt — 's hat keine Eile — weißt Du, je gleichgültiger ich scheine, desto hitziger werden die Kerle. Und dann ist da diese Schweine-Speculation — die ist noch großartiger. Wir haben hier stille Leute an der Arbeit — die schleichen herum wie die Katze nach Mäusen, um von den Farmern ringsum im ganzen Westen und Nordwesten Angebote für die Aufzucht ihrer Schweine zu sammeln, und andere Agenten, die in der Stille Angebote und Preise von den Pökelfleisch-Fabrikanten einholen — und siehst Du nicht, daß, wenn wir alle diese Schweine und alle diese Schlachthäuser in aller Stille in die Hände kriegen — hui, drei Schiffe brauchten wir dann, um all das Geld fortzuschaffen, das dabei verdient würde. Ich habe mir die Sache angesehen — habe mir alle Chancen für und alle Chancen gegen sie ausgerechnet, und obwohl ich den Kopf schüttele und zögere und anscheinend weiter nachdenke, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn das Ding sich mit einem Kapital von sechs Millionen machen läßt, dies das Pferd ist, auf das ich mein Geld setze. Jeder Mensch kann sehen, daß ganze atlantische Oceane voll Geld drin stecken, die Golfe und Buchten mitgerechnet. Aber es giebt noch 'was größeres als das — ein größeres —

Was, Oberst, Sie können doch nicht noch 'was Größeres haben wollen, sagte Washington mit blitzenden Augen. O, ich wollte doch, ich könnte

mich bei einer dieser Speculationen betheiligen ... ich wollte, ich wäre nicht von Armuth bedrängt und niedergehalten und gefesselt, wo solche wundervolle Aussichten hier vor meinen Augen liegen...

Ein liebreiches mitleidiges Lächeln spielte auf den Zügen des Obersten, und er lehnte sich über den Tisch mit der Miene eines Mannes, der „es Einem schon zeigen wird" und zwar ohne Mühe. Ei, Washington, mein Junge, rief er, diese Sachen sind gar nichts. Sie sehen aus, als ob sie 'was Großes wären — natürlich sehen sie groß aus in den Augen eines Neulings — aber für einen Mann, der sein ganzes Leben lang an große Operationen gewöhnt gewesen ist — bah! Sie sind ganz gut, um damit eine unbeschäftigte Stunde zu verbringen, oder einem Bischen brach liegendes Kapital Gelegenheit zu verschaffen, ein paar Dollars zu verdienen, so lange es warten muß, bis es wirklich 'was zu thun giebt; aber — jetzt horch einen Augenblick auf — laß mich Dir einmal eine Idee von dem geben, was wir alten Veteranen der Handelswelt ein Geschäft nennen. Hier haben wir den Rothschild'schen Vorschlag — das ist unter uns, verstehst Du — denn ich möchte es nicht um ein Vermögen herauskommen lassen. Sie wollen mich im Stillen dabei haben — Agent vor zwei Wochen deshalb hier gewesen — ganz in der Stille soll ich mitthun und — hier dämpfte er seine Stimme zu einem eindrucksvollen Flüstern — hundert und dreizehn nothleidende Banken in Ohio, Indiana, Kentucky, Illinois und Missouri aufkaufen. Die Noten dieser Banken stehen verschieden — durchschnittlich vierundvierzig — ich soll sie aufkaufen, siehst Du wohl, und dann plötzlich die Katze aus dem Sacke lassen. Wutsch! würden die Actien aller dieser Banken sich zu einem fürchterlich hohen Stand in die Höhe wirbeln, ehe Du nur einen Purzelbaum schlagen könntest — Profit bei der Speculation nicht ein Dollar weniger als vierzig Millionen."

Es folgt eine beredte Pause, während welcher die wundervolle Vision sich in Washington's Gemüth senkt und dort Wurzel schlägt. Er gewinnt endlich seinen Athem wieder und sagt: „O warum konnten diese Dinge nicht passiren, als Vater noch im Gange war! Und ich — na, es nutzt nichts — sie liegen mir einfach vor der Nase und spotten meiner. Mir bleibt nichts übrig als hülflos dazustehen und zuzusehen, wie andre Leute die staunenerweckende Ernte einheimsen." Der Oberst tröstet ihn: „Na laß Dich das nicht bekümmern, Washington, gräme Dich nicht. Will schon für Dich sorgen. Es giebt eine Menge Gelegenheiten. Wie viel Geld hast Du?" Im Angesichte so vieler Millionen kann Washington sich nicht enthalten, zu erröthen, als er gestehen muß, daß er in der ganzen Welt nur achtzehn Dollars sein nennen kann. „Nun — schon gut," erwidert der Oberst, „Du brauchst nicht zu verzweifeln. Andere Leute sind genöthigt gewesen, mit

weniger anzufangen. Ich habe ein Ideechen, das sich für uns zu etwas entwickeln kann — ganz zu seiner rechten Zeit. Halte dein Geld zusammen und spare etwas dazu. Ich werde machen, daß es Junge kriegt. Ich habe, nur um mir die Zeit zu vertreiben, Experimente angestellt mit einem Präparat zur Heilung schlimmer Augen — eine Art Abkochung, neun Zehntel Wasser und das letzte Zehntel Droguen, von denen das Faß nicht mehr als einen Dollar zu stehen kommt. Ich experimentire noch immer damit. Es fehlt noch eine Zuthat, die das Ding vervollständigt, und ich weiß nicht, wie es kommt, ich bin immer noch nicht zu dem gelangt, was nothwendig ist, und natürlich wage ich nicht, mit dem Apotheker darüber zu sprechen. Aber ich mache Fortschritte, und ich wette, ehe viele Wochen ins Land gehen, wird die ganze Union widerhallen von Eschol Sellers' Unfehlbar Wirkender Kaiserlich Orientalischer Optischer Salbe, der Heilung für böse Augen — des medicinischen Wunders unseres Jahrhunderts. Kleine Flaschen fünfzig Cents, große einen Dollar. Durchschnittliche Kosten für mich fünf Cents für die eine und sieben Cents für die andere Größe. Das erste Jahr verkauft, sagen wir 'mal, in Missouri zehn tausend Flaschen, siebentausend in Iowa, dreitausend in Arkansas, viertausend in Kentucky, sechstausend in Illinois und, sagen wir 'mal, fünfundzwanzigtausend in den übrigen Staaten. Im Ganzen fünfundfünfzigtausend Flaschen. Reiner Gewinn, abgesehen von allen Kosten, auf das Allerniedrigste berechnet, zwanzigtausend Dollars. Das ganze Kapital, welches wir nothwendig haben, ist das, welches zur Anfertigung der ersten zweitausend Flaschen erforderlich ist — sagen wir hundertundfünfzig Dollars — dann würde das Geld einzuströmen beginnen. Im zweiten Jahre würde der Verkauf sich auf zweimalhunderttausend Flaschen belaufen — Reingewinn, sagen wir, fünfundsiebzigtausend Dollars, und zu derselben Zeit würden wir die große Fabrik in St. Louis bauen, die, sagen wir, hunderttausend Dollars kosten würde. Im dritten Jahre könnten wir mit Leichtigkeit eine Million Flaschen in den Vereinigten Staaten absetzen und —"

„Oh, herrlich", unterbricht ihn Washington, dem es, wie man schon gefunden haben wird, nicht schwer fällt, das Wunderbarste zu glauben. „Fangen wir auf der Stelle an — lassen Sie uns —"

„Eine Million Flaschen in den Vereinigten Staaten", fährt Sellers fort „— Profit wenigstens dreihundertundfünfzigtausend Dollars — und nun würde es an der Zeit sein, unsere Aufmerksamkeit der *eigentlichen* Idee des Geschäfts zuzuwenden."

„Der *eigentlichen* Idee?" fragt Washington Hawkins. „Sind denn dreihundertundfünfzigtausend Dollars nicht eine ziemlich bedeutende —"

„Unsinn!“ unterbricht ihn der Oberst. „Ei was für ein kleines Kind Du doch bist, Washington! Was für ein harmloser, kurzsichtiger, leichtbefriedigter Unschuldiger Du doch bist, mein armer klein Nichtswisser vom Lande draußen! Würde ich mir alle diese Mühe und Noth machen wegen der paar elenden Brosamen, die man hier zu Lande auflesen könnte? Sehe ich denn wie ein Mann aus, der — erinnert denn meine Geschichte daran, daß ich ein Mensch bin, der sich mit Kleinigkeiten abgiebt, der mit dem engen Gesichtskreis zufrieden ist, welchen die gemeine Heerde einnimmt, die nicht über ihre Nasenspitze hinaussieht? Nun, ich denke, Du weißt, daß das nicht meine Art ist, aber Du solltest doch auch wissen, daß, wenn ich meine Zeit auf eine Volksmedicin verwende, es eine Medicin ist, deren Operationsgebiet die weite Erde ist, und daß die, welche sie kaufen, die wimmelnden Nationen sind, die sie bewohnen. Ei du meine Güte, was ist die amerikanische Republik für ein Land, wo es sich um ein Augenwasser handelt! Gott behüte Dich, sie ist nichts als eine unfruchtbare Heerstraße, über die man auf den wahren Augenwassermarkt gelangt! Ja, Washinton, in den Ländern des Orients wimmelt es von Menschen wie der Sand am Meere — jede Quadratmeile Boden ernährt ihre Tausende und aber Tausende kämpfender, ringender Menschenwesen, und jeder einzelne und besondere arme Teufel von ihnen leidet an Ophthalmie. Es ist bei ihnen so natürlich, wie daß man eine Nase hat — wie die Erbsünde. Es ist mit ihnen geboren, es bleibt an ihnen haften, es ist alles, was bei Manchen von ihnen übrig bleibt, wenn sie sterben. Drei Jahre Handel, der unser Mittel im Morgenlande einführt, und was wird das Resultat sein? Je nun, unser Hauptquartier würde in Constantinopel sein und unser weitestes Etablissement in Hinterindien. Fabriken und Waarenhäuser in Kairo, Ispahan, Bagdad, Damaskus, Jerusalem, Jedo, Peking, Bangkok, Delhi, Bombay und Kalkutta! Jährliches Einkommen von jedem — nun, nur Gott weiß, wie viele Millionen und abermals Millionen.“

Washington ist geblendet, überwältigt. Lawinen von gemünztem Geld und Werthpapieren rollen vor ihm hin. Es ist ihm zu Muthe wie einem Menschen, der sich eine Zeitlang wie ein Kreisel gedreht hat und, jetzt plötzlich stillstehend, seine Umgebung noch immer um sich wirbeln und alle Gegenstände als Chaos durcheinandertanzen sieht. Als er endlich wieder zu sich kommt, bittet er Sellers, alles Andere fallen zu lassen und eiligst das Augenwasser in Angriff zu nehmen. Er langt seine achtzehn Dollars heraus und bittet den Obersten flehentlich, sich ihrer zu diesem Zwecke zu bedienen. Aber der Oberst lehnt sie ab, indem er in seiner prunkvollen Redeweise sagt, er werde „das Kapital“ erst brauchen, wenn das Augenwasser vollendete Thatsache wäre. Indeß tröstet er Washington durch das Versprechen, er werde

sich das Geld dann schon ausbitten, und durch die frohe Botschaft, daß nur ihnen beiden an der Speculation theilzunehmen gestattet sein würde.

Das Augenwasser wird natürlich nie fertig, und Washington muß sich bis auf Weiteres begnügen, eine leidliche Stelle in einem Gütervermittelungs-Bureau der Stadt, wo Sellers wohnt, gefunden zu haben. Der Oberst ladet ihn wiederholt ein, bei ihm zu speisen, Washington lehnt das ab, weil er lieber mit der Tochter seines Prinzipals zu Tische ist, und so unterbleiben die Einladungen, bis Washington endlich meint, Sellers könne ihm sein stetes Ablehnen übel genommen haben, und sich entschließt, ihm noch denselben Tag durch Erscheinen bei ihm eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Das Folgende soll uns der Verfasser selbst erzählen:

„Die Familie Sellers ging gerade zum Essen, als Washington zu ihrem Erstaunen hereinplatzte. Einen Augenblick sah der Oberst ein wenig verblüfft aus, und Frau Sellers machte wirklich ein unglückliches Gesicht, aber im nächsten Moment war das Haupt des Hauses ganz wieder der Alte und rief aus:

Ganz recht, mein Junge, ganz recht — immer erfreut, Dich zu sehen — immer erfreut, Deine Stimme zu hören und Dir die Hand schütteln zu können. Warte nicht auf besondere Einladungen — das ist lauter Unsinn unter Freunden. Komm nur immer, wenn Du kannst, und komm, so oft Du kannst — je öfter, desto besser. Du kannst uns keine größere Freude machen als damit, Washington. Die kleine Frau wird Dir das auch sagen. Wir machen keine Umstände. Einfache Leute, weißt Du, einfache Leute. Du siehst hier ein ein bescheidnes Familienessen, aber so wie es ist, sind unsre Freunde stets dabei willkommen; ich denke, Du weißt das selber, Washington. — Lauft, Kinder, lauft, Lafayette, tritt der Katze nicht auf den Schwanz; Kind, kannst Du denn nicht sehen, was Du thust? — Komm, komm, Roderich Dhu — es ist nicht hübsch von kleinen Jungen, sich den Herren an die Rockschöße zu hängen — aber nimm es ihm nicht übel, Washington, er ist ein lebhaftes Bürschchen und meint es nicht böse... Nimm den nächsten Stuhl neben meiner Frau — halt, halt, Marie Antoinette, laß Deinen Bruder die Gabel haben, Du bist größer wie er.

Washington betrachtete sich den Schmaus und fragte sich, ob er bei Troste wäre. War dies das bescheidene Familienessen? Und war schon Alles auf dem Tische? Es zeigte sich bald, daß es allerdings das Familienessen, und daß es vollständig auf dem Tische war: es bestand aus einer Fülle klaren, frischen Wassers und einer Schüssel mit rohen Rüben — aus weiter nichts. Washington warf einen verstohlnen Blick auf Frau Sellers und würde im nächsten Moment die Welt darum gegeben haben, wenn er sie damit verschont gehabt hätte. Das Gesicht der armen Frau war blutroth, und die

Thränen standen ihr in den Augen. Washington wußte nicht, was zu thun, er wünschte, er wäre nimmermehr hergekommen und Zeuge dieser grausamen Armuth gewesen, aber er war nun einmal da, und ein Entkommen gab es nicht. Oberst Sellers streifte sich munter die Rockärmel von den Handgelenken zurück, als ob er sagen wollte: Nun soll ein solides Vergnügen losgehen, ergriff eine Gabel, schwang sie und begann Rüben zu harpuniren und sie auf die vor ihm stehenden Teller zu legen.

Erlauben Sie, sagte er, daß ich Ihnen helfe, Washington. Lafayette, laß diesen Teller zu Washington gehen — ach, gut, schon gut, mein Junge. Die Sachen sehen jetzt ziemlich heiter aus, kann ich Dir sagen. Speculation — meiner Treu, die ganze Atmosphäre steckt voll Geld. Nicht drei Vermögen nähm' ich für eine einzige kleine Operation, die ich jetzt vorhabe — etwas aus der Platmenage gefällig? Nein? Na, da hast Du Recht. Manche Leute mögen Senf zu Rüben, aber — da war da dieser Baron Poniatowski — Herr Gott, wie der Mann zu leben wußte! — ein echter Russe, weißt Du, ein Russe durch und durch — ich sage immer zu meiner Frau: gieb mir einen Russen zum Tischgenossen. Der Baron pflegte zu sagen: Nehmen Sie Senf, Sellers; kein Mensch kann wissen, was Rüben in ihrer Vollkommenheit sind, wenn er keinen Senf dazu nimmt. Aber ich sagte immer: Nein, Baron, ich bin ein einfacher Mann, und ich will auch meine Nahrung einfach haben — keine von Ihren Verschönerungen für Eschol Sellers, keine gekünstelten Gerichte für mich. Und es ist der beste Weg. Wohlleben hat in dieser Welt mehr Menschen umgebracht als gesund werden lassen. . . Ja, in der That, Washington, ich habe wieder eine kleine Operation vor, die — aber nimm Dir doch mehr Wasser — hilf Dir nur immer selbst, es ist reichlich vorhanden. Du wirst es ziemlich gut finden, denk' ich. Und wie schmeckt Dir dieses Obst? Washington sagte, er wüßte nicht, daß er je etwas Besseres der Art gekostet hätte, er verschwieg, daß er die Rüben selbst in gekochtem Zustande verabscheute, er behielt das für sich und lobte die rohen Rüben mit Gefahr für seiner Seele Seligkeit. Sellers erwiederte: Ich dachte mir wohl, daß sie Dir schmecken würden. Prüfe sie einmal — prüfe sie nur getrost, sie vertragen es. Sieh nur 'mal, wie vollkommen fest und saftig sie sind — ich kann Dir sagen, in diesem Theile des Landes sind sie nicht im Stande, so etwas zu erzeugen. Sie stammen aus Neujersey, ich habe sie selber importirt. Sie sind ferner höllisch theuer; aber weiß Gott, ich muß stets das Beste haben von allen Dingen — selbst wenn es ein bischen mehr kostet — es ist auf die Dauer die beste Art zu sparen. Dieß sind die frühen Malcolm-Rüben — es ist eine Rübe, die nur in einem einzigen Garten erzeugt werden kann, und das Angebot entspricht niemals der Nachfrage. Nimm noch etwas Wasser, Washington. Du kannst zu diesem Obste nicht Wasser genug trinken —

das sagen alle Doctoren. Die Pest kann nämlich da nicht hinkommen, wo diese Waare ist, mein Junge.

Pest! Was für eine Pest?

Was für eine Pest, ei, ei! Je nun, die asiatische Pest, die vor ein paar Jahrhunderten London beinahe entvölkerte.

Aber was geht das uns an? Es ist doch keine Pest hier, dächt' ich.

Bst! Da hab' ich mich verschnappt. Na, hat nichts zu bedeuten — behalt' es nur für dich. Vielleicht hätt' ich nichts sagen sollen, aber es muß doch früher oder später an den Tag kommen. Der alte Macdowells würde es nicht gern sehen, wenn ich — wenn ich Alles ausplaudere, aber ich will doch die ganze Geschichte erzählen und es auf mich nehmen. Siehst Du, da war ich neulich in St. Louis unten, und zufällig lief ich da dem alten Doctor Macdowells über den Weg — hält eine Welt von mir, dieser Doctor. Er ist ein Mann, der sich für sich hält, und das kann er wohl; denn er weiß, daß er einen Ruf hat, der über die ganze Erde verbreitet ist. Er läßt sich nicht dazu herab, sich vor vielen Leuten aufzuknöpfen, aber weiß Gott, er und ich, wir sind wie Brüder zusammen, er läßt mich niemals ins Hotel gehen, wenn ich in der Stadt bin — sagt, ich wäre der einzige Mensch, der Gesellschaft für ihn wäre, und ich glaube, es ist auch etwas Wahres daran, weil, obwohl ich mich durchaus nicht gern berühme und viel Lärm davon mache, was ich bin und kann oder weiß, ich doch nicht anstehe, hier unter Freunden zu sagen, daß ich in den meisten Wissenschaften besser beschlagen bin als die große Mehrzahl der Fachleute in diesen Tagen. Nun denn, neulich weihte er mich in ein kleines Geheimniß ein, unter dem Versprechen strengsten Stillschweigens — ein Geheimniß, das diese Pestfrage betraf. . . Siehst Du, sie kommt in der Richtung auf uns losgebrüllt — folgt dem Golfstrom, weißt Du, wie das alle diese Epidemieen thun — und in drei Monaten wird sie wie ein Wirbelwind durch dieses Land tanzen. Und jeder, den sie berührt, kann nur getrost sein Testament machen und sein Leichenbegängniß bestellen. Ja, man kann sie nicht heilen, aber man kann sie sich fernhalten. Wie aber? Rüben und Wasser, das ist's — Rüben und Wasser! Nichts in der Welt, was dem gleich käme, sagt der alte Macdowells. Zweimal täglich sich damit angefüllt, und man kann verächtlich mit den Fingern nach der Pest hinschnippen. Bst — den Mund halten — aber beschränke Dich nur selbst auf diese Diät, und Du bist gesichert. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß der alte Macdowells wüßte, daß ich Dir davon erzählt habe, — er würde nie wieder mit mir reden. — Nimm aber doch noch etwas Wasser, Washington, je mehr Wasser Du trinkst, desto besser. Hier, laß mich Dir noch ein paar Rüben geben. Nein, nein, nein, ich bestehe aber darauf. Da hast Du. Nun vertilge die. Sie sind gewaltig nahrhaft —

stecken bis an den Rand voll Nahrungsstoff; alle medicinischen Bücher sagen das. Iß nur 'mal vier bis sieben Rüben von gehöriger Größe auf eine Mahlzeit, trink anderthalb Nösel bis eine Kanne Wasser dazu, und dann bleib ein paar Stunden sitzen und laß sie gähren. Du wirst am nächsten Tage ein Gefühl wie ein Kampfhahn haben."

Die Zunge des Obersten plappert nun noch eine geraume Weile fort. Er hat verschiedene zukünftige Vermögen aus verschiedenen in den Anfängen begriffenen „Operationen" aufgehäuft, die ihm in der letzten Woche von ungefähr in den Kopf gekommen sind, und schwebt dann empor zu den glänzenden Erwartungen, die neuerdings angestellte vielversprechende Experimente in Bezug auf das noch mangelnde Ingredienz des wunderbaren Augenwassers erzeugt haben. Washington sollte ihm dabei wie früher hingerissen und begeistert zuhören, aber das ist nicht der Fall; denn zwei Dinge lenken seine Aufmerksamkeit ab. „Das eine war, daß er zu seiner Verwirrung und Beschämung entdeckte, daß er, indem er sich zum zweiten Male hatte von den Rüben geben lassen, jene hungrigen Kinder beraubt hatte. Er hatte kein Verlangen nach dem fürchterlichen „Obst" empfunden und es sich nicht erbeten, und als er nun die lebhafte Betrübniß in ihren Gesichtern sah, als sie mehr verlangten und es nichts mehr gab, machte er sich wegen seiner Dummheit Vorwürfe und bemitleidete die von Hunger gequälten kleinen Krabben von ganzem Herzen. Das Andere, was ihn beunruhigte, war die unheimliche Auftreibung, die in seinen Magen begonnen hatte. Sie wuchs und wuchs und wurde immer unerträglicher. Augenscheinlich waren die Rüben im Gähren" u. s. w.

Wir dürfen nicht alles verrathen, was unser Humorist von seinem Helden erzählt. Die Leser mögen selbst nachsehen, welche köstliche Rolle er im Bürgerkriege spielt, wie er, nach Washington und unter die Intriguanten des Kapitols verschlagen, Politik machen hilft, wie er sich als Zeuge vor Gericht benimmt, und wie er zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt, daß er bisher seinen Beruf verfehlt hat, und daß er eigentlich bestimmt ist, als Advocat die oberste Stufe des amerikanischen Juristenstandes zu erklimmen. Nur die Unternehmung, die ihm beinahe geglückt wäre, wollen wir noch mit ein paar Auszügen schildern.

Sellers will in der Wildniß von Stones Landing eine Stadt anlegen und zu dem Zwecke einestheils eine im Bau begriffne Eisenbahn dorthin leiten, anderntheils einen dort vorüberfließenden schlammigen und seichten Fluß, „Gänsepfuhl" geheißen, schiffbar machen. Die Vorbereitungen dazu gelingen. Die Bahn wird dorthin vermessen, der Congreß durch Gaunereien bewogen, für die Schiffbarmachung eine erhebliche Summe zu bewilligen, eine Anzahl Arbeiter ist schon am Werke, es kommen Ansiedler, es werden einige Bauplätze verkauft. Natürlich ist auch der Plan zur Stadt mit allerlei Pracht-

gebäuden schon fertig und ein stolzer Name für sie und ihren Fleiß gefunden. Stones Landing, bisher ein Nest von etlichen elenden Blockhütten, wird fortan „Napoleon", der Gänsepfuhl der „Columbus River" heißen. Der Oberst ist ganz glücklich, er hat sich mit dem Erlös der Bauplätze behaglicher eingerichtet, er hat sogar etwas Geld in der Bank stehen, womit er nicht wenig großthut. Da wendet sich plötzlich das Blatt. Die zur Vertiefung des Columbus Rivers bewilligten zweimalhunderttausend Dollars sind für Bestechung der Congreßmitglieder, für Gründerspesen, Reclamen u. dgl. aufgegangen, Sellers erfährt, daß er, statt reich, verschuldet ist, mit Mühe und Noth erwehrt er sich durch seine Beredsamkeit der Wuth der Arbeiter, die er nicht bezahlen kann, und die ihn hängen wollen. Sie verlaufen sich endlich, ihnen folgen die neuen Ansiedler, die Zeitung, die ein unternehmender Buchdrucker in Napoleon gegründet hat, sinkt in ein frühes Grab, die kluge Kaulquappe, welche sich vor dem Lärm am Gänsepfuhl von Stones Landing in höhere Regionen des Flusses geflüchtet, kehrt aus der Verbannung zurück, der Ochsenfrosch beginnt in der Einöde sein altes Lied von Neuem, die seelenruhige Schildkröte sonnt wieder ihren Rücken auf Ufer und Baumklotz und verduselt ihr behagliches Leben wie in den holden Tagen von Ehedem.

Es ist ein harter Schlag für den armen Obersten, sehen zu müssen, wie seine Lieblingsunternehmung stockt und erstirbt. Aber seine Freunde leiden davon mehr als er selbst. Er ist wie ein Kork, der nicht lange unter Wasser gehalten werden kann. Hören wir, wie er seine Frau tröstet.

„'s ist Alles in der Ordnung, meine Liebe, Alles in der Ordnung. Es wird sich Alles ganz gut machen in einer kleinen Weile. Mach Du Dir nur ganz und gar keine Sorge, altes Weibchen; Du sollst sehen, wie wir mit dieser Geschichte ganz gemüthlich zu Stande kommen. Ei der Tausend, mag doch in Gottes Namen die Bewilligung ausbleiben, wenn sie Lust hat — wir haben etwas Größeres auf dem Korn."

„Etwas Größeres als zweimalhunderttausend Dollars?"

„Ja wohl etwas Größeres, Kind. Lieber Himmel, was sind denn zweimalhunderttausend Dollars? Taschengeld, das reine Taschengeld! Hast Du die Eisenbahn vergessen? Es sind nicht viele Monate hin bis zum Frühjahr, und die Eisenbahn schwimmt ihm dicht hinter den Fersen her."

„O die Eisenbahn, die hatte ich wahrhaftig vergessen, Liebster; aber wenn eins verdreht im Kopfe wird, vergißt er Alles. Ja wohl, die Eisenbahn — erzähle mir von der Eisenbahn."

„Aha, mein Mädel, merkst Du was? Die Sachen liegen nicht so schlimm, nicht wahr? Na, jetzt denk' einmal ein bischen nach, rechne Dir ein bischen zusammen, was für die Zukunft so gewiß ist, wie daß zweimal zwei vier macht. Zum Beispiel nimm an, daß dieser Präsentirteller die Stadt

St. Louis ist. Und wir legen diese Gabel, welche die Eisenbahn vorstellt, von St. Louis in der Richtung nach dieser Kartoffel hin, welche Slouchburg vorstellt. Dann bauen wir mit diesem Vorschneidemesser die Eisenbahn von Slouchburg nach Doodleville, dessen Lage uns der schwarze Pfeffer dort zeigt. Darauf setzen wir sie weiter fort mit — ja mit dem Kamme — nach dem Weinglase hin, welches die Stadt Brimstone sein mag. Dann mit der Pfeife nach Belsazar, welches durch das Salzfaß vorgestellt wird. Von dort — an jenem Federkiel hin — Catfish — gieb mir 'mal das Salzfaß her, Marie Antoinette. Darauf diese Schneiderscheere entlang nach diesem Pferdchen — Babylon. Alsdann über den Löffel nach Bloody Run — danke schön — das Dintenfaß. Von dort nach Hail Columbia — die Lichtputze, sei so gut, Polly — schieb diese Ober- und Untertasse dicht heran, so ist das Hail Columbia. Dann — wollen 'mal mein Taschenmesser aufmachen — nach Hark-From-The-Tomb, wo wir den Leuchter hinstellen wollen — nur eine kleine Strecke und immer bergab. Und hier stoßen wir auf den Columbus-River — gieb mir 'mal ein paar Strähn Zwirn her, die uns den Fluß versinnbilden sollen — die Zuckerdose mag Hawkeye bedeuten und die Rattenfalle Stones Landing — wollte sagen, Napoleon — und Du kannst sehen, wie viel günstiger Napoleon gelegen ist als Hawkeye. Nun denn, hier wären wir mit unsrer Eisenbahn am Ziele und sehen, wie sie weiter geht nach Halleluja und Corruptionville."

Der Oberst ruht einen Augenblick aus, dann fährt er fort: „Also da wären wir. 's ist eine schöne Bahn, wunderschön . . . Ich sage Dir, die wird einen Spectakel machen, wenn sie in Gang kommt. Sieh nur 'mal, durch was für ein Land sie läuft. Da haben wir unsre Zwiebeln in Slouchburg — das herrlichste Zwiebelland, das je Gottes Fußschemel schmückte. Und da ist unsre Rübengegend rings um Doodleville — Gott stärke mich, was für Reichthümer werden dort erworben werden, wenn man die Vorrichtung fertig hat, Olivenöl aus Rüben zu gewinnen, wofern nämlich welches drin ist, und ich glaube, 's ist welches drin, weil der Congreß Geld bewilligt hat, die Sache zu untersuchen, und er das natürlich nicht auf bloße Vermuthung hin gethan haben würde. Und jetzt kommen wir nach der Gegend von Brimstone — Viehzucht dort so viel, daß man nicht schlafen kann, und Getreide und dergleichen Dinge mehr. Dann hat man eine kleine Strecke durchzumachen durch Belsazar-County, das jetzt gar nichts erzeugt — wenigstens nichts als Steine — aber mit Bewässerung werden wir's schon zwingen. Dann ist's von Catfish bis Babylon ein bischen sumpfig, aber es giebt dort irgendwo ungeheure Lasten von Torf. Darauf kommt das Land um Bloody Run und Hail Columbia — dort kann so viel Tabak gebaut werden, daß zwei solche Eisenbahnen davon leben könnten. Daran schließt sich die Sassa-

parilla-Region. Ich rechne, daß an der Linie von Hail Columbia bis Hark-From-The-Tomb, die das Taschenmesser vorstellt, genug von dieser Waare wächst, um damit alle Schwindsüchtigen in den Spitälern von Halifax bis Jerusalem fett machen zu können. Es wächst geradezu wie Unkraut. Ich habe mir da ganz in der Stille ein Streifchen Sassaparilla-Land erworben, mit dem ich warten werde, bis mein Allgemeines Lösungsmittel in meinem Kopfe Gestalt gewonnen hat. Und Du weißt, daß ich das schon fertig kriegen werde. Einen dieser Tage werde ich sehen, wie alle Nationen der Erde sich meines Lösungsmittels —"

„Aber liebster Eschol —

„Unterbrich mich nicht, Polly — ich möchte nicht, daß Du den Lauf der Bahn auf unsrer Karte aus den Augen verlörest. Laß mich 'mal sehen — wo stand ich nur gleich? Ah so, jetzt fahren wir auf Stones Lan — jetzt fahren wir nach Napoleon hinab. Wunderschöne Straße! Sieh 'mal hierher. Vollkommen gerade Linie — so gerade wie der Weg zum Grabe. Und sieh nur, wie sie Hawkeye links liegen läßt, ganz draußen in der kalten Ferne, meine Liebe. Diese Stadt ist bestimmt, auszusterben — ja, wenn sie mir gehörte, würde ich schon jetzt die Anzeige von ihrem Tode zurecht machen und die Leidtragenden in Kenntniß setzen. Polly, merke Dir meine Worte: in drei Jahren von jetzt an wird Hawkeye eine Wildniß sein, in der die Wölfe heulen. — Und jetzt betrachte nur 'mal diesen Fluß — der herrlichste Strom, der sich über die durstige Erde hinschlängelt, die ruhigste, sanfteste Schlagader, die ihren müden Busen erquickt! Die Eisenbahn geht überall über ihn und durch ihn hin — watet geradewegs auf Stelzen durch. Siebzehn Brücken auf einer Strecke von vierthalb Meilen, neunundvierzig Brücken von Hark-From-The-Tomb bis nach Stones Landing im Ganzen, und Abzugsschleußen genug, um die ganze Schöpfung abfließen zu lassen, vollkommnes Brückenbockwerk über zweiundsiebzig Meilen hin. Und ich soll das alles zu bauen kriegen. Geradezu Oceane von Geld bei diesen Brücken zu verdienen. 's ist die einzige Bahnstrecke, an der ich auf der ganzen Linie hinunter betheiligt bin, und es ist alles, was ich haben wollte. Es ist genug, sollt' ich meinen, — Nun also, hier wären wir in Napoleon. Land, das hinreichend gut ist, reichlich gut genug — alles, was es bedarf, ist Bevölkerung. Das ist aber schon abgemacht: die Bevölkerung wird sich einstellen. Und schon jetzt ist es kein übles Land, was Ruhe und Einsamkeit betrifft, das kann ich Dir versichern — obwohl damit natürlich kein Geld zu verdienen ist. Ja, kein Geld, aber man braucht Ruhe, man braucht Frieden — man will sich nicht die ganze Zeit herum quälen und placken. Und sieh, jetzt gehen wir schnurgerade hinauf nach Halleluja — ein wunderschöner Winkel — hübscher Weg immer bergauf — und dann fährt man weiter nach Corruptionville,

das prächtigste Land für frühzeitige Möhren und Blumenkohl, das jemals — auch ein gutes Feld für Missionäre. Es giebt auf dem ganzen Erdenrund außerhalb der Sumpfdickichte von Mittelafrika kein einziges solches Missionsfeld. Und patriotisch ist es — ei der Tausend, man benannte ja den Ort sogar nach dem Charakter des Congresses! — O ich sage Dir, meine Liebe, es ist eine gute Zeit im Anzuge, und sie wird vor der Thür sein, bevor Du recht weißt, wie Du mit ihr daran bist. Die Eisenbahn bringt Alles wieder in den Gang."

Die gute Frau ist damit getröstet. Aber Eschol Sellers hat wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nicht lange, so trifft die Nachricht ein, daß die Eisenbahngesellschaft sich anders besonnen hat und nicht über Stones Landing, sondern über Hawkeye baut, und damit fällt sein ganzes Kartenhaus mit seinen neunundvierzig Brücken, und er liegt abermals auf dem Rücken.

Städte und Dörfer, Land und Leute in Lothringen.

1. Diedenhofen. Sierck.

Wir ziehen aus den Thoren von Metz nach Norden, dem Laufe der Mosel entlang, die sich in schlanker Windung durch das Land ergießt. Sie ist nicht tief und nur leichte Kähne mit malerischer Fracht beleben ihre Fluth. Mit einmal greift ein stattlicher Arm hinaus ins Land; der Bau, den er umschließt, sind die Festungswerke von Diedenhofen.

Auch das gesammte Gebiet, auf dem wir uns befinden, „Kreis" und „Canton" trägt diesen Namen, ein Name durch welchen unwillkürlich noch ein Anklang an karolingische Zeiten tönt. Es ist kein fesselnder Landstrich im eigentlichen Sinne des Wortes; kein Bild von imposanten Formen, das sich mächtig einprägt, tritt uns hier entgegen, sondern breit und hart liegt der vielgestaltige Boden da und fordert strenge Arbeit von denen, die ihn bebauen. An manchen Stellen vermag aller Fleiß ihm nur Eisen und Kohle abzutrotzen, statt goldener Saat, die freudig emporblüht, an manchen Stellen decken noch weite Wäldermassen den Grund, wie der Vierherrenwald und der Königswald bei Kattenhofen. Dazwischen aber ziehen die Höhen und von so manchem Uferrand winken die Reben. Das Volk ist regsam und thätig, es hält seine Heerden wohl in Acht und unter den Bauern bestehen Vereine, um den Landbau zu heben.

Dies etwa ist die Physiognomie und das Gepräge des gesammten Kreises,

der eiserne Mittelpunkt desselben aber ist Diedenhofen, die alte Villa Theodonis, die Veste Thionville. Hier zieht die uralte Heerstraße vorüber von Metz gegen Trier und Luxemburg; hier treffen sich jetzt die mächtigen Schienen, die nach allen Seiten den Weltverkehr der Gegenwart vermitteln. Es ist eine strenge Theilung: die Stadt selbst hat das linke Ufer der Mosel für sich genommen, während rechts die riesigen Forts und all die Gebäude liegen, die zum Waffendienste gehören; denn schon unter Frankreich galt Thionville für eine Festung ersten Ranges, es war einer der vorgeschobensten Posten wider Deutschland.

Die günstige Lage, welche der Stadt eine solche Bedeutung gab, erhellt auch für den Laien auf den ersten Blick und ward schon in frühester Zeit begriffen. Mit jenem seltenen Scharfsinn, der jeden strategischen Punkt aus der Wildniß germanischer Urzeit herausfand, hatten die Römer hier ihre Straßen gezogen und Diedenhofen zu einem Stützpunkt derselben gemacht: ihr Erbe fiel dann in deutsche Hand und was jene aus Klugheit gethan, das that der große Karolingerstamm aus Neigung; auch er wandte seinen Blick nach dieser Scholle. In der alten Königspfalz, die zu Diedenhofen erstand, hielt schon Pipin der Kleine Hof und so manche entscheidende That, die Karl der Große gethan, ist mit dem Namen der Stadt verknüpft. Zwei große Concilien, deren Zweck es war die kirchliche Zucht im Reiche zu festigen, traten hier zusammen, mehrere seiner Capitularien ergingen von hier und als der große Kaiser des Sterbens gedachte und der Frage, was einst nach seinem Tode aus diesen Ländermassen würde, da beschied er die Mächtigsten hieher, um ihren Rath zu hören und ihnen den eigenen Rathschluß zu künden.

Nach dem Erlöschen der Karolinger begann für die Stadt ein wechselvolles Geschick. Schon im dreizehnten Jahrhundert besaß sie den Ruf einer hervorragenden Veste und ihr Besitz war demnach viel umworben, die Herren, welche ihn innehatten, waren erst die Grafen von Luxemburg, dann kam Burgund und Habsburg, Spanien und das Frankreich der Bourbonen.

Natürlich war jeder Wechsel solcher Macht mit schweren Kämpfen für die Stadt verknüpft, denn keiner wich dem besseren Rechte des Nachbars, jeder wich nur der blutigen Gewalt. Eine Reihe furchtbarer Belagerungen wurde das Loos der Stadt, die sich zwar allzeit tapfer ihres Lebens wehrte, aber oft genug siegte doch die drückende Uebermacht. Nach der Einnahme durch den Herzog von Guise und den Marschall von Vieilleville wurden sogar die Einwohner vertrieben um die Stadt mit Ansiedlern aus Metz zu bevölkern; bis Philipp VI. im Frieden von Chateau-Cambrésis dieselbe zurückgewann. Unter den Mauern von Diedenhofen stand Piccolomini im dreißigjährigen Kriege.

Den endlichen Sieg in diesem hundertjährigen Werben gewann auch hier der König von Frankreich und seine Sorge war es vor allem, die Festungswerke zu stärken und zu erneuern. Diese Aufgabe ward 1690 von Condé gelöst und seit jener Zeit ließ die Regierung den wichtigen Platz nicht mehr außer Augen, er galt ihr gewissermaßen als ein „Außenwerk von Metz".

Daß die Wogen der Revolution und der großen napoleonischen Kämpfe auch die Mauern von Thionville umbrandeten, ist natürlich; merkwürdig aber bleibt die Fülle interessanter Namen, die bei dieser Gelegenheit zu der Stadt in Beziehung kommen. Schon ehe die Revolution zum Ausbruch kam, stand bei der Besatzung von Thionville ein französischer Capitän, Namens Lamartine — das war der Vater des berühmten Dichters; unter den Emigrirten, die 1792 vor der Festung lagen, diente Chateaubriand. Der Mann aber, der in den Freiheitskriegen die Veste wider die siegreichen Truppen vertheidigte, hieß General Hugo — Victor Hugo heißt sein Sohn.

Auch in den Ereignissen der jüngsten Zeit hat Diedenhofen bekanntlich eine bemerkenswerthe Rolle gespielt und wehrte sich tapfer bis in den Beginn des Winters. Die Einzelheiten jener Erinnerungen aufzufrischen, liegt indeß außerhalb unseres Zweckes.

Auch die äußerlichen Spuren des Schadens, den die Beschießung damals angerichtet, sind jetzt ja glücklich verschwunden, neu und blank blickt uns so manche Häuserzeile entgegen — wir leben im Frieden. Freilich zeigt eine Stadt, die so historisch zur Festung bestimmt ist, auch in Friedenstagen ein gewisses militärisches Gepräge, überall sehen wir die Uniform, überall fühlen wir den militärischen Beruf des Platzes, wenn man es so nennen will hindurch. Und die Bürger selbst sind mit diesen Traditionen historisch so verwachsen, daß sie dieselben nicht mit Resignation, sondern mit einer Art von Stolz empfinden. Sie nannten sich in der französischen Sturmzeit mit einer gewissen Vorliebe „les enfants de la Fensch (so heißt das kleine Flüßchen, das bei Thionville in die Mosel mündet) und bei ihren Festen erscholl aus den Reihen der Jugend das Wort: les enfants de la Fensch ne peuvent périr! Das war ihr Losungswort am Nil und in der Ebene des Po, in Spanien und vor Moskau; überall waren sie dabei im Heerbann des großen Korsen, General Hoche war ihr Mitbürger gewesen.

Für den Fremden, der mit irgend welcher Neugier heute die Stadt betritt, ist freilich nicht viel Interessantes zu finden. Aus breiter Fläche taucht ihr Bild hervor; die beiden niederen Thürme, der Marktplatz mit seinem lebendigen Treiben und die langgestreckte Brücke über die Mosel, die hier an 130 Meter breit ist, sind die markanten Momente der Stadt. Die Umgebung hat wenig Bedeutendes, wo es der Boden duldet sind Reben gepflanzt, nur hie

und da gemahnen rauchende Kamine an gewerblichen Betrieb. Obwohl Diedenhofen im Ganzen entschieden modernes Gepräge trägt, so finden sich doch noch vereinzelte Häuser, die bis ins XV. oder XVI. Jahrhundert zurückgreifen. Auch der Thurm auf dem Schlosse der Grafen von Luxemburg ist alt, ja man führt einzelne Bestandtheile desselben bis auf die Carolingerzeit zurück; auf den älteren Bildern sieht man eine hölzerne Brücke, die zum großen Theile gedeckt war und bei jedem Eisstoß, bei jeder Ueberschwemmung dem Einsturz nahe kam. Auch die Privatgebäude stehen unter dem begreiflichen Einfluß der Festung und gewähren den Bewohnern nicht immer jenen Raum, der wünschenswerth erschiene, dagegen sind die Forts so ausgedehnt, daß eine bedeutende Truppenzahl von nöthen ist, um sie wirksam zu behaupten. So begegnet uns allenthalben dieselbe Proportion zwischen civilen und militärischen Interessen, d. h. das entschiedene Uebergewicht der letzteren und dies fühlt auch der Biograph der Stadt, der vor nahezu fünfzig Jahren ihre Geschichte schrieb, deutlich hindurch. Das erste was man in Thionville lernen mußte, war „à se defendre et à attaquer" — Alles übrige kam erst darnach.

Auch auf die sprachlichen Verhältnisse nahm der eben erwähnte Autor bereits Bedacht und die Daten, die er konstatirt, sind merkwürdig genug. Er sagt, daß das Volk zwar das Französische verstehe, gesprochen aber würde fast nur der deutsche Dialect der Nachbarschaft, ein patois, von dem auch der keine Silbe verstehen könnte, der nur die Sprache Wieland's und Goethe's kennt.

Im übrigen sei die Bevölkerung fleißig, ruhig und entschlossen, man sieht nur wenig Müßiggang und Bettel; ganz besonderes Lob aber verdienen vor allem die Mädchen. So versichert der galante Historiker nicht ohne Seitenblick auf die Garnison, deren Lieutenants wohl nirgend in der Welt eine bessere Lebensgefährtin fänden, und so seltsam dieser Wink auch vom kritischen Standpunkt erscheinen mag, so liebenswürdig ist doch der Localpatriotismus, er darin zum Ausdruck kommt. „Elle n'enchante pas (heißt es in der betr. Beschreibung eines solchen Fräuleins) au premier coup d'oeil, mais elle plait chaque jour d'avantage . . . . . Son éducation n'est ni brillante, ni négligée, elle a du goût sans études, des talents sans art, du jugement sans connaissances."

Wir wagen es nicht dem alten Herrn zu widersprechen, sondern wir wünschen nur, daß diese reichen Gaben auch den deutschen Soldaten nicht ganz verloren seien, die jetzt die Besatzung von Diedenhofen bilden, denn „des mariages consacrent toujours la concorde de la bourgeoisie et de la garnison.

Ganz anders in seiner landschaftlichen Erscheinung als Thionville giebt sich Sierck. Dort um die Festungswerke von Diedenhofen ist ringsum ebenes Land; ein Gefühl der Breite, der Fläche überkommt uns — und nun

ist plötzlich die Gegend steil und hoch, ein Zug von Romantik blickt uns entgegen. Wir sind im Moselthale, schroffe Höhen treten nahe ans Ufer heran, das in malerischer Krümmung eine Bucht des Stromes bildet: dort liegt die schmucke Stadt, von der wir sprechen, und die Schiffe, die in dem kleinen Hafen ankern, das bunte Völklein, das sich auf dem steinernen Quai umhertreibt, giebt ihr ein viel lebendigeres Ansehen, als es die größere Nachbarstadt besitzt. Dazu die trotzigen Ruinen des alten Schlosses, die von der Höhe herniederschauen und dem landschaftlichen Reiz eine gewisse historische Bedeutung beifügen!

Es ist ein seltsamer Name Sierck und man findet ihn denn auch in der That in den verschiedensten Formen: Sirik, Sirek, Cierque u. s. w. Daß der Ursprung der Stadt bis auf die Römerzeit zurückreicht, ist wohl zu vermuthen, wenn auch die Meinung irrig ist, daß sie zu Caesar's Zeiten schon eine Militärstation zwischen Metz und Trier gewesen sei. In den Bereich der Geschichte jedoch tritt Sierck erst ein unter den Königen von Austrasien, bis dann die Bischöfe von Trier und Metz seine Herren wurden; nach seinem Namen war noch im 15. Jahrhundert ein vornehmes Geschlecht benannt.

In der ferneren Reihe der Besitzer stehen dann die Herzoge von Lothringen, die wiederholt ihren Aufenthalt in dem alten hochgebauten Schlosse nahmen und die mehr als einen Todten aus ihrem Stamme in der Kirche von Sierck zur Ruhe trugen. Der Bedeutung, welche das stattliche Schloß für sie besaß, waren sie sich schon damals bewußt, denn es beherrschte nicht nur den Lauf des Stromes, sondern in gleicher Weise die nahen Grenzen von Trier und Luxemburg. Die Erinnerung jener Zeit ist noch in Münzen aufbewahrt, welche die Herzoge Johann und Carl von Lothringen und Sierck geprägt, die Münzstätte selbst mit den dazu gehörigen Geräthen fand man vor etwa hundert Jahren beim Graben eines Gewölbes. Wie bei so vielen älteren Häusern in Thionville und Sierck die Handwerkszeichen der Erbauer über der Thüre gemeißelt stehen, so fand man auch hier eine steinerne Waage, auf den Münzen selbst steht: Moneta in Sierck.

Die verlockende Lage und noch mehr die strategische Bedeutung des Platzes forderten natürlich auch manchen Neider und Feind heraus; vor allem aber waren es die Franzosen, die nach dem Besitze desselben strebten. Acht Tage lang belagerte Ludwig XIII. das Schloß, bevor er es (im Jahre 1633) nahm und nur ein Decennium verstrich, dann lag der Herzog von Enghien feindlich vor den Thoren, bis endlich (1661) Frankreich den dauernden Besitz gewann. Aber welche Leiden, welche Zerstörung und Verödung ging diesem Wechsel vorher, welche Verluste heischte dies Gewinnen!

Im spanischen Erbfolgekrieg, der dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts ein blutiges Gepräge gab, war Sierck von den Engländern bedrängt und

das Schloß Meinsberg, wo ihr Feldherr sein Quartier genommen, heißt bis zur Stunde noch Schloß Marlborough. Aber auch noch andere Heimsuchung als die von rauher Menschenhand war der armen Stadt beschieden; denn zweimal verheerte eine grauenhafte Ueberschwemmung ihre Häuser, und doch lacht und blüht sie heute, als wäre nie ein harter Tag über sie dahingegangen.

Das alte Schloß, das einst mit der Kirche in baulicher Verbindung stand, hat vor den Waffen der Gegenwart natürlich jede Bedeutung verloren und so hat jetzt das verwitterte Gemäuer, in welchem einst die Herzoge von Lothringen geweilt, kaum mehr als eine — malerische Bedeutung. Auch die Kirche ward manches Schmuckes beraubt, vor allem durch die Revolution und nur ganz wenige Häuser zeigen noch die Spuren alterthümlicher Echtheit. Die immerwährenden Kriege erklären dies zur Genüge.

Im letzten großen Kampfe, der das Geschick der Stadt von neuem umgestaltete, hat Sierck wenig gelitten und wenig von sich reden gemacht, ja die heutige Generation kennt davon kaum mehr als den Namen. Ist Sierck deshalb zu beklagen? Wahrhaftig nein! Denn vielleicht geht es mit den Städten ähnlich wie mit den Frauen, daß die die besten sind, von denen am wenigsten gesprochen wird! K — r.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 20. Februar 1876.

Die Sitzungen der Abgeordneten in dieser Woche waren zunächst geschäftlich vorbereitender Art. Man hat das Gesetz über die Befähigung für den höhern Verwaltungsdienst bei der ersten Lesung an eine Commission von 14 Mitgliedern verwiesen, den Gesetzentwurf der Wegeordnung an eine Commission von 28 Mitgliedern. Einige kleinere technische Gesetze sind in erster und zweiter Berathung erledigt worden. Alsdann hat sich das Haus der Einzelberathung des Staatshaushalts zugewendet. Man weiß, wie bei dieser Berathung alle frommen und unfrommen Wünsche zur Sprache kommen, ohne daß dabei in der Mehrzahl der Fälle das Geringste erreicht wird. Wir beobachten deshalb unsere alte Regel, nur die bemerkenswertheren Incidenzpunkte dieser Berathung zu charakterisiren. Solche Punkte kamen bei den Einnahmen aus den directen Steuern vor. Der Abg. Duncker bemühte sich, den Miß-

verständnissen entgegenzutreten, welche die Angabe der Zahl der für 1875 zur Classensteuer und zur Einkommensteuer vorgelegten Personen hervorgerufen hat.

Zur Einkommensteuer waren veranlagt 150,496 Personen. Dies sind aber nur diejenigen Personen, welche die Steuer aus dem Einkommen, das ihnen gehört, entrichten. Keineswegs sind die Familien dieser Steuerzahler einbegriffen. Wenn man die Familien einrechnet, beträgt die Zahl der unter die Einkommensteuer fallenden Personen 550,775. Das ist sicherlich ein recht kleiner Theil der gesammten preußischen Bevölkerung. welche rund 25 Millionen zählt, zumal, wenn man bedenkt, daß die Einkommensteuer bei dem Einkommen über 1000 Thaler anfängt. Die Zahl aber entspricht dem Verhältniß in andern Ländern. Es mag in reicheren Ländern mehr Personen geben, die über 1000 Thaler Einkommen haben, allein der Unterschied ist gering und entspricht nicht dem Unterschied des Gesammtreichthums der Länder. Dieser letztere Unterschied muß also in den großen Vermögen liegen. So weit sich Vergleiche anstellen lassen, steht Deutschland in Bezug auf die annähernd gleichmäßige Vermögensvertheilung nicht ungünstiger, wie irgend ein anderes Land. — Die Zahl der von der Classensteuer ganz befreiten Personen, weil ihr Einkommen nicht einmal die niedrigste Stufe der Classensteuerpflichtigkeit erreicht, beträgt 6,045,619. In dieser Zahl sind aber sämmtliche Angehörige der befreiten Bevölkerung einbegriffen, auch die Kinder, die im ersten Lebensmonat stehen. Durch die sonderbare Annahme, daß jene Zahl nur die steuerfreien Haushaltungen benenne, hatte man sich zu erschreckenden Schlüssen über den Umfang des herrschenden Pauperismus verleiten lassen. Wir möchten jene Zahl insofern noch vergrößert sehen, als wir das classensteuerpflichtige Einkommen nicht bei 140 Thaler, sondern erst bei 300 Thaler beginnen lassen möchten. Im Uebrigen ist es natürlich wünschenswerth, die Zahl der Personen, die, indem sie sich selbständig ernähren, weniger als 300 Thaler erwerben, so klein als möglich zu sehen. Auf die Verminderung dieser Zahl hinzuarbeiten, ist eine Hauptaufgabe des Staats und der Gesellschaft. — Nachdem die Richtigstellung der betreffenden Zahlen die Bestätigung des Finanzministers erhalten, erhob der Abg. v. Kardorff sehr zur Unzeit, wie uns scheinen will, die alte unvermeidliche Klage über die sogenannte Steuerschraube. Er beklagte sich, daß hier und da zur untersten Klassensteuerstufe Bevölkerungstheile herangezogen worden, die bisher befreit gewesen, und er beklagte sich, daß andere Personen aus der Klassensteuer in die Einkommensteuer gedrängt worden. Man braucht gar nicht im Finanzministerium zu sitzen, um die Grundlosigkeit dieser Klagen einzusehen.

Die Klassensteuer ist contingentirt, d. h. das Gesammtaufkommen aus derselben ist fixirt. Die Staatsverwaltung hat also bei der Veranlassung der Klassensteuer absolut kein anderes Interesse, als das der Gerechtigkeit. Findet

sie wenige Steuerpflichtige, so müssen diese höhere Steuersätze übernehmen; je größer die Zahl der Steuerpflichtigen, desto mehr können die Sätze erniedrigt werden, desto mehr können auf Grund individueller Verhältnisse Befreiungen eintreten. Aber die Verwaltung hat offenbar nicht das Recht, Bevölkerungselemente, die nach dem Gesetz zur Klassensteuer heranzuziehen sind, nach ihrem Ermessen frei zu lassen. Damit würde sie die herangezogenen Pflichtigen beschädigen. — Was nun die Einkommensteuer betrifft, so wäre es ebenso ungerecht, Personen in der Klassensteuer zu belassen, deren Einkommen die Stufe der Einkommensteuerpflichtigkeit erreicht. Hier könnte man ja allerdings ein Interesse der Verwaltung vermuthen, den Ertrag der Einkommensteuer so hoch als möglich zu bringen. Da aber die Einschätzung nicht durch Beamte, sondern durch gewählte Commissionen vollzogen wird, so hat auch dieser Argwohn keinen Platz. Ganz besonderes Unglück hatte der Abg. v. Kardorff, indem er die Gelegenheit benutzte, wiederum seine Lieblingsidee vorzutragen, daß alle directen Steuern den Gemeinden zu überlassen, die Bedürfnisse des Staats lediglich durch indirecte Steuern zu befriedigen seien. Da unser Staat eine zweifache Gliederung hat, Einzelstaat und Reich, so ist die Kardorff'sche Idee undurchführbar. Indirecte Steuern, als Hauptfinanzquelle der Einzelstaaten, würden geradezu die deutsche Nation verderben. Die indirecte Besteuerung darf in den Einzelstaaten nicht weiter ausgebildet werden, die bestehenden indirecten Particularsteuern müssen sogar aufgegeben werden, zu Gunsten des Reichs, weil nur das Reich die indirecte Besteuerung gleichmäßig gestalten kann, d. h. so gestalten kann, daß der deutschen Volkswirthschaft nicht die Adern unterbunden werden und ihre Lebenskraft zerrissen wird. Wenn Herr v. Kardorff die Budgets der Einzelstaaten aus indirecten Steuern bestreiten will, so muß er auch so weit gehen, die Bedürfnisse der Einzelstaaten aus der Reichskasse decken zu lassen, welche diese Einnahmequellen allein ohne Schaden für das Ganze benutzen kann. Da an einen solchen Plan Niemand denken kann, so sollte man mit Einfällen zu Haus bleiben, deren Consequenzen unausführbar sind. Herr v. Kardorff hatte aber noch in ein anderes Wespennest gestochen, indem er als bekannter Schutzzöllner sich den Vorwurf gefallen lassen mußte, mit seinen indirecten Steuern auf den Schutzzoll hinaus und überdies die ärmere Klasse, auf welche die indirecten Steuern bei großer Ausdehnung hauptsächlich fallen, drücken gewollt zu haben. Dies war am 17. Februar. Am 18. Februar kam Herr v. Kardorff auf die am Vortag gegen ihn gerichteten Angriffe zurück. Einer seiner Gegner Herr Eugen Richter, hatte als das einzige Abhülfsmittel gegen die Klagen über den Druck der Einkommensteuer der letzteren Contingentirung befürwortet. Dies benutzte Herr v. Kardorff zu der wiederum wenig glücklichen Fechterwendung, diese Contingentirung sei eine Sicherung der Reichen

gegen angemessene Besteuerung, der Wunsch der Arbeiter gehe dagegen auf eine progressive Einkommensteuer. Das Letztere mag thatsächlich richtig sein, aber darum ist der bezügliche Wunsch noch lange nicht vernünftig. Bis zur Sinnlosigkeit falsch ist die fernere Behauptung, die Contingentirung der Einkommensteuer bedeute die Bevorzugung der Reichen durch eine geringere Steuer. Das hängt doch wohl davon ab, wie hoch das Contingent gegriffen wird. Bei einem hohen Contingent und bei Einschätzungscommissionen, die von der Gesammtheit der Pflichtigen eines Orts oder Kreises gewählt sind, würden diese Commissionen sicherlich die größten Einkommen sich nicht zur entsprechenden Heranziehung entgehen lassen. Die Contingentirung ist es sogar allein, die hierzu führen kann. Denn ihre unmittelbare Folge ist, daß, was ein Reicher zu wenig zahlt, ein minder Bemittelter zu viel zahlt. Dagegen werden die Letzteren schon lernen, sich zu schützen. So lange dagegen die Einkommensteuer nicht contingentirt ist, fällt jede genaue Heranziehung in den Verdacht des willkürlichen Heraufschraubens der Staatseinnahme. Ein interessanter Punkt, welchen diese Verhandlung zu Tage brachte, ist nun aber der, daß nicht der Staat es ist, der die Einschätzung zur Einkommensteuer heraufschraubt, sondern die Gemeinden, seitdem diese auf Zuschläge zur Staatseinkommensteuer mehr und mehr angewiesen werden. Aus dieser praktischen Folge ergiebt sich recht deutlich die Verkehrtheit des Systems solcher Zuschläge, eine Verkehrtheit, gegen die gewisse Leute blind sein wollten. Staat und Gemeinde, besser ausgedrückt: Centralverwaltung und Localverwaltung müssen verschiedene Einnahmequellen haben: die Localverwaltung die Grundsteuer, die Centralverwaltung die Einkommensteuer. Reicht aber die Localverwaltung, zu der wir Ort, Kreis, Provinz rechnen, mit der Grund- und Gebäudesteuer nicht aus, so muß die Localverwaltung eine eigenartige Einkommensteuer zu Hülfe nehmen, nicht aber Zuschläge zur Staatseinkommensteuer.

Die alte Wahrheit, daß das tägliche Leben an Ueberraschungen unerschöpflich ist, bereicherte am 18. Febr. der Abg. Lasker mit seinem eigenen Beispiel. Lasker, wer sollte es für möglich halten, sprach wie ein eingefleischter Bureaukrat. Auch er erklärte sich gegen die Contingentirung der Einkommensteuer, „denn dann würde der steigende Wohlstand nicht steuermäßig ausgenutzt werden.“ Was in dem Manne nicht alles steckt, nun sogar noch ein Oberfiscal! Es wurde uns ganz schwach und beklommen, als wir das hörten. Jedes Bischen steigender Wohlstand, das Einem von uns liebende Mächte bescheeren möchten, muß „steuermäßig ausgenutzt werden“. Offenbar ist diese Ausnutzung der Zweck des menschlichen Daseins und Fleißes. Da möchte Mancher lieber seine Sparbüchse auf den Mond schicken, damit doch etwas Weniges „nicht steuermäßig ausgenutzt wird“. Wir unserseits

befleißigen uns auch des Patriotismus. Aber unser Patriotismus würde sehr befriedigt sein, wenn der Wohlstand rascher wüchse, als die Steuern, wenn also der Steuerdruck sich verkleinerte weil der steigende Wohlstand nicht „steuermäßig ausgenutzt würde". Fromme Wünsche, nicht wahr, aber es ist grausam, daß diese Wünsche nicht einmal unseres bescheidenes Ideal bleiben, daß wir vielmehr die „steuermäßige Ausnutzung des Wohlstandes" zum Ideal erheben sollen. — In der fiscalischen Laune, in der er nun einmal war, überraschte uns der Redner mit einem zweiten Dogma veralteter Fiscalität. Der Schwärmer für die Selbstverwaltung fand plötzlich, es sei nicht rathsam, den Gemeinden ein Besteuerungsrecht zu geben, das hieße — man höre! — die Anarchie im ganzen Lande herbeiführen. Der Staat müsse vielmehr die Steuern einziehen und den Selbstverwaltungskörpern die gefüllten Beutel in die Hand drücken. Dieser Fehler ist jetzt allerdings bei den Provinzialfonds begangen worden. Man wird aber die ganze Selbstverwaltung in Grund und Boden verderben, wenn man ihr nur die bequeme Pflicht giebt, vom Staat eingezögene Summen zu verwirthschaften, die viel wichtigere Pflicht aber ihr abnimmt, auf die Deckung ihrer Ausgaben selbst zu denken, und praktisch kennen zu lernen, was es heißt Besteuerung zu üben. Es ist wahr, das Besteuerungsrecht der Gemeinden wird zu verschiedenen Steuersätzen und gewissen Variationen in der Steuerart führen.

Ist dies aber jetzt bei dem System der Zuschläge anders? Zahlt man etwa nicht in Berlin mehr Einkommensteuer in Folge der Gemeindezuschläge, als an jedem andern Ort. Die Verschiedenheit der directen Besteuerung ist ebenso unvermeidlich, als sie im Ganzen unschädlich ist. Unvermeidlich, weil sich nicht ändern läßt, daß das Budget in Berlin größer, auch verhältnißmäßig größer ist, als in Trebbin oder in Zossen; unschädlich, weil die Einheit der Volkswirthschaft dadurch nicht leidet, daß man in Berlin mehr directe Personalsteuern entrichtet. Diese Einheit würde aber allerdings bedeutend leiden durch Accisen an den Thoren und dgl. in ihrer Schädlichkeit längst erkannten Einrichtungen. — Um uns keinen Grad des Erstaunens zu ersparen, verfiel der Abgeordnete Lasker, nachdem er theoretisch ein Attentat gegen die Selbstverwaltung begangen, welches diese Einrichtung praktisch durchgeführt vernichten müßte, am Schluß seiner Rede in seine übertriebene unkritische Schwärmerei für die Selbstverwaltung. Er wollte nicht das Geringste auf die gewählten Einschätzungscommissionen kommen lassen und sagte, wenn wir recht verstanden, wörtlich: „Man kann die Schuld nicht der Regierung zuschieben, wenn unselbständige, gewissenlose Personen als Einschätzer das Volk überlasten; ich protestire dagegen im Namen des Volkes, welches mündig genug ist, die Angelegenheiten seiner Selbstverwaltung wahrzunehmen." Das war freilich nicht so unlogisch gemeint, wie es klingt. Der Abgeordnete wollte

nämlich zweierlei vertheidigen, erstens die Regierung gegen den Vorwurf, daß sie die letzte Entscheidung über die Einschätzung an die Organe der Selbstverwaltung abgegeben; und zweitens diese Organe gegen den Vorwurf, daß sie sich nicht zu Werkzeugen der Regierung gebrauchen ließen. Wenn nun aber doch zu hohe Einschätzungen durch „unselbständige, gewissenlose Personen" vorkommen sollten, so muß man doch fragen, an wen diese Personen ihre Selbständigkeit veräußern, und ob diese Vorkommnisse, wenn sie beglaubigt wären, was der Redner allerdings in Zweifel zog, nicht zu Ungunsten der Selbstverwaltung sprechen müßten. Unsrerseits bezweifeln wir mit dem Redner das erhebliche Vorkommen solcher Handlungsweise und glauben, daß die Einschätzungscommissionen im Ganzen umsichtig und gewissenhaft arbeiten. Der Protest gegen vorgebrachte oder behauptete Thatsachen, nicht auf Grund angestellter Untersuchung, sondern lediglich auf Grund der Mündigkeit des Volkes als unbezweifelbarem Dogma, kann jedoch offenbar nicht verfangen.

In derselben Sitzung erneuerte die vereinigte Opposition des Centrums und des Fortschritts ihren schon oft gemachten Versuch, den Dispositionsfonds des Staatsministeriums für allgemeine politische Zwecke, jene durch die Winzigkeit der Summe fast lächerlichen 31,000 Thaler, zu verweigern. Der Versuch gelang nicht, aber der Anlaß ist zu erwünscht, sich gegen die officiöse Presse zu ergehen. Solche Angriffe müssen mit Phlegma und gesundem Menschenverstand abgewehrt werden, welche guten Dinge dem Minister des Innern glücklicherweise zu Gebote stehen. Auf die lächerliche Klage als Opposition, Geld bewilligen zu sollen, um mittelst desselben in der Presse angegriffen zu werden, antwortete der Minister mit ergötzlicher Trockenheit: die halbamtliche Presse habe nach Objectivität zu streben, aber dazu gehöre nicht, Alles zu loben, was in den Parlamenten vorgeht. Man kann nicht nüchterner und unwidersprechlicher antworten. Ebenso nüchtern antwortete er auf die fortschrittliche Insinuation, daß Herr v. Schweitzer als Präsident der Socialdemokratie Regierungsagent gewesen, damit, daß die Socialdemokratie, wenn ein Führer von einem Theil der Partei gestürzt werden soll, regelmäßig dahin belehrt wird, der zu Stürzende sei Regierungsagent. Die 31,000 Thaler wurden schließlich in namentlicher Abstimmung mit 173 gegen 131 Stimmen, hauptsächlich Stimmen der Fortschrittspartei und des Centrums bewilligt, aber die Opposition hatte ihrem Herzen genügt. Wenn man mit dem Staat experimentiren dürfte, so wäre ein Fortschrittsministerium sehr wünschenswerth, um eine Regierung zu sehen, die nach dem jetzigen Verlangen der Fortschrittspartei nur durch die Güte ihrer Maßregeln, ohne dieselben jemals in der Presse vertheidigen zu lassen, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite behält, und die zweitens, wenn sie sich doch vertheidigt, es immer so thut, daß der Gegner angenehm davon berührt ist. Wenn der Reichskanzler richtig prophe-

zeit hat, daß Herr Eugen Richter zu seinem Nachfolger berufen ist, so würden wir jene interessante Erfahrung ja machen. An demselben Tage werden ohne Zweifel die Geier bei den Tauben und die Pardel friedlich bei den Lämmern liegen.

Gestatten Sie mir, daß ich zum Schluß auf zwei Punkte meines letzten Reichstagsbriefes zurückkomme. Im letzten Absatz desselben, auf Seite 319 ist auf Zeile 13 v. o. anstatt § 130 zu lesen § 130a. Ferner haben Sie mir diesmal einen Irrthum imputirt, den ich nicht völlig begangen. Ich sagte nämlich, durch die Herbstsession des Reichstags würden die neuen Reichstagswahlen wiederum in die zweite Hälfte des Dezember fallen. Nun ist allerdings thatsächlich, wie Sie bemerken, noch niemals im Dezember zum Reichstag gewählt worden. Allein im Dezember 1873 sollte zum jetzigen Reichstag gewählt werden, und der Plan kam nur darum nicht zur Ausführung, weil viele Stimmen der öffentlichen Meinung auf die Unzuträglichkeit aufmerksam machten. So wurde die Wahl auf den 10. Januar 1874 verlegt, eine Hinausschiebung, zu der man sich ungern entschloß, weil die Einberufung des Reichstags drängte, welcher dann am 5. Februar zusammentrat. Diesmal nun sind die Umstände noch erschwerender. Der jetzige Reichstag soll im Herbst noch einmal zusammentreten. Ihm werden die Reichsjustizgesetze, die Vorlage wegen des Erwerbs der Eisenbahnen durch das Reich, und das Budget vom Januar bis März 1877 vorliegen. Vor Ende November wird er sicherlich seine Arbeiten nicht beendigen. Der neue Reichstag muß aber schon im Januar zusammentreten, um das Budget pro 1. April 1877 bis 1. April 1878 zur rechten Zeit erledigen zu können. C — r.

Die Einverleibung Lauenburgs.

Bei Berathung der Bundesverfassung im norddeutschen Reichstage hatte am 11. März 1867 Graf Bismarck den Gedanken weit abgewiesen, daß Preußen auf Einverleibung anderer Deutscher Staaten ausgehe oder, auf seine Uebermacht im Bunde sich berufend, von derselben Zugeständnisse zu erzwingen suche, die nicht freiwillig entgegen getragen würden. Die strengste Beobachtung dieses Grundsatzes hat jedoch nicht verhindern können, daß andrerseits in deutschen Kleinstaaten der Wunsch entstand, einer Einverleibung in Preußen gewürdigt zu werden. Zuerst rückte damit Waldeck hervor, dann Lauenburg. Beweggrund waren in beiden Fällen nicht platonische Liebe, sondern die Ver-

hältnisse des Geldbeutels. Waldeck ist von Natur sehr arm, Lauenburg fühlt sich durch besondere Umstände bedrückt. Hier wie dort äußerte die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse ihre tiefgreifende Wirkung. Waldecks Wunsch wurde nicht formell, sondern nur in der Verschleierung des Accessionsvertrags gewährt, weil sonst Preußen im Bundesrathe eine Stimme entgangen wäre, auf die es zu rechnen pflegte; bezüglich Lauenburgs steht dieses Bedenken nicht entgegen, da für dieses Land wegen seiner Personalunion mit Preußen keine besondere Stimme im Bundesrathe geführt wird.

Vielleicht ist es für künftige Fälle lehrreich, wenn wir kurz entwickeln wie es zuging, daß Lauenburg zum Wunsche kam, in Preußen einverleibt zu werden. Partikularistischer Sinn war in diesem Ländchen von vorn herein so vollkommen zu Hause wie nur je in einem deutschen Bundesstaate, die geänderte Finanzlage aber hat aus dem Saulus einen Paulus gemacht.

Nach den Friedenspräliminarien zu Nikolsburg erkannte der Landtag in Ratzeburg, daß künftig seine Sonne nicht mehr am Belt, sondern an der Spree strahlen werde. Er hielt es daher im Oct. 1864 für das Klügste, sich für den Anschluß an Preußen auszusprechen. Darunter verstand er jedoch nichts weniger als ein Aufgehen in Preußen, vielmehr eine Währung der Selbstständigkeit des Landes als eines besonderen Herzogthums mit seiner bisherigen Landesverfassung. Zur Gründung eines solchen Verhältnisses wollte er sich herbeilassen, sobald Preußen auf bestimmte nähere Bedingungen eingehen würde. Auf letzteren nämlich schien es der im Landtage vorherrschenden Ritterschaft im Grunde mehr anzukommen als auf die Form des Anschlusses an Preußen. Die Ritterschaft wünschte nämlich, wie überall, die Erhaltung ihrer alten Vorrechte, bestehend besonders in der Grundsteuerbefreiung, die schon vor 1689 erworben war, und dem Einfluß im Landtage, der sich besonders auf den Inhalt eines Recesses von 1702 stützte; daneben lag ihr noch die Erhaltung des Consistoriums mit seiner Verfassung von 1580 und einer alten Kirchenordnung, auch die eines besonderen Hofgerichts u. dergl. am Herzen.

Als Lauenburg im Wiener Frieden von 1864 an Preußen und Oestreich abgetreten war, erklärte sich der König einer Deputation des Landtags gegenüber bereit, nach einer Verständigung mit Oestreich auf eine Personalunion einzugehen. Nachdem Graf Bismarck noch der Deputation die beruhigende Versicherung gegeben hatte, zu Nikolsburg sei nur aus Unkenntniß der Finanzverhältnisse Lauenburgs dieses Land durch Uebernahme eines Theils der dänischen Staatsschuld mit belastet, war man in Ratzeburg soweit ganz befriedigt. Nur Eines drückte noch: Die Ungewißheit über obige Vorrechte. Die Besorgniß stieg, als Lauenburg im Gasteiner Vertrage von Oestreich für $2\frac{1}{2}$ Million Thaler dän. an Preußen ganz überlassen und in dem preußischen Besitzergreifungspatente im Sept. 1865 jene Vorrechte gar nicht erwähnt waren. Blos die Erhaltung der Gesetze war darin versprochen. Das war dem Landtage zu allgemein gehalten. Zur Huldigung ließ er sich zwar ohne Umstände herbei, bei dieser Gelegenheit gab er aber dem Grafen Bismarck zu erkennen, was ihn eigentlich bedrücke. Des Letzteren Antwort ernüchterte gewaltig: die Einverleibung stellte er in Aussicht, wenn man Miene mache, Preußen in seinem Arrangement zu stören. Bismarck wurde jedoch erst hiernach gewahr, daß er mit der Einverleibung nicht so leicht drohen könne; denn am 3. Febr. 1866 erklärte das Abgeordnetenhaus die Vereinigung Lauenburgs mit Preußen für solange, als der preußische Landtag nicht zugestimmt habe, für rechtsungültig. Das fachte den damaligen inneren Conflict in Preußen noch mehr

an. Bismarck erklärte: Lauenburg ist kein „fremdes Reich", dessen Herrscher zugleich zu sein die Verfassung dem König verbietet, und er sandte den Beschluß als rechtswidrig zurück. Die großen Ereignisse von 1866 machten dann das Abgeordnetenhaus kleinlaut, mit Rücksicht auf seinen früheren Standpunkt aber bat es am 20. Dec. 1866, wenigstens die Einverleibung vorzunehmen. Das blieb aber unbeachtet; Preußen fuhr fort, seinerseits keinen Schritt hierzu zu thun.

Inzwischen hatten jedoch norddeutsche Bundesgesetze die Einnahmen Lauenburgs beschränkt. Durch Aufnahme in den Zollverein wurden die Land- und Wegezölle, durch das Gesetz v. 11. Juni 1870 der Elbzoll hinfällig. Das Landesbudget hatte seit 1868 ein Deficit aufzuweisen. Die Bauern im Landtage regten schon 1867 die Einverleibung an, die Ritterschaft ging aber behutsam zu Werke. So kam es im Mai 1869 zur Niedersetzung einer Landtagscommission behufs Prüfung der Sache. Auf Grund von deren Beschlüssen legte die Regierung den 9. Juni 1870 Grundzüge für die Einverleibung vor, es kam aber damals nur zu einer Einigung, wonach der Herzog einen Theil der Domänen erhielt, welchen er dann dem Fürsten Bismarck schenkte, während der Rest der Domänen Landeseigenthum bleiben und dessen Zinsen nur zur Bestreitung der Landesbedürfnisse dienen sollten. Wegen der übrigen Punkte kam es erst im April 1875 zu einer Einigung über Grundzüge. Hiernach sollte das Land, welches schon mit alten Schulden und einer jährlichen Abtragung von 182,000 Thlr. auf die 1866 zur Tragung der Abfindung an Oesterreich aufgenommene Anleihe belastet ist, noch weiterhin die nicht unbedeutenden Kosten der Veranlagung der Grundsteuer und der Grundsteuer-Entschädigungen tragen. Daran fand der Landtag keinen Anstoß. Letztere kamen der Ritterschaft zu Gute, die über 6 □ Meilen des Bodens besitzt; und es sollte ja auch der Landtag in bisheriger Gestalt, nicht minder das Consistorium erhalten werden.

Diesen Grundzügen entspricht der Gesetzentwurf und der Vertrag, welche der Landtag am 16. Febr. 1876 genehmigt hat. Die Bevölkerung war zwar mit den letzterwähnten Punkten nicht einverstanden; auch tauchten in der Berl. Aut. Corr. Bedenken auf, ob das Abgeordnetenhaus den veralteten Landtag als geeignete Vertretung des als Kreis der Provinz Schleswig-Holstein aufzunehmenden Landes genehmigen werde, und in der That paßt eine Kreisvertretung nicht mehr, die aus dem erblichen Landmarschall, 2 lebenslänglichen Landschaftsräthen, 5 Abgeordneten der Ritterschaft, 5 der Städte und 5 der Bauern besteht, zu den modernen preußischen Einrichtungen. Der Landtag scheint dies auch gefühlt zu haben. Er hat den Wunsch ausgesprochen, daß das Wahlgesetz bis spätestens d. 1. März 1878 geändert werde. Den Entwurf selber wollte er in dieser Beziehung nicht ändern, um der Einverleibung kein Hinderniß mehr zu bereiten. Es kommt nur darauf an, ob der preußische Landtag mit einem vorübergehenden Fortbestand des Lauenburgschen Landtags einverstanden ist. Für Preußen eilt es freilich auch jetzt nicht mit der Einverleibung und es könnten vom preußischen Landtag allerdings noch Bedingungen vorgeschrieben werden, allein nach Allem was in Betracht kommt, hat es für Preußen keinen Nachtheil, wenn die Sache so erledigt wird, wie sie bis jetzt vereinbart ist. F. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Suworow's Marsch durch die Schweiz im Jahre 1799.*)

Von Friedrich von Bülow.

I.

Der für Oestreich so unglückliche Feldzug von 1796 hatte durch den Frieden von Campo Formio seinen Abschluß erreicht. Die französischen Truppen räumten das noch von ihnen besetzte Gebiet und gingen in Italien hinter die Etsch, in Deutschland hinter den Rhein zurück. Frankreich stiftete aus den ihm in Italien neu hinzugetretenen Gebietstheilen die cisalpinische Republik. In einem geheimen Vertrage erhielt Oestreich für seine verlorene Provinz den Besitz von Venedig. Der Rastatter Congreß trat im December 1797 zusammen, um die Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen, doch ehe derselbe auch nur einen Schritt vorwärts gethan, sorgte schon die französische Republik dafür, daß die Brandfackel des Krieges von Neuem geschürt wurde. Im Februar 1798 rückte eine französische Armee in die Schweiz ein, ohne daß letztere hierzu irgendwie Veranlassung gegeben und behielt sie, mit Ausnahme Graubündens, das sich an Oestreich anschloß, besetzt. — Zu derselben Zeit wurde der Kirchenstaat ohne ausreichenden Grund occupirt und der Papst mußte flüchten. Im Mai 1798 segelte Napoleon nach Aegypten, unterwegs nahm er Besitz von Malta und löste den dort residirenden Maltheserorden auf. —

Besonders dieser letzte Punkt wurde eine Hauptveranlassung zur zweiten Coalition. Der Kaiser Paul von Rußland war erster Protector des Ordens und hielt sich persönlich durch diese That so beleidigt, daß er sich dem nun bildenden Bündniß zur Bestrafung aller dieser Uebergriffe anschloß. Die Coalition wurde gebildet aus Oestreich, Rußland, England, Sicilien und der Türkei. Schon im November 1798 eröffnete Sicilien, damals noch alleinstehend, den Krieg durch einen Angriff auf das römische Gebiet; es wurde

*) Zum näheren Verständniß der Details ist J. M. Ziegler's 3. Karte der Schweiz oder die Dufour'sche Generalstabskarte zu empfehlen.

vollständig geschlagen und seiner Provinzen auf dem Festlande hierdurch beraubt. — Im December rückte eine französische Armee in Piemont ein, verjagte ohne jeden Grund den König, der nicht einmal zur Coalition gehörte, und nöthigte ihn, sich nach Sardinien zu flüchten. —

Rußland verpflichtete sich, vorläufig 50,000 Mann zu stellen. England unterstützte mit Subsidien und seiner Flotte. Sicilien und die Türkei blieben ziemlich indifferent.

Die Aufstellung der gegenseitigen Streitkräfte bei Beginn des Feldzuges war folgende: A. Verbündete. — 1. Erzherzog Karl stand mit 92,000 Oestreichern zwischen Lech und Isar. — 2. General Hotze mit 26,000 Oestreichern in Vorarlberg und Graubünden. — 3. General Bellegarde mit 47,000 Mann Oestreichern in Tyrol. 4. General Kray mit 75,000 Oestreichern in Italien hinter der Etsch. — Zu den östreichischen Truppen in Italien sollten noch die obenerwähnten 50,000 Mann Russen stoßen. Der Oberbefehl daselbst wurde dem russischen Generalfeldmarschall Grafen Suworow-Rymnikski übertragen; unter ihm kommandirte General Melas die Oestreicher.

B. Französische Republik. — 1. Gegen Erzherzog Karl die sogenannte Donauarmee 38,000 Mann unter Jourdan. 2. Eine Observationsarmee von 10,000 Mann am Mittelrhein, die zu Festungsbesatzungen verwandt wurde. — 3. Gegen General Hotze und Bellegarde in Tyrol und Graubünden, Massena mit 30,000 Mann in der Schweiz. — 4. In Oberitalien Scherer mit 60,000 Mann. — 5. In Unteritalien Macdonald mit 25,000 Mann.

Als am 3. März 1799 die französische Donauarmee bei Kehl und Basel über den Rhein ging, war östreichischer Seits ein allgemeiner Feldzugsplan noch nicht entworfen. Der Hofkriegsrath in Wien war damit nicht fertig geworden und die einzelnen östreichischen Corps agirten auf eigne Hand. Im Hofkriegsrath, berüchtigten Andenkens, saßen damals ganz unfähige Elemente, alte abgelebte Generäle, Federhelden des grünen Tisches, die theilweise niemals eine Kugel pfeifen gehört. Das Präsidium führte der östreichische Premierminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron Thugut. Er war nie Soldat gewesen, in übergroßer Eitelkeit und Selbstsucht glaubte er aber Alles zu verstehen. Von ihm persönlich wurden die Feldzugspläne entworfen und rein militärische Anordnungen erlassen. Seine Organe durften keinen Widerspruch erheben. — Man wird später sehen, was dieser Baron Thugut auch durch seine intrigante Politik dem Allgemeinen geschadet und wie es ihm hauptsächlich zu danken ist, daß dieser Feldzug mit all seinen großen Siegen doch keinen Nutzen brachte, die Coalition darüber auseinander ging und es Napoleon dadurch ermöglicht wurde, später vor Wien zu erscheinen, um Oestreich einen schmachvollen Frieden zu dictiren.

Der Verlauf des Feldzugs war nun folgender: Am 3. März ging die französische Donauarmee bei Kehl und Basel über den Rhein und dirigirte sich in die Gegend von Tuttlingen, wo sie vorläufig unthätig stehen blieb. Erzherzog Karl concentrirte zur selben Zeit seine Armee hinter dem Lech und rückte in langsamen Märschen Jourdan entgegen. — In dem Zeitraum vom 6. — 25. März werden die Oestreicher durch die französische Schweizerarmee unter großen Verlusten aus Graubünden vertrieben und Lecourbe und Dessalus dringen bis in Tyrol ein. — Am 21. März schlägt der Erzherzog den General Jourdan bei Osterach, den 25. bei Stockach. Die Trümmer der französischen Donauarmee gehen über den Rhein nach Frankreich zurück. Der Erzherzog beutet jedoch seinen Sieg nicht aus; trotz der numerisch bedeutenden Uebermacht läßt er die Franzosen ruhig abziehen, hat jedoch die Absicht, sich mit 30,000 Mann nach der Schweiz zu werfen. —

In Italien geht Scherer am 24. März über den Mincio. — Nach den unentschiedenen Gefechten bei Pastrengo, Verona und Legnago schlägt der den Oberbefehl interimistisch führende östreichische General Kray am 5. April die Franzosen vollständig bei Magnano und Verona. Die französische Armee geht über den Mincio, demnächst hinter die Adda und Ojlio zurück. — Am 9. April trifft Melas in Italien ein, den 14. April das erste Contingent Russen unter Rosenberg, 17,000 Mann. Am 15. April erscheint Suworow im Hauptquartier zu Valeggio. —

Suworow, der Sohn eines Predigers, wurde am 13. November 1729 in Finnland geboren. Er erhielt eine eingehende Bildung, die er auch sein ganzes Leben bestrebte weiter zu vervollkommnen. Es ist unrichtig, ihn, wie es so oft geschieht, für einen Halbwilden zu halten. Unter rauher Decke verbarg er ein für damalige Zeiten bedeutendes Wissen. Seine große Liebe für den Soldatenstand ließ ihn früh in die Armee eintreten. Sehr bald zum Officier befördert, machte er den Feldzug gegen die Schweden in Finnland mit, darauf den siebenjährigen Krieg, den Feldzug gegen Polen, 1773 gegen die Türken, 1777 in der Krim, 1781 schlägt er als commandirender General die Türken bei Kinburn, später bei Rymnik, die Polen bei Praga. Für die Schlacht bei Rymnik wurde er in den Grafenstand erhoben mit dem Beinamen Rymnikski. Ueberall zeichnete er sich aus, überall heftete sich der Sieg an seine Fahnen. — Er war jedenfalls ein außerordentlicher Mensch. Mäßigkeit, Thätigkeit, Strenge gegen sich und Andre, verbunden mit wohlwollendem Herzen, waren die Grundzüge seines Charakters. Durch sein äußerlich rohes und oft cynisches Benehmen, durch Verachtung alles Aufwandes und seltene Furchtlosigkeit, machte er sich zum Liebling seiner Soldaten. Für seinen feurigen Willen gab es kein Hinderniß, kein Opfer konnte ihn von der Ausführung eines einmal beschlossenen Unternehmens zurückhalten.

— Von kleiner Figur, mehr schlank, als beleibt, prägte sich besonders in Kopf und Augen eine ungemeine Intelligenz aus. Obschon damals 70 Jahr alt, als er das Commando in Italien übernahm, war er doch noch von einer geistigen und körperlichen Frische, wie sie in dieser Art höchst selten vorkommt. Seine Redeweise war schnell, abgebrochen, oft laconisch. — Seine tactischen Grundsätze lassen sich in Folgendem zusammenfassen: nur angriffsweise verfahren; schnelle Märsche, ungestümer Angriff, blanke Waffe; keinen Methodismus, nur richtigen militärischen Blick; dem Feldherrn unbeschränkte Gewalt; den Feind nur in offnem Felde angreifen und schlagen; mit Belagerungen keine Zeit verlieren; nie durch Besetzung einzelner Punkte seine Kräfte zersplittern. Solche tactische Ideen entsprachen nicht dem Methodismus auch der besten Generale jener Zeit und vertrugen sich vor allen Dingen nicht mit dem Pedantismus des Wiener Hofkriegsraths. Die speciellen Anordnungen für das Gefecht entsprachen natürlich ganz diesen Grundsätzen. Die Schreibweise Suworow's war höchst originell, nachfolgender Brief mag als Beleg dienen. Der General Melas hatte sich mit seinem Corps bei einem Marsche verspätet und die Schuld hierfür auf das Regenwetter geschoben; außerdem hatten sich Officiere über zu große Anstrengung beklagt. Suworow erließ in Bezug darauf folgendes Schreiben:

„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß sich die Infanterie beklagt, wenn ihr hier und da die Füße naß werden. Hieran ist das Wetter Schuld. Die Märsche werden im Dienst Ihres Durchlauchtigsten Monarchen gemacht. Nach gutem Wetter seufzen nur Weiber, Stutzer und Faullenzer. Die Schreier, welche sich über den Dienst beschweren, müssen als Egoisten des Dienstes entsetzt werden. Im Kriege muß man Entschlüsse fassen und sie ungesäumt auszuführen wissen, um dem Feinde nicht Zeit zu geben sich zu besinnen. Wer krank ist, mag zu Hause bleiben. Italien muß von den Gottlosen und den Franzosen befreit werden; ein jeder ehrenhafter Officier ist verpflichtet sich für diesen Zweck aufzuopfern. In keiner Armee können Leute geduldet werden, welche raisonniren. — Militärischer Blick, Schnelligkeit, Ungestüm! Für dießmal genug! Suworow." Der Chef seines Generalstabes war der östreichische General von Chasteler. Als Suworow seine Offensivbewegungen in Italien begann, rieth ihm derselbe zuerst zu einer Recognoscirung, dem beliebten Manöver der Oestreicher. — Suworow antwortete ihm wörtlich: „Des reconnaissances! je n'en veux pas; elles ne servent qu'aux gens timides et pour avertir l'ennemi qu'on arrive, — on trouve toujours l'ennemi, quand on veut. Des colonnes, la bayonnette, attaquer, enfoncer, voilà mes reconnaissances!" —

Wie schon gesagt, traf Suworow am 15. April in Valeggio ein und begann sofort die Vorbereitungen zur Offensivbewegung; er schlägt Moreau,

der an Scherer's Stelle den Oberbefehl erhalten, den 27. April bei Cassano. Moreau geht über den Po, dann über die Appeninnen nach der Riviera zurück. Suworow macht sich an die Belagerung der vielen größeren und kleineren Festungen. —

In der zweiten Hälfte des Monat April werden durch den östreichischen General Bellegarde, die französischen Generale Lecourbe und Dessalus, zuerst aus Tyrol, demnächst aus Graubünden, dem Engadin und Veltlin vertrieben, sie ziehen sich nach der Westschweiz zurück. — Erzherzog Karl bleibt unbeweglich 6 Wochen bei Stockach stehen, statt mit kräftiger Offensive sogleich nach der Schweiz zu gehen. In Italien erstrebt Moreau eine Vereinigung mit Macdonald, der aus Unteritalien zu dem Behufe abrückt, um dann wieder die Offensive ergreifen zu können.

Suworow erhält den Befehl, seine Operationen nicht weiter auszudehnen, wie es sein Wille war, sondern abzuwarten. Er bezieht ein Lager bei Turin. Endlich ergreift Erzherzog Karl die Offensive und will sich mit dem General Hotze, der den Rhein vom Bodensee bis zu seinem Ursprung besetzt, vereinigen. Hotze geht am 22. Mai bei Balzers und Meiningen, der Erzherzog den 20. und 23. bei Stein und klein Paradis über den Rhein. Massena versäumt den richtigen Moment die Corps einzeln zu schlagen und die Vereinigung findet Statt. Massena zieht sich in die befestigte Stellung von Zürich zurück. Am 4. April greift ihn der Erzherzog daselbst mit 60,000 gegen 40,000 Mann an. Der Angriff wird abgeschlagen. Dennoch räumt Massena in der darauf folgenden Nacht die Stellung, weil sie ihm zu unsicher, geht über die Limmath und verschanzt sich von Neuem auf den Höhen des Uetli. Der Erzherzog folgt nicht, besetzt nur Zürich und die beiden Armeen bleiben in dieser Situation kaum 1½ Meilen von einander entfernt, fast 3 Monate unbeweglich stehen.

Inzwischen war der General Macdonald mit 36,000 Mann aus Unteritalien am 29. Mai in Toscana angelangt. Moreau, der noch in der Riviera stand, hatte seine Armee wiederum auf 20,000 Mann gebracht. Beide Armeen sollten die Appeninnen überschreiten und sich in der Poebene vereinigen. — Suworow vereitelt diesen Plan; er wirft sich mit nur 26,000 Mann auf den über die Appeninnen debouschirten Macdonald und schlägt ihn am 16. Juni am Tidone, am 17., 18. und 19. Juni in der blutigen Schlacht an der Trebbia, Macdonald muß mit den Trümmern seiner Armee, in vollständiger Auflösung, eifrig verfolgt, wiederum über die Appeninnen zurück. Inzwischen war auch Moreau debouschirt; Suworow eilt ihm entgegen. Moreau weicht einer Entscheidung aus und bezieht wiederum seine alte Stellung in der Riviera. Moreau und Macdonald vereinigen sich dann an der Meeresküste und warten Verstärkungen ab. — Suworow erhält Befehl, nicht zu folgen.

— Die Festungen Mantua, Turin, Alessandria, Tortona fallen. Joubert bekommt den Oberbefehl über die französische Armee in Italien, und erhält 12,000 Mann Verstärkungen. Am 5. August trifft er bei der Armee ein, beginnt am 9. seine Offensivbewegungen und steigt über die Appeninnen. Suworow rückt ihm sofort entgegen und schlägt ihn glänzend am 15. August bei Novi. Joubert fällt. Die Franzosen erleiden eine vollständige Niederlage. Die Reste der Armee flüchten nach der Riviera zurück.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die gleichzeitigen Begebenheiten in der Schweiz. —

Wie schon erwähnt, standen sich die beiden Hauptarmeen fast 3 Monate vom 6. Juni bis Ende August unthätig gegenüber. Das Stärkeverhältniß war der Art, daß der Erzherzog in dem Rayon zwischen Züricher- und Bodensee über 45,000 Mann, dagegen Massena nur über 26,000 Mann zu verfügen hatte. Außerdem verwandten die Oestreicher 26,000 Mann zur Besetzung einer Linie, zwischen Züricher- und Vierwaldstättersee, dem Thal der Reuß von Altdorf bis zum St. Gotthardt und von da bis zur oberen Rhone; Auch war der Simplon und der große St. Bernhard in ihren Händen. Diese Aufstellungslinie umfaßte 25 Meilen; derselben gegenüber in angemessener Entfernung standen 25,000 Franzosen. Massena wurde Anfang August vom Directorium zum Angriff gedrängt. Da er viel zu schwach war, gegen die Hauptarmee des Erzherzogs offensiv vorzugehen, beschloß er, um mehr die Aufmerksamkeit desselben von sich abzulenken, an einem bestimmtem Tage, auf verschiedenen Punkten, die oben detaillirte Aufstellung der Oestreicher anzugreifen. Dieß geschah am 14. August, einen Tag vor der Schlacht bei Novi. Dieser Angriff gelang vorzüglich. Die Oestreicher wurden aus dem Rhone-Thal an den Lago maggiore, aus dem Reußthal in das Rheinthal, von der Sihl hinter die Linth getrieben.

Zur selben Zeit ließ auch die französische Rheinarmee wiederum Etwas von sich hören, sie sollte auf 50,000 Mann gebracht werden; mit der Bildung derselben ging es jedoch sehr langsam vor sich und waren von dieser Seite ernstliche Besorgnisse nicht zu befürchten, zumal die schon lange vorbereitete Landung eines russisch-englischen Corps in Holland, unter Befehl des Herzogs von York jetzt ins Werk gesetzt wurde und die ganze Aufmerksamkeit des Directoriums dorthin gerichtet war. — Mitte August traf das zweite russische Contingent, 28,000 Mann unter General Korsakow bei Zürich ein. Das Hauptcorps des Erzherzogs hatte durch diesen Zuwachs eine momentane Höhe von fast 80,000 Mann erreicht. Jetzt tritt eine Aenderung in der ganzen Sachlage ein, die eine vollständige Verschiebung in der Aufstellung der verbündeten Streitkräfte hervorruft. Der Hofkriegsrath in Wien hatte nämlich einen neuen Feldzugsplan entworfen, der auch leider von Rußland und Eng-

land acceptirt wurde. Der Erzherzog sollte hiernach zuerst die Franzosen aus der Schweiz vertreiben und dann mit der ganzen östreichischen Schweizer und Tyroler Armee gegen den Rhein ziehen. Suworow sollte mit dem russischen Corps aus Italien nach der Schweiz marschiren, sich mit Korsakow vereinigen und dort den Oberbefehl übernehmen, Melas als Höchstcommandirender in Italien bleiben.

Die Gründe, welche Oestreich zu diesem neuen Feldzugsplan bewogen, waren im Allgemeinen folgende. Den Kaiser Paul leiteten bei diesem Kriege nur edle Motive; ihm war Zweck des Krieges, die vertriebenen Dynastien wieder auf ihren Thron zurückzuführen, Frankreich zu züchtigen und dem Unwesen daselbst durch Wiedereinsetzung des Königthums ein Ende zu machen. In diesem Sinne verfuhr auch Suworow als Oberfeldherr in Italien, setzte die Behörden wieder ein, organisirte die aufgelösten Armeen und rief die flüchtigen Fürsten zurück. Dieß lag aber nicht in dem Willen Oestreichs. Oestreich wollte vielmehr grade das Gegentheil und streckte, bevor schon der Krieg beendet, seine habgierigen Hände nach allen Seiten aus. Der größte Theil von Piemont, die mittelitalienischen Herzogthümer, sogar Theile des Kirchenstaates, Neapels, Baierns und der Schweiz, sollten ihm zur Abrundung seiner Grenzen dienen. — Alles was Suworow im Sinne Kaiser Paul's in Italien angeordnet, befahl Oestreich unter nichtigen Gründen wieder rückgängig zu machen. Da Suworow sich dem auf das Entschiedenste widersetzte, so sann der allvermögende Minister Thugut auf Mittel, ihn möglichst aus Italien zu entfernen. Vielleicht hat auch Erzherzog Karl zu diesem Entschluß mit beigetragen. Ihm war es offenbar unangenehm, mit den Russen gemeinsam zu kämpfen, auch sah er ungern Suworow als Rivalen auf der Höhe seines Ruhmes neben sich. Da persönliche Kränkungen, oft der niedrigsten Art und die mannichfaltigsten Intriguen des Hofkriegsraths bei dem Feldmarschall Nichts fruchteten, so sollte ihm nun durch den veränderten Feldzugsplan eine andre Thätigkeit angewiesen werden und man hoffte so, endlich freies Spiel in Italien zu bekommen. Im Geheimen wurden sogar seitens Oestreichs Verhandlungen mit Frankreich zur Abschließung eines Separatfriedens angeknüpft, in der Hoffnung auf diese Weise möglichst viel und sicher zu erlangen; dieselben zerschlugen sich jedoch. Kaiser Paul, obwohl durch vielfache Andeutungen Suworow's mißtrauisch gemacht, willigte doch endlich, auf wiederholtes Drängen Oestreichs, in die Veränderungen des Feldzugsplans. Suworow erhielt die Ordre, mit den Russen Italien zu verlassen.

Was geschah nun aber? Der Hofkriegsrath hielt es plötzlich nicht mehr für nöthig, daß der Erzherzog erst die französische Armee aus der Schweiz vertreiben und die Ankunft Suworow's demnächst abzuwarten habe, wie genau festgesetzt, — sondern in dem Moment, als Suworow seine Bewegungen

gegen den St. Gotthardt begann, bekam der Erzherzog Befehl, die Schweiz zu verlassen, der Einfall einer kleinen französischen Heeresabtheilung in Deutschland mußte ganz unmotivirt als Vorwand dienen. Nur ein kleineres östreichisches Corps unter General Hotze sollte vorläufig noch dort bleiben. Der Erzherzog glaubte sich, trotz seiner dreifachen Ueberzahl, nicht stark genug gegen Massena, dagegen wurde Korsakow, jetzt halb so stark als Massena, allein dem Feinde gegenüber gelassen.

Am 27. August beginnen die Rückzugsbewegungen des Erzherzogs aus der Schweiz. Nach seinem Abzuge waren die russisch-östreichischen Truppen, daselbst also vertheilt: Korsakow stand mit 24,000 Mann Russen in und bei Zürich und hatte mit denselben noch das rechte Ufer der Limmath und der unteren Aar besetzt. 2500 Oestreicher und Schweizer deckten das östliche Ufer des Züricher Sees. General Hotze vertheidigte mit 8000 Mann die untere Linth zwischen Züricher und Wallenstädter See. Jellachich stand mit 5000 Mann bei Sargans, Linken schützte mit 6500 Mann Graubünden und das Oberrheinthal bis Dissentis.

Die Aufstellung der französischen Armee, welche Verstärkungen erhalten hatte, war dagegen folgende. Die Hauptmacht unter Massena's persönlichem Befehl, 34,000 Mann gegenüber den Truppen Korsakow's, stand auf dem linken Ufer der Limmath; die Division Soult, 11,500 Mann, längs des linken Ufers des Züricher See's und des linken Ufers der unteren Linth bis zum Wallenstädter See; die Division Lecourbe deckte die Zugänge der Linth und Reuß und zwar, die Brigade Molitor 3500 Mann im oberen Linththal, die Brigade Guclin 3500 Mann auf dem St. Gotthardt, die Brigade Loison 4800 Mann längs der Defiléen der oberen Reuß, im Schächen und Muotta-Thal. Das Hauptquartier Lecourbe's war in Altdorf. —

Suworow dagegen hatte sich nach der Schlacht bei Novi in Italien zu ruhigem Verhalten genöthigt gesehen. Jede Offensivbewegung war ihm verboten; die letzten noch in den Händen der Franzosen befindlichen Festungen fielen. Suworow erhielt vom Kaiser Paul den Namen Suworow-Italiiski und wurde mit einer Menge der bedeutendsten Auszeichnungen beehrt. Als der Befehl zum Abmarsch des russischen Corps einging, lag dasselbe im Lager bei Alessandria. Es setzte sich sofort in Eilmärschen in Bewegung, so daß am 15. September das Städtchen Taverne, am Fuße des Monte Cenere erreicht wurde, von wo man in 3—4 Tagemärschen bis zum St. Gotthardt gelangen konnte. —

Der russische Oberfeldherr hatte zwischen mehreren nach der Schweiz führenden Straßen zu wählen. Er konnte über Chiavenna und den Splügen oder über Bellinzona und den Bernhardin marschiren; ungehindert in das Rheinthal debouschiren, dort mit Linken sich vereinigen um dann über Chur

und Sargans vorzugehen. Er wählte aber die dritte Straße, welche von Bellinzona über den St. Gotthardt an die obere Reuß führt. Auf diesem Wege mußten freilich die Russen den Feind vom St. Gotthardt vertreiben und sich durch fortlaufende Defiléen den Weg bahnen. Der Hauptübelstand lag jedoch darin, daß diese Straße bei Altdorf ein Ende hatte und die weitere Communication für größere Truppenkörper nur per Schiff über den Vierwaldstädter See möglich war. Außerdem konnten auf derselben nur geringe Vorräthe und Feldartillerie gar nicht mitgeführt werden. Unbegreiflicher Weise war Suworow auf den ersteren Punkt durch die zahlreichen Generalstabsofficiere aller Chargen nicht aufmerksam gemacht worden. Die Russen weisen die Schuld den östreichischen Generalstabsofficieren zu, welche dem Stabe Suworow's beigegeben waren, weil man doch von ihnen und auch wohl mit Recht eine Kenntniß des Landes vorauszusetzen berechtigt war. Er selbst erstrebte nur eins: die schnellste Vereinigung mit Korsakow, um dem Feinde sofort einen entscheidenden Schlag beizubringen. Die Straße über den St. Gotthardt schien ihm hierzu der direct kürzeste Weg. Der Feldmarschall persönlich ist festen Glaubens gewesen, daß am rechten Ufer des Vierwaldstädter Sees eine Straße nach Schwyz führe. Seine Disposition läßt keinen Zweifel darüber. —

Der allgemeine Feldzugsplan ging, nachdem der Erzherzog abmarschirt war, dahin: Während die russischen Truppen aus Italien über den St. Gotthardt in das Reußthal eindringen, sollten Jellachich, Hotze und Linken die Franzosen von der Linth zurückdrängen und Korsakow über die Limmath Massena entgegen gehen. Massena von allen Seiten angegriffen, und durch die Bewegungen Suworow's im Rücken bedroht, sollte dann gezwungen werden, seine starke Position aufzugeben. Dieser Feldzugsplan war jedenfalls nur unter den günstigsten Verhältnissen glücklich zur Ausführung zu bringen. Die projectirte Bewegung war eine concentrische, das Centrum hatte jedoch Massena in Händen. Die einzelnen Abtheilungen der Verbündeten, über 30 Meilen auseinandergezogen, waren durch theilweise unübersteigliche Hindernisse vorläufig von einander getrennt und sollten allmälig die Verbindung und die Concentration herstellen. Das numerische Uebergewicht besaß Massena; seine Truppen waren im Gebirgskriege sehr geübt und mit dem Terrain bekannt, mit Leichtigkeit konnte er sich auf die in Bewegung gesetzten Colonnen werfen, ihre Vereinigung verhindern und sie einzeln schlagen.*) —

---

*) Die für den Einmarsch in die Schweiz designirten russischen Truppen hatten folgende Eintheilung: A. Corps des General Derfelden 10,000 Mann Avantgarde. Fürst Bagration. 2500 Mann. 1. Division. General Schweikowsky. 4400 Mann. 2. Division. General Förster. 3100 Mann. — B. Corps des General Rosenberg 6000 Mann. Außerdem war jedem

Unter Zustimmung Korsakow's und der östreichischen Generale wurde nun folgende Disposition festgesetzt: Das russische Corps Derselden hatte im Verein mit der östreichischen Brigade Strauch, die zur italienischen Armee gehörte, von Bellinzona den Ticino aufwärts vorzudringen und den St. Gotthardt in der Front anzugreifen, während das Corps Rosenberg durch das Blegno Thal über St. Maria und den Luckmanier nach Dissentis in das obere Rheinthal marschiren und dann sich gegen den Oberalp-See in den Rücken der feindlichen Stellung dirigiren sollte. Das Dorf Andermatt war als Vereinigungspunkt bestimmt. Oberst Strauch hatte auf dem St. Gotthardt zurückzubleiben, um den Rücken der russischen Armee demnächst zu decken. Um den Vormarsch der russischen Armee durch das Urner Loch und über die Teufelsbrücke zu erleichtern, war der östreichische General Auffenberg, welcher im Rheinthal bei Dissentis stand, beordert, sich über den Kreuzli-Paß durch das Maderaner Thal gegen Amsteg in Bewegung zu setzen, um abermals den Rücken des Feindes, welcher die Stellung im Reußthal vertheidigte, zu bedrohen. Die übrigen Truppen Linken's erhielten den Befehl von Ilanz über das Gebirge, durch das obere Linththal nach Glarus zu marschiren, um sich dort mit denen Jellachich's zu vereinigen, welcher von Sargans und Wallenstadt gegen Mollis vordringen sollte, — zu gleicher Zeit sollte auch Hotze über die Linth gehen, sich mit Jellachich und Linken vereinigen und sich gegen Einsiedeln dirigiren. Von hier war von Hotze den russischen Truppen unter Suworow Cavallerie entgegenzusenden, während diese, nachdem sie den Feind aus dem oberen Reußthal verdrängt hatten, den Marsch bis Schwyz auf dem rechten Ufer des Vierwaldtstädter Sees fortsetzen sollten. Korsakow hatte gleichzeitig Massena an der Limmath anzugreifen. — Auf diese Weise hoffte Suworow sich mit den östreichischen Truppen in Verbindung zu setzen, um sich dann zwischen dem Luzerner und Züricher See, demnächst auch mit Korsakow die Hand reichen zu können. — Den von Italien anrückenden Truppen war in dieser so complicirten Disposition, wie schon oben angedeutet, eine besonders schwere Aufgabe zu Theil geworden. Außer allen möglichen örtlichen Hindernissen, welche dieselben auf ihrem Marsch zu überwinden hatten, außer dem vom Feinde zu erwartenden Widerstande, bestand noch eine andre wesentliche Schwierigkeit, welche alle Berechnungen scheitern machen konnte: der Mangel an Lebensmitteln. — Der Weg über den St. Gotthardt war damals für Fuhrwerk völlig unpraktikabel, Suworow konnte weder Gepäck noch Feldartillerie mit sich nehmen. Der ganze Train der russischen Truppen mußte auf einem weiten Ummwege über Verona, Tyrol und Vorarlberg an das Ufer des Bodensees geschafft werden, die Feldartillerie hatte längs des

Corps eine Anzahl Berggeschütze, Pioniere und Kosacken beigegeben. Die Armee betrug im Ganzen nicht mehr wie 20,000 Mann. — Der Großfürst Constantin begleitete die Armee.

Comer Sees über Chiavenna und dann über Landeck und Bludenz nach Feldkirch zu gehen. — Als Ersatz für die Feldartillerie erhielten die russischen Truppen aus den Arsenalen Piemonts 25 Gebirgsgeschütze; zur Fortschaffung der Bagage konnte man nur Maulthiere verwenden. Suworow hatte deshalb frühzeitig den östreichischen General Melas beauftragt für die Gestellung von 1429 Maulthieren zu sorgen, die in Taverne in Bereitschaft gehalten werden sollten. Man hoffte so, außer einem dreitägigen Proviant, welchen die Leute mit sich zu führen hatten, noch einen viertägigen für die ganze Colonne fortschaffen zu können. War einmal der Einmarsch der russischen Truppen in das Gebirge erfolgt, so war auch nicht mehr auf Proviantzufuhren aus Italien zu rechnen. Suworow glaubte, daß er nur Schwyz zu erreichen brauche, um dort durch Vermittlung Korsakow's und Hotze's Lebensmittel in Ueberfluß zu erhalten. — Diese Berechnung erwies sich jedoch als falsch.

Der Feldmarschall hatte ursprünglich vorausgesetzt, den St. Gotthardt am 17. September erreichen und am 19. angreifen zu können. Er wollte möglichst überraschen und dem Feinde nicht Zeit lassen, seinen rechten Flügel zu verstärken. — Als er jedoch am 15. September in Taverne eintraf, fand er die schon 5 Tage vorher dorthin dirigirten Maulthiere nicht vor und war dadurch gezwungen, Halt zu machen. Wie entscheidend grade dieser Halt auf die ganze Kriegsbegebenheit eingewirkt, wird die Folge lehren. Der östreichische General Melas entschuldigte sich damit, daß die betreffenden Beamten wohl seinen Befehl nicht richtig aufgefaßt. Aus den officiellen Correspondenzen geht aber hervor, daß mindestens eine übergroße Lässigkeit, wenn nicht selbst eine neue Intrigue, um Suworow in große Verlegenheit zu bringen, vorlag. In zwei aus Taverne datirten Schreiben läßt der Feldmarschall seinen ganzen Unmuth gegen Kaiser Franz hierüber aus; an Kaiser Paul spricht er sogar von zweideutigen, schmählichen Versprechungen. Mit Mühe und Noth wurden nun ohne Hülfe der Oestreicher 650 Maulthiere zusammengebracht und 1500 Kosackenpferde zum Transport benutzt. — Am 20. September waren endlich alle Vorbereitungen vollendet. Suworow setzte die Generäle Hotze und Korsakow von seinem Aufbruch aus Taverne in Kenntniß, mit dem Bemerken, daß er am 27. September in Schwyz zu sein gedenke. — Am 21. September, an einem trüben regnerischen Tage näherten sich die russischen Truppen dem Fuße des St. Gotthardt. Das Corps Rosenberg, welches bei Bellinzona gestanden, marschirte den Ticino aufwärts bis Biasca und wandte sich dann von hier aus rechts in das Blegno Thal. — Suworow selbst brach mit den übrigen Truppen von Taverne gegen Bellinzona auf. —

Wer heute im bequemen Reisewagen die Gotthardt-Straße befährt, der

wird sagen, es kann ja keine so große Schwierigkeit sein, auf derselben mit einer Armee zu marschiren. Er hat vielleicht auch nicht so Unrecht, denn die heutige Straße ist 18 ½ Fuß breit, und die Steigung ist an keiner Stelle so bedeutend, daß man nicht in einem mäßig schweren Wagen stets im Trabe bleiben könnte. Damals existirte jedoch diese Verbindung Italiens mit der Schweiz noch nicht. Nur für zweirädrige Karren war der Weg bis Taverne geeignet, von da an war die Gotthardt-Straße ein durchschnittlich 11 Fuß breiter, nur für Maulthiere zu passirender, schlecht unterhaltener Saumpfad. Vom Monte Cenere hinabsteigend, führt die Straße durch eine offne und flache Thalmulde in das Thal des Ticino und windet sich hier anfangs zwischen Weinbergen und Gärten fort. Die Abhänge der Berge zu beiden Seiten sind mit einer dichten Kultur bedeckt. Im Hintergrunde des Thals sieht man hinter malerisch gruppirten Vorbergen die schneebedeckten Gipfel der Hochalpen. — Weiter aufwärts wird das Thal enger, das Grün verschwindet, — Steintrümmerfelder, starre Felsenwände ragen in dasselbe hinein. Die Straße wechselt oft von einem Ufer des Flusses zum andern, bis endlich in der Nähe von Airolo das Thal seinen Hauptabschluß durch den St. Gotthardt findet, der es gleichsam wie mit einem mächtigen Riegel verschließt.

Am 21. Semptember marschirte die Avantgarde unter Fürst Bagration, gefolgt vom Corps Derfelden von Taverne bis Bellinzona, den 22. bis Giornico. Die übrigen Truppen schlossen sich dem Corps Derfelden an. Das Wetter war der Fortbewegung der Truppenkörper im höchsten Grade hinderlich. Es regnete in diesen Tagen unaufhörlich, eisige, heftige Winde wehten vom Gebirge. Da Alles natürlich bivouakirte, hatte man durch die kalte, feuchte Witterung viel zu leiden. Um 4 Uhr Morgens traten stets, nach alt hergebrachter Gewohnheit Suworow's, sämmtliche Truppen ihren Marsch an. Der Feldmarschall ritt auf einem kleinen zottigen unschönen Kosackenpferde in seiner gewöhnlichen leichten Kleidung. Sein ganzer Anzug bestand aus einem weißen wollenen Hemde, weißen leinenen Beinkleidern; leinene Socken und Halbstiefel schützten die Füße; über die Schultern war ein dünner alter ungefütterter Mantel geworfen; auf dem Kopfe saß ein runder schwarzer Filzhut mit breitem Rande, unter dem das weiße Haar hervorflatterte. Ueber der zügelführenden linken Faust hing nach russischer Sitte eine Knute. Uniform zog Suworow nur bei feierlicher Gelegenheit an.

Am 23. rückte die Armee bis Dazio vor. Der Feldmarschall mußte mit dem Marsche der linken Colonne etwas einhalten, um Rosenberg Zeit zu seiner Umgehung zu lassen. Letzterer hatte einen viel weiteren und noch beschwerlicheren Weg als die Hauptcolonne. Der ganz schmale Saumpfad durch das Blegnothal war in Folge des fortwährend herabströmenden Regens und der rapiden Steilheit kaum zu passiren und jeder Schritt mußte zum

Theil erklettert werden. In der Nacht vom 22. zum 23. bivouakirte das Corps in der Nähe des Luckmanier, auf einem schneebedeckten Bergrücken, 8000′ über dem Meere. Am 23. nahm es bei Tavetsch Stellung. Die Truppen Rosenberg's hatten innerhalb dreier Tagen gegen 14 deutsche Meilen zurückgelegt, gewiß eine außerordentliche Leistung, zumal bei mangelhafter Verpflegung.

Der St. Gotthardt und die Abhänge desselben nach Italien zu waren von der französischen Brigade Gudin vertheidigt (4300 Mann). Drei Bataillone hielten die Paßhöhe besetzt und waren theilweise bis Airolo vorgeschoben. Ein Bataillon stand auf der Straße nach Wallis, zwei als Reserve zwischen Tavetsch und Andermatt. Eine zweite französische Brigade (Loison) von fast gleicher Stärke war längs des ganzen oberen Reusthals von Andermatt bis Altdorf aufgestellt. Einzelne Posten derselben hielten die kleineren Seitenthäler, wie Maderaner und Schächenthal, besetzt. Den Oberbefehl führte der talentvolle und äußerst energische General Lecourbe. Der Zahl nach waren die Suworow hier entgegenstehenden Streitkräfte demnach nicht zu bedeutend, das Terrain jedoch erhöhte die Stärke des Vertheidigers mindestens um das dreifache.

Ein directer Angriff der Stellung des St. Gotthardt von Süden her, ist kaum ausführbar, wenn nicht auf die Flanke des Gegners gewirkt werden kann. Der schmale Saumpfad, der auch heute noch zum großen Theil zu verfolgen ist, führt bald hinter Airolo unter unzähligen Krümmungen und sehr bedeutender Steigung fast 3½ Stunde bis zur Paßhöhe. — Nach zweistündigem Steigen senkt sich die Straße zu dem wilden und reißenden Gebirgsbache Sorecia hinab in das sogenannte Tremolathal, um von da von Neuem, wenn auch allmäliger zu steigen. Das Terrain links und rechts des Saumpfades ist eigentlich als vollständig ungangbar für Truppenbewegungen zu bezeichnen; entweder fällt es steil, oft viele Hunderte von Fuß, ab, oder es ist mit Trümmergeschieben und Felsblöcken bedeckt, wo selbst ein Emporklettern nur mit Todesgefahr verbunden ist.

Das Corps Derfelden zählte mit der Brigade Strauch nicht über 13000 Mann. Die Umgehungsbewegung Rosenberg's konnte der Hauptcolonne nur sicher den Weg bahnen. Der Feldmarschall beschloß jedoch, um den Feind zu verhindern, sich mit seinen gesammten Streitkräften gegen Rosenberg zu wenden, zu gleicher Zeit auch die Stellung in der Front anzugreifen. — Am 24. September Morgens 4 Uhr setzten sich die Truppen der Hauptcolonne von Dazio gegen Airolo in Bewegung. Hinter Piotta theilten sich dieselben, die Avantgarde Bagration's und die Division Schweikowsky gingen auf das linke Ufer des Flusses über Madrano gegen Airolo vor, die zweite Colonne blieb auf der Hauptstraße. — Nach einer stürmischen und regnerischen Nacht hörte gegen 8 Uhr der Regen auf, das Wetter blieb jedoch feucht und nebelig,

dichte Wolken lagerten sich schwer an den Abhängen und um die Gipfel der Berge. — Gegen 2 Uhr stieß die Avantgarde Bagration's in der Nähe Airolos auf feindliche Vorposten, welche sich nach schwachem Widerstande auf der Hauptstraße zurückzogen. Bagration wandte sich darauf rechts und begann das steile Gebirge nördlich von Airolo zu erklettern, um dann in die Flanke der Position wirken zu können. Hier wurde ihm ein energischer Widerstand entgegengesetzt; durch ihm zugesandte Verstärkung gelang es endlich, doch nur unter außerordentlichen Anstrengungen, vorwärts zu kommen. Die Franzosen, welche an der Hauptstraße, am Fuße des St. Gotthardt, Stellung genommen, mußten solche nun aufgeben, zogen sich über die Sorecia zurück, und nahmen dort, wo der Weg in das Tremolathal einmündet, eine neue äußerst günstige Position.

Suworow, den die Ungeduld trieb, befahl mit den Divisionen Förster und Schweikowski, dieselben in der Front anzugreifen. Es entspann sich ein heftiger Kampf. Wiederum wurde der Feind gezwungen, durch die Umgehungsbewegung Bagration's die Position aufzugeben, er wich, jeden Schritt streitig machend, nun bis zur Paßhöhe zurück. — Die ganzen örtlichen Verhältnisse sind hier der Art, hervorgerufen durch die eigenthümliche Gruppirung der Felsen, daß dieser Terrainabschnitt einer Festung zu vergleichen ist. Die Vertheidigungsfront ist ausgedehnt, die Angriffsfront jedoch nicht breiter wie die Straße. Eine Umgehung war hier nicht möglich und der Angriff konnte allein in der Front erfolgen. —

Ohne das Erscheinen der Seitencolonne Bagration abzuwarten, befahl Suworow den Sturm. Der erste und zweite Angriff wurde mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Auf dem schmalen Wege schichteten sich Todte auf Todte. Die Leiber der gefallenen Kameraden mußten als Schutzwehr gegen die wohltreffenden Kugeln der feindlichen Schützen und gegen die Kartätschen der vorzüglich postirten Geschütze dienen. 1200 Mann hatten diese beiden Angriffe schon gekostet. — Suworow blieb jedoch unerschütterlich und standhaft, — was es auch kosten mag, der dritte Angriff sollte geschehen! — Die Zeit war kostbar, schon neigte sich der Tag. — Also noch einmal vorwärts! Wiederum fielen Hunderte, aber die Position wurde endlich genommen. An dieser Stelle sagt man, ließ Suworow sich eine Grube graben und legte sich, als seine Russen nicht mehr vorwärts wollten, mit den Worten hinein: Bedeckt mich mit Erde, ich will hier bleiben, denn ihr seid nicht mehr meine Kinder! Gewiß eine eigenthümliche Art die Mannschaften anzufeuern. Dem Faktum fehlt auch die sichere geschichtliche Authentizität. Noch heute sieht man aber hier an einer Felswand die eingemeißelten Worte: „Suworow victor“, die Suworow selbst einmeißeln ließ, zur Erinnerung an diesen blutigen Tag. — Der Fürst Bagration erschien jetzt auch und der Rückzug der Franzosen wurde

in Eile nach dem Dorfe Hospenthal angetreten. Die Russen besetzten die Paßhöhe. Nachdem sie sich gesammelt und formirt, wurde sofort, im Dämmerlicht der Weitermarsch angetreten. Die Franzosen nahmen in Hospenthal wiederum Stellung.

In diesem Moment traf Lecourbe mit den übrigen Truppen der Brigade Loison zur Unterstützung Gudin's daselbst ein. Eine kleine Reserve bei dem Dorfe Andermatt zurücklassend, rückte er sofort dem Feldmarschall entgegen, erhielt jedoch in Hospenthal die Nachricht, daß er in seinem Rücken, von einer andern russischen Colonne, welche vom Oberalp-See heranziehe, bedroht werde.

Das Corps Rosenberg war am 24. bei Tagesanbruch von Tavetsch aufgebrochen, es traf am Oberalp-See auf zwei dort aufgestellte Bataillone. Letztere, den Anmarsch der Russen nicht ahnend, wurden halb und halb überrascht und mußten sich, von ihnen immer scharf verfolgt, in größter Eile nach dem Dorfe Andermatt zurückziehen. Hier vereinigten sie sich mit der von Lecourbe dort zurückgelassenen Reserve. Unter Benutzung eines dichten Nebels und der hereingebrochenen Abenddämmerung, gelang es Rosenberg, diese französische Abtheilung zu umgehen und zu überfallen. Nach kurzem Kampfe, von ihrer Rückzugslinie nach Altdorf abgeschnitten, floh sie in vollständiger Auflösung, in der Richtung gegen die Furka. Der Nebel und die eintretende Dunkelheit retteten dieselbe vor weiterer Verfolgung. Rosenberg besetzte Andermatt und bezog in der Nähe des Dorfes ein Bivouak.

Unterdessen suchte Lecourbe, welcher vorwärts Hospenthal Stellung genommen, das Vordringen Suworow's bis zum Einbruch der Nacht aufzuhalten. Dies gelang ihm auch und es war bereits völlig dunkel, als die Russen endlich das Dorf nahmen. — Der Rückzug gegen Andermatt und das bedeutende Defilée der Teufelsbrücke war den Franzosen momentan abgeschnitten. — Die Russen blieben bei Hospenthal, denn selbst Suworow mochte sich nicht entschließen, die Operationen zur Nachtzeit und in dem auf allen Seiten von unübersteigbaren Bergrücken umschlossenen Hochthale fortzusetzen. Die Truppen waren auch der Erschöpfung nahe. Sie hatten an diesem Tage 4½ Meile zurückgelegt.

Die Nacht vom 24. zum 25. September brachte die russische Armee in zwei getrennten, nur eine Stunde von einander entfernten, Bivouaks zu; eine Verbindung wurde unbegreiflicher Weise nicht hergestellt. — Von dem einen Lagerplatz konnte man deutlich hinter den Bivouaks des Feindes die Wachtfeuer des andern erblicken. Die Nacht war eisig kalt und stürmisch. —

Lecourbe konnte sich immer noch über die Furka nach Wallis zurückziehen, doch hätte er in diesem Falle die Straße durch die Defiléen der Reuß Preis gegeben. Der entschlossene, kühne General zog es daher vor, seine sämmtlichen Geschütze und Bagagewagen in die Reuß zu werfen und wäh-

rend der sehr dunklen Nacht, ohne daß es die Russen merkten, den 7800 Fuß hohen Rücken des Betzberges zu überschreiten. — Die französischen Truppen machten es möglich, mit Steigeisen versehen, über diese Höhen zu klettern, die bis dahin wohl selten ein menschlicher Fuß betreten. Gegen Morgen debouschirte Lecourbe bei dem Dorfe Göschenen und verwehrte Suworow von Neuem den Weitermarsch; als der 25. September zu tagen begann, befand sich auch kein einziger Franzose mehr im Urserenthal. — —

Der Feldmarschall brach früh 6 Uhr von Hospenthal auf und vereinigte sich bei Andermatt mit Rosenberg. In der Entfernung einer guten Viertelstunde nördlich von letzterem Ort, wird der sich längs des rechten Ufers der Reuß hinziehende Weg plötzlich durch einen gewaltigen Felscoloß versperrt, der fast senkrecht in das Flußbett abfällt. Durch diese von der Natur gebildete Mauer ist ein schmaler niedriger Durchgang, das sogenannte Urner Loch, künstlich gearbeitet. Dasselbe ist 200 Fuß lang und war damals nur 4 Schritt breit und 6 Fuß hoch. Sobald die Straße aus diesem Tunnel tritt, zieht sie sich an einer fast senkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Felswand hin und fällt dann ziemlich steil gegen die berühmte Teufelsbrücke ab. Die Entfernung vom Ausgange des Urner Lochs bis zur Brücke beträgt ungefähr 500 Schritt. Hier bricht die Reuß durch eine enge Felsspalte zwischen sehr hohen und steilen Felsen hervor. Sich in mehreren Wasserfällen von einer Höhe über 300 Fuß hinabstürzend, wirft sich der Bergstrom, wild schäumend, von Fels zu Fels, schon von weither seine Anwesenheit durch starkes Brausen anzeigend. Die Felsmassen, welche sich auf beiden Seiten des großartigen Kataraktes erheben, nähern sich einander so, daß die erwähnte Brücke nur in einem einzigen kühnen Bogen, 90—100 Fuß über dem Wasserspiegel, von einem Ufer zum andern, gespannt ist. Trotz dieser Höhe wirft die tobende Reuß den Gischt ihrer Wellen bis auf die Brücke.

Unmittelbar hinter der Brücke führt der Weg hart an steilen Felsen des linken Ufers weiter, wendet sich dann rechts und fällt zu einer zweiten Brücke ab. Erst beim Dorfe Göschenen wird das Thal etwas breiter und verläßt das dunkle Defilée. Die ganze Entfernung vom Urner Loch bis dorthin beträgt $^3/_4$ Stunden.

Das Terrain erscheint hier so, daß eine Hand voll Leute eine Armee aufzuhalten im Stande wäre. Die jetzige Brücke über die Reuß wurde im Jahr 1830 erbaut und befindet sich 30 Fuß über der alten Brücke, die übrigens noch erhalten ist.

Die Franzosen hatten den Bogen der Teufelsbrücke nicht gesprengt, sie hofften auch so Suworow ein: Hierher und nicht weiter zurufen zu können; eine schwache Abtheilung ihrer Avantgarde vertheidigte das Urner Loch; seinem Ausgange gegenüber hatte man ein Geschütz aufgestellt, während zwei Batail-

lone hinter der Teufelsbrücke Stellung nahmen. Die Reserven befanden sich bei der zweiten Brücke.

Eines der Bataillone der russischen Avantgarde nähert sich beim Morgengrauen dem Urner Loch. Die Spitze der Colonne dringt todesmuthig hinein, wird jedoch von einem so heftigen Geschütz- und Gewehrfeuer empfangen, daß jedes Vorwärtsschreiten unmöglich ist. Schon dieser Versuch kostete viel. Es werden nun zwei Umgehungscolonnen formirt. Oberst Trubnikoff erklettert mit 300 Freiwilligen die Felsen, welche vom Urner Loch durchbrochen werden, Major Trewogin steigt mit 200 Jägern in das Bett der Reuß hinab, überschreitet unter unglaublichen Schwierigkeiten, bis an die Schultern im Wasser, den reißenden Strom und beginnt die jenseitigen Felsenwände zu erklimmen. Den zuletzt genannten Jägern folgt demnächst ein ganzes Bataillon. Trubnikoff erscheint nun auf den Höhen über dem Urner Loch. Das plötzlich und so unerwartet von dort kommende Feuer, bringt die vorgeschobene Abtheilung der Franzosen außer Fassung, sie geben schnell ihre Position auf und eilen zur Brücke. Dort hat man die Situation erkannt, die Sprengung der Brücke wird versucht, sie mißlingt — nur der steinerne Anbau auf der linken Seite des Flusses wird zerstört; dieß ist aber genügend, um das Hinüberkommen zu verbieten. Da die Sprengung der Brücke zu früh versucht war, wurde der vorgeschobenen französischen Abtheilung dadurch aber selbst der Rückzug abgeschnitten. Ein russisches Bataillon benutzt die allgemeine Verwirrung, dringt nun durch das Urner Loch und wirft sich mit dem Bajonett auf die Franzosen. Bis an den Rand des Abgrundes gedrängt, gelingt es ihnen noch, ihr Geschütz in die Tiefe zu stürzen, dann suchen sie sich selbst, von den Felsen einzeln herabstürzend, zu retten; doch nur wenige entkommen. Es entspinnt sich nun hier ein lebhaftes Feuergefecht. Eine dichte Kette französischer Schützen war am jenseitigen Ufer der Reuß postirt; hinter jedem Stein, hinter jedem Felsstück, überall ragen die Mündungen der feindlichen Büchsen hervor, von allen Seiten pfeifen die wohltreffenden Kugeln! Die Russen kommen hier nicht weiter vorwärts. — Unterdessen hat aber die vorhin erwähnte Abtheilung die Höhen des linken Ufers erklommen und beginnt gegen die Brücke hinabzusteigen.

General Kamensky war in der Zwischenzeit auch bei Andermatt mit zwei Regimentern über die Reuß gegangen, hatte den Rücken des Betzberges erstiegen und kam nun in die Flanke der feindlichen Stellung. — Die Franzosen, durch diese Umgehungen bedroht, wurden gezwungen die Vertheidigung der Brücke aufzugeben. —

Die Russen stürzen vorwärts, sie schleppen von Andermatt aus einige Balken heran; in Ermangelung eines andern Materials werden sie mit den Schärpen der Officiere und dem Lederzeug der Mannschaften zusammenge-

bunden und auf dieser schwankenden Unterlage gehen die ersten Abtheilungen hinüber. Die Seitencolonnen waren nun auch bis auf die Straße gelangt und die Franzosen wichen nun eiligst zurück. Erst um 4 Uhr Nachmittags war die Brücke für größere Truppenmassen hergestellt; ungesäumt ging die Hauptcolonne über die Reuß und drang über Göschenen nach Wasen vor, doch erst spät in der Nacht langte das Gros dort an.

Während man sich an der Teufelsbrücke schlug, eilte Lecourbe persönlich nach Amsteg, um sich dort der östreichischen Colonne, welche im Maderaner Thal erschienen war, entgegenzuwerfen. General Auffenberg war bereits am 24. September mit 2000 Mann von Dissentis aufgebrochen, war über den Kreuzli Paß in das Maderaner Thal eingedrungen und hatte das von den Franzosen besetzte Amsteg genommen. Letztere, nun schon zum zweiten Mal in ihrer Rückzugslinie bedroht, konnten bei nur einiger Energie der Oestreicher, in die peinlichste Lage gerathen. Lecourbe wirft sie aber mit Erfolg zurück und nachdem seine Arrièregarde glücklich heran, verbrennt er hinter sich die Brücke über den Kerstlenbach; die Russen stellen dieselbe wieder her und besetzen in der Nacht noch Amsteg; General Auffenberg schließt sich den Russen an.

Schildbürger und Spitznamen außer Deutschland.

In voriger Nummer sahen wir unter andern Aeußerungen des deutschen Volkshumors auch eine Anzahl von Spitznamen für gewisse Städte und Stämme, von Schildbürgergeschichten, die von den Bewohnern derselben erzählt wurden, und von sonstigen derartigen Foppereien und Stichelreden. Solchen Spaß und Spott giebt es aber nicht blos, so weit die deutsche Zunge klingt, sondern, wenn auch nicht so oft wie dort, in der ganzen civilisirten und halb civilisirten Welt, und nicht blos in unsern Tagen wurden biedere Gemeinden und ganze Stämme und Völker auf diese Weise geschraubt und geneckt, sondern schon im grauen Alterthum finden wir dergleichen Possen und Pinselstreiche, Spottnamen und Schwänke.

Schon die Inder kannten solche Scherze. Die meisten der Fabeln von den Pygmäen, den Hundsköpfen, den Ohrenliegern, Schattenfüßlern u. d., die Ktesias und Megasthenes den Griechen auftischten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf altindische Schimpfnamen und Neckereien zurückzuführen, mit welchen die eingedrungenen Arier die Urbevölkerung des Landes verhöhnten. Wenigstens gleichen die Spottanekdoten von den Kirata, den Zwergen, mit

denen im indischen Epos Wischnu's Vogel kämpft, und von den Einfüßlern, welche „sehr schnelle“ Pferde als Tribut bringen, sowie mehrere ähnliche Sächelchen im Wesentlichen unsern Lalengeschichten.

Unter den Griechen der Zeit Lukian's standen die Bewohner des ätolischen Kyme, des böotischen Haliartos und vor Allem die des thrakischem Abdera, der Heimat Demokrit's, des „lachenden Philosophen“, im Geruche der Gimpelhaftigkeit. Und was sagten nicht die spottsüchtigen Athener allen, nicht blos den genannten, Böotiern nach, die sie bald „Schafe“, bald „Schweine“ titulirten. Ferner besaß die hellenische Nation in den Arkadiern einen ganzen Stamm von Tröpfen und Querköpfen. Ein Mensch schwer von Begriffen, ein Schnelldenker, ein Consusionsrath wurde in den Tagen des Aristophanes ein „arkadisches Vieh“ genannt. Am meisten hatten die Griechen die Kreter auf dem Strich, die ihr eigner Landsmann Epimenides als „Lügner, böse Thiere und faule Bäuche von jeher“, bezeichnet, und von deren Namen man sogar ein eignes Verbum gebildet hatte (*κρητίζειν*), welches hallunkenhaft handeln bedeutete. Die Römer wurden von den Griechen nach Plinius „Opiker“ genannt, worüber der alte Cato sehr böse gewesen sein soll. Denn wenn das auch nur wie die Uebertragung des Namens der italischen Völkerschaft, mit welcher die Griechen zuerst in Berührung gekommen waren, auf alle Italier aussah, so konnte man (und sollte man ohne Zweifel) dabei an die Bedeutung des griechischen Wortes *ὀπί* denken, welches philosophisch ausgedrückt die „partielle Negation einer relativen Totalität“ ausdrückt. Die Römer ihrerseits schalten die Halbhellenen im südlichen Italien Weichlinge und Windbeutel. Unter sich aber hatten sie im etrurischen Fescennium, im campanischen Atella und eine Zeitlang auch in Capua Orte, welche für Narrenstädte wie Abdera galten.

Die alten Juden verspotteten gewisse Nachbarvölker als aus Blutschande oder andern fleischlichen Vergehen entsprossen, sie führten eine Niederlage der Moabiter auf eine ähnliche Neckmäre zurück, wie die, in welcher die sieben Schwaben sich über die Natur eines Flachsfeldes täuschen, und sie hielten den Philistern die Streiche vor, die Simson ihnen angeblich gespielt hatte. Später galten ihnen die Galiläer für einfältig, und es sieht fast aus, als habe Nazareth in Jerusalem als eine Art Lalenburg figurirt.

Begeben wir uns in die Gegenwart zurück, so finden wir, daß die Dänen ihre Mitbürger in Jütland für naiver als billig halten, worüber wir in Holberg's Lustspielen und anderwärts eine Menge artiger und unartiger Histörchen lesen können. Die Dänen als Gesammtheit wurden von ihren südlichen Nachbarn in der Zeit der deutschen Befreiungskriege mit den Spitznamen „Grüttsack“ (Grützesack) und „Schuckelmeier“ beehrt, und man sang damals in Hamburg:

„Haut den Grüttsack düchtig up den Kragen,
Höger rup, höger rup, he mutt na Kopenhagen.“

Während der schleswig-holsteinischen Erhebung aber fand man sie in den Herzogthümern als „Hanemann“ und „Sören Sörensen“ verlachenswerth. Ihre Verwandten, die Schweden verlegen ihre Schildbürgerstücklein nach Gotenkettje und Trosa. „Wo Holländer verderben, wer möchte da Nahrung erwerben?“ fragt ein spöttischer Reim, und wenn die Mynheers von Amsterdam und Rotterdam ihre deutschen Nachbarn und Vettern „Muffen“ schimpfen, so haben diese dafür die Redensart: „Durchgehen wie ein Holländer“. Unter den lächerlichen Namen, die einer Anzahl von Städten in Belgien von altersher anklebten, nennen wir zu den in dem Aufsatz „Deutscher Volkshumor“ erwähnten noch die „Kabljauesser“ von Nieuport, die „Butteresser“ von Dixenüde, die „Kükenfresser“ von Oudenarde, die „Nußknacker“ von Orchies, die „Weißfüßler“ von Aalst, die „Speerbrecher“ von Ryssel, die „Käsemacher“ und „Gänsetreiber“ von Belle und Laerne und die „Zalmeters“ (Lachsesser) von Mecheln, von denen ein altes Wort behauptet, sie seien mit Dummheit gesegnet.

John Bull, der Spitzname der Engländer als Volk, hat einen stark komischen Anflug. Eine Fülle spaßhafter Anecdoten feiert den Ruf der Verbohrtheit und Wunderlichkeit, in welchem „Paddy“, der Sohn der irischen Smaragdinsel, steht. Der londoner Cockney muß sich gleichfalls Züge von Beschränktheit nachsagen lassen. Gotham, ein Städtchen in Nottinghamshire, ist das britische Lalenburg.

Die Franzosen werden vom gemeinen Volke jenseits des Aermelkanals „Froschesser“ oder schlechthin „Frösche“ gescholten. Sie besitzen in dem Städtchen Abbeville und in Beaume ihre Schöppenstedter und Polkwitzer, in den Bewohnern der Landschaft Berry ihre „Moutons“ und in den Gascognern Leute, deren Begabung, große Worte gelassen auszusprechen und sich unmöglicher oder selbstverständlicher Dinge zu rühmen, sprichwörtlich feststeht.

„Je suis Gasconne,
Du château de mon père
Je p—e dans la Garonne“

„Er ist falsch wie einer aus der Normandie“ ist eine landläufige Redensart unter unsern guten Freunden in Frankreich. „Marseille ist ein Himmel für die Frauen, ein Fegfeuer für die Männer und eine Hölle für die Esel“, meint ein vielgehörtes Sprichwort.

Die Spanier gelten in Frankreich für Prahler und Großsprecher, und man sagt von Jemand, der ins Blaue hineinspeculirt, an die Haltbarkeit von Seifenblasen der Phantasie glaubt und Unerfüllbares hofft: „er baut sich

Schlösser in Spanien. In Valencia ist nach einem spanischen Sprichworte: „das Fleisch Kraut, das Kraut Wasser, die Männer sind Weiber, die Weiber gar nichts“.

In Italien standen früher besonders die Bewohner von Bergamo im Geruche der Dummpfiffigkeit, weshalb die beiden stehenden Figuren der italienischen Volkskomödie, der tölpische Arlechino und der schlaue Briggella, als Bergamasken auftreten. In der Lombardei hat aber überhaupt fast jeder Ort seinen spöttischen Beinamen bekommen. Die Trienter heißen ihre Nachbarn in Roveredo „Fasolini“, weil sie im Fisoleneſſen Außerordentliches leisten sollen. Die Mezzolombarden werden „Forcolotti“ von forca (Gabel) genannt, die Einwohner von Mezzotedesco „Brusachristi“ (Christusverbrenner), die von Cartagné „Prahlhänse“, die von Carano „Butterkübel“, die von Verena „Katzen“. Von den Cavalesen singt ein Spottlied, daß sie Wölfe seien, die „zwölf Mal im Jahre Fleisch fressen, Hundefleisch und Katzenfleisch und Faules vom Esel“. Gilt im Süden die Bezeichnung Lombarde etwa so viel wie Tropf, so spricht man in der Lombardei wieder respectswidrig von „anconischen Eseln“. In Genua ist nach einem Sprichworte der Venetianer „das Meer ohne Fisch, das Gebirg ohne Wald, der Mann ohne Treue und Glauben, das Weib ohne Scham“. Bekannt ist der Spottspruch von Rom:

„Roma veduta
Fede perduta“.

Andere Sprüche sagen: „Rom ist heilig, aber das Volk dort ist böse“ — „Wer nach Rom geht, hat drei T nöthig: Tempo (Zeit), Testa (Verstand) und Testone“ (Geld) — „Neapel ist ein Paradies, aber von Teufeln bewohnt“. Die Genuesen führen bei den Neapolitanern den Spitznamen der „Feigenesser.“ Italienische Gelehrte urtheilten ehedem über ihre Landsleute außerhalb des Festlandes: „Die auf den Inseln sind die Schlimmsten, und unter den Inselbewohnern sind die Sicilianer, unter den Sicilianern die Messinesen, unter den Messinesen die auf der Langen Straße, unter denen aber auf der Langen Straße die im Goldenen Löwen die Allerschlimmsten.“

Von dem Mischvolke auf der Insel Malta geht in den östlichen Mittelmeerhäfen die Rede: „Ein Grieche haut neun Juden, ein Armenier neun Griechen, ein Malteser neun Armenier übers Ohr.“ Die in Anatolien lebenden Neuhellenen behaupten, daß man eher ein grasgrünes Pferd als einen Scioten zu sehen bekommen kann, der kein Possenreißer wäre — nach einer andern Version: der es ehrlich meinte.

Die Ungarn gelten in Wien für komisch naiv wie in Paris die Gascogner, ihr Land heißt „der Kirchhof der Deutschen“, Polen aber ist „der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute und Fremden Goldgrube“.

Die Russen, die uns Deutsche „Kartoschka" (Kartoffler) oder auch „Sossiska" (Würstler) tituliren, verfügen über eine Fülle von Spitznamen, mit denen sich die verschiedenen Stämme und Städte des Reiches bei passender Gelegenheit aufwarten, und in welchen vorzüglich die Speisen, die in der betreffenden Ort- oder Landschaft Lieblings- oder Hauptgerichte sind, eine Rolle spielen. Die Smoljaner heißen, um hiervon nur Einiges anzuführen, „Rindenesser", die Bewohner der Krim „Heringshändler" oder „faule Heringe", die Nischnei-Nowgoroder „Wassertrinker", die Leute im Gouvernement Pskow „Kaulbarschesser", die in der Gegend von Kiew „Schweinsmagenesser". „Wiasma ist in Kuchen versunken." Die Staroussi haben, wie der Volkswitz wissen will, ein Pferd verspeist und nach Nowgorod geschrieben, daß man ihnen mehr schicke. Die Wologdaer haben nach demselben Gewährsmann ein Kalb mit sammt den Hufen verzehrt. Die Olonetzer sind brave Burschen. Sie hauen sich nicht, aber wer am meisten essen kann, ist bei ihnen der rechte Mann. Ein Fischer hat dort einmal auf ein Niedersitzen dreißig Pasteten und noch vier verschlungen, und alle waren mit Quarkkäse gefüllt. „Nun denn", so erzählt Fama weiter, „er aß und aß, da platzte — was? doch nicht der Bauch? — Bewahre Gott, der Gürtel und die Schnalle platzten." Moskau ist „berühmt wegen seiner Bräute, Glocken und Kalatschen" (Semmeln). „Mit dem Moskauer befreunde dich, aber halte dabei die Hand stets am Säbel" — „Vom Moskauer schneide die Rockschöße ab, aber fliehe" — „Der Teufel hat mit dem Moskauer Bier gebraut, aber sich schon beim Malz von ihm losgesagt", sind Sprichwörter, die sowohl von Groß- als Kleinrussen gebraucht werden. Die Tweritjianen trinken ihren Thee mit Zucker — „den sie ansehen", die Leute von Krilowetz sind „Grützbreischlürfer", die von Mesen „Rußfresser", d. h. schmutzige Gesellen.

Auch in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, blüht die Neigung zu Spitznamen. Bekannt sind die Bezeichnungen Yankee, Uncle Sam und Brother Jonathan, die allesammt einen humoristischen Beigeschmack haben. Von den Gesetzgebern des Staates Maryland wird erzählt, sie hätten einen Preis für die beste Melodie für das Lied: „My Maryland, my Maryland" ausgeschrieben und denselben einem Deutschen ausbezahlt. Als der Herrgott aber den Schaden besehen, sei es die alte Weise: „O Tannebaum, o Tannebaum" gewesen." Pennsylvanien heißt der Grundsteinstaat, Kentucky der „dunkle und blutige Boden" und von seinen Hinterwäldlern sagte man früher, sie seien „halb Pferd, halb Alligator". Sonst führen die Einwohner dieses Staates den Namen „Rothfüchse" oder „Maiszwiebacke", wogegen die Bewohner Ohios „Bocksaugen" oder „Roßkastanien" (das englische Wort Buckeyes kann beides heißen), die von Indiana „Hosiers" oder „Hushers", die von Missouri „Dachse", und die von Michigan „Vielfraße" genannt werden.

Fast alle größeren Städte haben Beinamen, von denen „Gotham“ für Newyork und „Porkopolis“ für Cincinnati als solche mit komischer Bedeutung hier zu nennen sind, indem jenes an das obengenannte altenglische Lalenburg bei Nottingham, dieses aber an die kolossalen Schweineschlächtereien und Pökelfleischfabriken der Großstadt am „Bernsteinfluß“ erinnert.

Selbst unter Türken und Syrern giebt es Geistesverwandte unsrer alten braven Schildbürger. So werden von den wackern Leuten, welche die kleinasiatische Stadt Sivrihissar bewohnen, eine Anzahl von Anekdoten und Schnurren erzählt, die eher für alles Andere als deren Weisheit sprechen. So reden die Muslime Jerusalems nur lächelnd von dem Witze, der unter den Turbanen ihrer Glaubensgenossen in Nablus wohnt. Ganz besonders nahe Vettern unserer Büsumer und Polkwitzer, unsrer Teterower und Ganslosener, unsrer Schildaer, Schöppenstedter, Wasunger und Domnauer haben ihren Wohnsitz im östlichen Libanon und zwar in dem Städtchen Chelbun bei Damaskus. Die Leute von Chelbun versehen die Hauptstadt Syriens mit den Feigen und Trauben ihrer Gärten, sie verfertigen hübsche Spinnräder, bereiten aus dem Mark einer Bergpflanze gute Lampendochte und verdienen sich daneben als tüchtige Holzhacker ihr Brot, das sie ganz wie ihre Nachbarn essen. Auch sonst fällt einem nichts an ihnen auf. Wenn man aber näher zusieht oder die Damascener über sie hört, so bekommt man eine andere Meinung. Man erfährt dann, daß sie „immer hoch hinauswollen“, daß sie „ihre eignen Ideen haben“, und daß sie bei der Ausführung derselben das Ding stets beim unrechten Zipfel anfassen. Von den vielen lustigen Geschichtchen, die Wetzstein und Petermann von ihnen berichten, gebe ich zunächst drei, welche an deutsche Schildbürgerstreiche anklingen.

Ein Knabe des Ortes hatte seine Hand in einen Krug mit engem Halse gesteckt, um sich einige von den darin aufbewahrten Nüssen herauszulangen, und konnte, da er die Hand nun voll hatte, sie nicht wieder herausbringen. Er schrie so jammervoll, daß die ganze Bürgerschaft darüber zusammenlief. Aber wie sehr man auch zerrte und zog, um der Hand mit den Nüssen einen Ausweg zu schaffen, es wollte durchaus nicht gehen. Da legte der Bürgermeister des Ortes den Finger an die Nase, und da dieß glückliche Einfälle zu wecken pflegt, wußte er nach kurzem Bedenken Rath. „Wir müssen die Hand abhauen“, sagte er, und schon holte man ein Beil, als ein Fremder vorüberging, welcher den Knaben dadurch aus seiner Gefahr befreite, daß er ihm die Nüsse fallen zu lassen gebot, worauf die Hand so leicht herausging, als sie hineingekommen war. Man sieht, es liegt hier ein ähnlicher Scherz vor wie bei dem Spatz, der die Ulmer lehrte, wie man einen Balken durch das Thor schafft.

An die Kiebinger und Föhringer Mondfänger erinnert Folgendes. Als

der Mond sich einmal über Chelbun hinter Wolken verbarg, entstand im Orte große Angst und Aufregung; denn man meinte, er sei vollständig verloren gegangen. Aber wieder wußte die Weisheit des Bürgermeisters das Rechte zu finden. Er kam, und seine Ansicht lautete, daß die Bauern des Nachbardorfes den Mond gestohlen hätten, und daß man ihn denselben abnehmen müsse. Sogleich luden die Männer von Chelbun ihre langen Flinten und machten sich auf, um den Dieben ihre Beute wieder abzujagen. Unterwegs aber sahen sie, wie der Mond plötzlich wieder aus seiner Verhüllung heraustrat, und triumphirend zogen sie nun heim, indem sie die Ueberzeugung begleitete, die bösen Nachbarn hätten ihre kriegerischen Anstalten erfahren und aus Furcht vor den langen Flinten ihren Raub freiwillig fahren lassen.

Ein ander Mal war diesen syrischen Lalen ein Berg verdrießlich, da er ihren Rebstöcken und Granatbäumen die Mittagssonne entzog. Der weise Vater der Stadt schlug, nie lange um ein passendes Auskunftsmittel verlegen, eine Verschiebung des Berges vor. Wie immer schnellem Denken bei ihnen die rasche That folgte, gingen sie sofort ans Werk, ihn ein Stück bei Seite zu rücken, aber unglücklicherweise riß ihnen der um einen Baum geschlungene Strick, mit dem die Versetzung des Berges bewerkstelligt werden sollte. Der Glaube war also da, aber er versetzte dießmal keine Berge, dagegen thaten ihrer Viele dabei einen bösen Fall. Von Chelbun bis nach Föhr hinauf ist es ziemlich weit, und doch hat diese Historie einige Aehnlichkeit mit der Verrückung der Kirche auf jener Insel der Nordsee.

Ein braver und kluger Bürger von Chelbun wollte einmal Holz auf seinem Esel nach der Hauptstadt führen. Er war aber ein Mann, der barmherzigen Gemüthes und ein Freund seines Viehes war, und als er bemerkte, daß die Last dem Esel zu schwer wurde, nahm er ihm die Scheite ab, lud sie sich selbst auf die Schultern und setzte sich damit auf Langohrs Rücken, indem er auf diese Art Rücksicht auf das Behagen seines Eseleins mit Sorge für seine eigne Bequemlichkeit vereinigte.

Ein anderer Bewohner des syrischen Schilda war von seiner Gemahlin mit einem Kinde beschenkt worden, und so mußte er eine Wiege haben; das war Eins. Sie durfte aber auch nicht zu groß und nicht zu klein sein; das war Nummer Zwei. Was that er, um sie nach dem rechten Maße zu bekommen? Das Einfachste von der Welt. Er maß die Länge des Kindes mit beiden Händen und ging dann mit so ausgebreiteten und vor sich hingehaltenen Händen die anderthalb Meilen bis Damaskus. Hier aber litt sein gescheidter Gedanke Schiffbruch. Er gerieth in das Gedränge des Bazars, wurde von den ihm Begegnenden und an ihm Vorbeischreitenden bald rechts, bald links an den Ellbogen gestoßen und verlor auf diese Weise sein Maß. Das war verdrießlich. Ein echter Mann von Chelbun indessen verliert wohl

einmal sein Spiel, aber niemals den Kopf, und so wußte sich auch dieser rasch zu helfen. Er ging nach Hause zurück, band sich einen Stock, der genau die Länge der erforderlichen Wiege hatte, zwischen die ausgebreiteten Arme und gelangte so glücklich zu einem Tischler und durch diesen zum Ziele seiner Wünsche.

Städte und Dörfer, Land und Leute in Lothringen.

2. Saargemünd. Bitsch.

Aus dem Kreise Diedenhofen treten wir in den Kreis Saargemünd, in jenen Bezirk der von allen Theilen des Lothringerlandes vielleicht der rauheste ist. Wald und Heideland überwiegen, im Osten steigen die Vogesen zu merklicher Höhe, der Ackerbau und die mit Wohnstätten angebaute Fläche erreichen hier ihre niedrigste Ziffer. Da der harte Boden, der zum Theil aus Vogesensandstein besteht, nur wenig Frucht erträgt, so war die Bevölkerung von selbst zur Viehzucht hingewiesen, zur Ausnützung der mächtigen Wälder und vor allem zur Industrie. So entstanden die mächtigen Glasfabriken, welche nahe an 5000 Arbeiter in Anspruch nehmen, riesige Eisenwerke wurden angelegt, die Fabrikation von Fayence, Plüsch- und Seidenwebereien kamen in Flor.

Die Stadt des Bezirkes, die dieses industrielle Treiben am deutlichsten verkörpert, ist Saargemünd. Sie ist nicht groß, denn kaum 7000 Bewohner bevölkern ihre Mauern, aber sie ist trefflich gelegen, im Mittelpunkte der verschiedensten Bahnen, an der Mündung der Blies in die Saar. Wie die Spuren einer nahen Römerstraße zeigen, war die Stätte schon im Alterthum bekannt, obwohl sie urkundlich nicht vor Pipin auftritt. In heftigen Kämpfen gegen die Herzoge von Lothringen behauptete sie ihre Freiheit; bewaffnete Bauern und fanatische Wiedertäufer lagen vor ihren Thoren, die Invasion von 1814 und die Stürme von 1870 trafen die kleine Stadt, aber das alles, was geschehen ist macht nicht ihr Wesen aus — Saargemünd ist keine Stadt der Geschichte. Es ist eine Stadt der Industrie, das ward der zündende Punkt in ihrer Entwicklung, das ist noch heute ihr charakteristisches Moment und wird es bleiben.

Den Mittelpunkt der Fabrikation in Saargemünd bildet die große Fayence-Fabrik von Utzschneider u. Comp.; ihre Blüthe war es, die den späteren Bestrebungen Anstoß und vielleicht Erfolg gab.

Nicht minder charakteristisch für den Kreis, in dem wir weilen, wenn

auch nach anderer Seite hin, ist das kleine Bitsch, denn noch entschiedener tritt jener herbe rauhe Zug des Bodens hier zu Tage. Schon ist die Rebe, dies Symbol blühender Lebenslust fast völlig verschwunden und mächtige Wälder, die ein rauheres Geschlecht erziehen, beherrschen das Land. Von den 30,000 Hectaren die der Kanton umfaßt, sind 21,000 mit Forsten bedeckt und den Mittelpunkt derselben bildet in freier Runde jener trotzige Fels, auf welchem die Festung Bitsch steht. Zu ihren Füßen hingestreckt entwickelt sich die kleine Stadt; wir sind bereits „im unteren Theile der Vogesen".

Wer jetzt den Namen Bitsch auf die Lippen nimmt, der hört ihn nur aus dem Lärm des Kanonendonners heraus, der sieht nur ein Bild, das von Pulverwolken verschleiert ist. Wer kannte Bitsch vor 1870? Aber nicht dies Bild ist es, das wir hier verfolgen möchten, wir möchten zurückschauen bis in jene Zeit, da hier im hohen Wald noch eine Grafenburg gestanden, die mächtige Herren ihr Eigen nannten. Erst am Schlusse des XIII. Jahrhunderts gelangte das Haus Zweibrücken in den Besitz, bis 1606 die Lothringer kamen.

Nun war freilich das stille Schloß, das so kühn und traut im Walde lag, in die große Fehde der Zeit hineingezogen und so ward unvermerkt die Burg zur Festung. Natürlich waren es auch hier die Franzosen, die diese Umgestaltung am entschlossensten vertraten, nachdem sie dauernd in den Besitz des Platzes gelangt. Schon Vauban hatte die erste Anlage der Forts entworfen und Graf Bombelles ward nun beauftragt, sie in seinem Sinn weiterzuführen; mit zündenden Mienen und eisernem Hammer ward dem wilden Fels das Obdach abgerungen, das er künftighin den Soldaten des großen Königs und den Soldaten des großen Kaisers gab. Die Casematten waren vollendet, die Magazine gefüllt, viele hundert Fuß stiegen die Brunnen hinab durch das Gestein — Bitsch war uneinnehmbar geworden. Das war der Ruf, der vor seinem Namen einherging, und es hat diesen Ruf gewahrt, durch alle Zeiten der Gefahr, selbst die Sieger von 1870 lagen vergeblich vor dem kleinen Fort.

Und dieser zähe Widerstand, den der Kleine dem Großen bot, hat in der That etwas seltsam Fesselndes, die Unbezwinglichkeit ist das Geheimniß für jenen Reiz, den diese abgelegene Stätte, den dieser Name übt.

Es war ein blauer duftiger Sonntag, als ich die Mauern der kleinen Stadt betrat, wo man alsbald mitten drinnen im orginellsten Kleinleben steht. Das bescheidene Wirthshaus, in dem ich abgestiegen, trug natürlich den vollen Titel eines großen Hotels, aber das ganze Thun und Treiben trug doch das Gepräge der schlichten Idylle. Im gesonderten Zimmer saßen die Honoratioren, wie sie bei uns in Deutschland sitzen, und im Schenkzimmer daneben sah man die Fuhrleute und Blousenmänner, indeß die emsige Näherin

am Fenster saß und beim schwirrenden Fädlein horchte, was jene erzählten. Zu ihrer Seite stand in der Nische ein Blumenstrauß, auf der Straße kletterten ein paar Zicklein und der herrische stattliche Truthahn lärmte im Hof und verstieg sich mitunter auf die Flur.

Die Lage der Stadt, die durch die Festung bestimmt ist, macht jede Ausdehnung ins Weite unmöglich, sie stellt sich fast nur als eine einzige Straße dar, die wie zum Schutze sich hinter den Felsen zusammenkauert. Auch hier haben die Geschosse von 1870 schwere Wunden geschlagen, aber auch hier sind gottlob, die Wunden vernarbt und nicht wenige Häuser tragen jetzt ein so stattlich blankes Gepräge, daß man die Neuheit schon von weitem merkt. Vor den Läden, die im Erdgeschoß liegen, sieht man große Spiegelscheiben und hinter einer derselben guckt mit glänzenden Augen eine Mohrin hervor, die wohl in französischen Zeiten aus Algier dem Gatten folgte. Nun mehrt sie die schwarzen Unterthanen des Reiches.

Ueberhaupt ist der französische Zug, der sich im Thun und Treiben des Volkes, in seiner Lebensweise und seinen Manieren zeigt, entschieden fühlbar, ein gewisser Hang zur Hyperbel, ein gewisses decoratives Bedürfniß macht sich selbst in diesen engsten Grenzen, selbst bei diesen bescheidenen Mitteln geltend. In einer Trödlerbude, wo ich eingetreten, saß eine Hekuba im tiefsten Negligée, ich frug nach dem und jenem, doch ihre erste Antwort war, ich möge es nur um Himmelswillen entschuldigen, daß sie noch nicht „in Toilette" sei! Es sei eben auch erst elf Uhr Morgens und so frühe (!) sei es für „Damen" fast unmöglich sich anzukleiden. So sprach die Gestalt, die aussah, als führe sie seit hundert Jahren zum Brocken — man meint, wir wären unter dem Mont Valerien, statt unter dem einsamen Felsen von Bitsch.

Hoch über die Häuser der Stadt hinweg ragt die mächtige Kirche, die von der nahen Abtei Stürzelbronn erbaut ward. Das röthliche Gestein ist jetzt von der Zeit geschwärzt und auch im Innern herrscht jenes gedämpfte Licht, das den geheimnißvollen Formen des katholischen Cultes so günstig ist. Die riesigen Fenster zeigen farbiges Glas, eine gewaltige Orgel erhebt sich im Hintergrund, ein stummes Denkmal blickt uns steinern an. Es ist dem Grafen Bombelles gewidmet, der die Befestigungen der Stadt erneuert hatte. In den eichenen braunen Bänken aber ist es stille und leer und wir lesen mit Muße die Namen ab, die dort stehen, sorgsam mit Mr. verziert; manch übermüthige Kritzelei daneben, die wohl einer verübt hat, dem die Predigt zu lange ward. Da lispelt es auf einmal hinter der Säule, man hört jenes eigenthümlich Zischen und Flüstern, das stillen Betern so eigen ist, dazwischen tiefere Athemzüge und in einem Winkel der Kirche sehen wir zwei Nonnen in Andacht. Lautlos und unbemerkt ziehen wir an ihnen vorüber

hinaus ins Freie, es ist nur ein Weg den uns Bitsch noch bietet und dieser führt uns hinauf auf die Festung.

Obwohl nur ein Platz „dritter Klasse", bleibt das kleine trotzige Felsennest — doch in hohem Maße interessant. An prächtigen Bäumen vorbei geht es steil in die Höhe, an Thor und Brücke rasseln eiserne Ketten, gewaltige Felswand nach oben und jähe Tiefe nach unten — überall ist jener kühle Hauch, wie nur das harte Gestein ihn ausströmt. Jetzt sind wir durch die Wachen hindurchgeschritten und stehen in dieser kleinen trotzigen Welt, die abgeschlossen für sich und für die andern ist; eng, hart und finster nach innen, aber weit und glänzend in ihrer Umschau auf das Land.

Fast der ganze Fels ist ausgehöhlt und durchbrochen, da liegen die weiten Casematten, und durch die schmalen Fenster sieht man von oben hinab auf das Lagerstroh, wo die Soldaten rasten. Von schauerlicher Tiefe sind die finsteren Bronnen, das Auge kann dem Stein nicht folgen, den man hinunterwirft und gespenstig pflanzt der düstere Schall sich fort, wenn man hinabruft in den Abgrund. Das seufzt und stöhnt wie grollende Geister! —

Dort liegt das Pulvermagazin; ein gewaltiger Blitzableiter führt an der Mauer herab ins Wasser, — und nur mit leisem Grauen geht man vorbei an diesen Stätten schlummernder Kraft. Ein Funke und diese herkulischen Mauern sind Staub.

Nicht weit davon sind ein paar stille prunklose Wohngebäude und die kleine Kirche mit ihrem noch kleineren Thurm; aber das Alles sieht aus, als stünde das Dasein der Menschen, die hier weilen, auf einem Vulkan, man fühlt die Härte dieses Lebens hindurch. Noch ist an einzelnen Stellen die Mauer zerbröckelt von den Granaten, die hier eingeschlagen, als es den Ringkampf zweier Völker galt, ein paar Gestalten im langen schwarzen Kleid gehen gesenkten Blickes vorüber. Das sind Gefangene, die hier auf der Festung büßen.

Doch all dies Empfinden schwindet, das diese trotzige Macht uns weckt, sobald wir dann den Blick hinaus ins Weite senden, wo eine wunderbare Landschaft uns grüßt. Bis an den Rand der Bastionen sind wir hervorgetreten, senkrecht geht es hinab in die Tiefe, — uns schwindelt — nun hat das Auge Meilen weit seine freie Bahn.

Kaum eine halbe Stunde außerhalb Bitsch beginnen schon undurchdringliche Wälder, ihre grünen Wipfel wogen, tief eingeschnitten heben die Thäler sich ab und in langgewundenen Linien sieht man den großen Heerweg nach Straßburg und Metz. Um die Stadt selbst herum liegen Wiesen und Weideland, auf den Höhen gegenüber standen einst die feindlichen Geschütze, den Horizont aber schließen blau und duftig die Vogesen.

Das Gebiet, das wir hier überschauen, wird das Bitscher Ländchen genannt und die Rauhheit, die ihm selber eigen ist, überträgt sich in gewissem Sinne auch auf die Bewohner. Etwas Herbes und Hartes, wie es ihr tägliches Leben mit sich bringt, prägt sich in ihren Zügen aus, sie machen im Verkehr einen fast stumpfen Eindruck, allein sobald nur der Wein oder irgend welcher ungewöhnliche Anlaß wirkt, dann bricht das Ungestüm ihrer Natur mit doppelter Wucht hervor. In solchen Fällen kann man wohl Zeuge der heftigsten Streitigkeiten werden und einer Derbheit, die alle Ahnung übertrifft.

Was die Frauen anlangt, so besitzen dieselben zwar frische Farben und kräftige Gestalt, aber der Ausdruck leidet auch hier an einer gewissen Stumpfheit und das Kostüm, welches sie tragen, trägt nicht dazu bei, ihre Erscheinung zu heben. Es fehlt auch hier jene frohe Beweglichkeit im geistigen und körperlichen Sinne, welche das Vorrecht jener Völker ist, die das Glück erzog; hier aber ist das Volk in rauher Natur, in karger Nahrung, in schwerem Druck und Wechsel herangewachsen.

Für die verwilderte Einsamkeit, die in den nahen Thälern bestand, mag der Umstand zeugen, daß noch vor hundert Jahren zahlreiche Zigeunerschaaren das Land durchzogen, bis man dieselben zwang, sich an einzelnen Orten anzusiedeln. Auch Sage nnd Aberglauben blüht unter dem Schutze der nahen Wälder noch üppig empor, oder doch reicher als dort, wo kahle flache Erde auch die gestaltende Phantasie des Volkes verflacht.

Hier soll auch noch der uralte Brauch der „Spinnstuben“ lebendig sein und „dort war ja von je die Lieblingsstätte der Sage; beim Schnurren der Spindeln wandelte die heimische Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht“.

So erzählt es uns Wilhelm Hertz, der gelehrte Poet in seiner bildschönen Weise. Da sitzen in der Mitternacht die Weiber mit den Spinnrädern um den Ofen, die Männer mit qualmenden Pfeifen liegen auf den Bänken an der Wand, und in die Besprechung der Tagesereignisse mischen sich jene innigen deutschen Volkslieder, von welchen vor hundert Jahren der Straßburger Student Goethe eine kleine Sammlung für Herder aufschrieb, die Sagen der Vorzeit und die Märchen von der Frau Holle, von den Erdmännchen, von Hänsel und Gretel, Kleinode deutscher Volksdichtung in treuherziger alemannischer Sprache. In früheren Wintern, so sagt man, kam wohl auch der Hausgeist dazu, legte sich auf den großen Kachelofen und rauchte Tabak wie die andern.

K — r.

Aus der Schweiz.

Mein voriger Bericht aus der Schweiz beschränkte sich beinahe auf Nekrologe; ich kann leider auch dießmal keine bessere Botschaft bringen — nicht durch meine Schuld, sondern durch die der saeva necessitas. Und dießmal ist noch dazu ein c r e s c e n d o in dem Lacrimoso zu constatiren. Werner Munzinger, der berühmte Afrikareisende, Heinrich Lang, der feurige Kanzelredner und das Haupt der schweizerischen Reformer, Juste Olivier, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte und beliebte Novellist, einer der Koryphäen der französischen Dorfgeschichte, Professor Rüttimann, der gediegene Gelehrte und Lehrer, der Genfer Dichter Moïse Hornung, den im 33. Jahre der Unerbittliche hinwegraffte, der liebenswürdige Mann von vollendeter Urbanität, Mitarbeiter der „Bibliothèque universelle“ und des „Magazin pittoresque“, der trotz fünfzehnjähriger Thätigkeit in der Finanzverwaltung den Musen treu blieb und seine Landsleute mit den lieblichen Gaben eines naturwüchsigen Talents erfreute: sie Alle sind gestorben. Hornung starb am Sylvestertage fern von der Heimath in Algier, wo er Heilung gesucht hatte. Reiferen Alters und auf der Höhe seines Ruhmes starb O l i v i e r (geb. 18. Oct. 1807 in der Waadt, im Dorfe Eysins), ohne Widerspruch einer der hervorragendsten Vertreter der schönwissenschaftlichen schweizerischen Literatur und der populärste Schriftsteller der romanischen Schweiz. Olivier ist zunächst als Ethnograph aufgetreten in dem zweibändigen Werk „le canton de Vaud“ (Lausanne 1837—1841), hierauf als Dichter, dessen „chansons lointaines“ (Paris 1847) sich eines nachhaltigen Erfolgs selbst in der französischen Metropole erfreuten und ebenda in einer Prachtausgabe (1854) wiederholt aufgelegt wurden. Seine Hauptstärke ruht jedoch in seiner N o v e l l i s t i k. Der Roman: „le pré aux noisettes“ hat einen Vergleich mit den besten Erzeugnissen Töpfer's, des berühmten Verfassers der „Voyage en Zig-zag“ durchaus nicht zu scheuen. Seine Novellen, in denen das Leben der Heimath, das Blut des V o l k e s, die Liebe zum Vaterland pulst, deren Sprache den Reiz der Einfachheit mit dem Adel der Gesinnung verbindet und, vom Hauch feiner Bildung durchgeistigt, gleichwohl das Abbild der Natur zu sein scheint und daneben doch wieder das Gepräge unnachahmlicher, wahrhaft genialer Originalität trägt, haben seinem Ruhm zu stetem Steigen verholfen. Alle seine Nachahmer sind an ihm gescheitert, weil eben die Sprache Olivier's e r selber, der durchaus individuell geartete Dichter war. In seinem Heimathcanton bekleidete er, nach einem längeren Aufenthalt als Professor der Geschichte und Literatur in Neuenburg, die Stelle eines Lehrers derselben Fächer an der Akademie von Lausanne. Durch bürgerliche Unruhen vertrieben (1845) ließ er sich in Paris nieder und

erfreute sich hier des Umganges mit den literarischen Größen der Weltstadt. Hochbetagt kehrte er wieder in das Land seiner Jugend zurück, um endlich in Genf bei seinem Sohne sein Leben zu beschließen (7. Januar 1876).

Eine tief empfundene Lücke hinterläßt Rüttimann, der Züricher Professor, Nachfolger Bluntschli's an der Hochschule, als Schriftsteller allen wissenschaftlichen Juristen rühmlich bekannt durch seine beiden Hauptwerke, der „englische Civilproceß" und die „Vergleichung des schweizerischen mit dem nordamerikanischen Bundesstaatsrechts", in seinem Wissen ein Autodidakt von der gediegensten Sorte, mit Erfolg thätig und mitwirkend an allen rechtlichen und gerichtlichen Reformen und Neubildungen seines Heimathcantons, ein Förderer der neuen eidgenössischen Bundesgestaltung von 1848, eine Zeit lang Präsident des Ständeraths und des Bundesgerichts; ein treuer Rathgeber der Studirenden und einer der gediegensten Kenner des schweizerischen Privatrechts (geb. 1813, gest. im Jan. 1876). — Und nun Lang, Heinrich Lang, die Seele der religiösen Reformbewegung in der Schweiz, dessen Rednergabe auch den Gegnern seiner Richtung Bewunderung entlockte. Noch drei Tage vor seinem jählings eintretenden Ende hatte er in Basel, der Stadt der ausgeprägtesten religiösen Gegensätze, einen rednerischen Triumph gefeiert. Noch nicht fünfzig Jahre alt wurde er seinen zahlreichen, begeisterten Freunden und Glaubensgenossen entrissen. Er war zu Anfang der fünfziger Jahre (ein geborener Würtemberger) aus Tübingen in die Schweiz gekommen und erhielt eine Pfarrstelle in Wartau, einem Dorfe des St. gallischen Rheinthales. Schon hier zog er durch seine Kanzelberedsamkeit und durch die Begründung der „Zeitstimmen" die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. An die Stelle dieser „Zeitstimmen" trat später, als Lang schon in Zürich als Prediger zu St. Peter wirkte, als Organ seiner in rascher Verbreitung begriffenen Richtung, die von ihm und Bitzius in Twann gemeinsam redigirte Zeitschrift für kirchlichen Fortschritt „die Reform". Mehrfache sehr ehrenwerthe Berufungen ins Ausland lehnte er ab, um sich den ihm liebgewordenen schönen Wirkungskreis zu erhalten. Allerdings zeigte sich bei diesem Anlasse der Opfersinn wohlhabender Züricher in schönem Lichte. Lang hat durch seine „Religiösen Reden und Vorträge" auch als Schriftsteller gewirkt und durch jene Sammlung dem denkenden Publikum ein erhebendes Erbauungsmittel in die Hand gegeben. Die Reformprediger der Schweiz haben in Lang übereinstimmend und neidlos ihren Meister anerkannt, und es will das um so mehr heißen, als sie eine Anzahl ebenso rüstiger als überzeugungsvoller Kämpfer zählen. Lang war geboren d. 14. Nov. 1826 und starb d. 13. Jan. 1876.

Mit Werner Munzinger vollends ist ein Schweizer geschieden, dessen Todesgeschick in allen gebildeten Kreisen (und nicht bloß unseres Welttheils) die tiefste Theilnahme wachgerufen hat. Auch die Wissenschaft, die Civilisation

trauern um ihren treuergebenen rastlosen Jünger mit verhülltem Haupte. Ist er auch nicht gerade dem ausgesprochenen raffinirten Verrath zum Opfer gefallen, so ist er doch mitten aus dem schönsten Lebenswege, aus einem ergiebigen Erntewerk als noch nicht fertiger Schnitter hinweggerafft worden von einem noch gewaltigeren Schnitter, der gern im Vollen seine Sense ansetzt. Der Tod ist vor Kurzem auch an den zwei Jahre älteren Bruder des Verstorbenen, einen auf seinem Gebiete gleichfalls rastlos thätigen Streiter, einen ganzen Mann in jeglichem Sinne des Wortes, herangetreten — an Walther Munzinger, den Rechtslehrer in Bern, der mit dem greisen Augustin Keller, Vorkämpfer der altkatholischen Bewegung in der Schweiz, dessen meisterhaft geschriebenes „Lebensbild" (von der Hand seiner beiden Freunde O. Dietschi und Leo Weber) vor kurzem uns dargeboten worden ist, und auf das wir an dieser Stelle um so eher glauben unsere Leser aufmerksam machen zu dürfen, als der eine der Verfasser, Dietschi, eine „Rede bei der Gedächtnißfeier von Werner Munzinger-Pascha" so eben hat erscheinen lassen. Auch sie ist ein, wenn auch gedrängteres und skizzenhaftes „Lebensbild" des Verstorbenen, von kundiger und, für die persönlichen Verhältnisse desselben, durch directe Familienangaben unterstützter Hand entworfen. Eine ausführlichere Darstellung (wie sie etwa über Walther vorliegt) bleibt der Zukunft vorbehalten. Bei verschiedenster Anlage, Lebensrichtung und Lebensführung haben beide Brüder doch das eine gemeinsam, daß sie treue, echte, kernhafte, im Dienste ihrer Pflicht beflissene und aufopfernde Schweizernaturen waren — par nobile fratrum im schönsten Sinne. Werner Munzinger-Papa war 1832 als jüngster Sohn des unvergeßlichen Bundesraths Joseph Munzinger in Olten geboren. Er besuchte das Gymnasium von Solothurn, und wie früh schon sein jugendlicher Geist seine Schwingen entfaltete, zeigt sich in dem Versuche, in Gesellschaft mit einem Freunde, als kaum Sechszehnjähriger, eine Zeitschrift „Mercur des XIX. Jahrhunderts" zu gründen — ein Versuch, der freilich nach dem Erscheinen der ersten Nummer ins Stocken gerieth. Hierauf lag er in Bern, wohin seine Familie übergesiedelt war, naturgeschichtlichen Studien ob, ohne sich indessen als prädestinirten Jünger dieser Wissenschaften zu betrachten; auch Sprachen, Literatur und Geschichte zogen ihn an. Nach längerem Schwanken und Naschen entschloß er sich, besonders auf das Drängen des Vaters, zur endlichen Entscheidung, das Sprachstudium zu seiner Lebensaufgabe zu wählen und vertiefte sich in Paris und München in die orientalischen Sprachen. Im Juli 1852 nahm er von seinem damals gleichfalls in Paris studirenden Bruder Walther Abschied, um in Kairo eine Zeitlang seinem Zwecke zu leben. Er wollte sich aber das Geld dazu selbst verdienen und trat in ein Handlungshaus in Alexandria ein, das ihn schon 1853 als zweiten Chef einer Handelsexpedition nach dem Rothen Meere

schickte. Hiermit war sein Lebensbrief besiegelt. Von Massuah, der Hafenstadt am Rothen Meere aus, gelangte er nach Keren und dem Lande der Bogo's in den nördlichen Ausläufern der abessinischen Gebirge. Hier, in dem gelobten Lande der Naturschönheit und des Naturreichthums blieb er mehrere Jahre angesessen, wenn man ansässig sein ein beständiges Umherstreifen auf Entdeckungen nennen darf (1855—1861). Von seinen Studien giebt seine Schrift „Sitten und Recht der Bogo's" (1859) ein glänzendes Zeugniß. Die deutsche Nation that einen glücklichen Griff, als sie auch Werner Munzinger zur Theilnahme an der Expedition ersuchte, welche (1861) den verschollenen Afrikareisenden Eduard Vogel aufsuchen sollte. Munzinger folgte der Aufforderung und gelangte mit seinem Gefolge durch Länder, welche noch kein Europäer vor ihm betreten hatte. Nachdem er von einem Araber das traurige Schicksal des Gemordeten erfahren, trat er die Rückreise an (Juli 1862), denn weiteres Vordringen, von L' Obeid in Kordofan aus, wäre der sichere Tod für die Expedition gewesen und hätte der Wissenschaft nicht den geringsten Gewinnst gebracht. Nach 10jähriger Abwesenheit sahen ihn, wenn auch nur für kurze Zeit, die Seinigen wieder in der schweizerischen Heimath (Febr. 1863). Schon im Herbst desselben Jahres trieb es ihn wieder nach dem Lande seiner Bestimmung. Die „ostafrikanischen Studien" (1864), sein „vocabulaire de la langue Tigré" (1865) und mehrere andere Arbeiten in Petermann's Mittheilungen und anderen Zeitschriften erschlossen der Ethnographie und Sprachkunde eine Fülle neuen Materials; die ostafr. Studien besonders gelten bei Kennern als classisch. Es folgte nun Munzinger's von so schönem Erfolge für England gekrönte, für seine eigene Person jedoch mehr als mager ausfallende, ja mit schnödem Undank belohnte Verbindung mit englischen Interessen; das erste glänzende Zeugniß derselben waren seine „Routes in Abyssinia presented to the House of Commons" (1867).

Am Gelingen der abessinischen Expedition hat Munzinger das Hauptverdienst (das wußte Sir Robert Napier); er hat England unzählige Opfer an Zeit, Geld und Menschenleben erspart. Das Lohn dafür war die Aufhebung des Vice-Consulats zu Massuah und Kündigung des Gehalts an Munzinger auf den Juni 1869. Was kümmert sich das noble Albion drum, wenn ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung vom Continent aus ihm entgegen tönt! Den Ruhm konnte es zum Glück Munzinger nicht rauben, daß dieser aus Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit ihm weit voranstand. Der Vice-König von Aegypten wußte seinen Mann auch zu finden und besser zu lohnen. Im Juli 1871 ernannte er ihn zum Gouverneur von Massuah, theilte ihm das Jahr darauf noch die Provinz Suakim zu und erhob ihn zum Pascha und Generalgouverneur dieser Länder. Was nun Munzinger in die Hand nahm, hatte Sinn und Plan, gerade das, was so vielen gebildeten, unternehmenden

Männern fehlt, welche, von Reiselust getrieben, Afrika durchwandern, ohne daß für wissenschaftliche oder civilisatorische Zwecke irgend ein Gewinn abfällt: Er war als Handelsmann ins Land gekommen; als Sprachforscher und Ethnograph hatte er Land und Leute liebgewonnen, als Gouverneur konnte er hoffen, alle seine Pläne zu verwirklichen — die Wissenschaft, die Civilisation, der Handel sollte hier frische Blüthen treiben auf fruchtbarem Boden. Wie M. seine Culturaufgabe auffaßte, dafür ist ein günstiges Zeichen das Geschimpfe der sogenannten Missionäre: er machte es eben glücklicherweise nicht wie sie. Er wollte vor allem zuerst, „daß Schulen gestiftet würden". „Man lehre das Volk lesen, man beschenke es mit Buchdruckereien, man übersetze faßliche Bücher, die von Confession abstrahiren und allgemeine Bildung bieten. Munzinger zeigte so wenig Voreingenommenheit für diese oder jene religiöse Propaganda, daß sogar die großen Fortschritte des Islam, der in wenig Jahren ganze Stämme für sich gewann, und den er unumwunden für die Religion erklärte, welche dem Charakter der Afrikaner am meisten zusage, ihm keine rechtlichen Besorgnisse einflößten . . . M. sollte seinen hohen Plan nicht erfüllt sehen. Als er sich anschickte seinen Leuten Sicherheit gegen räuberische Angriffe zu verschaffen und auch das eigentliche Abyssinien dem Verkehr und damit der Cultur zu öffnen, fiel er als Opfer seines allzugroßen Vertrauens im Lande der wilden Gattaneger, mit ihm sein treues Weib. Nicht ohne trübe Ahnung hatte er jenes Gebiet betreten, aber ein wahrer Missionär, wie er war, durfte Angesichts der hohen Ziele jenen düstern Bildern keinen Einzug ins Herz verstatten. Er starb am 15. Nov. 1875.

Was nun schließlich über „Land und Leute" bei uns zu sagen ist, läßt sich füglich mit dem Satze abthun: In der Politik Meeresstille (denn die Banknotenbewegung, d. h. das gegen das Banknotengesetz ergriffene Referendum, wodurch jenes wahrscheinlich fallen wird, hat mit Politik sehr wenig zu thun), in der internationalen Verkehrsfrage dagegen, die auch zugleich eine gewaltige staats- und privatöconomische ist, eine wahrhaft erschütternde Bewegung durch die so eben zu Tage getretene officiell eingestandene Calamität im Gotthardunternehmen. Um nicht weniger als 102 Millionen übersteigen die Kosten den Voranschlag, welchen seiner Zeit die internationale Conferenz der theilnehmenden Staaten als Grundlage für die Emission der Obligationen und Aktien annahm. Wie es kam, kommen konnte, daß diese Basis nach einigen Jahren sich als so total fehlerhaft erwies, ist dermalen noch ein Räthsel, welches die Faktoren der Lohnvertheuerung, der steigenden Preise für Material und andere rein öconomische Einflüsse nicht im entferntesten zu lösen vermögen. Da muß grobe Verrechnung zu Grunde liegen. Und was nun? Vom Fallenlassen des Riesenwerkes kann schlechterdings keine Rede ein: da müßte nicht bildlich „der Genius des Jahrhunderts", da müßten wir

Zeitgenossen alle vor Scham das Haupt verhüllen. Aber wer soll zahlen, und, von den jetzigen Betheiligten, wer verlieren? Eine Schimmelkruste bedeckt schon längst die Aktien und vollends die Zahl 500 ist unlesbar geworden. y.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 27. Februar 1876.

Die ersten Sitzungen der vergangenen Woche haben die fortgesetzte Einzelberathung des Staatshaushalts zum Gegenstand gehabt. Wir gehen nur auf die wichtigeren Incidentpunkte ein, deren sich in den Sitzungen vom 19. und vom 22. Februar keine darboten. Die Berathung des Staatshaushalts wurde am 23. Februar durch den sogenannten Schwerinstag unterbrochen. Der Mittwoch nämlich ist nach einem aus der Initiative des verstorbenen Grafen Schwerin herrührenden Beschlusse für Anträge der Mitglieder bestimmt. Diesmal kam zuerst eine Interpellation des Abg. Windthorst-Bielefeld zur Verhandlung, dahingehend, wann der Kultusminister das längst verheißene Unterrichtsgesetz einbringen werde. Es ist wirklich eine für unparlamentarische Sterbliche absolut unverständliche Gewohnheit der Herren Abgeordneten, in demselben Athem zu klagen über Arbeitsüberfüllung und Gesetzfabrikation und dann wieder die Regierung anzugreifen, daß sie nicht tausend Vorlagen mehr eingebracht hat. Da ist also Herr Windthorst-Bielefeld von der Fortschrittspartei und vermißt das Unterrichtsgesetz, da ist Herr Virchow und vermißt bloß: Kreisordnung, Provinzialordnung und Städteordnung für Rheinland und Westfalen, außerdem womöglich eine ländliche Gemeindeordnung für die gesammte Monarchie. Wenn die Regierung nur diese vermißten Vorlagen alle eingebracht hätte, so würde der Landtag den ganzen Sommer hindurch bis zum Wiederzusammentritt des Reichstags arbeiten müssen, ohne Aussicht, die gestellte Aufgabe zu erledigen. Einer solchen Sachlage gegenüber können unparlamentarische Sterbliche nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, daß die Forderungen nur gestellt werden, damit die Fordernden den Ruhm des Antriebes und die Regierung den Tadel des Zögerns hat, während die Fordernden herzlich froh sind, daß das, was sie sich zu wollen den Anschein geben, durch die Gesetze der menschlichen Natur verboten ist. Man kann nicht umhin, die Minister zu bedauern, die Zeit und Kraft daran setzen müssen, zu beweisen, daß das Unmögliche unmöglich ist. Man möchte wünschen, es könnten den Abgeordneten bald einmal die so und so viel tausend Gesetze, die zum Ausbau des deutschen Staates im Reich und in Preußen gehören, auf einmal zugestellt werden, während die Minister Urlaub

haben müßten. Dann würden die vernünftigen Leute außerhalb des Parlamentes doch einmal das Geschrei nicht mehr zu hören bekommen, daß die Welt nicht an einem Tage geschaffen worden.

Auf diese Interpellation, von der wir leider nicht sagen können, daß sie die unnützeste ihrer Art gewesen, da sie unstreitig ebensoviel Nachfolger haben wird, als sie Vorläufer gehabt hat, auf diese Interpellation also folgte die Berathung über einen höchst verständigen Antrag des Abg. v. Denzin. Man erinnert sich der Epoche machenden Rede Lasker's vom Februar 1873, worin er die Schäden des damaligen Eisenbahnconcessionswesens zur Sprache brachte. Die Folge dieses Auftretens war bekanntlich die Einsetzung einer Specialuntersuchungscommission, die ihren Bericht noch in demselben Jahr erstattete. Diesen Bericht übergab das Staatsministerium unter dem 12. November 1873 dem Abgeordnetenhaus zur weiteren Veranlassung. Es ist dies derselbe Tag, an welchem das Abgeordnetenhaus der jetzigen Legislatur, gewählt am 4. November 1873, zusammentrat.

Es ist nun in der That wundersam, daß das jetzige Abgeordnetenhaus diesen Bericht noch nicht zum Gegenstand einer Berathung gemacht hat. Wenn Angesichts des Landes die schwersten Anklagen erhoben und durch eine Specialcommission geprüft werden, so ist es unbedingte Pflicht der Stelle, von wo die Anklage ausgegangen, dem Lande zu sagen: die Anklage war begründet oder sie war es nicht. Es ist doch mehr als sonderbar, das Land auf den Bericht der Untersuchungscommission zu verweisen. Auf den Antrag des Abgeordnetenhauses ist diese Commission eingesetzt worden und das Abgeordnetenhaus ist verpflichtet, dem Lande zu erklären, ob das Haus das Ergebniß der Commission an seinem Theil bestätigt. Dies ist aber nicht die ganze Schuldigkeit des Abgeordnetenhauses. Vielmehr ist dasselbe schuldig, wenn die Untersuchung wirklich Schäden nachweist, auf die Heilung dieser Schäden zu dringen: sei es durch Bestrafung schuldiger Personen, sei es durch Aenderung der Gesetze. Unter den nichtigsten Vorwänden sucht man diese Pflicht des Abgeordnetenhauses hinweg zu leugnen. Herr Lasker sagt, es sei nun des Scandals genug. Wer aber einmal Aergerniß aufrührt, der hat Pflicht, so lange zu rühren, bis der ganze Bodensatz auf die Oberfläche gestiegen und ausgeschüttet worden ist. Wer so etwas unternimmt, hat nimmermehr das Recht zu sagen: nun habe ich Euch gezeigt, wie trübe das Wasser ist, nun wollen wir den Deckel zumachen. Ist es nicht geradezu erstaunlich, aus Lasker's Munde zu hören: die Resultate der Untersuchung hätten den Staatsanwalt nicht zum Einschreiten vermocht. Dann ist es doch die unbedingte Pflicht des Anregers der Untersuchung im Landtage den Justizminister auf Grund der Untersuchungsresultate zu interpelliren, warum der Staatsanwalt gegen strafbare Handlungen nicht eingeschritten ist. Noch weniger stichhaltig

sind andere Entschuldigungsgründe, am wenigsten der, daß die Sünden der Gründerzeit am meisten der conservativen Partei zur Last fielen und daß die liberale Partei nicht weiter den Ankläger spielen wolle. Unter solchen Umständen hat die conservative Partei eine Ehrenpflicht erfüllt, indem sie ihrerseits die Berathung des Untersuchungsberichtes beantragte, ein Antrag, der dann auch einstimmig angenommen wurde.

Es folgte in derselben Sitzung der Antrag des Herrn Virchow: die Kreis- und Provinzialordnung für Rheinland und Westfalen vorzulegen. Der Minister des Innern erwiderte auf den Antrag, mit einem für jeden Mann von Verstand niederschlagenden Wort: Ich kann nicht 200 Centner aufheben, auch wenn Herr Virchow darin noch so sehr eine achtungswidrige Behandlung des Hauses findet. Indessen, der Antrag wurde angenommen: eine solche Abstimmung kostet ja nichts. Als treuer Berichterstatter wollen wir übrigens nicht verschweigen, daß ein Theil der Abgeordneten sich selbst mit dem Entschuldigungsgrund zusprechen mag: es sei darauf angekommen, die Annahme nicht zuzulassen, als verbiete der Ultramontanismus in den Westprovinzen die Einführung der Kreis- und Provinzialordnung.

Am 25. Februar boten die geheimen Ausgaben für Polizei in dem winzigen Betrag von 40000 Thaler — möchten doch die Herren Abgeordneten sich nach dem Betrag solcher Ausgaben in andern Ländern erkundigen — den willkommenen Anlaß zu allerlei oppositionellen Nörgeleien, an deren Aufrichtigkeit weder die Angreifer noch die Angegriffenen einen Augenblick glauben. Der Anlaß wurde diesmal allerdings nur von den Rednern des Centrums benutzt. Man erinnert sich, daß im December 1874 die Fortschrittspartei erklärte, sie bewillige solche Ausgaben nicht als Vertrauensvotum, wie ein solches damals für den Reichskanzler beantragt war, sondern als sachlich nothwendig. Es ist dies einer der dankenswerthesten Fortschritte, den die Fortschrittspartei bis jetzt in politischer Erkenntniß gemacht hat. Aber die Sitzung vom 25. Jan. d. J. sollte uns nach hinreichend langer Pause wieder einmal einen Fortschritt der Fortschrittspartei zeigen. Es standen die Ausgaben für die Strafanstalten zur Berathung und dieser Gegenstand gab dem Abg. Windthorst-Bielefeld Gelegenheit die Sentimentalität des Abg. Lasker zu beleuchten, welche dahin führt, daß die Strafgefangenen behaglicher leben, als diejenigen armen Steuerzahler draußen, welche es nicht über sich gebracht haben, für ihre Aufnahme in das behagliche Gefängniß zu sorgen.

Am 26. Februar stand das Gesetz, betreffend die evangelische Kirchenverfassung, zur ersten Berathung. Uns dünkt, es ist im Abgeordnetenhaus wie im Reichstag lange keine Verhandlung geführt worden, deren äußere Haltung in gleichem Grade das Gepräge der Würde und Wichtigkeit eines großen Gegenstandes zeigte. Ueberfüllte Tribünen, gespannte Aufmerksamkeit bei allen Vorträgen, sichtliches Bestreben der Redner nach ernstem Ton. Von ganz besonders günstigem Eindruck war auf uns die Haltung des Centrums, das während der ganzen Sitzung in theilnehmender Aufmerksamkeit schweigend verharrte. Die Mitglieder des Centrums vermieden es durchaus, sich an den beistimmenden oder mißfälligen Zurufen zu betheiligen, wie sie den Rednern zu Theil werden. Nur bei directen Anspielungen auf ihre Partei regte es sich auch in den Reihen des Centrums, aber in gemessener Weise. Möchte die Verhandlung über dieses Gesetz den Charakter des ersten Tages bewahren.

Was nun die Vorträge dieses Tages betrifft, so kamen von 11 ½ Uhr bis 3 ½ Uhr fünf Redner zum Wort, darunter der Cultusminister. Den bei weitem größten Theil der Zeit beanspruchte Herr Virchow, irren wir nicht

so hat er $2^1/_2$ Stunde gesprochen. Der erste Redner war der Abgeordnete Techow, gegen die Vorlage, in Wahrheit aber empfahl er sie. Nämlich so: Er führte aus, daß die Kirchenverfassung hätte ganz anders gemacht werden sollen, und daß Redner auf der Generalsynode vergeblich dahin gewirkt habe. Der Landtag aber sei nicht der Ort, die Kirchenverfassung zu ändern, also möge derselbe sich mit einigen die Regierungsvorlage schärfenden Cautelen und Beschränkungen gegen die Organe des Kirchenregiments zu Gunsten der Staatsorgane begnügen. Hierauf sprach im Namen der freiconservativen Partei Graf Bethusy-Huc, bekanntlich Katholik, mit großer Wärme und Würde die Vorlage empfehlend, aus einer edlen und besonnenen Anschauung heraus. Er führte aus, daß mit dieser Verfassung die evangelische Kirche noch bei weitem nicht so selbständig gestellt sei als die römische Kirche, selbst nach den drei Jahrgängen der Maigesetze. Der deutlichste Beweis, nach Ansicht des Redners, daß es bei diesen Maigesetzen sich nicht handelt, wie man wohl zu verbreiten gesucht hat, um den Kampf des Protestantismus mit dem Katholicismus, sondern um die Wahrnehmung und Rückforderung der unentbehrlichen Rechte des Staats gegen alle Kirchen. In der Selbständigkeit, welche die evangelische Kirche durch die neue Verfassung nun erlangt, sieht Redner einen Quell der sittlichen Stärkung des Nationallebens in den Kreisen der protestantischen Kirche. Auch er wünscht einige Cautelen dem Regierungsentwurf hinzugefügt, aber er will am wenigsten, daß der Landtag in das von den kirchlichen Organen geschaffene Werk der Verfassung ändernd eingreife.

Es folgte nun Herr Virchow. Er hatte sich in seiner vollen Kraft zusammengenommen, und wer der Sitzung vom 26. Februar beigewohnt, wird sagen müssen, daß dieses Original an keinem parlamentarischen Tage, so oft der Redner auch das Wort genommen, so in seiner ganzen Pracht erschienen. Er erklärte im Eingang dem ganzen Hause, Keiner träte in diese Verhandlung so vorbereitet wie er. Als darauf von den Bänken der Conservativen ein gemäßigtes Oho! erscholl, hielt er ihnen den Band der stenographischen Berichte der Generalsynode entgegen mit der Frage: Haben Sie das durchgelesen? Ich habe es von Anfang bis Ende studirt. — Es war imponirend. Als er aber seinen $2^1/_2$ stündigen Vortrag beendigt, wies ihm der Cultusminister nach, daß er in den Berichten höchstens geblättert haben könnte, daß alle seine Anführungen falsch und mißverständlich waren, daß er nicht nur die Berichte nicht, sondern nicht einmal die Generalsynodalordnung selbst gelesen hatte. Man mußte lebhaft an Falstaff's Versicherung denken, als er verschiedene Kerle in Steifleinen umgebracht: „Ja, da hilft nun kein Beten mehr.“

In der ersten Stunde des Vortrags führte der Redner aus, daß der Landtag das volle Recht habe, das Gesetz nach allen Seiten zu ändern. Habe doch der König dasselbe mit den Synodalbeschlüssen gethan und in das promulgirte Gesetz den wichtigen Beschluß nicht aufgenommen, daß Verfassungsänderungen nur mit zwei Drittel Majorität beschlossen werden können. Nun steht aber dieser Paragraph in dem Gesetz, nur an einer etwas andern Stelle als der, wo ihn die Synode ursprünglich hingebracht hatte. Außerdem aber hatte der Redner, der sich für den sorgfältigsten Kenner des Gegenstandes mit eignem Munde verkündigt hatte, ganz und gar nicht bemerkt, daß von allem Anfang an und schon in der Verordnung von 1873 der außerordentlichen Generalsynode nur berathende Befugnisse beigelegt waren, während die definitive Synode der neuen Kirchenverfassung allerdings die Befugnisse eines gesetzgebenden Faktors hat.

Als der Redner nun endlich darauf kam, warum denn die Kirchenverfassung unannehmbar sei, bezeichnete er als die zwei Hauptfehler: einmal die synodale Richtung, zweitens das landesherrliche Kirchenregiment. Der Redner will nämlich, wie bekannt, keine Aktion der kirchlichen Gemeinschaft für Kirchengestalt und Kirchenordnung und am allerwenigsten für Kirchenlehre. Eine solche Meinung läßt sich ja hören, aber sie muß nicht so begründet werden, daß buchstäblich Alles aufhört. Was wir jetzt nach eignem Gehör berichten wollen, dafür sind wir bereit, hundert Ohrenzeugen zu stellen. Denn wunderbar wäre es in der That nicht, wenn die Freunde des Herrn Virchow in ihn drängen, daß er seine Rede im stenographischen Bericht bei dieser Partie wesentlich ändert. Was er aber wörtlich gesagt hat, ist Folgendes: Er fand es erschrecklich, daß der Generalsynode im § 7 ꝛc. der Generalsynodalordnung die Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit beigelegt wird. Er meinte nämlich, die kirchliche Lehrfreiheit sei in der protestantischen Kirche seit zwei Jahrhunderten ohne Schranken gewesen. Ob der Mann wohl vom Mond herabgekommen ist? Hat er nicht beispielsweise von der Amtssuspension des Prediger Sydow durch das brandenburgische Consistorium gehört? Oder meint er vielleicht, alle solche Maßregeln und ähnliche seien lediglich auf Grund usurpirter Amtsgewalt erfolgt? Dann scheint er also allen Ernstes zu glauben, es könne eine kirchliche Gemeinschaft irgend einer Art bei schrankenloser Lehrfreiheit bestehen, sie könne erlauben, daß auf ihren Kanzeln Mord und Unzucht gelehrt wird.

In Wahrheit handelt es sich bei der Regelung der Lehrfreiheit durch die Generalsynode um eine E r w e i t e r u n g der jetzigen Schranken der kirchlichen Lehrfreiheit. Daß es Köpfe giebt, in denen der Begriff einer Lehrfreiheit ohne alle und jede Schranken Eingang findet, die sogar annehmen, diese Lehrfreiheit sei das Wesen des Protestantismus, diese Thatsache der Welt zu zeigen, war Herrn Virchow aufbehalten. Dabei verwechselte er natürlich immerfort die Freiheit des individuellen Glaubens und Gewissens mit der Lehrfreiheit. Die protestantische Kirche straft allerdings niemals die Gesinnung, wie es die katholische Kirche thut, die evangelische Kirche erwartet, bis die Gesinnung die Früchte böser Thaten zeitigt, und überläßt deren Strafe dem Staat. Aber bei dieser absoluten Achtung vor den Schranken der Innerlichkeit kann die evangelische Kirche doch nicht zulassen, daß jede Art von Gesinnung, auch die schändlichste oder einfältigste, von ihren Kanzeln herab offenbart oder verbreitet werde.

Der zweite Stein des Hauptanstoßes ist für Herrn Virchow das landesherrliche Kirchenregiment. Er wandte sich gegen die frühere Ausführung des Cultusministers, daß dieses Kirchenregiment in Preußen historische Thatsache sei. Die Probe der Gelehrsamkeit, die nun folgte, war wiederum prachtvoll. Jener Herzog nämlich, der sich vom Großmeister des katholischen deutschen Ordens zum weltlichen Landesherzog und, wie alle damaligen Reichsfürsten, welche das jus reformandi übten, zum Landesbischof machte, erklärte, er übernehme damit aliena officia. Nun, alle Fürsten haben damals ihr Bischofsamt nur als ein Nothamt angesehen, weil die Kirche selbst jede Reform jahrhundertelang verweigert hatte. Natürlich war in der katholischen Zeit das Bischofsamt nicht Sache der Fürsten gewesen und, indem sie es übernahmen, übernahmen sie ein bis dahin alienum officium. Diese Gelehrsamkeit, die er kurz vorher wahrscheinlich beim Durchblättern eines Buches gefunden, aber nicht verstanden, kramte Herr Virchow aus. Aber es sollte noch weit besser kommen. Er meinte, ein landesherrliches Bischofsamt bestehe außer in Preußen nur noch in Rußland. Herr Virchow vergißt, daß

in den katholischen Ländern eine solche Institution nicht bestehen kann, weil sie eben dem römischen Papst gehorchen. Sie besteht aber in allen protestantischen Ländern. Ist er nie in einem der vielen Bücher, die er durchblättert, auf das Wort gestoßen King in convocation? Der Redner erging sich nun in den unglaublichsten Schilderungen der Gefahren des landesherrlichen Bischofthums, als ob diese Gefahren durch die Generalsynode vergrößert würden, nachdem das landesherrliche Bischofsamt seit drei Jahrhunderten besteht! Er meinte, es werde wie in Rußland dazu kommen, daß der Landesherr als Bischof zum Gegenstand religiöser Ceremonien gemacht werde u. s. w. Er meinte, es werde wie einst das Militärcabinet, durch dessen Bekämpfung der verstorbene Twesten in ein Duell verflochten und dadurch zum berühmten Politiker geworden sei, so ein geistliches Cabinet entstehen. Aber was soll denn dazu die neue Kirchenverfassung thun, die die Rechte des kirchlichen Landesherrn lediglich einschränkt? Man kann sich diese Logik nur dadurch erklären, daß der Redner hier rein den Gesetzen der Vorstellungsassociation und zwar dem Gesetz des Contrastes folgte, indem ihm vorschwebte, wie der Abgeordnete Virchow sich bei einem Duellantrag benommen und wie der verstorbene Twesten. Aber nach der Regel finis coronat opus war der sorgfältige Vortrag des Herrn Virchow gebaut. Er zog zum Jubel seiner Freunde einen Katechismus hervor, um gegen den Grafen Bethusy zu polemisiren, daß die Belebung der evangelischen Kirche der nationalen Sittlichkeit zu Gute kommen werde. Er verlas aus den Erläuterungen zum Katechismus eine Stelle, daß die natürlichen Regungen des Menschen böse sind. Das sei doch völlig unmodern; mit einer Kirche, die Solches lehre, sei doch nichts anzufangen. Der Mann ist wiederum vom Mond herabgefallen, wo vielleicht noch die Lehren des 18. Jahrhunderts herrschen. In diesem Jahrhundert nahm man allerdings die natürliche Güte des Menschen zur Grundlage der Moral. Aber wir rathen Herrn Virchow auf irgend einer Reise zu den vielen wissenschaftlichen Congressen, wo er als Repräsentant der deutschen Wissenschaft auftritt, sich mit einem Reisenden vom Handelsfach zu unterhalten. Dieser wird gewiß die Philosophie des Unbewußten gelesen haben, und Herrn Virchow auch belehren können, wie vorherrschend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Lehre eines gewissen Schopenhauer ist, dem übrigens in der Verwerfung der natürlichen Güte des Menschen alle seine großen Vorgänger im Reiche des Denkens die Wege gewiesen haben. Doch halt! Was spreche ich vom 18. Jahrhundert? Die Ueberzeugung von der anerschaffenen Vortrefflichkeit des Menschen hatte der Redner offenbar aus seiner Selbstbetrachtung geschöpft.

Als diese Rede zu Ende war, konnte man nicht ohne Beschämung der theilweisen Ueberhebung Berlins gegen Wien gedenken, gegen Wien, wo auf demselben Lehrstuhl, den in Berlin Herr Virchow einnimmt, ein Mann von wahrer Universalität des Geistes, Rokitansky, lange Jahre bahnbrechend gewirkt hat.

Daß der Cultusminister nach der Abspannung, welche diese Rede in allen Hörern erzeugt, die Spannkraft der Virtuosität hatte, ihre zahllosen Blößen auf der Stelle aufzudecken, verdient Bewunderung. Die wichtigen Erklärungen des Ministers bei dieser Gelegenheit versparen wir späterem Bericht. Der Abgeordnete Miquel konnte, als der Cultusminister geendet, bei der allgemeinen Abspannung nicht die Aufmerksamkeit finden, die er verdient hätte.

C — r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Suworow's Marsch durch die Schweiz im Jahre 1799.

Von Friedrich von Bülow.

II.

Je mehr man dem Vierwaldstädtersee sich nähert, desto weiter treten die hohen Felsmassen zu beiden Seiten des Defilées zurück und das Thal erscheint uns in andrer Gestalt. Die mit Schnee bedeckten Spitzen entschwinden unsern Blicken und die Bergvorsprünge sind mit grünen Matten bedeckt. Der Strom wird in seinem Falle ruhiger und längs seiner Ufer treten Felder und Wiesen hervor; gegen das Schächenthal öffnet sich auf dem rechten Ufer der Reuß eine Fläche von wohl einer halben Stunde in der Breite.

Dort nahm Lecourbe, südlich Altdorf, Stellung. Ein andrer Theil der französischen Truppen war auf das linke Reuß-Ufer gegangen und hatte sich zwischen den Dörfern Attinghausen und Seedorf verschanzt; auch bei Flüelen waren Verschanzungen angelegt. Eine Flotille von Kanonenbooten und Transportfahrzeugen war an beiden letzteren Orten vertheilt.

Das Corps Rosenberg, die feindlichen Streitkräfte, welche ihm auf dem linken Ufer in der Flanke blieben, nicht beachtend, überschritt am 25. früh den Schächenbach. Lecourbe vermochte sich hier nicht lange zu halten und zog sich nach Flüelen und Seedorf zurück. Die ganze russische Armee sammelte sich nun bei Altdorf und bezog ein Bivouak längs des Schächenbaches. Die russische Armee hatte innerhalb dreier Tage von Dazio bis Altdorf 11 Meilen zurückgelegt, die einzelnen Umgehungscolonnen noch weit mehr. Wenn man bedenkt, auf welcher äußerst schwierigen Gebirgsstraße vorgedrungen worden, was für ein hartnäckiger Widerstand des Feindes, Schritt für Schritt dabei zu überwinden gewesen, wird man diese Leistung der Truppen zu würdigen verstehen. In Altdorf eingetroffen wird erst Suworow gewahr, wohin er geführt worden; die St. Gotthardt Straße hatte hier ein Ende; der Verkehr mit Luzern und Schwyz war damals nur per Schiff möglich, — und den See und sämmtliche Schiffe darauf hatten die Franzosen im Besitz.

In welcher Richtung sollte er nun wohl seinen Marsch fortsetzen? die beiden Ufer des Sees ließen auch nicht die geringste Communication zu. Die Felsen fallen dort oft viele tausend Fuß hoch senkrecht ab. Die jetzige Axenstraße existirte damals noch nicht. —

Nach Osten öffnet sich das enge Schächenthal, durch welches ein beschwerlicher, nur für Fußgänger zu benutzender Weg, über den Klausenpaß an die obere Linth führt. Außerdem geht aus demselben Thal ein Gebirgspfad über den schneebedeckten Rostock und den Kinzig-Kulm-Paß in das Muotta Thal und von da nach Schwyz; — aber derartige Fußsteige werden zu dieser späten Jahreszeit, selbst von kühnen schwindelfreien Jägern, welche von Jugend auf an das Ersteigen solcher Felsmassen, Schnee- und Eisflächen gewöhnt sind, nur im Nothfall betreten. —

Schon verbreitete sich unter den Einwohnern das dunkle Gerücht, es sei am verflossenen Tage an der Linth und Limmath hart gekämpft worden. Was sollte aus Linken, Jellachich, Hotze, ja selbst aus Korsakow werden, wenn Suworow den bestimmten Vereinigungspunkt bei Schwyz nicht erreichte? Was sollte endlich aus der Armee Suworow's selbst werden, wenn sie jene Proviantvorräthe, welche man in Schwyz zu finden hoffte, nicht erhalten konnte? Schon in Altdorf litten die russischen Truppen bedeutenden Mangel. Der Proviant, den sie bei sich führten, war verzehrt und die Lastthiere konnten nur mühsam heran. Das Land und die Ortschaften boten Nichts; die Einwohner waren zum großen Theil in die Berge entflohen und hatten alles transportirbare Hab und Gut mit sich genommen. Der Feldmarschall wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er seinen Truppen durch die Popen einen Fasttag auferlegen ließ und der geduldige russische Soldat ertrug es. —

Die großartige Katastrophe beginnt sich nun zu entwickeln.

Französischerseits ist man des festen Glaubens gewesen, daß Suworow nicht weiter vordringen könne und die Waffen strecken müsse. —

Die Lage des russischen Oberfeldherrn bei Altdorf gehört zu den Momenten, wo sich das Talent eines Heerführers im vollen Glanze zeigen kann. Ein weniger entschlossener Feldherr hätte vielleicht versucht, durch das Maderaner Thal über Dissentis in das Rheinthal zu gelangen oder über den Klausenpaß in das Linththal. Suworow erstrebte auch in diesem höchst kritischen Moment aber nur eins: auf die schnellste Weise Schwyz zu erreichen, um so der von ihm selbst gegebenen Disposition nachzukommen. Mit unerschütterlicher Geistesruhe, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, vollständig klar mit den Gefahren, denen er entgegenging, entschloß er sich kurz und kühn seinen Marsch auf dem Gebirgspfad, der über den Rostock und den Kinzig-Kulm-Paß nach dem Muotta-Thal und nach Schwyz führt, fortzusetzen. In diesem einen Entschluß allein schon prägt sich der ganze innere Geist seines

militärischen Systems aus. Es gehörte in der That ein eiserner Wille dazu mit einer Armee von Altdorf nach Schwyz zu marschiren, — es war ein unbegrenztes Vertrauen zu den Truppen nothwendig, um einen solchen Weg wählen zu können. Suworow ließ sich selbst durch den zerrütteten Zustand in welchem sich seine Armee befand, nicht abschrecken; nach einem siebentägigen schweren Marsch waren die Truppen erschöpft, die Fußbekleidungen vielfach zerrissen, die Uniformen zerfetzt, der Proviant völlig aufgezehrt. Die Zeit war aber zu kostbar, den Truppen auch nur einen einzigen Ruhetag zu gönnen, denn jeder Tag der Verzögerung konnte für die übrigen Theile der verbündeten Armeen höchst verderblich werden.

Unverzüglich wurden die Anordnungen zum Weitermarsch getroffen.

Bagration sollte die Avantgarde führen, ihm hatte Derfelden mit der östreichischen Brigade Auffenberg zu folgen. Rosenberg deckte die Bewegung gegen Lecourbe. Die Arrièregarde sollte so lange Altdorf halten, bis sämmtliche Lastthiere durchpassirt. Die feindlichen Truppen in Flüelen, Seedorf und am linken Ufer der Reuß wurden von Suworow um Kräfte und Zeit zu sparen nicht angegriffen. —

Am 27. September Morgens 5 Uhr brach die Avantgarde auf. Der Weg überschreitet den Schächenbach und steigt dann sofort ziemlich steil gegen die Gebirgswand des Rostock an. Wie damals, so auch heute ist derselbe wenig markirt. Vielleicht eine Stunde lang geht er über Alpweiden, dann durchirrt er nur Felsenlabyrinthe bis zur Einmündung in das Muottathal; die Steigung bis zur Paßhöhe (6372 Fuß) ist fortwährend bedeutend; sich in der Mitte eines steilen Felsabhanges hinziehend, wechselt seine Breite von 2 bis 4 Fuß. Auf der einen Seite eine senkrecht aufsteigende Felswand, auf der andern ein Abgrund, dessen Tiefe das Auge kaum ermessen kann. Es ist nur möglich, daß Einer hinter dem Andern marschirt. Das schiefrige Gefüge des Felsens giebt dem Fuße wenig sicheren Halt; da wo das Gestein verwittert, bildet es eine glatte lehmige Masse. Auf dem Kamm des Gebirges ist die zu passirende Stelle vielleicht 2—3 Stunden breit, sie bildet jedoch keine ebene Fläche, sondern ein mit riesigen Felsblöcken bedecktes wildes Chaos. Hier lag tiefer Schnee. Wenn schon die Ersteigung dieser Höhen für jeden einzelnen Infanteristen, der schwer mit Gepäck beladen und mit schlechtem Schuhwerk versehen, außerordentliche Schwierigkeiten machte, — welche Mühe mußte es erst kosten, die mit Geschützen, Ausrüstungsgegenständen und Munition beladenen Maulthiere und Pferde hier fortzubringen? Die armen Thiere, fast ohne Futter, konnten sich kaum mehr fortschleppen, die Hufe waren zum Theil ganz abgelaufen, da an einen Ersatz der Hufeisen nicht zu denken. — Jeder falsche Schritt, jedes Straucheln kostete für Mann und Pferd das Leben.

Hunderte liegen in den wilden Schluchten des Gebirges begraben. —

Oft hüllten dunkle Wolken, welche sich an den Abhängen und Kuppen lagerten, die ganze Colonne in dichten Nebel ein, durch dessen kalte durchdringende Feuchtigkeit die Truppen vollständig durchnäßt wurden. Diese Nebelmassen verwehrten jede Umsicht, man erkannte kaum seinen Vordermann. — Schwanden die Kräfte des Mannes, so hielt er an, einen Augenblick zu ruhen, um dann wieder von Neuem zu klettern, — doch Brodbeutel und Feldflasche waren leer, eine Stärkung und Erquickung fehlte. Aber trotz der äußersten Erschöpfung, halb barfuß und hungernd, verloren die Russen den Muth nicht. —

Der Großfürst, gleich allen Uebrigen zu Fuß, war stets an der Spitze der Avantgarde.

Schon war es spät am Nachmittag, als die Tête der Colonne die Paßhöhe erreichte. Das Hinabsteigen wurde jedoch nicht weniger schwierig, als das Hinaufsteigen. — Auf der Höhe fing es an zu schneien, etwas tiefer regnete es, — der Boden war dadurch so schlüpfrig geworden, daß man an vielen Punkten die starken Böschungen hinabrutschen mußte.

Wer nur im Geringsten unvorsichtig ausglitt, stürzte rettungslos in die Tiefe. Endlich mündet der Pfad in ein enges Defilée ein, das sogenannte Bisiloch und erreicht dann, allmälig breiter werdend, das Muotta Thal. Die Spitzen der Avantgarde trafen daselbst nach einem 12 stündigen Marsch zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags ein. Im Dorfe Muotta befand sich ein kleiner französischer Posten, der von Schwyz dorthin vorgeschoben war. Die Russen nicht im Mindesten erwartend, wurde er vollständig überrascht und mußte die Waffen strecken. —

Trotz der geringen Stärke der Avantgarde war dieselbe doch so auseinandergezogen, daß sie sich erst 12 Uhr Nachts vollständig concentrirt hatte. Längst hatte die Tête der Avantgarde schon Muotta erreicht, als sich die Queue der Armee noch nicht einmal in Altdorf von der Stelle bewegte. Der ganze Pfad bot eine ununterbrochene Reihe von Soldaten und Lastthieren dar, die einzeln hintereinander den furchtbaren Weg hinaufkletterten. In dieser Lage wurden die Russen von der Nacht überfallen. Glücklich diejenigen, welche den Kamm des Gebirges erreicht, sie hatten wenigstens, wenn auch Schnee, doch sicheren Boden unter ihren Füßen. Beklagenswerth war jedoch das Loos derer, welche die Nacht auf den steilen Abhängen und an dem Rande der Abgründe ereilte. Viele, viele dieser Unglücklichen gingen auf diesem Wege zu Grunde und wurden durch Hunger, Erschöpfung, Kälte von ihrer Kraft verlassen. Eine Menge Leichen und Cadaver von Pferden und Maulthieren, kennzeichnete den Weg, den die Armee genommen und hunderte von Gerippen bleichten noch viele Jahre, ja theilweise bis in

die jüngste Zeit hinein, an den Abgründen des Rostocks. — Suworow nahm sein Hauptquartier im Franziskanerinnen-Kloster zu Muotta. —

Zwei volle Tage gebrauchte die ganze Armee, um von Altdorf nach Muotta zu gelangen.

Sobald Lecourbe, den Entschluß, welchen Suworow gefaßt, sah, griff er die Arrièregarde, mit Ungestüm, doch ohne großen Erfolg, an.

Unterdessen wartete der Feldmarschall das allmälige Eintreffen der ganzen Colonne in Muotta ab, um dann seinen Marsch nach Schwyz fortzusetzen. Es sollten dort nur unbedeutende französische Streitkräfte concentrirt sein. — Eine über den Pragelpaß nach Glarus entsendete Recognoscirungs-Patrouille brachte die Nachricht zurück, daß auch dort der Feind stehe; von den Oestreichern, die von hier aus den Russen die Hand reichen sollten, war Nichts zu sehen. — Was hatte dieß Alles zu bedeuten?

Werfen wir einen Blick auf die Ereignisse, welche sich inzwischen in dem übrigen Theil der Schweiz zugetragen.

In welcher Art und Weise die gegenseitigen Streitkräfte, nach dem Abmarsche des Erzherzog Karl Stellung genommen, ist schon früher erörtert worden. Bei Massena reifte damals der Entschluß, sofort die Offensive zu ergreifen. Die Strafe für die lange Unentschlossenheit des Erzherzogs sollte auf dem Fuße folgen. Der Plan des französischen Oberfeldherrn bestand darin, zu ein und derselben Zeit die Russen an der Limmath und die Oestreicher an der Linth anzugreifen.

Zu ersterer Unternehmung verstärkte sich die französische Hauptarmee bei Zürich bis auf 39,000 Mann. Die Division Soult mit 11,800 Mann war zum Angriff auf Hotze, Molitor zum Angriff gegen Jellachich bestimmt, Lecourbe mit seinen zwei Brigaden blieb gegen Suworow stehen.

Durch die Vorbereitungen, welche die französischen Truppen für die Uebergänge über Linth und Limmath zu machen hatten, verzögerte sich der Angriff um 8 Tage; grade um die Zeit, die Suworow unthätig in Taverne zubringen mußte. —

Am 25. und 26. September schlägt nun Massena die Russen mit ungeheuren Verlusten bei Zürich, nur mit Mühe rettet Korsakow die Trümmer seiner Armee und zieht sich mit ihnen in fluchtähnlicher Eile bis Schaffhausen zurück. An denselben Tagen bringt Soult dem östreichischen General Hotze eine vollständige Niederlage an der Linth bei und die Oestreicher werden gezwungen, bis hinter den Rhein zurückzugehen.

Am 25. September schlägt Molitor den östreichischen General Jellachich nördlich Glarus, und letzterer kann infolge dessen erst jenseits des Rheins wiederum Stellung nehmen. Molitor geht dann Linken entgegen, der schon in Ausführung der allgemeinen Disposition begriffen, über den Panix-Paß

in das obere Linththal eingedrungen war und zwingt ihn, sich über das Gebirge zurückzuziehen.

Auf diese Weise befand sich am 29. September in der ganzen Schweiz auch nicht eine einzige Abtheilung der verbündeten Armeen, auf deren Mitwirkung Suworow hätte zählen können. Die Absicht des französischen Feldherrn, die Vereinigung der verbündeten Streitkräfte in der Schweiz zu verhindern, war vollständig erreicht, es blieb ihm jetzt nur noch übrig, sich gegen Suworow selbst zu wenden.

Der Feldmarschall erhielt von diesen Begebenheiten im Laufe des 28. September theilweise Nachricht.

Massena hatte bis zum 28. September noch nichts von der Ankunft des Feldmarschalls im Muotta-Thal erfahren und glaubte, ihm noch in den Defiléen der Reuß entgegentreten zu können. Er erließ nun folgende Anordnungen: Zur Beobachtung Korsakow's, der Truppen Hotze's, Hotze selbst war gefallen, blieben 3 Divisionen zwischen Züricher See, Bodensee und Rhein stehen, eine Division (Gazan) am Wallenstädter See gegen Jellachich, eine Division (Humbert) am linken Ufer des Züricher Sees. — Die Brigade Molitor besetzt Glarus und den Pragel-Paß, die Division Mortier geht nach Schwyz zur Verstärkung Lecourbe's. — Massena selbst begiebt sich nach Altdorf. —

Die von ihm am 29. September unternommene Recognoscirung ergiebt, daß Suworow seinen Uebergang vollendet. Ihm hier nachzugehen wagt Niemand. — Massena eilt nach Schwyz zurück. Die Concentrirung der Division Mortier wird beschleunigt und die Division Humbert gleichfalls dorthin dirigirt, um das Debouschiren aus dem Muottathal unmöglich zu machen. Die Division Gazan erhält den Befehl, Molitor zu unterstützen, um den Russen den Weg durch das Klönthal vollständig zu versperren.

Zufolge dieser Anordnungen befand sich Suworow von allen Seiten in einem engen Gebirgsthal, von einem ihm weitüberlegenen Feinde vollständig eingeschlossen.

Die Franzosen zweifelten unter diesen Verhältnissen nicht mehr an der vollständigen Vernichtung des verhältnißmäßig kleinen russischen Corps. Massena selbst war fest überzeugt, daß Suworow sich genöthigt sehen werde, die Waffen zu strecken. Bei seinem Abgange von Zürich hatte er den gefangenen russischen Officieren versprochen, ihnen innerhalb einiger Tage, den Feldmarschall, sowie den Großfürsten Constantin zur Gesellschaft zu bringen.

Die Lage der russischen Truppen im Muottathal war aber auch in der That furchtbar. Durch die Märsche vergangener Tage vollständig entkräftet, wurde jetzt der Lebensmittelmangel in noch höherem Grad fühlbar. Die in

Taverne angestellte Berechnung hatte betrogen. Wo war Hotze und Korsakow, welche die gefüllten Magazine zur Disposition stellen sollten? Von dem Proviant, der mitgeführt, war außerdem sehr viel auf dem Marsche zu Grunde gegangen. Die Maulthiere, welche noch übrig geblieben, langten erst am 29. September Nachts nach und nach im Muottathale an.

Nachdem der Feldmarschall die erlittenen Niederlagen Korsakow's, Hotze's und Jellachich's bestätigt erhalten, sah er die große Gefahr, in der er sich befand, klar vor sich. Nur auf sich allein angewiesen, auf keine Hülfe rechnen könnend, blieb ihm jetzt nichts mehr übrig, als auf die Rettung seiner kleinen Armee bedacht zu sein.

Wo war eine solche aber zu suchen? Sollte er in das Schächenthal wieder zurückkehren, — sollte er den Marsch gegen Schwyz fortsetzen oder sich über den Pragel-Paß gegen Glarus und das Linththal wenden? Von allen Seiten waren die Ausgänge aus dem Muottathale vom Feinde besetzt! —

Am 29. September versammelte Suworow einen Kriegsrath, zu dem der Großfürst Constantin und sämmtliche russische Generale und einige Stabsofficiere herangezogen wurden; nur der östreichische General Auffenberg wurde nicht zugelassen. Die Details dieses Kriegsraths sind zu interessant, um übergangen zu werden. Aus den Memoiren des Fürsten Bagration entnommen, hierüber im Auszuge Folgendes. Fürst Bagration traf, nachdem er die Einladung zum Kriegsrath erhalten, früher als die übrigen Officiere bei Suworow ein und fand denselben in einer heftigen Aufregung; in voller Marschallsuniform, mit allen Orden geschmückt, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und sprach, ohne das Eintreten Bagration's zu merken, folgende unzusammenhängende Worte vor sich hin:

„Paradewesen! . . . .

„Gamaschendienst! . . . .

„Welche Selbstüberschätzung! . . . .

„Erscheint ein solcher . . . .

„Herab mit den Hüten! . . . .

„Du gütiger Gott! nun ja, mag wohl bisweilen auch dieß am Platze sein . . . .

„Hauptsache bleibt, Krieg zu führen wissen, Terrainkenntniß, mit Berechnung zu Werke gehen! sich nicht täuschen lassen, zu siegen verstehen!

„Geschlagen werden ist keine Kunst!

„So viele Tausende von Leuten zu Grunde richten an einem Tage! und was für Leute . . . . . Grundgütiger Himmel! —

Bagration entfernte sich wiederum still, da ihn Suworow nicht bemerken zu wollen schien. —

Nach Verlauf einiger Zeit begannen sich die zum Kriegsrath befohlenen

Generale einzufinden, unter ihnen auch der Großfürst. Alle traten zugleich beim Feldmarschall ein. Der Feldmarschall hielt seine Schritte inne, machte eine Verbeugung, blinzelte mit den Augen und schien seine Gedanken sammeln zu wollen. Nach einem kurzen Schweigen maß er plötzlich Alle mit seinem schnellen feurigen Blick und hob mit feierlicher kräftiger Stimme zu sprechen an:

„Korsakow ist geschlagen und hinter den Rhein zurückgeworfen. Hotze ist verschollen und sein Corps zerstreut! Jellachich und Linken haben uns im Stich gelassen. Unser ganzer Plan ist vereitelt! . . . .“

Diese unglückliche Wendung dem Wiener Kabinet zur Last legend, zählte der Feldmarschall mit kurzen aber scharfen Ausdrücken alle Ränke auf, welche er seit seiner Ankunft in Italien von den Oestreichern zu erdulden hatte und führte als einen Beweis der zweideutigen Politik des Baron Thugut an, wie sehr er sich bemüht, die Russen aus Italien zu entfernen und den Erzherzog Karl zu dessen vorzeitigem Abzuge aus der Schweiz zu veranlassen, wodurch die Niederlage Korsakow's unvermeidlich geworden sei. „Wenn wir, sprach er, nicht in Taverne 5 Tage verloren hätten, so wäre den Unglücksfällen, die uns betroffen, vorgebeugt worden und Massena hätte nicht jene Siege errungen, zu welchen ihm durch die hinterlistige Poltik eines verbündeten Cabinets der Weg gebahnt wurde.“

Je länger Suworow sprach, desto größer wurde seine Aufregung. Er nannte das Benehmen des östreichischen Ministers geradezu Treulosigkeit und Verrath und fuhr dann fort:

„Wir befinden uns jetzt mitten im Gebirge und sind von einem überlegenen Feinde ringsum eingeschlossen? Zurückgehen — ist schimpflich; ich bin noch nie zurückgewichen. Vorwärts nach Schwyz ist unmöglich: Massena hat über 60000 Mann, wir deren kaum 20000; zudem sind wir ohne Proviant, ohne Munition, ohne Artillerie . . . . Von Niemandem können wir Hülfe erwarten . . . . Wir stehen am Rande des Verderbens!“

Suworow konnte, als er diese inhaltsschweren Worte sprach, den Ausbruch seines Unwillens, seines Schmerzes und seiner inneren Aufregung kaum mehr zurückhalten. Seine Erbitterung, sein Kummer hatte den höchsten Grad erreicht. Jeder der Anwesenden fühlte dies mit durch. —

„Jetzt bleibt mir nur die einzige Hoffnung auf den allmächtigen Gott und auf die Tapferkeit und Selbstverleugnung meiner Truppen. Wir sind Russen! Gott mit uns!“

Wie ein elektrischer Funke durchzuckten diese Worte sämmtliche Anwesende. Suworow fuhr fort:

„Rettet die Ehre Rußlands und seines Czaren! Rettet den Sohn unsers Kaisers!“

Bei diesen Worten warf er sich dem Großfürsten zu Füßen und Thränen stürzten aus seinen Augen. Großfürst Constantin hob den Greis, selbst tiefbewegt, auf und umarmte und küßte ihn; alle Umstehenden fühlten sich, gleich ihm, tiefbewegt; Keiner von ihnen hatte den Feldmarschall je in solcher Erregung gesehen.

Der 70jährige Suworow in tausenden von Gefahren erprobt, unerschütterlich bis zur Hartnäckigkeit, der durch seine eiserne Willenskraft bisher alle Welt in Erstaunen gesetzt hatte, weinte jetzt vor innerem Schmerz! General Derfelden ergriff im Namen sämmtlicher russischer Führer zuerst das Wort: er bürge für die unwandelbare Tapferkeit und die heldenmüthige Selbstverleugnung der Truppen, welche ohne Murren ihrem großen Führer überall hin folgen würden. —

Man begann nun über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen und kam zu dem Entschlusse, sich über den Pragel-Paß gegen Glarus zu wenden, sich dann mit Linken, den man noch im obereren Linththale vermuthete, zu vereinigen um dann, durch dessen Stärke vermehrt, leichter jede weitere Bewegung unternehmen zu können. Unter den obwaltenden Verhältnissen war dieß der einzig richtige Weg, der eingeschlagen werden konnte.

Suworow dictirte sogleich persönlich die Disposition. Auffenberg bricht sofort auf, vertreibt den Feind vom Pragel-Paß und drängt ihn so weit als möglich zurück. Am folgenden Morgen hat Bagration der östreichischen Brigade als Verstärkung zu folgen, dem sich dann die Division Schweikowsky anschließt. Das Corps Rosenberg mit der Division Förster bleibt so lange im Muottathal und hat den Feind im Schach zu halten, bis sämmtliche Truppen und Lastthiere den Pragel überschritten haben.

Dieser Disposition gemäß setzte sich Auffenberg noch am Vormittag in Bewegung, wirft die feindlichen Posten, welche die Paßhöhe des Pragel besetzt, zurück und steigt in das Klönthal hinab. Ehe er noch den See erreicht, mußte er halt machen, die Nacht überraschte ihn. Bagration und die Division Schweikowsky folgten am andern Morgen. Die ganze Colonne war nicht stärker als 6000 Mann. Die Straße über den Pragel-Paß war, als kürzeste Verbindung zwischen Schwyz und Glarus, wenn auch nur ein Saumpfad, doch immer ein betretener Weg, der wenigstens keine direkte Gefahr für den Einzelnen bot. Oft sehr steil und schmal, ist er doch an keiner Stelle von Abgründen begleitet und man kann ihn noch zu den besseren Gebirgswegen zählen. Als Communicationsmittel für eine Armee bietet er jedoch seine großen Schwierigkeiten, zumal auch nur das Marschiren zu Einem darauf damals möglich war. Von der Paßhöhe (6040 Fuß), die gewöhnlich noch im Hochsommer mit Schnee bedeckt ist, fällt der Weg in das obere Klönthal ab und zieht sich dann in der Thalsohle an einem sumpfigen Moorgrunde hin,

demnächst geht er an dem nördlichen Seeufer entlang und ist hier zwischen Ufer und Felsen eingeengt. — Erst gegen 3 Uhr Nachmittags debouschirte die Avantgarde des Fürsten Bagration in das Klönthal.

Seit dem Morgen dieses Tages war die östreichische Brigade mit der das Defilée vertheidigenden französischen Abtheilung in einem heftigen Kampf verwickelt. Der General Molitor, der persönlich hierher geeilt, hatte nur vier Bataillone zu seiner Verfügung. Die geringe Stärke des Gegners bemerkend, schritt er zum Angriff und trieb ihn gegen die Paßhöhe zurück. In der Ueberzeugung, daß Suworow von Massena im Muottathal völlig vernichtet werde, schickte Molitor einen Parlamentair an Auffenberg, mit der Aufforderung, das Gewehr zu strecken. Letzterer hatte sich schon in Unterhandlungen eingelassen. Noch zu rechter Zeit erscheint Bagration; mit Ungestüm und mit großem Geschick greift er in das Gefecht ein und wirft die Franzosen in fluchtähnlicher Eile zurück. Auf dem schmalen Wege längs des Sees zusammengedrängt, finden viele ihren Tod im See.

Molitor erhält neue Verstärkungen aus Glarus und besetzt eine äußerst starke Stellung am östlichen Ende des Sees. Die Felsen fallen dort ganz steil und in einer bedeutenden Höhe ab. Die enge Passage zwischen Ufer und Felsen war durch die steinerne Umfassungsmauer einer kleinen Kirche, die jetzt nicht mehr existirt, gesperrt. Die Kirche selbst, die in den See vorsprang, war zur Vertheidigung eingerichtet, und ihre Lage so günstig, daß sie den Weg auch in der Flanke bestrich.

Der Angriff auf diese Stellung erfolgte noch gegen Abend, doch trotz der größten Tapferkeit gelang er nicht. Die Annäherungsfront nicht breiter wie $3\frac{1}{2}$ Fuß, wurde so unter Feuer gehalten, daß ein näheres Herankommen ganz unmöglich war. — Die einbrechende Dunkelheit und die Erschöpfung der Truppen veranlaßten Bagration den weiteren Angriff bis zum folgenden Morgen aufzuschieben.

Unterdessen zogen die übrigen Truppen der russischen Colonne immer noch in langer Reihe auf dem schmalen Saumwege dahin; erst spät in der Nacht sammelte sich die ganze Division Schweikowsky allmälig am Klönthal-See. Die russischen Truppen hatten an diesem Tage wiederum 3 Meilen zurückgelegt. Ihre Lage war immer noch eine überaus mißliche. Der Feind hatte ihnen den Ausgang aus dem Klönthale durch eine fast unangreifbare Stellung versperrt. —

Rosenberg bivouakirte inzwischen mit einer vorgeschobenen Avantgarde bei dem Dorfe Muotta. Die äußerste Arrièregarde der Armee hatte am 30. September früh den Kinzig-Kulm-Paß noch nicht überschritten. Der französische Oberfeldherr, welcher am 30. von Altdorf in Schwyz eingetroffen, hatte dort bereits 8000 Mann concentrirt und griff mit ihnen 2 Uhr Nach-

mittags die russischen Vorposten an. Es kommt zu einem äußerst heftigen Kampfe; Rosenberg wirft den doppelt so starken Gegner nach Schwyz zurück und nimmt dann seine alte Stellung wieder ein.

Spät Abends trafen endlich die letzten Maulthiere und die Arrièregarde aus dem Schächenthal ein. Die Stärke des Rosenberg'schen Corps wurde hierdurch auf 7000 Mann erhöht, — es mußte aber noch einen Tag ausharren, um den Lastthieren Zeit zu lassen, nun auch den Pragel zu passiren. —

Auch Massena erhält in der Nacht Verstärkung. Die Brigade Gudin stößt von Altdorf per Schiff zu ihm, er hat somit jetzt 15,000 Mann zu seiner Disposition.

Am folgenden Morgen (1. October) erneuert er den Angriff auf Rosenberg; doch umsonst, die russische Tapferkeit und Energie wirft ihn, unter sehr bedeutenden Verlusten, abermals, sogar bis hinter Schwyz, zurück. —

Während Rosenberg nun schon den zweiten Tag die wiederholten Angriffe Massena's so glänzend abgewehrt, hatte sich Suworow auf der andern Seite einen Weg durch das Klönthal nach Glarus gebahnt. In der Nacht vom 30. September zum 1. October ließ dort Bagration mit 4 Regimentern, über die steilen Felsmassen sich einen Weg bahnend, eine Umgehung der französischen Position ausführen. Mit Morgengrauen geschah ein erneuerter Angriff. Die Umgehungscolonne griff so glücklich hierbei ein, daß Molitor die Stellung räumen mußte und zum eiligen Rückzug gezwungen wurde. Die Russen folgten auf dem Fuße. Gegen Abend treffen endlich die Vortruppen der Division Gazan zur Unterstützung Molitor's ein. Letzterer benutzt das hierdurch momentan erhaltene Uebergewicht augenblicklich und greift wieder zur Offensive. Die Russen werden gezwungen, die schon genommenen Orte Mollis und Näfels wieder zu räumen und nehmen eine Vorpostenaufstellung etwas nördlich Nettstall auf beiden Ufern der Linth. Während die Avantgarde sich bei Näfels schlug, ging der übrige Theil der russischen Colonne über den Klönbach, besetzte Glarus und bezog zwischen letzterem Ort und dem Klönbach ein Bivouak.

In der Nacht ließ Suworow an Rosenberg den Befehl ergehen, mit dem Abzuge aus dem Muottathal zu beginnen. Dieser Abzug war einem so überlegenen Feinde gegenüber, wenn derselbe auch wiederholt geschlagen, ein schwieriges Unternehmen. Rosenberg wußte sich aber zu helfen, er nahm zur List seine Zuflucht, — er sandte den Einwohnern von Schwyz die strenge Ordre für 12,000 Russen, welche am nächsten Tag in die Stadt einrücken würden, Lebensmittel in Bereitschaft zu halten. Die Franzosen, obwohl sie nicht Schwyz besetzt, erfuhren dieß natürlich und erwarteten den ganzen 2. October den Angriff der Russen. Da aber Niemand kam, entschloß sich

Massena spät am Nachmittag zu einer Recognoscirung. Er sah nun die Täuschung — Rosenberg war schon seit 12 Stunden abmarschirt, nur die Kranken und Verwundeten hatte er in Muotta zurückgelassen. Massena mochte sich nicht entschließen, den Russen über den Pragel zu folgen, er ließ im Muottathal 6 Bataillone zurück und ging dann mit den übrigen Truppen in einem großen Bogen über Einsiedeln in das Linththal, um sich dort mit Molitor zu vereinigen, kam aber auch zu spät, um noch auf die Ereignisse dort einwirken zu können.

Der Uebergang über den Pragel wurde für Rosenberg bedeutend schwieriger, als er für die übrigen Truppen gewesen. Frisch gefallener tiefer Schnee erlaubte nur ein äußerst langsames Vorwärtsschreiten, so daß er erst am 4. October mit seinem Corps bei Glarus anlangte. Suworow mußte natürlich das Eintreffen Rosenberg's abwarten, ehe er weitere Schritte unternahm.

Die französischen Truppen wagten während dieser Zeit Nichts gegen die Russen. Dieß war jedenfalls ein unverzeihlicher Fehler Massena's, da ihm noch 3—4 Divisionen disponibel waren, welche unthätig zwischen Züricher und Bodensee Aufstellung genommen. Um die so vollständig geschlagenen Russen und Oestreicher zu beobachten, genügten in diesem kritischen Momente nöthigenfalls ein paar Regimenter.

Am 4. October sammelte sich Alles in Glarus, was noch von der Armee Suworow's geblieben. Aber in welchem Zustande befanden sich jetzt dieser Ueberrest? Die Truppen waren durch die beispiellosen Märsche, durch den fast vollständigen Mangel an Lebensmitteln und die täglichen Kämpfe nun gänzlich erschöpft. Die Uniformen hingen nur noch in Fetzen, ganze Fußbekleidungen gab es selbst bei den Officieren nicht mehr, ein großer Theil der Mannschaften ging baarfuß, sie waren ohne Munition und fast ohne Artillerie. Es fehlte selbst an Mitteln die Verwundeten fortzuschaffen. — Auch die letzte Hoffnung Suworow's sich noch mit Linken vereinigen zu können, war verschwunden, derselbe hatte schon am 28. September, ohne directe Nothwendigkeit, das Linththal geräumt und sich nach Graubünden zurückgezogen; auch Auffenberg hatte am 2. October die russischen Truppen verlassen und war Linken gegen Ilanz gefolgt.

Was blieb dem russischen Feldherrn in dieser verzweiflungsvollen Lage wohl zu thun übrig?

Sich durch das Linththal gegen Sargans einen Weg zu bahnen, um sich so mit Jellachich, den Truppen Hotze's und Korsakow's zu vereinigen, — war jedenfalls unmöglich. Einmal war es sehr fraglich, ob ihn die Oestreicher hierbei unterstützen würden, dann aber auch mußte er darauf gefaßt sein, sich durch die Hauptmasse der Armee Massena's, von dem er doch als sicher annehmen mußte, daß er sich ihm entgegenstellen würde, durchzuschlagen. An

Muth hierzu fehlte es den russischen Truppen nicht. Doch ohne Patronen, ohne Artillerie und die nöthige Feldausrüstung wäre solches Unternehmen sinnlos gewesen. Um neue Siege zu erfechten waren auch die Ueberreste der Armee nicht da, es konnte sich nur noch darum handeln, dieselben vor dem völligen Untergange zu retten; ihn deshalb der Unentschlossenheit und Energielosigkeit anzuklagen, wie es zumal der Erzherzog Karl in seinem Werke über diesen Feldzug gethan, ist in keiner Art und Weise gerechtfertigt.

Der einzige, wenn auch gefährliche Weg, der Suworow übrig blieb, führte von Glarus durch das Sernsthal über Elm und den Panixer Paß nach Ilanz in das Rheinthal. — Auf diesem Wege konnte sich die Armee nach einigen Tagemärschen jeder weiteren Gefahr entziehen, bald Proviantvorräthe erhalten, sich so viel als nothwendig erholen, um dann auf dem rechten Ufer des Oberrheins über Chur nach Feldkirch zu marschiren und sich demnächst mit Korsakow zu vereinigen. Der am 4. October in Glarus abgehaltene Kriegsrath war auch einstimmig dieser Ansicht. —

Dem General Linken ging sofort der Befehl zu, bis zum 6. October in Chur den nöthigen Proviant für die ganze Colonne auf mehrere Tage bereit zu halten.

Die Verwundeten blieben mit den nöthigen Aerzten und Krankenwärtern in Glarus zurück; Suworow empfahl sie in einem eigenhändigen Schreiben der Fürsorge und Menschlichkeit des Feindes.

In der Nacht vom 4. zum 5. Oktober erhielten die Truppen Befehl, ihre Stellungen nördlich Glarus zu verlassen und sich gegen Elm in Bewegung zu setzen. — General Miloradawitsch führte die Avantgarde, ihm folgten die noch übriggebliebenen Lastthiere, dann das Corps Rosenberg, demnächst das Corps Derfelden. Die Arrièregarde kommandirte Bagration.

Wie befohlen, verließen die Truppen in aller Stille ihre Positionen, nur die aus Kosacken gebildete Vorpostenkette verblieb in ihrer Stellung. — Erst mit Tagesanbruch erfuhr der Feind den Abzug der Russen und begann dann zu folgen. Beim Dorfe Schwanden ereilte Molitor die russische Arrièregarde; nur 1800 Mann stark, hielt sie stundenlang, mit rühmenswerthester Tapferkeit, einem Gegner, der fast 6000 Mann, Stand. Der Hauptcolonne wurde es hierdurch möglich, ruhig ihren Weg bis Elm fortzusetzen. Sobald Bagration überzeugt, daß dieselben in Elm angelangt, verließ er langsam seinen Standort. Er wurde nun auch noch von einer andern Seite bedroht; die Vortruppen Loison's, der durch das Schächenthal und das obere Linththal vorgedrungen, kamen von Süden in seine Flanke. Bagration hielt sich noch einmal in einer neuen Stellung mehrere Stunden und erst bei vollständig eintretender Dunkelheit ging er noch weiter zurück, vom Feinde nun nicht mehr behelligt. —

Bis auf die Avantgarde, die ihren Weg in der Nacht fortsetzte, bivouakirten sämmtliche Truppen bei dem Dorfe Elm. — Es war eine stürmische rauhe Nacht, der Schnee fiel dicht, — Holz fehlte zu einem erwärmenden Feuer. — Am 6. October gegen 2 Uhr Morgens brachen die Truppen wiederum auf, — nochmals versuchte Molitor den Abzug zu stören, ließ aber, da er gar keinen Erfolg erzielte, bald ganz davon ab.

Der Weg, den die russische Armee einschlug, um über den Panixer-Paß in das Rheinthal zu gelangen, gehört in der Schweiz in die Kategorie der gefährlicheren Saumpfade, — d. h. er kann auch unter günstigen Umständen für im Klettern gewandte Maulthiere benutzt werden. Bei schlechtem Wetter oder Schneegestöber und in den Monaten October bis April wird sich jedoch Niemand so leicht finden, der ihn, ohne hierzu gezwungen zu sein, benutzt. Einige Stellen, wie die Ueberschreitung des wilden Jätzbaches, die Passirung sehr scharf geneigter Schneeflächen in der Nähe der Paßhöhe und der Uebergang über den Ranasca-Tobel auf einer 2½ Fuß breiten und 8 Fuß langen Steinplatte, während in einer Tiefe von 2—300 Fuß der Gebirgsbach in Cascaden herunterstürzt, bieten Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art.

Es bedurfte der ganzen Energie des greisen Feldherrn die vollständig erschöpften Truppen zur gewaltsamen Ueberwindung der Mühsale, zum Ausharren bis ans Ende, anzuspornen. Der Schnee hörte nicht auf zu fallen und der Wind ging scharf. Die mit der Avantgarde vorausgesandten Maulthiere hatten die Straße bis zur Undurchdringlichkeit aufgewühlt und somit ein neues Hinderniß geschaffen. Nach 23stündigem Marsch langte endlich die Avantgarde in Panix an; die übrigen Truppen hatten bis zum Abend zum größeren Theil die Paßhöhe noch nicht erreicht. Die ganze Colonne wurde durch die hereinbrechende Nacht gezwungen Halt zu machen. Die Soldaten suchten ihr Lager auf dem Gestein oder im Schnee und da zu allem Elend noch ein strenger Nachtfrost eintrat, fand auch hierdurch so Mancher seinen Tod. Mit dem ersten Grauen des Tages brach die Colonne wieder auf. Der Frost hatte die schlüpfrigen Pfade nun in eisglatte verwandelt. Der Weg bergab wurde hierdurch noch gefahrvoller und erst am späten Abend desselben Tages erreichte die Arrièregarde Panix.

Am 8. October erfolgte der Weitermarsch der Armee bis Chur, dort fand sie Lebensmittel in Ueberfluß, blieb daselbst zwei Tage und setzte dann den Marsch über Mayenfeld nach Feldkirch unbehelligt fort. Wenige Tage darauf fand die Vereinigung mit Korsakow nördlich vom Bodensee Statt.

Trotz aller Bitten des Erzherzogs Carl und der eingehendsten Vorstellungen des Wiener Cabinets, welches nun zu spät einsah, wohin seine Intriguen geführt, zog, vom Kaiser Paul hierzu autorisirt, Suworow mit seinen Truppen der Heimath wieder zu. Rußland verließ die Coalition. —

So endete dieser denkwürdige Zug durch die Schweiz. Von 20,000 Mann auserlesener Truppen, welche sich von Italien aus in Marsch gesetzt, gelangten nach 16 Tagen circa 13,000 in Ilanz an, und diese in fast vollständiger Auflösung. Beinahe 3000 waren gefallen, in Abgründe gestürzt, erfroren oder vermißt, die Zahl der Verwundeten betrug gegen 4000. Von den mitgeführten Berggeschützen gelangte keins über den Panixer Paß, von den 1400 Lastthieren trafen nur 70 im Rheinthal ein.

Obgleich das Ziel des Feldzugs nicht erreicht worden war, obgleich die verbündeten Truppen die Schweiz nun ganz räumen mußten, so brachte doch dieser unglückliche Feldzug Suworow und seinem Heere weit größere Ehre, als manch glänzender Sieg. Unter Führung eines Helden schlugen sie sich heldenmäßig, keine Gefahr schreckte sie, geduldig ertrugen sie Anstrengungen, wie sie wohl selten einem Heere wieder geboten werden. Hungernd und an dem Allernothwendigsten Mangel leidend, werfen sie sich dem weit überlegenen Feinde mit einer nie rastenden Energie entgegen, um gleich darauf über Schnee und Eis Höhen zu erklimmen, die sonst nur der Fuß des Gemsjägers betritt.

Nur die klare, unerschütterliche Energie des Feldherrn, das Vertrauen des Soldaten zu dem bewährten Führer, die Liebe des Soldaten zu Suworow als Menschen befähigte diese Armee, den Gemeinen wie den Offizier, zu so wunderbaren Leistungen, zu so beispielloser Ausdauer. Suworow aber setzte sich, unbeirrt durch Noth und Gefahr in starker Selbstüberwindung nur ein Ziel und erstrebte und vollendete, was er als das Rechte erkannt hatte. In ihm war ausgeprägt die Kraft des Erkennens und Handelns, die den Muthlosen stärkt, den Schwachen aufrichtet und gewaltig einigt die große Masse.

Quellen:

Erzherzog Karl, Feldzug 1799. —
Jomini, Revolutionskrieze.
v. Clausewitz, Feldzug 1799.
v. Miliutin, Feldzug 1799.
Fuchs, Originalcorrespondenzen Suworow's über den Feldzug 1799.
Smitt, Suworow's Lebensgeschichte.
Bagration, Memoires.
Anthing, Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen Suworow.

Roderick Hudson.

Amerikanische Novellisten 2. u. 3. Bd. Roderick Hudson von Henry James jun. Uebersetzt von Moritz Busch. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1876.

Dieser Roman des geistvollen und gemüthreichen Verfassers der in Nr. 7 d. Bl. charakterisirten Novellensammlung hat zum Helden einen jungen Amerikaner von genialer künstlerischer Begabung, welcher nach einer kurzen Periode glänzender Leistungen durch eigne Schuld die ihm innewohnende Schöpferkraft verliert, an ihrer Wiederkehr verzweifelt und in halben Wahnsinn versinkt, aus dem ihn zuletzt der Tod in Gestalt eines Unfalls in den Schweizerbergen befreit. Der Gang der Geschichte ist etwa folgender. Mallet, ein reicher Neuyorker, der mit seiner vollen Börse gern etwas Gutes und Nützliches stiften möchte, aber nicht weiß, wie er das anfangen soll, lernt während eines Besuchs bei einer Verwandten in einer amerikanischen Kleinstadt in dem Virginier Roderick Hudson einen jungen Mann kennen, der Advocat werden soll, aber mehr Neigung zum Bildhauer hat und diese Neigung durch Arbeiten rechtfertigt, welche außergewöhnliches Talent verrathen. Mallet glaubt jetzt den Weg gefunden zu haben, auf dem er seinem Triebe, sich nützlich zu machen, Genüge thun kann. Er will Roderick die Mittel geben, sich in Rom zum Künstler ersten Ranges auszubilden, und ihn als Berather dorthin begleiten. Jener geht mit Freuden darauf ein. Sie reisen, nachdem Roderick sich noch in der Eile, er weiß nicht recht warum, verlobt hat, sie kommen nach Rom, studiren mit einander die dortigen Kunstschätze, genießen, was die ewige Stadt sonst Gutes bietet, und Alles läßt sich eine Weile vortrefflich an. Roderick fühlt, wie der Schöpfertrieb sich in ihm regt, er geht mit Begeisterung für sein Ideal an die Arbeit und hat in kurzer Zeit zur Freude seines Freundes und Gönners einige vollendet schöne Statuen geschaffen.

Allmälig aber kehrt sich die dunkle Seite des jungen Künstlers heraus. Er ist ein Egoist, ohne Sinn und Empfindung für das, was die Pflicht gebietet, schwach der Versuchung gegenüber, zu schwach auch, um sich aus momentaner Erschlaffung seines Talents wieder aufzuraffen, bald stolz und hochfahrend, bald kleinlaut und niedergeschlagen. Vergebens bemüht sich sein Freund, ein hochgebildeter Mann von viel Gefühl und wenig Temperament, selbstlos und geduldig, ihm als Mentor auf den rechten Weg zurückzuhelfen.

Eine kurze Zeit scheint ihm das gelingen zu wollen. Jetzt aber tritt in Christina Light, der dritten Hauptfigur des Romans, die stärkste Versuchung an den für weibliche Schönheit besonders empfänglichen Roderick heran.

Schon früher von ihrer Erscheinung vorübergehend bezaubert, lernt er sie, als sie jetzt mit ihrer Mutter, einer nach einer vornehmen Heirath für die Tochter herumspürenden Abenteurerin, sein Atelier besucht, näher kennen. Er modellirt ihre Büste und vertieft sich dabei immer mehr in ihre ungewöhnlichen Reize, die überdieß von Geist und Kenntnissen, Witz und starkem Willen begleitet sind. Er geht endlich ganz im Gedanken an sie auf und setzt, trotz aller Warnungen Mallet's, Ehre, Pflicht gegen seine Verlobte, seine künstlerischen Ziele, seine Rücksichten auf den Freund aus den Augen, nur um ihr zu leben und sie zu gewinnen. Selbst die Ankunft seiner Mutter mit seiner Braut vermag ihn nicht von seiner Bethörung zu heilen, sie führt nur zu peinlichen Scenen. Christina hat zuerst blos mit ihm cockettirt, dann scheint sie etwas für ihn zu empfinden, was aber nur ihre Abneigung vor gewöhnlichen Menschen und ihr Gefallen an der Thatsache sein kann, daß ein Genie um sie wirbt. Bald giebt sie ihm Hoffnung, bald erklärt sie Mallet, daß sie nur als Schwester mit Roderick zu leben wünsche. Dann entsagt sie ihm, um einen neapolitanischen Fürsten zu heirathen, den ihre Mutter ihr aufdringen will, und dann wendet sie sich plötzlich wieder von diesem ab und knüpft von Neuem mit Roderick an, der nun in Wonne schwimmt. Man erwartet, sie werde sich von ihm entführen lassen, als sich plötzlich die Kunde verbreitet, daß die Unberechenbare den Fürsten, einen braven, aber unbedeutenden Herrn, dennoch geheirathet hat. Die Sache verhält sich wirklich so. Man hat sie mit der Drohung gezwungen, bei weiterer Verweigerung ihres Jawortes dem Fürsten ein Geheimniß, nach welchem Christina nicht ehelich geboren, sondern die Frucht sträflichen Umgangs der Mutter mit ihrem alten und ziemlich schäbigen Cavaliere Servante ist, mitzutheilen und ihn so zu veranlassen, seinerseits zurückzutreten. Das hat ihre Selbstsucht nicht ertragen können, und sie hat ihre Liebe — wenn bei einem Mädchen, dessen Grundcharakterzug trotz mancher edlen Regung doch immer eine dämonische Gefallsucht ist, von Liebe die Rede sein kann — ihrem Stolze geopfert.

Roderick ist außer sich, er ist als Mensch gebrochen und, wie es scheint, auch als Künstler zu nichts mehr fähig. Während er in den letzten Wochen vor der Katastrophe durch eine vortrefflich gelungene Büste seiner Mutter sein großes Talent noch einmal bethätigt und gezeigt hat, daß er als Realist gleich groß wie als Ideale verwirklichender Künstler ist, fühlt er sich jetzt leer und stumpf, und nur die Wuth über seine Enttäuschung spricht noch aus ihm, bis auch sie sich legt und nichts als ein dumpfes Brüten übrig bleibt, das mit rastlosem, zwecklosem Umherirren abwechselt. Mallet's Absicht mit ihm ist verfehlt, die Braut, eine edle, aber etwas phlegmatische und nüchterne Natur liebt ihn, ihrerseits im Stillen von Mallet geliebt, hoffnungslos fort, die Mutter ist geneigt, den Sohn nach Mutterart zu entschuldigen und Mallet

für seinen unerquicklichen Zustand in Anspruch zu nehmen. — Kurz, wir befinden uns unter lauter unglücklichen Menschen. Eine von Mallet vorgeschlagene Uebersiedelung in eine Villa bei Florenz, von der jener Besserung des Zustandes seines von ihm noch immer nicht ganz aufgegebenen Freundes erwartet, führt keine Heilung Roderick's herbei. Eines Abends sitzen Frau Hudson, Fräulein Garland, die Braut, und Mallet im Garten und freuen sich melancholisch der zauberhaft schönen Nacht, als Roderick, augenscheinlich in seiner finstersten Stimmung, sich zu ihnen gesellt.

„Er stand einen Augenblick da und blickte aufmerksam in die Landschaft hinaus. — Es ist eine sehr schöne Nacht, mein Sohn, sagte seine Mutter, indem sie schüchtern zu ihm hinging und seinen Arm berührte. — Er fuhr sich mit der Hand durch seine Haare und ließ sie dort, indem er seine dichten Locken erfaßte. Schön? rief er. Natürlich ist's schön! Alles ist schön, Alles ist voll unverschämte, herausfordernde, gräßliche Schönheit. Nichts ist häßlich, als ich — ich und mein armes abgestorbenes Gehirn! — Oh, mein liebster Sohn, sagte Frau Hudson, fühlst du dich denn noch nicht besser? — Roderick gab nicht sogleich eine Antwort, aber zuletzt sprach er mit anderer Stimme: Ich kam ausdrücklich hierher, um euch zu sagen, daß ihr euch nicht mehr damit abzuquälen braucht, daß ihr auf eine Aenderung zum Bessern wartet. Eine soche Aenderung wird nicht eintreten. Es ist Alles vorbei. Ich sagte, als ich hierher kam, ich wollte der Sache eine Gelegenheit geben sich zu bessern. Ich habe ihr diese Gelegenheit gegeben. Oder nicht, he? Oder etwa nicht, Rowland? Es nutzt aber nichts — die Geschichte ist fehlgeschlagen. Thut jetzt mit mir, was euch beliebt. Ich empfehle euch, mich dort an das Ende des Gartens hinzustellen und todt zu schießen. — Ich fühle starke Neigung, sagte Rowland (Mallet), fortzugehen und meinen Revolver zu holen.“ U. s. w.

Trotz alledem läßt Mallet die Hoffnung auf eine Wendung der Dinge zu erfreulicheren Verhältnissen nicht fahren, und wenn wir seine Geduld bewundern, so müssen wir seine Ansicht, daß Roderick's Verdüsterung einmal weichen und die Sonne seines Genius wieder aufgehen und Früchte reifen werde, billigen; denn wer einmal so Bedeutendes geschaffen hat, wie Roderick, braucht nicht eher aufgegeben zu werden, als bis sich zeigt, daß seine geistige Störung auf körperlichen Ursachen beruht.

Man versucht es nun, als Florenz nichts geholfen hat, mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in einem kleinen Gebirgswirthshause in der Schweiz. Hier aber begegnet Roderick seiner Geliebten von ehedem, die jetzt als Fürstin Casamassima mit ihrem Gemahl umherreist, von Neuem, und obwohl er sie vorher in den stärksten Ausdrücken als treulos, herzlos und trugvoll verdammt hat, empfindet er sofort den alten Zauber so stark, daß er ihrer Einladung, ihr zu folgen, zu entsprechen im Begriff ist und, als Mallet ihm die

Mittel dazu versagt, nicht ansteht, seine Braut darum anzugehen. Wir sehen, ihm ist wirklich nicht zu helfen, und wir sind beinahe froh, daß ein Deus ex machina in Gestalt eines furchtbaren Gewitters ihn eines Tages bei einer seiner einsamen Wanderungen in eine Kluft stürzen und den Tod finden läßt.

Ob sich nun Mallet und die verlassene Braut heirathen, werden unsere Leserinnen fragen. Bis jetzt ist das noch nicht geschehen, und der Schluß des Buches giebt nicht viel Hoffnung darauf, aber Rowland Mallet ist die Geduld in Menschengestalt. Auch ist es uns ziemlich gleichgültig, da beide uns nicht sehr stark interessirt haben. Dagegen ist Roderick namentlich während seines ersten Auftretens in Rom und seiner Schöpferperiode eine Erscheinung, die uns die höchste Theilnahme einflößt. Noch über ihm aber steht an dichterischem Werthe die Gestalt Christina Light's, die wir für eine der brillantesten Schöpfungen der modernen Romandichtung halten, und bei deren Darstellung der Verfasser eben so viel Seelenkunde als realistische Gestaltungskraft entfaltet. Es ist wahr, sie ist durch und durch auf das Gefallen bedacht, aber sie gefällt auch wirklich und keineswegs blos durch ihre überraschende körperliche Schönheit. Wir bemitleiden sie eher, als daß wir sie verurtheilen, und größer als unser Mitleid ist die Bewunderung, die wir vor ihren liebenswürdigen Eigenschaften, ihrem Witz, ihrem Scharfblick, ihrem vornehmen Sinn empfinden. Kurz wir haben uns zu hüten, daß wir nicht in die Täuschung des guten Mallet verfallen, der an ihre moralischen Regungen glaubt, und obwohl wir davor sicher sind, können wir doch nicht umhin, dem schönen stolzen Dämon gut zu sein. Allerliebst ist die Scene auf dem Balle, wo der arme Maler den Fürsten bei ihr aussticht. Nicht weniger hübsch die in Frascati, wo der Fürst sehen muß, wie Christina gegen allen Brauch des Landes vor den Augen ihres vornehmen Anbeters mit Roderick sich in ein Wäldchen verliert, erst nach einer Stunde wiederkommt und dann mit allerlei Spott und Ironie die Eifersucht Casamassima's geißelt. Zu den besten Partien des Buches ferner, so weit es sich um Christina handelt, gehört das Gespräch zwischen ihr und Mallet in der Kirche der heiligen Cäcilia. Köstlich ist das Auftreten der schönen Zauberin mit ihrem klugen weißen Pudel bei der Abendgesellschaft im Hause der Madame Grandoni geschildert, sehr gut endlich auch ihr letztes Zusammentreffen mit Mallet in Rom.

Auch die Nebenfiguren des Romans erfreuen oder interessiren wenigstens durch ihre Physiognomie und ihr Thun und Lassen. So der kleine Maler Singleton, der mit seinem bescheidnen Fleiß bei mäßiger Anlage und mit seiner Ausdauer der Gegensatz zu Roderick mit seinem stolzen, aber bald ermattenden, weil nicht von pflichttreuem Wollen getragenen Genie ist. So ferner der skeptische künstlerische Geschäftsmann Gloriani, der an Roderick in gewissem Maße

zum Propheten wird, indem er ihm zwar nicht seinen tiefen Sturz und Untergang, aber doch sein Herabfallen vom Ideal auf Niedrigeres voraussagt. Eine sehr vergnügliche Persönlichkeit begegnet uns in jener Madame Grandoni, die ihre Leute kennt und gern Heirathen stiften möchte, obwohl sie ihre Klugheit nicht vor der Wahl eines nichtsnutzigen Gatten bewahrt hat. Gut personificirt ist in der Malerin Augusta Blanchard die tugendsam zimperliche Heirathslust und in Mr. Leavenworth der geschmacklose, eingebildete und pathetische Kunstmäcen. Selbst die durchaus ordinäre Mutter Christinens ist in ihrer Art ein Charakter, der uns durch die Leidenschaft, mit der er seinen Zweck verfolgt, die Tochter nach seiner Auffassung gut unterzubringen, in gewissem Maße fesselt und in seiner tragikomischen Verzweiflung, als ihre Absicht scheitern zu wollen scheint, rührt und zugleich ergötzt.

Im Ganzen erinnert der Roman an die Schöpfungen Thackeray's. Die letzten Kapitel von der Zeit an, wo Roderick Schiffbruch gelitten hat, sind unserm Gefühl nach zu weit ausgesponnen und, da kein Lichtblick die düstre Färbung und Stimmung unterbricht, monoton und peinlich. Im Allgemeinen aber reiht sich dieses Werk des jetzt in Amerika und England vielgefeierten Autors dem Besten an, was die englische Literatur auf dem Gebiete der Romandichtung in den letzten Jahren hervorgebracht hat.

Zum Schlusse noch ein Wort von der Uebersetzung. Ein bekannter Kritiker hat dieselbe nicht nach seinem Geschmacke gefunden. Wir aber vermögen, ein paar Härten ausgenommen, die in dem Bemühen, den oft tiefliegenden und dunkeln Sinn des Originals gewissenhaft und getreu wiederzugeben, ihren Grund zu haben scheinen, zum Theil wohl auch nur Druckversehen sind, nichts darin zu entdecken, was gutem Geschmacke verdrießlich sein könnte.

Städte und Dörfer, Land und Leute in Lothringen.

3. Lothringische Dörfer.

Die Orte alle, die wir bisher gesehen — waren Städte, freilich zum Theil beschränkt in räumlicher Beziehung und nur von localer culturgeschichtlicher Bedeutung, aber doch immerhin dem flachen Lande und seinen Dörfern noch weit überlegen.

In diese Dörfer führt uns jetzt unser Weg und zwar haben wir aus der

Fülle der tausend Namen eben jene herausgewählt, die in irgend einer Weise für ein größeres Gebiet charakteristisch sind.

Der Typus des behäbigen und stattlichen Lothringer Dorfes ist Remilly, auf dem Wege von Saarbrücken nach Metz gelegen und berühmt durch die Schmuckheit seiner Häuser und Straßen. Es liegt am Ufer der Nied, die der Saar entgegeneilt, und ohne großartigen Charakter bietet es wenigstens viele anmuthige Züge. Auch hier führt uns die Ortsgeschichte zurück in die Römerzeit, wo nur eine einsame Villa auf dieser Stelle stand, deren Eigenthum schon durch die Karolinger in geistliche Hand gerieth. In dem Streite, der darüber entstand, behielten die Bischöfe von Metz die Oberhand und bald ward Remilly die Sommerresidenz des alten Adalbero, der zur Zeit Kaiser Otto III. lebte. Hundert Jahre später finden wir die Abtei von St. Arnould im Besitz und die Spuren der kirchlichen Hand, die so lange Zeit hier die Herrschaft führte, gaben natürlich auch dem Orte selbst ein so bestimmendes Gepräge. Später aber traten moderne Formen an die Stelle und das was jetzt die Charakteristik Remilly's bestimmt, ist die breite Behäbigkeit der Gegenwart. Die Landschaft gewinnt durch die nicht ferne liegenden Wälder, auch einige Mühlen sieht man in der Nähe, indeß aus grünen Gärten die Dächer der Villen lugen. Die bedeutendste unter ihnen ist der Familie Roland zu eigen, ihr einstiger Besitzer wohnte als berühmter Landschaftsmaler in Metz und seinen feinen Künstlersinn fühlt man denn auch aus der Anlage des Ganzen heraus. Reizend vor Allem ist der Park mit seinen schönen Bäumen und seinen duftigen Blumen.

Während des Krieges war Remilly ein wichtiger Stützpunkt für den Verkehr, den die Cernirung von Metz auf andere Linien herübergeleitet, um ihn vor den Kanonen der bedrohten Veste zu schützen. Wie bekannt wurde in vierzig Tagen eine improvisirte Bahn erbaut, die von Remilly ausging.

Viel tiefer übrigens ist mit diesen schweren Erinnerungen ein anderes Lothringer Dorf verknüpft, auf das wir nun unsere Blicke wenden, weil es gleichsam der Gegenpol zu jenem ersten ist. Wir meinen: dort in Remilly sahen wir die blühende von allem Schmuck des Lebens erfüllte Idylle und hier auf steilen Höhen das einsame Dorf, das die Hand des Todes in das Buch der Weltgeschichte geschrieben.

Auch bei Spichern ist die Landschaft nicht ohne Reiz durch das interessante Terrain; über den langgezogenen Höhen, die stark bewaldet sind, peitscht der Wind die Wolken; eine einsame Schweige liegt oben an der Straße, wo es hinab nach Saarbrücken geht, und der Staub, der über diese Straße wirbelt, weckt uns den Gedanken, als hätte ihn der Schritt der stürmenden Colonnen zurückgelassen! So tief ist die Erinnerung an jene Zeit mit dieser Scholle verwachsen, daß sie sich fast mit visionärer Gewalt vor unsere Seele drängt.

Hier wurde sie geschlagen — die mörderische Schlacht vom 6. August 1870! Der Punkt, wo man die ganze Situation, wie sie sich damals gestaltete, am besten überblickt, liegt auf der Höhe des Weges, drunten zur einen Seite ist St. Johann und Saarbrücken, gegenüber hochgelegen Spichern.

Dort aber, wo wir selber stehen, stand am entscheidenden Tage der Kaiser der Franzosen mit seinem Knaben, dort waren die Geschütze aufgefahren, die die wehrlose Stadt bombardirten und jene Mitrailleuse, die dem Sohn des Mannes von Sedan die Feuertaufe gab. Hier fiel der erste Schuß. Ein kleiner Gedenkstein, der unter den hochgewachsenen Bäumen steht und den die Bürger von Saarbrücken gesetzt, dient zur Erinnerung an den historischen Moment. Er heißt beim Volke der Lulustein und die Bäume daneben sind von den neugierigen Gästen dermaßen beschnitten, daß sie auf Mannshöhe kaum ein Stück Rinde haben. Das sollen Andenken sein an eine große Zeit!

Auch andere Kleinigkeiten, die auf dem Schlachtfelde gefunden wurden, Waffenstücke und Kugeln, Feldzeichen und Patronen werden von allerlei Jungen ausgeboten, die immer zur Hand sind und das ungebetene Gefolge jedes Fremden bilden. Mit unerschöpflicher Beredsamkeit erzählen sie von den Tagen der Gefahr und jeder von ihnen ist der, den die Franzosen frugen, wie weit denn von hier noch bis nach Berlin sei. „Wir sagten: höchstens zwei Stunden (fuhren sie unisono fort) nur der Weg sei etwas schwer zu finden."

Unter den zahllosen Gästen, die im langen Jahr die historischen Stätten von 1870 besuchen, findet sich wohl auch manche originelle Gestalt, die dem ernsten Bilde eine komische Staffage beifügt. Zu beiden Seiten des Lulusteines sah ich zwei transatlantische Herren im Grase liegen, die ihren Betrachtungen soeben die gediegene Grundlage eines Frühstücks gaben. Jeder von ihnen hielt eine Flasche in der Hand, entkorkte sie schweigend und roch daran, aber es mußte wohl etwas nicht recht in der Ordnung sein, denn bald gewannen ihre Nasenflügel den Ausdruck höchster Unzufriedenheit. Wortlos, mit dem tiefsten Ernste eines „Schlachtendenkers" gab jeder dem Nachbar seine Flasche, erneuerte Prüfung folgte — dasselbe Minenspiel, aber keine Silbe. Gleichwohl waren in fünf Minuten beide Flaschen leer und nun erhoben sich die beiden Gentlemen wie am Schnürchen gezogen; „Spickern" sagten sie fast in einem Athem und blickten sich an, dann strichen sie vergnügt das Wort in ihrem Reisebuch, wie man im Schuldbuch einen getilgten Posten streicht. Dies wäre abgemacht; „Spickern" kennen sie nun zur Genüge. Go on! In ehrerbietiger Entfernung wollen wir ihnen folgen. Die breite Straße, die zwischen Feldern dahinzieht, führt wie erwähnt hinunter nach St. Johann und Saarbrücken, das neben seinen röthlich schwarzen Häusern schon eine ganze Reihe prächtiger moderner Bauten hat. Der stattliche Bahnhof selber sieht aus wie ein Fort und trägt an einzelnen Pfeilern noch die

Spur historischer Granaten, die man absichtlich beließ; sein Bild gehört fast untrennbar zum landschaftlichen Ensemble jenes großen Tages!

Drei wesentlich verschiedene Typen kommen in den Dörfern Lothringens zum Ausdruck, in die wir den Leser geleiten möchten. Zuerst das alltägliche behäbig-ländliche Leben, dafür bot Remilly das Bild; dann eine Ortschaft mit entschiedenem historischem Gepräge; ein Dorf, bei dem die Natur und die Culturgeschichte weit überragt wird von der weltgeschichtlichen Erinnerung, die seinen Namen eisern durchdrang und ein solcher Name ist Spichern.

Aber es giebt noch ein drittes Element, das zur erschöpfenden Charakteristik von Lothringen gehört und dieses Element ist die Romantik, wenn das verrufene Wort erlaubt ist. Es ist der landschaftliche Zauber, den Lothringen vor allem in jenen Theilen hat, die tiefer in die Vogesen greifen, und dafür bietet vielleicht das Dagsburgerland den anmuthigsten Typus.

Das Dagsburgerland liegt auf der Lothringer Seite der Vogesen, ganz nahe, wo zwischen den Bergen hin die Elsässer Grenze läuft, ja in früheren Zeiten ward das Gebiet desselben sogar noch zu Elsaß gerechnet. Damals war es eine weit berühmte Grafschaft, deren gewaltiges Schloß sagenhaft auf dem Felsen thronte, umgeben von ungeheuren Wäldern, die fast fünf Sechstel des gesammten Gebietes bedeckten.

In der abenteuerlichsten Form thürmt jener Felsblock sich über dem Hügel auf, und eine Kapelle, die den Frommen ein Wallfahrtsziel geworden, mahnt uns an jenen Namen, der aus dieser Einsamkeit den Weg zum Vatikan gefunden, an Papst Leo IX.

Weithin schweift hier der Blick über grünende Höhen und wenn er müde ruht, sind es die Wipfel des Waldes die ihn tragen, krystallene Fluth rauscht drunten im Thale und um zerbröckeltes Gestein ziehen dicht verschlungene Ranken. Hunderte von geheimnißvollen Waldespfaden durchziehen den Forst, über den Weg schleichen sich knorrige Wurzeln, hier umfängt uns kühler dämmertiefer Schatten, dort thut sich eine sonnige Lichtung auf und wir sehen hinab auf das heitere Dorf, das sich drunten am Abhang hinzieht und hinüber auf den riesigen Felsen. Es ist eine Stätte, wo wir unbewußt der alten Märchen gedenken, die uns in Kindestagen durchs Dickicht begleitet; das ist nicht nur Waldesdunkel, das ist deutscher Wald!

So reichen denn auch die geheimnißvollen Erinnerungen dieser Stätte bis in die graue Urzeit zurück, kein anderer Theil von Elsaß-Lothringen ist so reich an seltenen Alterthümern, an Gräbern und steinernen Gebilden wie man sie hier theils in der Tiefe der Wälder fand. Wie bekannt, suchte der Kultus der Druiden einsame hochgelegene Haine, dort thürmten sie die riesigen Opfersteine auf und gewaltige Mauern umgürteten die geweihte Stätte. Auch der Gipfel des Berges Dreiheiligen trägt eine solche Mauer und auf

dem Engelberg, der etwa vier Kilometer vom Dorfe Dagsburg entfernt ist, sah man noch vor hundert Jahren etliche fünfzig Gräber von Galliern und Tribokern; räthselhafte Gestalten gehörnt und mit Schlangenfüßen schmückten die vermoderten Steine, die man aus feuchter Erde emporhob.

Auch der Felsen, auf dem das stolze Dagsburger Schloß erbaut ward, war ehedem einer heidnischen Gottheit gewidmet; man fand dort Münzen, die derselben geopfert waren und mannigfache Spuren des alten Kultus, bis endlich das Christenthum die alten Erinnerungen verschleierte oder zertrat. Es hatte im Anfange nur zögernd und mühevoll seinen Weg in diese Wildniß gefunden, in der ihm nach tausend Jahren ein glänzender Sieg erblühen sollte; denn in Wäldern von Dagsburg inmitten in der waldumrauschten Schatzkammer des alten Heidenthums erblickte der große Papst Leo der Heilige das Licht. So meldet wenigstens die Sage und der Chronist erzählt ihr nach: „Das Schlosz zu Dageszburg ist gewesen die wonnung des heilgen Graven Hugen und der heilgen Grevin Hedwig, die in elichen standt gehebt haben durch gottes gnad den heilligen Sun Leo.“ Bevor er Papst war, trug er den Namen Brun und den Titel der Grafen von Dachsburg und Egisheim; schon seine Jugend hat die Sage mit allerlei Mythen umkleidet. Im ahnenden Traume sah seine Mutter die künftige Größe voraus, die das Kind, das unter ihrem Herzen lag, erlangen sollte und als er geboren ward, zeigte sich sein Leib mit feinen Kreuzen bezeichnet. In der Klosterschule zu Toul, wo sie ihn erzogen, überragte er bald an Schönheit und Wissen alle Gefährten, aber auch der Böse war nicht säumig, um „zu Hindernuß der Christenheit“ sein Leben zu vernichten. Man erzählt, daß ihm, als er vorübergehend im elterlichen Schlosse weilte, ein giftiges Gewürm genaht sei, dessen Biß er rettungslos erlegen wäre, hätte ihn nicht die Erscheinung des h. Benedikt befreit.

So kettet sich Wunder um Wunder an Leo's Jugend und, wie es scheint, noch während seiner eigenen Lebenszeit, denn all die Züge, die wir hier berichten, meldet schon Wibert von Toul, sein Freund und Zeitgenosse, der die Geschichte Papst Leo's schrieb. Selbst die abenteuerlichsten Erfindungen die man auf seine hohe Bestimmung erdichtet, fanden gläubiges Gehör. In allen Dörfern und Städten durch die er zog, krähten die Hähne Leo papa und zwar „in der betreffenden Landessprache“; der König von Dänemark übersandte ihm einen Papagei und auch dieser rief unterwegs aus freien Stücken „ad papam vado, ad papam vado“. Merkwürdiger als diese seltsamen Glossen ist es jedenfalls, daß auch die allbekannte Sage von jenem Grafen, der sein neugeborenes Kind zu ermorden befiehlt, und dem der Jäger statt dessen Herz das eines Rehes bringt, auf Bruno von Egisheim Anwendung fand. Man hatte dem Vater geweissagt, er werde einst den Staub von seines Sohnes Füßen küssen und das hatte ihn zu dem entsetzlichen Entschluß bewogen; das Kind wuchs in der

Ferne auf, den Vater aber quälten die Gewissensbisse immer mehr, bis er sich endlich auf den Weg nach Rom begab, um vom Papste Verzeihung zu erflehen. Schluchzend sank er vor demselben hin und küßte seine Füße, der Papst aber hieß Leo IX. — es war sein eigener Sohn.

In solcher Weise lebt die Sage noch heute im Munde des Elsässer Volkes, denn diesem gehört doch eigentlich die Gestalt Leo's IX. an, wie ja auch Dagsburg selbst, die Stätte seiner Geburt damals zum Elsaß zählte. Für den enormen Ruf, den er seinerzeit genoß, spricht schon die Sage, daß bei seinem Tode die Glocken von St. Peter von selbst zu läuten begannen; noch jetzt gilt er im Oberelsaß als Patron der Winzer und sein Name wird nicht genannt ohne Stolz und Verehrung.

Als im Jahre 1280 das alte Geschlecht von Dagsburg erlosch, da kam das Schloß an die Grafen von Leiningen, die es bis in das 17. Jahrhundert behielten, wo die französischen Plünderer vor diese trotzigen Mauern traten. Auch die Ortschaft, welche damals noch den Rang einer Stadt besaß und wie die Mauerspuren zeigen, bedeutend größer war, hatte furchtbar zu leiden; den Gebietern aber, die dereinst dies Alles ihr eigen nannten, blieb nichts mehr als ihr besiegtes Schwert, gehäufte Trümmer und die Einsamkeit endloser Wälder.

Und in diese Waldeinsamkeit (für uns nicht der letzte Reiz einer Landschaft) werfen wir noch einmal den Blick, bevor wir scheiden. Ihren vollen Odem wollen wir schlürfen. Vergessen wir den Stolz und die Schmerzen, die die Geschichte wecken mag, umfangen wir ganz dies tiefe Grün der holden Frühlingstage, denn sie sind doch der schönste und der unvergänglichste Zauber der alten „Tageszburg".

K — r.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 5. März 1876.

Die Rede, mit welcher in der Sitzung vom 26. Februar der Kultusminister Dr. Falk auf den Vortrag des Abg. Virchow entgegnete, bot außer der Gewandtheit und Geistesgegenwart, mit denen der Minister die schwachen Seiten des Angreifers der Kirchenverfassung zu treffen wußte, noch eine hochbedeutsame Erklärung. Der Minister sagte nämlich — indem er das Recht des Landtags wiederholt zugab, vom Standpunkt der allgemeinen Staatsinteressen Schutzmittel zur Sicherung dieser Interessen zu ergreifen bei der

Uebertragung bisher durch die Staatsverwaltung wahrgenommener Rechte auf die neuen Organe des Kirchenregiments — im Namen der Staatsregierung, daß dieselbe nicht die Hand bieten werde zur Veränderung des eben geschaffenen kirchlichen Organismus durch den Landtag. Nehmen wir also an, der Landtag verweigert das Gesetz zur Genehmigung der evangelischen Kirchenverfassung oder der verlangten Veränderungen in dieser Verfassung selbst, z. B. eine andere Bildung der Synoden, so würde die neue Kirchenverfassung nichts destoweniger in Wirksamkeit treten und innerhalb des Kreises ihrer rein kirchlichen Aufgabe zu Recht bestehen. Die Synoden würden nur nicht im Stande sein, das vom Staat bisher geübte Recht der kirchlichen Vermögensverwaltung zu übernehmen und das Recht der kirchlichen Besteuerung mit Gesetzeskraft auszuüben. Die kirchliche Vermögensverwaltung und bezw. die Aufsicht über dieselbe würde nach wie vor durch Staatsbehörden geübt werden. Die kirchliche Besteuerung könnte nur in Form freiwilliger Beiträge nach erfolgter Aufforderung der kirchlichen Organe sich vollziehen. Es ist aber sehr die Frage, ob aus einer solchen Stellung für die evangelische Kirche nicht großer Segen erwachsen würde. Die Kirche darf diese Stellung nicht suchen, aber sie kann dieselbe unseres Erachtens ohne Furcht annehmen, wenn der Landtag sie ihr bereiten wollte. Diese letztere Gefahr erscheint übrigens nach den Eindrücken der ersten Lesung des Gesetzes über die evangelische Kirchenverfassung minder groß.

Als am 26. Februar der Kultusminister seine Rede beendet hatte, folgte ihm unter erklärlicher Unruhe des Hauses der Abg. Miquel. Derselbe sprach im Ganzen für die Vorlage und wendete sich in einigen Punkten mit Glück gegen den Abg. Virchow. Sehr zutreffend war namentlich die Frage Miquel's, ob denn der Abg. Virchow glaube, durch die Opposition gegen die jetzt zu genehmigende Kirchenverfassung seinem Ideal der souveränen Independentengemeinden im geringsten näher zu kommen; die Folge solcher Opposition könne doch nur die Fortdauer des büreaukratischen Kirchenregiments sein. Außerdem unterließ Miquel natürlich nicht, auf sein Steckenpferd unabhängiger Provinzialkirchen zurückzukommen, wie er sich ja auch das deutsche Reich am liebsten denkt als Föderation souveräner, wenigstens in den innern Angelegenheiten souveräner Provinzen. So endete der erste Tag der ersten Lesung des wichtigen Gesetzentwurfes.

Am 28. Februar wurde die erste Lesung fortgesetzt und beendigt. Man konnte an beiden Tagen der Generaldiscussion — die erste Lesung ist die Generaldiscussion — die Beobachtung machen, daß es oft zufällig war, ob die Redner sich für die Vorlage oder dagegen hatten einschreiben lassen. Der erste Redner des ersten Tages, Abg. Techow, nahm das Wort gegen die Vorlage, sprach aber in der Ausführung dafür, zwar nur aus dem formalen Grunde, weil der Landtag nicht befugt sei, die Kirchenverfassung zu machen,

aber er sprach dafür. Der zweite Redner, Graf Bethusi-Huc sprach allerdings so, wie er hatte sprechen wollen, nämlich dafür. Dasselbe gilt von den beiden letzten Rednern des ersten Tages, die als Abgeordnete sprachen, von Virchow, der als Gegner, und von Miquel, der als Fürsprecher das Wort genommen. Am zweiten Tage aber herrschte die Verwirrung vor. Der Abg. Richter-Marienfelde sprach, um die Vorlage anzugreifen, aber er empfahl sie vielmehr. Dieser Abg. hatte, wie seine Worte zeigten, gewünscht, daß der Landtag die Veränderung der Kirchenverfassung unternehme. Nachdem der Kultusminister jedes Eingehen von Seiten der Staatsregierung auf ein solches Unternehmen abgelehnt, blieb dem Abg. freilich nichts übrig, als die im wesentlichen unveränderte Genehmigung der Kirchenverfassung zu empfehlen. Er beschränkte sich darauf, der Kirche die eigene Vermögensverwaltung nebst dem Besteuerungsrecht zu verweigern; die kirchlichen Behörden sollen auf dem Staatshaushalt mit ihren Bezügen fortfiguriren und diese Bezüge alljährlicher Bewilligung der Abgeordneten unterliegen, während die Ausstattung der katholischen Bisthümer längst auf einer der Bewilligung nicht mehr unterliegenden Staatsleistung beruht. Der Abgeordnete, der selbst evangelischer Prediger ist, will also die evangelische Kirche zu ihrem Nachtheil von der katholischen dadurch unterscheiden, daß er die erstere in ihrem Bestande, soweit er auf Staatszuschuß beruht, für den doch die besten Rechtstitel von der Welt existiren, von der Laune und Gunst des Abgeordnetenhauses abhängig macht, einer Versammlung, die als solche weder evangelisch noch christlich ist.

Es folgte auf diesen Redner in der Person des Abg. Schumann wiederum ein evangelischer Geistlicher. Dieser Abg. wollte für die Vorlage sprechen, sprach aber dagegen. Gleich im Eingang seiner Worte stellte er die Annahme als eine betrübende Nothwendigkeit dar. Was er verlangt hätte, wäre die gänzliche Loslösung der Kirche vom Staat im Sinne des Protestantenvereins gewesen, also eine souveräne kirchliche Demokratie mit Organen des Kirchenregiments, die in allen Stufen aus Urwahlen hervorgehen, mit souveränem Wahlrecht der Gemeinden in Bezug auf die Geistlichen. Es war nicht gerade erfreulich, daß dieser geistliche Redner es war, welcher in die Verhandlung den heiteren Ton zurückbrachte, dessen sich das Haus aus einem Gefühl der Hoheit des Gegenstandes bis dahin enthalten hatte. Witz folgte auf Witz, gute und schlechte, auch einige recht absurde. So wurden die wechselnden Richtungen der evangelischen Landeskirche lediglich auf Rechnung des landesherrlichen Kirchenregimentes gesetzt. Als ob es irgendwo Stillstand in der Welt gäbe und als ob eine souveräne kirchliche Demokratie, wie sie der Redner wünscht, den Stillstand oder auch nur die ruhige Bewegung der Kirche verbürgen könnte. Daß dem Redner der Beifall der Fortschrittspartei nicht fehlte, als er von der rabies theologorum sprach, kann man sich denken.

Wir aber mußten an das Sprichwort vom Vogel und vom Neste denken. Die Krone setzte der Redner seinen Taktlosigkeiten auf, als er ganz unnöthig das Centrum apostrophirte, dessen Mitglieder wie am ersten Tage in achtungsvollem Schweigen einer Verhandlung gefolgt waren, deren Gegenstand sie als ein Internum der evangelischen Kirche betrachteten.

Es folgte nunmehr als Gegner der Vorlage der Abg. v. Saucken-Tarputschen, diesmal ein wirklicher Gegner. Er suchte die Ausführungen des Abg. Virchow, den Herr v. Saucken als seinen Meister zu verehren scheint, mit neuen Gründen zu stützen, da der befremdliche Eindruck dieser Ausführungen sich wohl ebenso in dem Hause als außer dem Hause bemerklich gemacht hatte. Herr v. Saucken brachte in der That den Grundgedanken Virchow's auf die klarste Formel, bei der aber auch die Falschheit des Gedankens sofort in die Augen springt. Herr v. Saucken sagte: nach seiner Logik gebe es in Sachen des Glaubens nur zwei Principien: Autorität oder Individualität. Ein drittes Princip, Majorität, könne es in äußeren Dingen geben, aber nicht in inneren. Indem die neue Kirchenverfassung das Majoritätsprincip in Glaubensdingen einführen wolle, sei sie inconsequent und verwerflich.

Bei einiger Consequenz hätte der Redner sich sagen müssen, daß darnach sein Meister Virchow immer noch ein großer Reactionär in kirchlichen Dingen ist. Denn wenn in Glaubensdingen nur das Individualitätsprincip zuläßig, so muß jeder Mensch seinen Glauben für sich haben und schon die kleinste Gemeinde führt zum Glaubenszwang. Das wahre Verhältniß ist doch aber dieses, daß zwar die evangelische Kirche nicht beanspruchen darf und niemals beansprucht hat, dem Einzelnen die innere Glaubensthat abzunehmen, daß sie aber beansprucht und zu beanspruchen verpflichtet ist, die größtmögliche Gemeinschaft der Lehre und der äußeren Kirchengestaltung. Die Lehre ist nicht der Glaube, sondern das Mittel des Glaubens. Behaupten, daß die Menschen sich im Glauben nicht zusammenfinden könnten, heißt behaupten, daß sie sich nicht in der Wahrheit zusammenfinden können, was vielmehr das erhabenste Ziel der Menschheit ist. Das Mittel dieses Zusammenfindens ist die Gemeinschaft der Lehre. Und die Freiheit der eigenen Glaubensthat auf einem gemeinsamen Lehrgrund ist in einer großen Gemeinschaft weit besser verbürgt, als in einer kleinen souveränen Gemeinde. In der letzteren macht sich zufälliges subjectives Wesen sofort aufdringlich breit. Nun kann es allerdings vorkommen, daß die Lehrentwickelung einer großen kirchlichen Gemeinschaft bald hier bald dort nicht Schritt hält mit den geistlichen Theoremen, welche der Einzelne sich bildet oder sich bilden möchte. Aber die evangelische Lehrentwickelung übt ja keinen Gewissenszwang, sie macht aus abweichenden Lehrmeinungen keine Ketzerei, die verflucht wird. Der Einzelne

seinerseits wird wissen, daß nicht jede Lehrfassung, die ihm augenblicklich am meisten zusagt, beanspruchen kann, zum kirchlichen Typus zu werden. Er wird um solcher abweichenden Fassung willen sich nicht von dem Segen der großen Gemeinschaft trennen. Ist es denn in Schule und Wissenschaft anders? Die Freiheit der Forschung ist anerkannt, aber nicht jede Ansicht, die einem Forscher sich ergiebt, wird recipirt. Darum scheidet der Forscher noch nicht aus einem engeren wissenschaftlichen Lehrkörper aus und noch weniger aus der großen Gemeinschaft der wissenschaftlichen Forschung. Persönlich ist ihm unbenommen, festzuhalten, was er für richtig hält. Aber wenn er damit keinen Anklang gefunden, schweigt er davon und folgt dem allgemeinen Gang, so gut er kann.

Eine recht unüberlegte Aeußerung desselben Redners war es, als er den Abg. Miquel einen Experimentalpolitiker nannte, weil derselbe die neue Kirchenverfassung als einen Versuch bezeichnet hatte. Wo ist denn, so lange die Welt steht, eine menschliche Einrichtung neu getroffen worden, deren Wirkung mit absoluter Sicherheit vorausgesehen werden konnte? — Auf diesen Gegner folgte ein Fürsprecher der Vorlage, wiederum in der Person eines evangelischen Geistlichen der Abg. Tubel. Dieser Redner hob besonders den Segen der freieren Bewegung hervor, welchen die neue Verfassung der Kirche bringen werde.

Der vorletzte Redner des Tages war der Abgeordnete Hänel. Derselbe wollte so sprechen, daß Niemand seinen religiösen Standpunkt erkennen könne. Das ist ihm aber wenig gelungen. Er sprach im Sinne Virchow's und bekämpfte in erster Linie den landesherrlichen Summepiscopat. Er berief sich zum Zeichen, daß derselbe eine bloße Theorie sei, sogar auf das allgemeine Landrecht. Dieser gelehrte Abgeordnete, der das hervorragende Mitglied einer juristischen Facultät ist, lieferte ein schlagendes Beispiel von den Folgen der wissenschaftlichen Arbeitstheilung, wie sie heute herrscht. Er ist allerdings nicht Lehrer des Kirchenrechts; dies hinderte ihn nicht vom Kirchenrecht zu sprechen, aber wie ein Blinder von der Farbe. Das Landrecht ist, wie jeder Kundige weiß, allerdings nicht mehr auf die kirchenrechtliche Theorie des Episcopalsystems gebaut, sondern auf die Theorie des sogenannten Territorialsystems. Nach diesem System leitet und versorgt der Staat alle äußeren Angelegenheiten der Kirchen auf seinem Gebiet, aber unter Beachtung ihres Glaubens und durch Organe, welche diesem Glauben nicht fremd sind. Der Landesherr als solcher gehört nach dieser Theorie keiner Kirche an. So ist in Sachsen die evangelische Kirche durch den katholischen Landesherrn regiert worden mittelst des Organes der in evangelicis beauftragten Staatsminister. Aber die Theorie des Territorialsystems hat nicht überall die Praxis des Kirchenregiments beherrscht und nicht überall die Theorie des Episcopalsystems

verdrängt. Wenn Herr Hänel etwas mehr in der praktischen Jurisprudenz Bescheid wüßte, so könnte er sich erinnern, daß in mehr als einem deutschen Staat kürzlich noch der Landesherr als summus episcopus auf dem Wege der Gnade die Ehen scheiden konnte, welche das Consistorium in Ermangelung schriftgemäßer Scheidungsgründe nicht scheiden durfte. Herr Hänel meinte aber, die vorliegende Kirchenverfassung führe den landesherrlichen Summepiscopat zum ersten Mal in die kirchliche Praxis ein und zwar mit einer ähnlichen Macht, wie der Papst über das innere Leben der Gläubigen übt. Gegen solche Unkenntniß der elementaren Natur des Gegenstandes ist wirklich nichts zu sagen.

Herr Hänel theilt vollständig die Virchow'sche Anschauung, daß die Kirche keine Befugniß haben soll zur Feststellung der Glaubenslehre, womit freilich der Begriff einer Kirche überhaupt aufhört. Denn die Kirche ist eine Gemeinschaft solcher, die denselben Glauben suchen auf der Einheit eines historisch bewährten Lehrgrundes. Der Glaube ist eine That, die nur lebendig bleibt, indem sie sich beständig in jedem Einzelnen erneut. Aber es wäre traurig um die Menschheit bestellt, wenn deshalb jedes Individuum einen Glauben apart für sich haben müßte. Weil die Herren, die von Religion und Glauben so viel wissen, wie der Blinde von der Farbe, sich gedrungen fühlten, über diese Gegenstände zu sprechen, deshalb kamen so wunderliche Dinge zum Vorschein, wie wir sie am 26. und 28. Februar hören mußten. Herr Hänel entsetzte sich, ganz wie Herr Virchow, vor der Möglichkeit, daß die Kirche ein Bekenntniß aufstellen könnte, was sie bekanntlich schon seit mehr als 1000 Jahren gethan hat. Und nicht bloß einmal hat die Kirche ein Bekenntniß aufgestellt, das Wesen der Kirche besteht vielmehr in der Erneuerung und Entwickelung des Bekenntnisses, eine Entwickelung, welche die katholische Kirche auf ihrer Art in organischer Weise erreicht, während die evangelische Kirche sie bisher zu ihrem Schaden nur in unorganischer, subjectiver Weise erreichen konnte. Herr Hänel sprach nun unmittelbar hintereinander folgende widersprechenden Sätze aus: Zum Begriff der Kirche gehört ein bestimmtes Bekenntniß, aber die Kirche kann kein Bekenntniß durch ihre Organe schaffen, sondern dies können nur die einzelnen Gläubigen thun. — Dann giebt es aber eben keine Kirche, dann kann es nur ganz ephemere Verbindungen einzelner Häuflein von Gläubigen geben, die sich heute zusammenfinden, während morgen jeder Einzelne aus solchem Häuflein sich wieder in einer andern Verbindung befindet. Das Wahre ist jedoch, daß die Kirche durch verfassungsmäßige Organe ihren Lehrgrund bewahrt und entwickelt, welcher Entwickelung die individuelle Glaubensbildung oscillirend nachfolgt, wie es in jeder geistig lebendigen Gemeinschaft ist. Denn jede solche Gemeinschaft ist das Angezogenwerden von einem einheitlichen Mittelpunkt und das

Bilden eines solchen. Wer sich dem Lehrgrund einer solchen Gemeinschaft ganz entfremdet fühlt, der muß allerdings dieselbe verlassen. Herr Hänel sagte nun, wenn das Kirchenregiment der neuen Verfassung, an welchem der evangelische Landesherr einen hervorragenden Antheil nimmt, das Bekenntniß entwickeln wolle, so wäre damit ein Staatsdogma creirt. Damit sei aber bewiesen, daß der Abg. Virchow mit Recht die bischöfliche Stellung des Landesherrn als Russicismus bezeichnet habe. Also, wenn die Generalsynode unter Zustimmung des Landesherrn beschließt, daß ein Gottesbegriff, welcher die Materie für das Absolute erklärt, von keinem Lehrer der evangelischen Kirche in deren Namen vorgetragen werden darf, so ist dies nach Herrn Hänel Russicismus. Wie sich doch in den Köpfen dieser Herren die Welt malt. Sie können den Unterschied nicht begreifen zwischen der Ausschließung einer Lehre, welche dem Neuen Testament als Grundlage der evangelischen Kirche widerstrebt, aus dem Kreise des christlichen Lehrberufs — nicht etwa aus der Welt, nicht etwa aus der Literatur — und zwischen der Anmaßung der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche, gewissen kirchlichen Obrigkeiten das unmittelbare Einwohnen des heiligen Geistes zuzuschreiben. Als ob die evangelische Kirche, weil sie ihre Geistlichen nicht zu ausschließlichen Trägern des heiligen Geistes macht, gezwungen sein müßte, die Anarchie aller wüsten Einfälle in ihrer Lehre zuzulassen. Wenn ein Schulamtscandidat behaupten wollte, die Gedichte des Horaz seien zur Zeit Luther's verfaßt und untergeschoben, so würde man ihn nicht das Examen passiren lassen und ihm kein Schulamt anvertrauen. Aber deswegen nimmt die philologische Examinationscommission weder die Allwissenheit noch die Unfehlbarkeit in Anspruch. Nur hat jede Forschung, auch die freieste, eine Grenze, die sie vom Unsinn trennt, eine Grenze der Logik und der Continuität. Und wer ist es denn, in dessen Namen und Auftrag die Examinationscommissionen fungiren? Doch der Landesherr. Warum sagt denn nun Herr Hänel nicht: Das ist Staatsphilologie, jeder muß über Horaz behaupten können, was er will? So sind diese Herren. Sie schreien jeder, wenn die evangelische Kirche die Grenze gegen Unsinn und Willkür ziehen will, und sie behaupten, es würden für den Landesherrn göttliche Ehren beansprucht, wenn in seinem Namen als Träger des Kirchenregiments jene Grenze aufrecht gehalten wird.

Auf Herrn Hänel als Gegner der Vorlage folgte der Abg. Wehrenpfennig. Er wollte die Vorlage annehmen, nur verlangte er stärkere Cautelen gegen die Selbständigkeit der Kirche. Erstens will er das Selbstbesteuerungsrecht der Kirche in jedem einzelnen Fall an die Zustimmung der Landesvertretung binden. Er will also der evangelischen Kirche weniger Rechte geben, als jeder Ressource, welche die Beitragspflicht ihrer Mitglieder feststellt, natürlich ohne ihnen das Recht des Austritts zu verschränken. Der Wunsch des Abgeord-

neten Wehrenpfennig hat keine andere Bedeutung, als der Kirche das Selbstbesteuerungsrecht zu verweigern. Zum Glück kann der Staat nicht verbieten, daß an die Stelle der von Kirchenorganen ausgeschriebenen Steuern die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für bestimmte kirchliche Zwecke tritt, und wir haben schon unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß der Verzicht auf das formelle Besteuerungsrecht der Kirche zu hohem Segen gereichen dürfte.

Zweitens ist es dem Abg. Wehrenpfennig nicht genug an dem Art. 12 der Regierungsvorlage, welcher bestimmt, daß kirchliche Gesetze niemals einem Staatsgesetz widersprechen dürfen und daß den Landesherrn kein Kirchengesetz zur Sanction vorgelegt werden darf, bevor der Cultusminister über das Verhältniß des neuen Gesetzes zu dem Staatsinteresse gehört worden ist. Der Abg. Wehrenpfennig verlangt vielmehr, daß jedes Kirchengesetz durch den Staat ohne Weiteres aufgehoben werden kann. Das soll doch wohl heißen: der Staat kann Kirchengesetze aufheben, auch wenn sie seinen bereits erlassenen Gesetzen nicht widersprechen. Ein solches Aufhebungsrecht nun ist ganz gewiß zulässig und sogar erforderlich, aber unter der Bedingung, daß es nur in den Formen der Gesetzgebung geübt wird. Wenn der Abg. Wehrenpfennig weiter nichts will, so geht er nicht über den Sinn der Vorlage hinaus. Will er aber mehr, will er z. B. verlangen, daß der Landtag oder jedes Haus desselben die Aufhebung eines Kirchengesetzes durch einseitigen Beschluß herbeizuführen befugt sei, so würde er zu einer Ungeheuerlichkeit gelangen. Wir glauben deshalb, daß der Abg. vielmehr dahin gelangen wird, seinen Einfluß zur Empfehlung der Vorlage anzuwenden. Damit wird er ein gutes Werk thun.

Die Vorlage wurde schließlich einer Commission von 21 Mitgliedern zur Vorberathung überwiesen.

Obwohl ich nur die erste Sitzung dieser Woche behandelt habe, so will ich doch den heutigen Brief damit schließen, um diesmal die Einheit des Gegenstandes zu bewahren. Der Uebergang von der Kirchenverfassung auf die Verwaltung des Provinzialfonds und auf die Nützlichkeit der Seehandlung ist gar zu fremdartig. Diese Gegenstände werden mit den Gegenständen des Berichts der nächsten Woche besser harmoniren und sich mit ihnen zusammenfassen lassen.

C—r.

Pariser Reisebeobachtungen.

Was den Fremden beim ersten Spaziergange in Paris so angenehm berührt, ist die wunderbare Ungezwungenheit, mit der das bunte Menschen-

gewimmel durcheinander wogt. Es liegt ja im Wesen jeder Großstadt, daß man mitten in dem lärmenden Treiben doch ein Gefühl seltsamer Behaglichkeit empfindet; man weiß sich eben sicher vor jener Fraubasengesellschaft, deren spähende Blicke selbst den frömmsten Bürger auf Schritt und Tritt verfolgen; auch lebt man nicht in beständiger Sorge, daß im nächsten Augenblicke Herr Doctor Dingsda oder Frau Geheimrath Soundso vorübergeht und bis in den Tod beleidigt wird, wenn man die pflichtschuldige Reverenz versäumt. Aber nirgends hat der Zustand der Unbekümmertheit um den Andern so sehr das Gepräge der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, wie in Paris. Ich kenne Städte, und zwar sehr große, wo der Vorübergehende meint, uns durch finstern Blick und ein gewisses Aplomb des Auftretens noch besonders einschärfen zu müssen, daß ihm an uns absolut gar nichts gelegen ist. Da eben steckt der Unterschied; daraus erklärt sich die abstoßende Steifheit unserer nordischen Großstädte, gegen welche die liebenswürdige Nonchalance des Pariser Straßenlebens so wohlthuend absticht. Was Wunder, wenn Einem in dieser Umgebung das Gefühl des Fremdseins vollständig unbekannt bleibt! Viel trägt dazu freilich die ganze Einrichtung der Boulevards bei. In der schöneren Jahreszeit gleichen sie ja weniger einer Anlage, die man als Mittel zur Fortbewegung benutzt, sondern der Aufenthalt auf ihnen ist Selbstzweck, sie sind weniger Straße, als öffentlicher Garten, ein Garten indeß, in welchem man in ungestörtem Behagen seinen Mokka schlürft und dennoch die brausenden Wogen des großen Verkehrs unmittelbar vor seinen Augen vorüberrollen sieht. Glänzende Boulevards hat man ja auch anderwärts, aber entweder liegen sie öde, oder sie sind bloße Paradepromenaden. In Paris dagegen, wo sie die belebtesten und geschäftsreichsten Stadttheile quer durchschneiden, öffnen sie uns den Blick unmittelbar in das Herz des weltstädtischen Treibens. Nicht eine Gesellschaft geputzter Spaziergänger ist es, die hier aneinander vorüberzieht, nein es ist ein Stück wahren ungekünstelten Volkslebens, das sich vor den Augen des Beobachters abspielt. Freilich ist kein Mangel an eleganten Toiletten, an bemalten Damen und verschrobenen Stutzern, aber dazwischen schreitet behaglich der gesittete Bürger, um die Mittagszeit auch der Arbeitsmann und jenes zierliche Wesen, das, weil es, sehr im Unterschiede von seinen Schwestern in unseren deutschen Städten, im bloßen Kopf, ohne den bei uns beliebten prahlerischen Federhut, und in einfacher geschmackvoller Kleidung die Straßen passirt, dem Gesammtbilde noch einen ganz eigenthümlichen Zug einfügt: die Buchhalterin, die Verkäuferin, die Handschuhmacherin, die Stickerin, kurz, um den echt deutschen Collectivnamen zu gebrauchen, die „kleine Confectionneuse". Vollends erst am Abend zeigt sich dieser Charakter der Boulevards deutlich ausgeprägt; namentlich je weiter man sich von den elegantesten Theilen, dem Boulevard des capucines und dem Boulevard des Italiens ent-

fernt, desto mehr gewinnt das buntbewegte Treiben ein pariserisch volksthümliches Aussehen. Zuweilen kann man sich mitten in die harmloseste deutsche Kleinstadt versetzt glauben, wenn man ganze Familien oder eine Anzahl guter Nachbarn auf den gemietheten Stühlen treulich im Kreise sitzen und fröhlicher Plauderei pflegen sieht. In unsern großen Städten ist es längst Sitte, daß der gute Bürger, wenn er des Abends überhaupt vor die Thüre geht, mit Weib und Kind in eine Kneipe oder einen Biergarten zieht. In dieser Weise ist den Franzosen und besonders dem Pariser das Kneipengehen ganz unbekannt. Man liebt es, den Abend im Theater zuzubringen, der kleine Mann führt seine bourgeoise auch wohl einmal ins Café chantant, aber das Wirthshaus aufzusuchen, um sich dort mit Weib und Kind oder auch sonstigen Verwandten gemüthlich zu unterhalten, ist ihm ein schier unfaßbarer Gedanke. Welcher gute Deutsche würde es übers Herz bringen, nach heißem Tagewerk am lauen Sommerabend auf dem Boulevard zu sitzen, hier ein Kaffeehaus, dort eine Brauerei u. s. w., und keinen Tropfen zu trinken! Der Franzose scheint gar nicht daran zu denken. Er kann sogar einen ganzen Abend in einem Concertgarten zubringen, ohne sich ein einziges Mal auch nur die Lippen anzufeuchten. Wie könnte man sich bei uns einen Concertgarten, und würde in ihm die klassischste Musik aufgeführt, anders vorstellen, als mit zahllosen, womöglich gedeckten Tischen, beladen mit dem ganzen Apparat, der zur Vertilgung eines „frugalen Abendbrodes" nothwendig, und vor Allem mit recht viel des Trankes, von dem der deutsche Student singt: „Seh' ich ein braun Bier, ha welch' ein Vergnügen, da thu' ich vor Freuden die Mütze abziegen!" Wie entsetzlich kahl und nüchtern nimmt sich dagegen das berühmte Concert des Champs Elysées aus! Die Stühle in Reihen gestellt, wie im regelrechten Concertsaal, und statt des Klirrens der Gläser höchstens das Knistern des Kieses unter den Tritten melancholischer Spaziergänger. Wahrhaftig, es bedürfte nicht erst der für das Rennomé dieses Gartens herzlich mittelmäßigen musikalischen Leistungen, um ein deutsches Gemüth gar bald wieder von dannen zu treiben; mitten im Sommer beschleicht Einen in dieser reizlosen Stätte ein leises Frösteln. —

Es ist wahr, die Poesie des Trinkens ist den Franzosen versagt. Ob sie darum zu beklagen sind, wird ein Deutscher, da er in der Frage Partei ist, sich nicht vermessen, zu entscheiden. Immerhin dünkt mir, daß ihr Familienleben sich nicht schlecht dabei steht. Freilich, der reiche und vornehme Mann besucht seinen Club, der mittlere Bürger sein Café, um Billard oder Karten zu spielen; der Arbeiter erlabt sich am Absynth. Aber ganz abgesehen davon, daß dabei das Kneipen fast niemals Selbstzweck ist, handelt es sich hier auch keineswegs um eine so allgemeine Sitte, wie sie der Bierhausbesuch in Deutschland nun einmal ist. Im Allgemeinen darf man dreist sagen, daß in Frank-

reich der Familienvater häuslicher ist, als in Deutschland. Doch bin ich weit entfernt, ihm daraus ein moralisches Verdienst zu machen. Vielleicht hat er diese ganze Tugend nur der verständigeren Tageseintheilung zu verdanken, wie sie in den französischen Städten und ganz besonders in Paris besteht. Diese Eintheilung beruht auf der einfachen Erwägung, daß die Hauptmahlzeit am zweckmäßigsten nicht in die Mitte, sondern an das Ende des Arbeitstages gelegt wird. Das Gefühl der Behaglichkeit, welches den Körper nach kräftigem Mahle beherrscht, verbunden mit dem Bewußtsein, die Arbeit des Tages vollbracht zu haben, erzeugt eine Stimmung, die nicht allein für beschauliches Ausruhen, sondern auch für die Thätigkeit der Verdauungsorgane die günstigste, also für die geistige wie die körperliche Gesundheit sehr zuträglich ist. Auch ist kaum eine geeignetere Disposition für theatralische Genüsse denkbar, als gerade diese. Wie thöricht erscheint dagegen u n s e r e Lebensweise! Wir reißen unsern Arbeitstag in der Mitte auseinander, laden uns, wenn wir recht fleißige Leute sind, den Magen in möglichster Hast voll mit schweren Gerichten, machen uns daneben allerlei Gedanken über das, was in der zweiten Hälfte des Tages noch geschafft werden soll und gehen nach kurzer Pause, in demselben Augenblicke, da das körperliche Wohlbefinden eben recht beginnt, wieder an die Arbeit. Von der Arbeit stürzen wir Abends schleunigst ins Theater, meist in einer Stimmung, die in der ersten halben Stunde höchstens für die grimmigsten Trauerspiele empfänglich wäre, um nach beendigter Vorstellung mit einem gelinden Heißhunger über die Speisekarte eines Restaurants herzufallen und schließlich um Mitternacht mit einem noch unangenehm gefüllten Magen schlafen zu gehen! — Indeß, zurückkommend auf die entwickeltere Häuslichkeit der Familienväter, so liegt ja auf der Hand, daß der Pariser des Abends unmittelbar nach dem Genuß seines üblichen Quantums Tischwein, der meistens reichlich mit Wasser gemischt wird, und nach der Tasse trefflichen Kaffees, begleitet von dem unvermeidlichen Cognac, nach weiterem Getränkegenuß ebensowenig das Bedürfniß haben wird, wie wir Deutschen in entsprechender Lage nach unserm Mittagsessen. Das Natürlichste ist vielmehr, daß er sich im Lehnstuhl streckt, mit der Gattin die Angelegenheiten des Hauswesens bespricht, sich an Bébé's Kauderwälsch ergötzt — kurz daß er der beste Ehemann ist, auch wenn er es nicht wollte. —

Bis auf den heutigen Tag herrscht bei uns die Ansicht, daß Dasjenige, was wir so gern das „deutsche Gemüth“ nennen, den Franzosen schlechterdings versagt sei. Ein gut Theil ist Wahrheit daran. Das psychische Leben unserer Nachbarn schwankt beständig zwischen leidenschaftlichem Affect und höchst verständiger Reflexion; in der gemäßigten Zone gemüthlichen Empfindens sind sie nicht heimisch. Aeußerst empfänglich für die rhetorische Phrase, können sie da, wo sich dem Deutschen das innerste Herz bewegt, gradezu gefühllos sein.

Man gehe in die Kathedrale von St. Denis. Zu dem Gang durch die Krypta findet sich gewöhnlich eine ganze Anzahl von Touristen zusammen. Welcher gebildete Deutsche könnte wohl ohne eisigen Schauder in die enge Gruft eintreten, in der die Gebeine der französischen Könige in unentwirrbarem Durcheinander modern, wie sie aus den von dem Vandalismus des Convents errichteten Massengräbern wieder ausgegraben worden! Den Franzosen indeß gelingt es, an dieser Stätte namenlos tragischer Vernichtung sich in den banalsten Redensarten zu ergehen. Dagegen erheben sie sich, wie ich hier in Parenthese einschalten muß, zu den gewaltigsten Declamationen über Barbarei und Schlimmeres, wenn ihnen an einer anderen Stelle der Krypta die verstümmelte Hand der Marmorstatue Dagobert's I. gezeigt wird mit dem Bedeuten: „Ce sont les coups de sabre des Prussiens!“ Ich weiß nicht, was wahr daran ist; unmöglich wäre es ja nicht, daß irgend ein roher Gesell ein solches Bubenstück verübt hätte. Dasselbe aber schlechtweg als das Werk der deutschen Soldaten ausgeben und entsprechend ausbeuten zu hören, ist wirklich das Peinlichste, was dem einsamen deutschen Wanderer in Frankreich begegnen kann. — Auffallender noch, als in St. Denis, ist mir eine gewisse Apathie in der Grabkapelle des Invalidendoms entgegengetreten. Ich kann mir kaum denken, daß ein menschliches Gemüth an diesem Ort ohne tiefe Erschütterung bleiben könnte. Schon die wohlberechneten Lichteffecte müssen die Stimmung des Eintretenden aufs wirksamste beeinflussen. Der Blick in die stille Gruft, alsdann auf den majestätischen Sarkophag, der die Asche des gewaltigen Imperators birgt, die Gedanken, welche in diesem Moment die Seele durchstürmen, sind schlechtweg überwältigend. Aber ergreifender als Alles, dünkt mir die Inschrift über der Eingangspforte der Gruft, die Worte aus dem Testament des Kaisers: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten jenes französischen Volkes, das ich so sehr geliebt habe.“ Es liegt etwas unsagbar Rührendes in dieser unerschütterten Vaterlandsliebe, die sich der gestürzte und verbannte Caesar auf dem traurigen Felseneiland bewahrt hat. Man sollte meinen, zum mindesten kein Franzose könnte trockenen Auges hier vorübergehen. Aber ich habe ihrer eine ganze Anzahl passiren sehen und muß sagen, ich bin empört gewesen über ihre Gefühllosigkeit. Sie lasen, wenn ihrer Mehrere beisammen waren, die Inschrift laut, etwa wie man eine Bekanntmachung an einer Anschlagsäule liest — dann gingen sie heiteren Blickes weiter.

In der That, der sentimentale Zug — dies Wort im guten Sinne genommen —, der im deutschen Volkscharakter eine so bedeutende Rolle spielt, fehlt dem Franzosen fast ganz. Deshalb soll man ihn aber doch nicht gemüthlos schelten. In Berlin bildet man sich nicht wenig ein auf die harmlos herzliche Fröhlichkeit, welche an Sommersonntagen ein paar Meilen im

Umkreise um die Stadt bei den Familienausflügen zu herrschen pflegt. Aber Paris bleibt dahinter um gar nichts zurück. Man wandere an einem schönen Sonntagsnachmittag durch die Wälder von Meudon, Sevres, St. Cloud: überall dieselben munteren Gruppen, dieselben harmlosen Spiele, ja sogar Lieder, die, wenn sie auch selbstverständlich nicht die unsrigen sind, doch dem „echten deutschen Volksliede" wenigstens in der Melodie so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Ein höchst eigenthümlicher Unterschied springt dem beobachtenden Wanderer jedoch sofort ins Auge, die Thatsache nämlich, daß die Pariser Sonntagsausflügler eine ungemeine Vorliebe für Lectüre haben. Ueberall sieht man auf den Rasen hingestreckte Gestalten in irgend etwas Lesbares vertieft. Nicht selten begegnet man zahlreichen Familien, deren Angehörige jeder mit mindestens einem oder zwei Büchern bewaffnet sind. Namentlich die Damen, die alten wie die jungen, entwickeln einen erstaunlichen Eifer im Verschlingen der „geistigen Nahrung". Um den Werth dieser eigenthümlichen Sorte von Naturgenuß zu würdigen, müßte man vor Allem wissen, welcher Art die Lectüre ist. Da ich es nicht weiß, so enthalte ich mich jedes weiteren Urtheils und constatire nur, daß die Passion der jugendlichen Berlinerinnen bei den Sonntagsnachmittagsausflügen darin besteht, ihre Talente in der Zubereitung des Mokkas zu zeigen, weshalb denn auch der Wanderer in der romantischen Umgegend unserer Reichshauptstadt jeden Augenblick der traulichen Inschrift begegnet: „Hier können Familien Kaffee kochen." Der Leser mag nun selbst entscheiden, ob er sich mehr für die Pariserinnen oder für die Berlinerinnen begeistern will.

Aus dem Elsaß.

Stadterweiterung. — Option.

Stadterweiterung und kein Ende! Das ist gegenwärtig die große locale, man möchte fast sagen, all-elsässische Tagesfrage. Reichstag, Bezirkstag, Presse, Clubs, Wirthshauspolitiker — Alles und Jedes spricht von der Stadterweiterung, nimmt Partei für oder gegen, lobt zum Theil die Maßnahmen der deutschen Verwaltung in dieser Hinsicht, verspricht sich Wunderdinge von der Verlegung der Festungswälle, prophezeit daraus dem Straßburger Handel und Wandel eine goldene Zukunft — und meint denn doch am Ende mit altkluger Miene: „Wenn's halt nur nit so viel koschten thät!" Das sind die spießbürgerlichen Philister, deren Straßburg ebenso zahlreiche und ebenso dickhäutige in seinen Mauern beherbergt, wie die weiland übrigen deutschen Reichsstädte. Das sind jene superklugen Leutchen, wie man sie allerorts findet, die wohl über die Maßen gern eine Vergrößerung und Verherrlichung ihrer vaterstädtischen Scholle durch öffentliche Bauten und Anlagen mannichfachster Art sehen möchten, wenn nur ihr Geldbeutel dabei eventuell nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Bei den Straßburgern dieser Kategorie spielt allerdings im vorliegenden Falle selbstverständlich noch ein Factor mit, der dabei vernünftiger Weise eigentlich gar nichts zu sagen haben sollte, nämlich die Politik und immer wieder die leidige Politik d. h. wie jene Bierphilister sie verstehen. Sie benutzen eben jede Gelegenheit, um zu protestiren,

wenn dieser Protest auch auf seinen Gegenstand paßt, wie die Faust aufs Auge. Das Protestiren ist ihnen gewissermaßen zur zweiten Natur geworden, und da es augenblicklich im Reichslande an einem Organ fehlt, das unter allen Umständen bereit wäre, sich zum Echo ihrer Protestseufzer zu machen, so senden sie dieselben über den Rhein, in die — Frankfurter Zeitung, der natürlich das Herz im Leibe lacht, wenn sie ab und zu ihre Leser mit einem fulminanten Protestartikelchen aus den Reichslanden überraschen kann. Der Chef dieses Blattes hat sich bekanntlich auch in der Reichstagssitzung vom 7. Februar zum Sprecher jener Protestler gemacht. Er meinte, die Stadterweiterung sei allzu bedeutend und umfangreich, zumal dieselbe nach einer Seite hin geschehen solle, welche zu den ungesundesten Vierteln Straßburgs gehöre. Außerdem sei dabei eine Entwerthung des Terrains zu befürchten. Und dann dürfe man doch auch einen derartigen Vertrag den Straßburgern nicht wider ihren Willen aufdrängen, zumal es sich um 17 Millionen Mark handele — siebenzehn Millionen, Wehe! Gewalt geschrien! Genauere Erörterungen und Commentare zu diesen Erwägungen, die, man braucht es kaum zu sagen, schief sind von A bis Z und gar keiner Widerlegung bedürfen, siehe in Sonnemann's und der übrigen Protestkandidaten Organ in Frankfurt a./M. Secundirt wurde dem höchst ehrenwerthen Abgeordneten in diesen völlig unbewiesenen Hypothesen im Reichstag vom Centrum und hier von einer Hand voll Leute, die nun einmal die „Unversöhnlichen à tout prix" spielen wollen. Wie gering die Zahl derselben ist, mögen Sie aus einer Notiz der „Karlsruher Zeitung" ermessen, wonach eine Versammlung der „Anti-Stadterweiterungs-Liga" von 25, sage von fünfundzwanzig Personen besucht wurde. Es war dies jedoch kein feierliches Meeting, sondern, wie das „Elsässer Journal" berichtigend bemerkt, eine einfache „Privatunterhaltung" von Unterzeichnern der frühern Petition für die Hinausschiebung der Festungswälle, dieses „erstickenden Steinpanzers" der Stadt Straßburg, die aber eben wegen der Kostenfrage etwas aus dem Häuschen gerathen waren. Die Sache hat also nicht viel auf sich und ist nicht dazu geeignet, gegen den vorliegenden Plan irgendwie ausgebeutet werden zu können.

Doch haben die Gegner dem „Elsässer Journal", das in allen Perioden energisch für die Durchführung des schon Jahrzehnte alten Plans, der nur bei der Neuordnung der Dinge von der deutschen Regierung frisch angegriffen wurde, eingetreten und sich auch zum Schluß durch die 17 Millionen nicht hatbeirren lassen, zum Vorwurf gemacht, es habe die Bevölkerung nicht genügend auf die Frage vorbereitet. Dem gegenüber macht das Blatt mit vollem Rechte auf die zahlreichen Leitartikel aufmerksam, die es diesem Gegenstand seit Beginn der 70er Jahre gewidmet und die es vor kurzem noch einmal recht übersichtlich recapitulirt hat. Umgekehrt hat sich dieses Organ unzweifelhaft ein Verdienst um seine Landsleute erworben, daß es die die Stadterweiterung betreffenden Actenstücke aus einer kürzlich darüber erschienenen Broschüre von den ersten Vorbereitungsstadien dieser Frage — den Vorverhandlungen im Municipalrathe noch unter französischer Herrschaft, und der bekannten Unterredung des Feldmarschalls v. Moltke mit dem als Maire von Straßburg fungirenden Adjunkten Klein vom Mai 1871 — bis zu dem neuerlich bekannt gewordenen Vertrage zwischen der Stadt und dem Reich im vorigen Jahre in beiden Sprachen veröffentlicht und es so Jedem ermöglicht hat, der sich für diese Frage interessirt, sich vollständig und nach jeder Richtung darüber zu orientiren.

Es hieße nun Eulen nach Athen tragen, die Nützlichkeit und Noth-

wendigkeit der Stadterweiterung Straßburgs nochmals an der Hand jener Aktenstücke an diesem Orte nachweisen zu wollen. Ebensowenig können die Details für die Leser der „Grenzboten", trotz allem Interesses, das sie Nachrichten aus dem Elsaß entgegen bringen mögen, von einiger Bedeutung sein, da es sich ja dabei doch wesentlich um eine Straßburger Localfrage handelt. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß sich hier zu Lande, außer jener Hand voll spießbürgerlicher Philister, Alles d. h. Schwob' und Elsäßer, schon seit Langem mit jener Maßregel mit Freuden einverstanden erklärt hat, daß die Verlegung der Stadtumwallung unter allen Umständen und selbst unter den lästigsten Bedingungen der aufstrebenden Handelsstadt nur von Nutzen sein kann und daß die Stadt dabei immer noch unzweifelhaft ein gutes Geschäft machen wird, daß endlich, um nach einem andern auch hier einschlagenden Gesichtspunkte ein Naheliegendes zum Vergleich heranzuziehen, die bevölkertste Stadt Badens nach der neuesten Statistik, Mannheim, trotz zweimaliger Zerstörung und Verwüstung in den ältern Franzosenkriegen heute schon wieder eine Einwohnerzahl von 50,000 Seelen aufweist. —

Aus dem Oberelsaß kann ich diesmal von einer bedeutungsvollen Kundgebung berichten. Es ist dies eine Petition, welche der Baron v. Klöcker zu Colmar zu Gunsten Derjenigen elsässischen Optanten, die, in Folge jener Operation gezwungen, ihr Domizil nach Frankreich zu verlegen, gerne in ihre alte Heimath wieder zurückkehren, dabei aber ihre einmal erworbene Nationalität als Franzosen behalten möchten, in Berlin an maßgebender Stelle überreicht hat. In den Erwägungsgründen dieses zuerst in französischer Sprache im Industriel alsac. veröffentlichten und für die augenblickliche Situation und Stimmung äußerst bezeichnenden Schriftstücks heißt es u. A.: „J. E. daß ihre (der betr. Optanten) Nationalität heute, nach der factischen Verlegung ihres Domizils während einer Dauer von über drei Jahren, hinlänglich festgestellt sein dürfte, wäre es nicht weniger gerecht, als den Interessen des Landes entsprechend, von nun an den durch die Option wieder französisch gewordenen Elsässern und Lothringern jedesmal, falls nichts gegen ihre Persönlichkeit einzuwenden, oder von ihrer Anwesenheit zu fürchten ist, gegenseitig dieselben Rechte zu bewilligen, deren sich die deutschen Unterthanen erfreuen, die ihren Wohnsitz in Frankreich haben, und ihnen nicht die Naturalisation als conditio sine qua non eines permanenten Aufenthaltes in ihrem Geburtslande aufzuerlegen; — J. E. daß anderseits unter den Optanten unzweifelhaft auch solche sich befinden, deren Rückkehr nichts weniger als erwünscht wäre, und daß es sich wohlverstanden nicht darum handelt, verdächtige Elemente wieder einzuführen, sondern einzig und allein, darum, das zur ausschließlichen Regel zu erheben, was heutzutage eine Ausnahme ist 2c. . . . ."

Der Tenor dieser Bittschrift lautet demgemäß: „Es möge beschlossen werden, daß künftighin nach Einholung des Gutachtens des zuständigen Munizipalrathes und wenn kein schwerer Verdacht oder feindselige Handlungen vorliegen, sich unbehelligt als „Ausländer" in Elsaß-Lothringen und zwar fortwährend aufhalten dürfen: 1) Jeder Optant, der in Anbetracht seines Alters nicht mehr dienstpflichtig ist; 2) Alle Andern, welche, sei es durch eigene Option, sei es durch die ihres gesetzlichen Vertreters, die elsaß-lothringische Landesangehörigkeit verloren haben und die, obgleich sie noch im dienstpflichtigen Alter stehen, im Falle die entsprechende Klasse in Elsaß-Lothringen ausgedient hat, und wenn sie selbst, nachdem sie in Frankreich von den Controllisten der activen Armee gestrichen sind, nur unter denselben Bedingungen,

wie die im Auslande befindlichen deutschen Reservisten wieder einberufen werden können."

Der „Industr." veröffentlicht diese Petition, „in der Hoffnung, daß dieser Schritt, welcher den Erfordernissen der Lage völlig entspreche, von Erfolg gekrönt sein werde". Ohne Prophet zu sein, kann man doch leicht das voraussichtliche Schicksal dieser und ähnlicher vom deutschen Standpunkte zur Zeit geradezu unmöglicher Petitionen voraussehen. Zum Allermindesten kommt dieselbe m. E. verfrüht. Eine Regierung, die noch immer Mühe genug hat, sich in dem wieder erworbenen Lande wohnlich einzurichten und der diese Etablirung noch von den Landeseingesessenen selbst bei manchen Gelegenheiten sauer und schwer genug gemacht wird, würde nachgerade thöricht sein, sich mit der Zulassung fremder, specifisch französirender Elemente in einem von dem Weh und Leid der Annexion noch lange nicht ganz geheilten Lande eine neue Zuchtruthe aufzubinden, deren sie sich, allerdings etwas schroff und kategorisch, glücklich entledigt hat. Auch abgesehen davon, daß man diesen Leuten vielleicht nicht das geringste in politischer Beziehung nachsagen könnte, daß sie die denkbar größte Garantie der absolutesten Ordnung und Ruhe der Regierung und ihren Maßregeln gegenüber bieten würden, so dürfte ja doch erfahrungsmäßig die bloße Gegenwart derartiger französisch-elsässischer Elemente für die zurückgebliebenen Nichtoptanten immerfort ein Stein des Anstoßes, eine dauernde Ursache der Unzufriedenheit sein und bleiben. Man vergißt eben auf dem jenseitigen Standpunkte, daß das Reichsland selbst in seiner Gesammtheit einstweilen der Regierung noch nicht genügende, wenigstens noch nicht durch drohende Gefahr erprobte Sicherheit bietet, um demselben schon jetzt einen so weitschichtigen und in seinen Folgen nicht übersehbaren Act politischer Liberalität ohne sichern Rückhalt an dem Geiste der Bevölkerung selbst gewähren zu können. Man berücksichtigt andrerseits auch viel zu wenig, daß die sog. „Option", so günstig und volksthümlich sich diese Maßregel auch im Anfang und oberflächlich betrachtet, ausnehmen mochte, denn doch im Grunde genommen nichts weiter war, als ein privilegium odiosum für Diejenigen, die sich desselben bedienten. Jetzt haben sie das Nachsehen. Und die deutsche Regierung hat ganz Recht, wenn sie ihnen heute entgegenhält: ihr hättet euch den mit so vieler Ostentation in Scene gesetzten Act vorerst gründlich überlegen und über die Tragweite desselben genügende Belehrung verschaffen sollen, ehe ihr die Schiffe hinter euch verbranntet. Andrerseits machen die Elsässer es der Verwaltung heutzutage zum Vorwurf, daß dieselbe sie über die folgenschwere Bedeutung dieses Schrittes nicht genügend aufgeklärt oder doch nicht genug Gelegenheit geboten habe, sich Aufklärung und Belehrung zu verschaffen. Zum Theil mag diese Klage berechtigt und die ganze an sich wohlwollende Absicht der Regierung in diesem Punkte an der Ungeschicklichkeit der unteren Beamten, die bei dieser Gelegenheit fast durchschnittlich allein in directe Beziehungen zu dem Publikum kamen, gescheitert sein. Wo dagegen seitens dieser Organe im kritischen Momente dem Publikum gegenüber gleichfalls eine wohlmeinende, belehrende Haltung angenommen und seitens des letztern volles Vertrauen in die Persönlichkeit und die Rathschläge des Beamten gesetzt werden konnte, da ist heutzutage Klage und Leid geringer und seltner und die Leute haben in den betr. Bezirken wenig zu bereuen.

μ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Herrn Sacher-Masoch's antideutscher Roman *).

„Ich zähle zu den Wenigen in Deutschland, welche auch unter veränderten Verhältnissen, welche nach Königgrätz und Sedan ihren politischen und sittlichen Grundsätzen, ihren freiheitlichen Idealen treu geblieben sind, welche sich weder durch politische Erfolge noch durch Siege auf dem Schlachtfeld bestechen lassen. Während fast alle andern deutschen Schriftsteller zu Götzendienern des Erfolges und der Macht geworden sind, wage ich es, dem deutschen Volke unserer Tage einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich genau so erblicken kann, wie es in der That ist. . . . Ein ekelerregender Byzantinismus macht sich, wie in unserem politischen Leben, auch in unserer Literatur breit u. s. w."

So bevorwortet Herr Sacher-Masoch, der ruthenische Kleinrusse, von den Ufern der Mur aus, welche ungebildete Geographen bisher für einen nichtdeutschen Fluß hielten, das neueste Erzeugniß seiner Feder. Er gerirt sich in diesem Vorwort und in sämmtlichen vier Bänden seines Romans „Die Ideale unsrer Zeit" mit der ihm eigenen Unverfrorenheit als Deutscher, ja mehr als das: als der einzige aufrichtige, wahrheit- und freiheitliebende, idealistisch angelegte Deutsche, als der einzige deutsche Mensch überhaupt, der den Namen verdient. Die Meisten werden einer solchen Zuversicht gegenüber nur schüchtern an das Wort Fallstaff's zu denken wagen: „Nicht drei wackre Leute leben ungehangen in England und der eine von ihnen ist fett und wird alt." Eine noch kleinere Anzahl von Lesern wird dieser außerordentlichen Unbefangenheit des Autors, der von Bruck a/d. Mur aus „in Deutschland" schreibt, der sich zu „den andern deutschen Schriftstellern" rechnet, von „unserm politischen Leben" und „unsrer Literatur" spricht, mit der unzarten Frage zu begegnen wagen: an welchem Orte des deutschen Reiches hat denn Herr Sacher-Masoch seinen Unterstützungswohnsitz erworben?

*) Die Ideale unsrer Zeit. Roman in vier Büchern von Sacher-Masoch. 2. Auflage. Bern, Haller 1875.

Und doch ist diese Frage äußerst berechtigt einem Menschen gegenüber, der fern von jener Bescheidenheit, die nach Goethe nur dem Lumpen eigen ist, sich für den einzigen Deutschen ausgiebt, der seinem Volke den Spiegel der Wahrheit vorhält. Denn wenn es gelingt, Herrn Sacher-Masoch zu überführen, daß er lügt, wenn er sich zu uns Deutschen rechnet, so wird wohl auch ein billiges Mißtrauen gegen seine sonstigen „Wahrheiten" zulässig sein. Nun ist aber die Wahrheit die, daß Herr Sacher-Masoch niemals und nirgends deutsches Bürgerrecht besessen hat; daß er auch gar keine Aussicht hat, dasselbe jemals irgendwo zu erlangen. Er hat Deutschland und „Deutsche" fast ausschließlich nur in den Redactionsbureaus jener Wiener Welfenblätter kennen gelernt, in denen sich alle guten Geister zusammenfanden, die, wie Herr Sacher-Masoch selbst „sich weder durch politische Erfolge noch durch Siege auf dem Schlachtfelde bestechen ließen", aber dafür, wie Herr Julius Freese, eine leidlich offene Hand für den Dank des Hauses Hietzing zeigten. Er verdankt allerdings deutschen Erziehern und deutschen Denkern das ihm eigene Maß von Bildung und die Fähigkeit, sich in einer europäischen Kultursprache, eben der deutschen, auszudrücken, was ihm in seiner Muttersprache unmöglich gewesen wäre. Aber er hat die deutsche Sprache bisher nur dazu benützt, Deutschland zu schmähen und herunterzureißen und deutschgeschriebene Bücher herauszugeben, welche den Kultus der Knute celebriren und der unnatürlichen Wollust Altäre bauen.

Wenn die Gelehrten der Revue des deux Mondes sich durch den Zufall, daß Herr Sacher-Masoch deutsch schreibt, wenn er sich der einzigen Kultursprache bedient, die ihm zu Gebote steht, dazu haben verleiten lassen, diesen ruthenischen Galizier für einen Deutschen zu halten, so ist das Franzosen verzeihlich. Aber etwas ungünstiger ist zu urtheilen über das Verfahren Rudolf Gottschall's, welcher diese unreinen Erzeugnisse einer östlichen Phantasie ganz ernsthaft in den verschiedenen Auflagen seiner deutschen „Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" mit aufführt, und 1875 in Nr. 25 der von ihm redigirten „Blätter für literarische Unterhaltung" zur Beseitigung der Annahme, als könne dieser rastlos schreibende Mann einmal sich versehen haben, mit der gewohnten Bestimmtheit versichert, daß die Schriften Sacher-Masoch's „jedenfalls der deutschen Literatur angehören". Recht komisch macht es sich auch, wenn in dem bekannten, von Paul Heyse u. A. angehäuften deutschen „Novellenschatz" eine Erzählung Sacher-Masoch's sich mit abgedruckt findet. Durch eine so kritiklose Unterwerfung unter fremdländische Unverschämtheit, welche sich dreist in den Bann und Frieden unsres Hauses drängt, ist die Entstehung des Aberglaubens bei Herrn Sacher-Masoch einigermaßen verzeihlich: er müsse mit zu „den neueren deutschen Dichtern" gerechnet werden — er „zähle zu den Wenigen in Deutschland, welche u. s. w.",

er dürfe von „unserer“ Politik, „unserer“ Literatur reden, wenn er von der deutschen etwas faselt. Denn Rudolf Gottschall hat ihm das erlaubt. Sein Landsmann Robert Hamerling, der aus mercantilen Gründen einen gewissen Werth darauf legt, für einen deutschen Schriftsteller gehalten zu werden, hat sich durch eine ähnliche Belobigung bei Sacher-Masoch rückversichert. Und Herr Oscar Blumenthal schrieb dem Galizier einen Stammbuchvers, den der Verleger des berner „Intelligenzblattes“, Herr Haller, noch als Reclame ansieht:

Ja, ist der Dichter auch vielleicht verrückt,
So hat er sicher — viel Verstand verloren.

Aber damit ist natürlich keinem wirklichen Deutschen die Befugniß verkümmert, vom deutschen Hausrecht Gebrauch zu machen und den östlichen Schriftsteller sanft über die Grenze nach seiner Heimath zu weisen und „abzuschaffen“, wie der humane k. k. Germanismus lautet.

Ein sehr wohlwollendes Nationale über Herrn Sacher-Masoch, mit welchem dieser dem Leserkreis des besagten deutschen „Novellenschatzes“ vorgestellt wurde, und welches in der Hauptsache sicherlich Herrn Sacher-Masoch selbst zum Urheber hat, läßt keinen Zweifel über die undeutsche Herkunft und Nationalität dieses Schriftstellers. Es heißt da wörtlich: „Leopold Ritter von Sacher-Masoch wurde am 27. Januar 1836 in Lemberg in Galizien geboren, wo sein Vater k. k. Hofrath und Polizeichef war. Eine kleinrussische Amme (!) aus dem Bauernstand weckte zuerst die Phantasie des Knaben durch die Volkslieder, die sie ihm sang, die Geschichten und Märchen, die sie ihm erzählte. Zunächst machten die blutigen Scenen der Revolution von 1846, die Erhebung der Polen gegen Oesterreich und die Niedermetzelung derselben durch die galizischen Bauern, einen großen Eindruck auf ihn.“ Was dann weiter einen großen Eindruck auf ihn machte, ist nicht ausgesprochen. „Er besuchte das Gymnasium in Lemberg und Prag, machte seine Universitätsstudien in Prag und Graz, wurde in Graz zum Doctor promovirt und war an der dortigen Hochschule durch fast zehn Jahre als Privatdocent der Geschichte thätig. Seine Erfolge als Schriftsteller bestimmten ihn 1870 dem Lehramt den Rücken zu kehren . . . Er lebt seit dieser Zeit in Bruck an der Mur ausschließlich seinen literarischen Arbeiten. In früheren Jahren bereiste er einen großen Theil von Europa, insbesondere lebte er mehrere Jahre in Italien und Frankreich.“

Die bisherigen Werke Sacher-Masoch's lassen ebensowenig einen Zweifel darüber zu, daß die ganze Lebens- und Weltanschauung, die sittliche und unsittliche Sphäre seines Denkens und Trachtens keinen Schimmer deutscher Art in sich trägt. So eifrig Sacher-Masoch's frühere Schriften auch von Leuten gelesen werden mögen, welche nur nach Sensationsromanen und unter diesen am liebsten nach jenen greifen, in denen die üppigste und raffinirteste Sinn-

lichkeit ohne alle Scham ihre Orgien feiert; und so bereitwillig diesen Schriften der Ruhm zugestanden werden soll, daß sie unter der modernen Bordellliteratur einen Rang einnehmen, gegen welche „Faublas“ ein naives Buch zu nennen ist, so wenig hat der Autor bisher irgendwie deutsche Sitten und Zustände zu schildern oder einen deutschen Leserkreis vorzugsweise gewinnen wollen und können. Die Scenen knutiger Wollust, bei denen Herrn Sacher-Masoch so wohl zu Muthe ist, bei denen er seinem Nationalbehagen die Zügel schießen läßt, jene Scenen, bei denen der Liebhaber der kleinrussischen Schönen das höchste Maß des Glückes erreicht glaubt, wenn die „Venus im Pelz“ — ohne weitere Kleidungsstücke — ihm den Fuß auf den Nacken setzt und ihn peitscht, daß ihm das Blut herunterströmt, oder bei denen der Pelz der Schönen das elektrische Fluidum bildet, welches Liebesfunken sprüht und erzeugt: Alles das ist uns Deutschen unverständlich; für Menschen, die sich noch nicht weit über die Lebenssphäre der Creatur erhoben haben, deren Fell sie tragen, mag es dagegen höchst interessant sein. Niemand wird das Herrn Sacher-Masoch bestreiten, niemand auch bezweifeln, daß solche Scenen, von welchen der Autor ernsthaft versichert, sie seien in Klein- und Großrußland, namentlich zu den Zeiten der großen Katharina landesüblich gewesen, dort vorkommen können. Vielleicht hat er schon in Graz diese historische Entdeckung vom Katheder vorgetragen und ist darauf die Beharrlichkeit zurückzuführen, mit welcher er dem Berufe eines Privatdocenten der Geschichte während zehn Jahren erhalten wurde, ohne daß man sich veranlaßt fand, mit seinen Kenntnissen eine Professur zu zieren. Jedenfalls aber sind solche Sitten und Gewohnheiten nicht deutsch, in keinem unserer Gesellschaftskreise heimisch und zu keiner Zeit deutsch gewesen. Nun kommt aber Herr Sacher-Masoch und belehrt uns in einem vierbändigen Roman, daß alle die unnatürlichen Laster und Manieren, deren sich bisher nur die von ihm geschaffenen kleinrussischen Nationalhelden beider Geschlechter, mit oder ohne Pelz, erfreuten, „die Ideale unserer Zeit“ seien, d. h. recht eigentlich deutsche Untugenden. Wer wollte daran zweifeln? Herr Sacher-Masoch sagt es. Er „wagt es, dem deutschen Volke einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich genau so erblicken kann, wie es in der That ist“. Er hat „den Versuch gemacht, deutsches Leben und deutsche Verhältnisse weder verzerrt und verhäßlicht, noch verschönert oder geschmeichelt darzustellen, sondern einfach w a h r, vorzüglich aber die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht sind“. Sehen wir zu, was Herr Sacher-Masoch in seinem Spiegel uns zeigt.

Drei junge Männer, einen Freundeskreis in einer deutschen Residenz, mit der Berlin gemeint sein soll, begleitet der Roman auf ihren Lebensschicksalen. Der erste, Wolfgang, ist Bildhauer ohne Beschäftigung. Der zweite,

Plant, „Jurist und eben mit seinem Examen beschäftigt, seinen bescheidenen Unterhalt fand er dadurch, daß er in der Kanzlei eines Notars Abschreiberdienste verrichtete" — im ganzen deutschen Reich ist ein „Jurist", der auf diese Weise seinen „bescheidenen Unterhalt" suchte, einfach nicht zu finden. Der Dritte, das Ideal des Autors, Andor, zurückgesetzter Privatdocent der Geschichte. Von diesen drei Persönlichkeiten ist Wolfgang am schnellsten abgethan. Er verdient es auch nicht besser. Er ist ein grober, hochfahrender, verächtlicher Mensch, der zuerst den Galan bei einer verheiratheten Gräfin Bärnburg abgiebt, dann vom König zum Hofbildhauer ernannt und zu einer geheimen Sendung nach St. Petersburg benutzt wird, welche den Zweck hat, über die Vergangenheit der Prinzessin Paula klar zu werden, die der Kronprinz liebt und später gegen den Willen des Königs heirathet. Der König stirbt, und Wolfgang fällt in Ungnade. Er erhält einen ehrenvollen Ruf nach Petersburg. Das ist aber nur eine Falle, welche die junge fromme Königin dem Spion der todten Majestät stellt. Wolfgang wird nach Sibirien transportirt. Er kehrt vollständig versunken später zurück und entschwindet unsern Augen. In ihm will der Verfasser — den deutschen Künstlerstand schildern! Zahlreiche Belegstellen könnten für diese Tendenz angeführt werden.

Die zweite untergeordnetere männliche Rolle, die gewissermaßen die Lücke ausfüllen soll, welche das Abhandenkommen Wolfgang's offen läßt, spielt der Baron Keith, ein Husarenoffizier, zu Anfang des Romans der Günstling der Gräfin Bärnburg, von der er unterhalten wird und bei der ihn Wolfgang „aussticht". Keith rächt sich an Wolfgang dadurch, daß er in Gesellschaft einer Trödlerstochter, Marie Penecke, in Frauenkleidern ein Café besucht, hier mit Wolfgang ein Stelldichein verabredet, und als Frau verkleidet, auf einen Divan hingestreckt, Wolfgang zu seinen Füßen sinken sieht. Da wirft er die Frauenkleider ab und steht in seiner Uniform vor dem Bildhauer; Marie beleuchtet die Scene und die Kameraden Keith's erscheinen zur Vervollständigung des Effectes. Die Kameraden und Keith betrinken sich hierauf, sie wollen Marie Gewalt anthun; ihr Vater eilt herzu, Keith ersticht ihn. „Einige Zeitungen besprachen den Vorfall in einer Weise, welcher geeignet gewesen wäre, Bismarck Nervenschmerzen zu verursachen, aber wir sind in Deutschland, die Zeitungen wurden confiscirt. Keith wurde in Arrest geschickt und später auf die Festung — für volle drei Monate. Man bedeutete ihn, seine Charge zu quittiren. Dies geschah aber nicht etwa deshalb, weil er nach gemeinen Begriffen einen Mord begangen hatte, sondern nur, weil er sich bei diesem Morde der ihm zustehenden Waffe nicht vorschriftsmäßig bedient hatte. Hätte er den alten Penecke niedergehauen, so hätte er in keiner Weise an Achtung eingebüßt oder eine Strafe erlitten!" Solcher Blöd-

sinn wird vom Autor als „Wahrheit“ deutscher Zustände im Jahr 1875 ausgegeben, in solcher Weise von ihm der deutsche Offiziersstand geschildert. Der Galizier an der Mur, dessen Phantasie zuerst durch eine kleinrussische Amme geweckt wurde, verwendet einige seiner besten Zoten auf diese „wahrheitsgetreue“ Schilderung des deutschen Offiziersstandes. Seine Offiziere liegen in dem Café auf den Billards! Baron Keith „trug jeder Zeit einen kleinen, in Silber gefaßten Spiegel in der Tasche, auch im letzten Kriege, und mitten in der Schlacht im heftigsten Granatfeuer, als die feindlichen Kugeln rechts und links Mann und Roß zu Boden schmetterten, blickte er in den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob er gut aussehe u. s. w.“ Man muß es als ein Uebermaß von Gerechtigkeit ansehen, daß Herr Sacher-Masoch diesen Baron Keith seine weiteren Heldenthaten: die Hochstapelei und den Creditbetrug im Großen, die steigende Routine im Verbrecherleben und in der Gemeinheit, die bis zum Verkauf der eigenen Frau gedeiht, nicht mehr in Uniform verüben läßt. Dafür bekommen aber die anderen deutschen Offiziere bei jeder Gelegenheit ihre Stiche aus der kleinrussischen Feder ab. Die deutschen Offiziere Herrn Sacher-Masoch's sind nämlich ein Mittelding zwischen Affe und Louis. Sie werfen ihre besten Uniformstücke in den Straßenkoth, um die Heldinnen des Herrn Sacher-Masoch — die ausnahmslos Lustdirnen sind — darüber schreiten zu lassen. Ja, sie lassen sich von der gemeinen Dirne, die Herrn Sacher-Masoch's erste Heldinnenrolle spielt, einfach vor den Wagen spannen und mit Zügel und Peitsche um die Villa der Dirne herumjagen. Der deutsche Offizier gestattet (nach Herrn Sacher-Masoch) in einem öffentlichen Local, daß eine abenteuernde Schauspielerin auf Kosten dieses Offiziers zu Nacht speist und Champagner trinkt, ohne ihn vorher zu fragen, er gestattet, daß sie ihm vor allem Publikum den Kellner mit der Rechnung sendet. Der deutsche Offizier kann die Ausgabe nach Herrn Sacher-Masoch um so eher verschmerzen, als er sich in Frankreich alle Taschen voll gerettet und gerollt hat. Gewiß der galizische Mann sagt nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit! Tief beschämt wird der deutsche Offiziersstand in Zukunft die Kameraden aus allen fremden Nationen abweisen, die bisher in Deutschland zusammenströmten in dem Wahne, vom deutschen Offiziersstand lernen, ihn mindestens in hohem Grade achten zu können. Thörichte Illusionen! Zieht nach Bruck an die deutsche Mur, dort sitzt der große Ritter, der es besser weiß!

Bei alledem haben wir die Haupthelden Sacher-Masoch's noch gar nicht näher erwähnt. Da ist vor Allem der bereits mit aufgezählte „Jurist“ Plant, der sein Brod mit Abschreiben bei einem Notar verdient! Er debutirt im Anfang der Geschichte damit, daß er den Frack seines Freundes Andor diebisch versetzt, ohne daß er dadurch irgend eine Ehrenminderung zu erleiden glaubt. Er wird dann der Zuhälter der Marie Penecke, der Trödlerstochter; dann tritt

er in derselben Stellung der Gräfin Bärnburg näher, bei der er seinen Freund Wolfgang, den Bildhauer aussticht, und sich ein Vermögen macht durch Unterschleife und Rechnungsfälschung als Verwalter des Grafen Bärnburg. Dann macht er sich unabhängig, d. h. er wird Börsenräuber. Dann erkennt er seine alte Flamme Marie Penecke, die er der Gräfin Bärnburg geopfert, wieder, in der Person der gefeierten Schauspielerin Valeria, der selbst der junge König zu Füßen liegt. Er kauft ihr eine Villa. Er ruinirt sich ihrethalben. Als er es dahin gebracht, kündigt sie ihm sanft ihren Entschluß an, die Maitresse des Königs werden zu wollen; ihren Plant macht sie dagegen zu ihrem Bedienten. Er läßt sich das ruhig gefallen. Er kann sich in dieser Stellung ja von neuem etwas zurücklegen, und er thut es auch, bis er den Bedientenrock mit der Charaktermaske des Revolver-Journalisten und Börsenwolfes vertauschen kann. In einer fast schrankenlos gebietenden Stellung: an der Spitze des gefürchtetsten Blattes und als den Häuptling der ruchlosesten Börsenmachinationen, denen die Königin und die höchsten Gesellschaftskreise sehr nahe stehen, und bei welchen der Verrath von Staatsgeheimnissen einen wesentlichen Theil der glücklichen Rechnung ausmacht, und so zu sagen zum täglichen Brode mit gehört, verlassen wir Plant am Ende des Romans im Besitze hoher Orden und Reichthümer und geadelt. Was soll dieser Charakter bedeuten? wird man sich fragen. Etwa den „Gründer“ oder ein Zerrbild desselben, in dessen Person alle nur denkbare Verworfenheit gehäuft ist? O nein! Plant soll wie uns Herr Sacher-Masoch versichert, nichts weniger sein als „der Musterdeutsche“ unsrer Tage und — „der Ideale unsrer Zeit!“ Die Landes- und Volkskenntniß des ruthenischen Mannes mit der Ammenphantasie ist gewiß zu tief und demüthigend, als daß wir in unsres Nichts durchbohrendem Gefühle bei dieser Charakteristik noch ein Wort der Vertheidigung und Abwehr übrig hätten. Es ist ja nur die nackte Wahrheit, welche uns der galizische Eulenspiegel vorhält.

Sehr niedlich ist natürlich der reine Charakter gerathen, welcher im Gegensatz zu allen diesen schlechten Menschen den wahrhaft idealen Deutschen des Herrn Sacher-Masoch darstellen soll: Andor. Dieser brave, unglaublich pedantische, Mann ist, gerade wie der Verfasser vor Zeiten selbst, zu Anfang seiner Laufbahn Privatdocent der Geschichte; er bringt es, wie der Verfasser, in dieser Stellung nur zu unverschuldeter Zurücksetzung. Er wird auf Zureden eines Redacteurs Journalist, Mitarbeiter des einzigen unabhängigen Blattes — in Deutschland müssen wir hinzusetzen, denn wir haben uns immer daran zu erinnern, daß es ja deutsche Zustände sind, welche der Spiegel des Galiziers uns vorhält. Dieses einzige unabhängige deutsche Blatt steht natürlich auf Seiten der Opposition. Es heißt aber nicht etwa „Organ für Jedermann aus dem Volke“, sondern die „Reform“. Es raisonnirt nicht nach der Philosophie Franz

Duncker-Bernstein-Kletke oder Löb Sonnemann, sondern nach Arthur Schopenhauer. Es erlangt durch seine Ehrlichkeit einen Einfluß, der einfach unbegreiflich ist in einer Gesellschaft, die von unten bis oben so grundverdorben ist, wie Herr Sacher-Masoch die deutsche schildert. Alle Welt capricirt sich seltsamerweise darauf, dieses Blatt zu bestechen: Plant, der Zeitungs- und Börsenkönig; die Königin, die an der Börse speculirt, mit ihren weiblichen und männlichen, weltlichen und geistlichen Helfershelfern — und alle diese Versuche scheitern an der Ehrlichkeit Andor's. Dafür ist dieser Held aber auch selbst aufs tiefste durchdrungen von der Größe dieser unerhörten Leistung seiner Ehrlichkeit. Und der Verfasser selbst ruft aus: „Nicht das Löwenfell und die Keule macht den Heroen den Halbgott aus. Jede Zeit hat ihre Helden und ihre großen Thaten. Die Größe unsrer Zeit ist die Redlichkeit. Wer heutzutage ehrlich bleibt, der ist ein Held.“ Diese Worte schreibt der Autor nicht etwa wieder aus Ironie, sondern im vollsten Ernste. Sie sind gleichsam die Moral seiner vierbändigen Geschichte. Eine neue That seines Helden Andor verzeichnet Herr Sacher-Masoch nicht. Daß er ehrlich bleibt, ist etwas so ungeheures, daß Herr Sacher-Masoch ihm das Zeugniß ausstellt: „Er steht Leonidas und seinen Spartanern bei Thermopilä, Napoleon im Quarré der alten Garde bei Waterloo, Huß auf dem Scheiterhaufen ebensowenig nach, wie Gracchus dem Volkstribun und Benjamin Franklin.“ Das ist also die Wahrheit über Deutschland! Vielleicht findet sich in Graz ein Privatdocent des Criminalrechts, welcher Herrn Sacher-Masoch aus alter Collegialität einmal mit den Paragraphen 241 und 263 des deutschen Strafgesetzbuchs bekannt macht und dem Galizier die Wahrheit offenbart, welche bei uns im Reiche die Kinder längstens im ersten Schuljahr absolviren, daß Diebstahl und Betrug in Deutschland bestraft werden. Vielleicht findet der Ruthene an der Mur, der uns in einem der Kapitel s e i n e s Romans eine Statistik der unehelichen Geburten in Europa vorträgt, einmal die Zeit, sich in die Statistik der Verbrechen zu versenken und sich zu überzeugen, daß bis jetzt doch nur eine recht unbedeutende Minderheit der Deutschen des Diebstahls und Betrugs überführt sind und viele Millionen unbescholtener Menschen ihrer Freiheit sich freuen. Die haben nach Herrn Sacher-Masoch sämmtlich das Anrecht, Halbgötter zu werden oder sich neben „Napoleon im Quarré bei Waterloo“ zu stellen. Vielleicht wird dann Herr Sacher-Masoch auch erkennen, daß die gemischte Gesellschaft, welche seine „Ideale unsrer Zeit“ uns vorführen, in Deutschland eigentlich männiglich im Zuchthaus sitzen würde.

Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß Herr Sacher-Masoch auch von deutscher Königswürde Vorstellungen hegt, die einem ruthenischen Casperle-Theater vielleicht Ehre machen würden. Ein deutscher Fuhrmann ist in seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten ein feiner Lebemann im Vergleich

zu den Majestäten, welche von Sacher-Masoch's Gnaden die Krone tragen. Der alte König, der den Bildhauer Wolfgang begünstigt, spricht die wahrhaft königlichen Worte: „Höre, daß er eine Büste von mir begonnen hat, junger Mann . . . Herzeigen also“. Jede der vorgezeigten Arbeiten „belohnt ein landesväterliches „Hm!“ „Endlich steht der König auf und nimmt den Bildhauer beim Ohrläppchen.“ Die künftige Königin, die sich allerdings damit entschuldigen kann, daß ihr das slavische Blut des Herrn Sacher-Masoch in den Adern rollt, schlägt den Bildhauer Wolfgang mit der Reitpeitsche kreuzweise über das Gesicht. Der junge König, ihr Gemahl, erscheint selbst hinter den Coulissen, um eine gemeine Dirne, die Schauspielerin Valeria, zu beglückwünschen. Ja, mehr als das: er ist sein eigener Generalindentant, „er zieht den Entwurf eines Kontrakts aus der Brust hervor“ u. s. w. Das ist aber noch gar nichts gegen die Leistungen der Majestäten in den folgenden Bänden. Der König taumelt von einer schönen Frau zur andern, seine ganze Regierungskunst besteht in Verführung; ungeheure Summen opfert er seinen Liebeslaunen. Aber warum auch nicht? „Der König wurde etwas verlegen, wie sollte er diese Summen vor seinem Landtage rechtfertigen und unter welchem Titel sollten sie in das Budget eingestellt werden, aber er kannte seine getreue Opposition zur Genüge, er wußte, daß ein deutscher Liberaler von einem loyalen Unterthanen des großen Czaren um nicht viel mehr als jene Nüance entfernt ist, die den Carlisten vom Briganten der Abruzzen unterscheidet und bei dem väterlichen Gedanken an die freisinnigen Führer seines guten Volkes beruhigte er sich bald vollends.“ O Spiegel deutscher Zustände, wie wahr bist Du!

Noch toller treibt es inzwischen die Königin. Sie richtet sich ein verwunschenes Schloß ein für ihre Verhältnisse zu jedem beliebigen männlichen Besucher. Ein blöder deutscher Bauer entflieht, als er zwei Damen im Schloßteich baden sieht, die ihn freundlich zu sich winken. Aber ein Amerikaner und — natürlich — ein Pole erfreuen sich der Gunst der Königin. Alles das passirt nicht etwa in einem anonymen Jahrhundert, sondern in den letztverflossenen Jahren. Ganz genau kann man dem Verfasser Monat und Tag allerdings nicht nachrechnen, da er die Trauermäntel im Vorfrühjahr fliegen läßt, und seine Personen neueste und etwas ferner liegende Ereignisse durcheinander mengen. Aber keinesfalls beginnt seine Geschichte vor 1871. Ereignisse dieses Jahres führen seine Helden schon in den ersten Kapiteln im Munde. Weshalb diese Verdunkelung der Zeit des Schauplatzes? Weshalb vermeidet der wahrheitsliebende Galizier, genau zu sagen: an diesem deutschen Hofe sind solche Verbrechen geschehn; hier wuchern die Majestäten mit Staatsgeheimnissen an der Börse? Die Antwort auf diese Fragen ist einfach. Dem Autor ist etwas bange geworden, wegen Majestätsbeleidigung mit dem

k. k. Staatsanwalt in Berührung zu kommen. Denn auch der letztere hat, wie die drakonische Strenge gegen die Veranstalter der Scenen in Graz bei Anwesenheit des Don Carlos beweist, stellenweise Anwandlungen, fremde Souveraine, ja selbst solche, die es werden wollen, vor Brutalitäten seiner Mitbürger zu schützen. Diesem Triebe der Selbsterhaltung ist die absichtliche Verdunkelung des Schauplatzes und der Atmosphäre zu danken, in der die Ereignisse dieses Romans sich abspielen. Dadurch soll auch „der Hof" namenlos gemacht, eine Anklage vermieden werden. Sorgfältig mischt der wahrheitsliebende Mann die Farben so, daß alle Welt sagen kann: das spielt in Berlin, also muß auch der Hof .... der Autor versichert ja, er sage nur die Wahrheit! Der „Thiergarten", die „Blechmütze" der Offiziere, die Nervenschmerzen Bismarck's bei mehr als einem der Ereignisse dieses Romans, die Schimpfereien gegen spezifisch-preußische Zustände, welche den handelnden Personen in ihre eigene Gegenwart und Lebenssphäre hineinragen, weisen übereinstimmend auf Berlin. Aber der mannhafte Galizier, welcher „auch unter veränderten Verhältnissen seinen politischen und sittlichen Grundsätzen, seinen freiheitlichen Idealen treu geblieben ist," hat erkannt, daß der beste Theil der Tapferkeit Vorsicht ist. Er macht den Hof seiner deutschen Central-Residenz katholisch. Man erfährt viel von dem Treiben von Beichtvätern. Die Helden und Heldinnen rechnen mehr nach Gulden als nach Thalern. Sie bedienen sich stets nur des „Sacktuchs". Die Beamten beziehen ihren Gehalt nach „Gagebogen" und leisten dem Staate „Federrobot". Der Zinsfuß wird nach „Perzent" berechnet. „Beeidete Schätzmeister" (d. h. Executoren), „Inzichten", „Mauthhäuser" u. a. österreichische Inventarienstücke spielen eine Hauptrolle. Also ist am Ende Oesterreich gemeint? Nein bewahre! Zur Vermeidung solcher cisleithanischer Mißverständnisse wird dem eigenen Landesherrn ein ansehnlicher Posten Weihrauch gestreut. „Die Menschen mit dem großen Blick, die, wie der Kaiser von Oestreich, ihren Söhnen Shakespeare's „Julius Cäsar" aufführen lassen, sind selten." Da Herr Sacher-Masoch selbst behauptet, daß sich „ein ekelerregender Byzantinismus in unserem politischen Leben, auch in unserer Literatur breit macht", und da er selbst hiervon völlig frei und seinen „freiheitlichen Idealen treu geblieben" ist, so wird die ganze Schwere dieses Lobes in der Wiener Hofburg gewiß gewürdigt werden. Wenn man nur sicher wüßte, ob der Mann, welcher „endlich wieder einmal jene großen und ewigen Ideale der Menschheit, jene unsterblichen Prinzipien der Freiheit verkündet, welche die Leitsterne unserer Väter waren" einen Orden annähme, oder vielleicht einen taxfreien k. k. Hofrathstitel?

Selbstverständlich stehen die Frauen, welche Herr Sacher Masoch in den „Idealen unsrer Zeit" eine Rolle spielen läßt, auf dem nämlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Standpunkt, wie seine Männer. Mit Ausnahme der

anständigen, aber dummen und schwachen Baronesse Keith und der unbedeutenden Frau des Redacteur Wiepert, sind sie sammt und sonders liederliche Dirnen und Gaunerinnen. Es könnte uns ganz gleichgültig sein, wo Herr Sacher-Masoch die Modelle zu seinen Heldinnen aufgelesen hat. Aber da er behauptet, er schildere „deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einfach wahr", so wagt er damit auch die Behauptung, daß seine Schilderungen deutsche Frauen darstellen sollen. Sehen wir uns also diese angeblichen Landsmänninnen etwas näher an. Die erste, die uns vorgestellt wird, ist die Gräfin Bärnburg. Sie sitzt in der Theaterconditorei des Opernhauses im Glanz der Gasflammen inmitten „vornehmer Gesellschaft", „in reichen königlichen Winterhüllen, das eine Bein sans gêne über das andere heraufgezogen, eine kleine Zigarette rauchend". Später heißt es von ihr: „Sie singt Chansonnetten trotz der Therese und Mannsfeld, sammelt an der Kirchenthüre für den Papst, tanzt Cancan und pflegt die im Kriege verwundeten Soldaten." „Die Damen der High-life rivalisiren mit der Halbwelt", heißt es später ganz allgemein. Und: „man" (d. h. das Publikum) eilt „zu seiner Dame, die, während man im Theater war, einen jungen Lieutenant empfangen hat." „Eine Frau, die sich damit begnügt, uns lieb zu haben, uns das Haus wohnlich zu machen und unsere Kinder an Leib und Seele gesund heranzuziehen, wie langweilig, wie blöde, wie einschläfernd. Aber eine schöne Dame, welche unser Geld mit Geschmack zu verschwenden versteht, die ist es ohne Zweifel werth, daß wir für sie Opfer bringen, denn sie giebt unserem Dasein die Würze, jenen pikanten Wildpretgeschmack. Wenn sie an unserer Seite mit zehn Andern liebäugelt, um so besser, wenn sie uns betrügt und unsere Eifersucht verlacht, noch besser, wenn sie uns überdies mit ihren kleinen Füßen tritt, unbezahlbar! Wenn nur diese kleinen Füße in goldgestickten Sammtpantöffelchen stecken und wenn sie es versteht, pikant mit feinem Geschmack zu treten." Hier spricht Herr Sacher Masoch im Pluralis majestatis! „Nur in der Welt und — Halbwelt giebt es solche Frauen, was dazwischen in der bürgerlichen Wüste (!) läßt uns vergebens nach Genuß schmachten, nach Aufregung dürsten." Die „bürgerliche Wüste" ist aber in Marie Penecke auch ziemlich genußreich geschildert. „Aus dem sanften Schatten ihrer Augen, aus der flatternden Bewegung der Nasenflügel (!) athmete soviel Genußsucht . . . Sie theilte Ohrfeigen aus wie eine echte (!) Dame" . . . „Das moderne Weib hat nur ein Laster, das alle andern gebiert; eine einzige Schauspielerin verführt mit ihrer Kleidertracht heutzutage mehr Frauen, als alle Ehebruchsdramen und schlüpfrigen Romane zusammengenommen. Das moderne Weib lechzt nach dem Luxus der Toilette, mag auch das warme Herzblut ihres Gatten, ihres Liebhabers daran kleben. Der Toilette opfert es ohne Bedenken alles Andere und nöthigenfalls sich selbst." In dieser

Weise wird jeder Frauencharakter Masoch's verallgemeinert, als deutscher Typus ausgegeben. „Es war eine selige Stunde für Hanna und ein paar glückliche folgten, dann war sie ihres Kindes müde. Eine Amme kam, diese genoß die wahren Mutterfreuden, sie zog das Kind auf. Hanna durfte selbstverständlich ihre herrliche Büste nicht in Gefahr bringen, es ist doch viel wichtiger, auf einem Balle seine Schultern zu zeigen, als dem Kinde die Mutterbrust zu geben. Wie sollte es Hanna gelingen, ihre Pflicht als Gattin und Mutter zu erfüllen, sie ist eine gebildete deutsche Frau, sie hat Wichtigeres zu thun Stoffe zu wählen, neue Toiletten anzuordnen, sich anzukleiden, ihre Augenbrauen zu malen, falsches Haar auf ihrem Kopfe zu befestigen, das Theater zu besuchen, in Soiréen zu glänzen, vielleicht auch zu liebeln. Wer könnte sie deshalb tadeln?"

Das sind einige der milderen Stellen, in denen der Autor nach seinen angeblichen Erfahrungen über deutsche Frauen spricht. Andre sind so unfläthig, daß kein anständiges Blatt sie mittheilen kann. Jedes Wort der Kritik ist überflüssig, wo die Worte des Verfassers selbst so deutlich den Werth der Frauen, die er kennt, bezeichnen. Wenn die deutsche Frauenwelt ganz im Allgemeinen an diesen Exemplaren von Weiblichkeit gemessen wird: an einer Königin, welche die moderne Messaline spielt und dabei bigott ist; einer Valeria, die ihre Anbeter den Champagner austrinken läßt, in dem sie sich gebadet hat; einer Hanna, die „halb in den Polstern des Sophas lag und den einen Fuß über den andern heraufgezogen hatte, so daß ein kleiner Sammtpantoffel unmittelbar vor Plant's Nase herumbalanzirte"; einer Gräfin Bärnburg, die denselben Plant, der ihr einen sehr leichten Roman vorliest „mit ihren ruhigen Augen anlächelt" und lispelt: „Wie pikant! nicht? möchten Sie nicht auch einmal so was erleben"? — wenn das Typen des Durchschnittscharakters deutscher Frauen sein sollen, dann kann der Autor in Deutschland nur kennen gelernt haben die Bewohnerinnen öffentlicher Häuser, und Dirnen, die mit ihnen in sittlicher Hinsicht auf gleicher Stufe stehen.

Für das ungewöhnliche Maß der Wahrheitsliebe und der Kenntniß deutscher Zustände, welche Herrn Sacher-Masoch innewohnt, dürften zum Schlusse einige Aussprüche lehrreich sein, durch welche uns der Autor „nur wahr" zu schildern versichert. Da heißt es: „Die Großen plündern die Kleinen, die Reichen die Armen, die ersteren mißbrauchen ihre Stellung, ihren Einfluß, um die bescheidenen Leute, welche keine Verbindung bei Hofe (!), keinen Einblick in die Depeschen (!) haben, schamlos ihres Eigenthums zu berauben. Wen kümmert der Ruin von Tausenden rechtlicher deutscher Familien, die Großen bauen Paläste und mischen den Mörtel mit dem Blute ihrer Opfer. Und dies alles mit einem Cynismus, einer Rohheit, die wir bei anderen Nationen vergebens suchen, der Russe blieb unter ähnlichen Verhält-

nissen (?) gutmüthig, der Engländer bewahrte seine Würde, der Franzose verlor keinen Augenblick jene Eleganz, Grazie und Großmuth, welche ihn so sehr auszeichnen, aber unter uns wandelt die nackte Ehrlosigkeit ohne Scham, ohne Mitleid, in häßlicher Gemeinheit einher." Weiter: „Wo man mit dem Gesetze nicht auskommt, läßt es sich mit Hilfe gründlicher deutscher Juristen spielend umgehen. Diese armen Leute, die sich stolz Bürger eines freien Staates nannten, waren in den Augen ihrer Gebieterin nur Unterthanen, ein Heer von Bedienten, bestimmt für sie zu arbeiten und ihrem Willen zu gehorchen, und sie gehorchen prächtig und waren zufrieden, daß man sie dafür schreiben und reden ließ, was sie nur wollten. Ehrt mir nur immer die deutsche Freiheit beim Bierglase, Ihr Minister und Herrscher von Gottesgnaden und im Uebrigen könnt Ihr dann regieren, wie's Euch gefällt. Macht geht vor Recht, aber der Freiheitssinn beim Bierglas geht bei uns vor Macht. Merkt Euch das." Ferner bei einer Actienzeichnung: „Man trat sich mit Füßen, schimpfte und fluchte, wie es nur gebildete Deutsche allein in solchen Lagen vermögen und die Frauen, welche sich in das Gedränge gewagt hatten, wurden zwar förmlich in Stücke gerissen, aber gewiß in zarter Weise, wie es einem Volke ziemt, das die „Würde der Frauen" erfunden und die Verehrung derselben seit beinahe 1000 Jahren als sein Monopol ansieht." Es war ja aber auch eine so noble Gründung! Deutsche Generale standen, nach der Darstellung des Herrn Masoch unter den Namen der Gründer — während in Wahrheit jede entfernte Beziehung eines activen Offiziers zu Gründungen bekanntlich mit Außerdienststellung geahndet worden ist — und deutsche Minister hatten sich bestechen lassen!

Es ist an diesen Proben ruthenischer Wahrheitsliebe sicherlich mehr als genug. Die Verantwortung für diese bubenhafte Lästerung unserer Nation wird dadurch natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Autor auf einem Bildungsniveau steht, welches dem Schüler der Quinta auf deutschen Gymnasien die Benutzung derselben Classe für ein zweites Jahr sichern würde. Herr Sacher-Masoch construirt, wie man sich aus den mitgetheilten Citaten überzeugen kann, selten einen deutschen Satz richtig. Er hat von den Gesetzen vernünftiger Interpunktion keine Ahnung. Er schreibt consequent Odissee, Dyonisos, Don Quixotes, Colatinus, Virtuosinen, Gustav Freitag, dekoletirt, Satyrohren. Er schreibt „lange Zoten wirren Haares," der Queu, der Polster (Plural: die Pölster), „für was haltest Du sie?" „vom alten König herab bis zur Trödlerin" u. s. w. Dieser erhebliche Mangel an gewöhnlicher Schulbildung nimmt ihm aber nichts von seiner Verantwortlichkeit für diese Verleumdungen. Es fehlt an einem internationalen Strafcodex für gemeine Angriffe auf die Ehre anderer Nationen. Wenn Herr Sacher-Masoch Fräulein Josefine Gallmeyer in einer der von seiner Feder bevorzugten Wiener Vor-

stadtzeitungen beschimpft, so bietet sie ihm in einem offnen Briefe Ohrfeigen an. Beschimpfte Nationen können das nicht. Sie haben kein Mittel, Sühne zu fordern und zu erhalten gegen bübische Bosheit. Sie bedürfen deren auch nicht. Ihr hohes Leben liegt aufgeschlagen in dem Buche der Geschichte. Was schadet es dem Monde, wenn der zottige Köter des Nachbarn ihn anbellt?

Die Albrechtsleute.

Geraume Zeit hat Amerika in geistiger Beziehung von uns nur empfangen. Es importirte nicht blos deutsche Fabrikate und deutsche Arbeitskräfte, sondern auch einen gewissen Betrag deutscher Idealität, deutschen Wissens und deutscher Kunsterzeugnisse, namentlich Gemälde und Melodien. Seit einigen Jahren aber ist es dabei, uns diese Gaben nach besten Kräften zu vergelten und dafür, daß wir an seiner Gesittung mitgearbeitet, in seiner Weise uns civilisiren zu helfen. Es hat, wie hier schon oft gezeigt, eine respectable humoristische Literatur auch für uns erzeugt. Aber es hat uns auch ernstere Dinge zu schenken. Es hat Ueberfluß an politischen und humanitären Geheimbünden, und es ist bereit und schon eifrig darüber her, uns von der letzteren Species abzugeben. Neben den vor Kurzem in d. Bl. charakterisirten Oddfellows hat es auch seine Druiden zu uns verpflanzt, ebenfalls eine gute Gabe Gottes. In den Thälern des Hudson und Mississippi hat es ferner eine Fülle von religiösen Secten entstehen sehen, und siehe da, auch dieser Segen wurde uns von ihm nicht vorenthalten. Von den Mormonen zwar, die uns in den fünfziger Jahren ihre Sendboten zuschickten, ihre goldne Bibel ins Deutsche übersetzen ließen und dieselbe Friedrich Wilhelm IV. durch eine Deputation überreichen lassen wollten, mochte die deutsche Polizei nichts wissen, und Brigham Young's Hamburger Blatt, „Zions Panier" erlosch nach der dritten Nummer schon. Besser dagegen gelang es den Baptistenmissionären der Yankees, die erst in den Seestädten, dann auch im Binnenlande Gemeinden gründeten, welche leidlich zu gedeihen scheinen, und ungefähr ebenso gute Geschäfte machten die Seelenfischer der Methodisten, welche gleichfalls schon seit dritthalb Jahrzehnten an unserm Heile arbeiten und nicht ganz unbedeutende Erfolge in ihren Netzen aufzuweisen haben.

In der letzten Zeit aber ist hierzu noch eine dritte Secte getreten, die dem Anscheine nach noch besser als diejenigen prosperirt, welche schon seit einer Reihe von Jahren sich's unter dem Schutze unsrer neueren Gesetzgebung be-

quem gemacht haben, ihren gottesfürchtigen Hafer säen und ihre frommen Rüben bauen. Wir meinen die sogenannte „Evangelische Gemeinschaft", deren Mitglieder in Amerika „Albrights" oder deutsch „Albrechtsleute" genannt werden, und die durch die Rührigkeit, mit der ihre Prediger in verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz Propaganda zu machen bemüht sind und wirklich machen, mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Im Folgenden theilen wir mit, was wir über dieses neueste Zeichen der Erkenntlichkeit Amerikas für die ihm von Deutschland zugeflossenen Beiträge zu seiner geistigen Wohlfahrt in Erfahrung gebracht haben, und zwar zunächst einige statistische Notizen, dann etwas über den Glauben der Secte, wobei wir wörtlich den Angaben folgen, die einer ihrer Geistlichen, W. Orwig zu New-Berlin in Pennsylvanien, dem Herausgeber eines Sammelwerks über die nordamerikanischen Secten im Jahre 1844 zukommen ließ*).

Die Albrechtsleute zählten 1843, damals noch auf die Vereinigten Staaten und Canada beschränkt, nahe an fünfzehntausend Communicanten und zwischen zwei- und dreihundert Prediger, unter denen sich über hundert Wanderapostel befanden. Gegenwärtig aber haben sie in Deutschland allein 6083 Mitglieder, neun Local- und sechsunddreißig herumziehende Prediger. In Deutschland und der Schweiz zusammen aber berechnet sich ihre Zahl, dem Bericht ihrer zwanzigsten Missionsconferenz zufolge. bei einem im vorigen Jahre erfolgten Zuwachs von 425 jetzt auf 7348 Mitglieder, 55 Local- und 164 Reiseprediger. Die Mission ist in fünf Hauptdistricte getheilt: Bremen, Berlin, Frankfurt, Würtemberg und die Schweiz. In Süddeutschland mit Einschluß des Elsaß besitzen sie mehr als ein Dutzend Stationen, und neben Straßburg ist hier Heilbronn ihr Hauptsitz. Im Norden des Reichs giebt es fünf Unterdistricte: die Mission in Lippe-Detmold, die in Dortmund, die in Duisburg, die in Essen und die in Schlesien, welche Reichenbach zum Mittelpunkt hat. Die größte Gemeinde ist die in Zürich, welche 505 Mitglieder zählt, dann folgen Dörtendorf=Waltersdorf in Sachsen mit 328, Heilbronn mit 301, Horgen in der Schweiz mit 298, Basel mit 294, Zwickau mit 289, Berlin mit 81 Mitgliedern u. s. w. Die Gesammtbeiträge sind im letzten Jahre von 50,178 auf 63,163 Thaler gestiegen. Die oberste Leitung liegt in den Händen des Bischofs Escher, der von Deutschland aus Briefe an den „christlichen Botschafter", das zu Cleveland in Ohio erscheinende Organ der Gemeinschaft, schreibt, welche viel von dem trefflichen Fortgange des Werkes, besonders in

*) Der Titel desselben ist: „He Pasa Ekklesia. An original history of the religious denominations at present existing in the United States". Der Herausgeber ist ein Herr Daniel Rupp zu Lancaster in Pennsylvanien.

Essen, wissen und sich der Hoffnung hingeben, daß an beiden Orten demnächst eine Kirche erbaut werden könne.

Ueber die Entstehung und die ersten Jahrzehnte der Secte, ihren Glauben und ihre Organisation in Amerika berichtet der vorhin genannte pennsylvanische Geistliche derselben Folgendes:

„Diese christliche Denomination entstand um das Jahr 1800 in einem von den mittleren freien Staaten Amerikas (Pennsylvanien). Zuerst wurden sie die Albrights oder Albrechtsleute genannt, wahrscheinlich auf Grund dessen, daß Jacob Albright (derselbe soll ein Bauer gewesen sein) durch die Gnade Gottes das Werkzeug wurde, daß sie sich zum Dienste des allmächtigen Gottes vereinigten. Um das Jahr 1790 wurde Jacob Albright der glückliche Gegenstand der erweckenden Einflüsse des heiligen Geistes Gottes und gelangte zur Erkenntniß seines sündhaften Zustandes und der Wahrheit, und nach einem langen und sehr ernsten Kampfe empfing er zuletzt durch Glauben an den Sohn Gottes die Vergebung seiner Sünden und den Geist der Kindschaft. In diesem Zustand verlebte er mehrere Jahre im Dienste Gottes, und auf das Verlangen seiner Mitchristen sprach er zu verschiedenen Malen öffentlich ein Wort der Ermahnung, welches nicht ohne Frucht blieb. Im Jahre 1796, nach einem sehr ernsten Ringen in Betreff seiner Berufung zum Seelsorger begann er durch das Land zu reisen und seinen Mitmenschen das Evangelium von Christo, dem Gekreuzigten, zu predigen, und der Herr erkannte seine Mühwaltung an und segnete sie reich, indem er ihm viele Seelen zum Lohne gab. Indem er nun immer Mitgefühl und zärtliche Theilnahme für die Deutschen dieses Landes empfand, insofern unter ihnen das wahre Christenthum sehr tief herabgekommen und fast ganz ausgerottet war, vereinigte er sich im Jahr 1800 mit einer Anzahl Personen, die durch seine Predigt erweckt und zu Gott bekehrt worden waren, zu einer christlichen Gemeinschaft. Im Jahr 1803 beschloß dieser Verein unter und für sich eine kirchliche Ordnung einzuführen und aufzurichten. Jacob Albright wurde deshalb zum vorsitzenden Aeltesten unter ihnen gewählt, von den andern Predigern gebührend bestätigt und durch ihre Handauflegung ordinirt, sodaß er befugt war, alle Handlungen vorzunehmen, die für eine christliche Gesellschaft nothwendig und für einen evangelischen Prediger passend sind. Sie wählten einmüthig die heilige Schrift zu ihrer Führerin im Glauben und Handeln und bildeten ihre Kirchenzucht darnach, wie jedermann sehen kann, der sich die Mühe geben will, sie zu prüfen. Zuerst allerdings, als ihre Grundsätze und ihr Ziel noch nicht sehr bekannt waren, begegnete diese Denomination beträchtlichem Widerstande und erlitt viel Verfolgung, indeß breitete sie sich bis auf die jetzige Zeit und besonders in den letzten zehn Jahren immer mehr aus“ . . . „Bis jetzt haben sie ihre Arbeiten hauptsächlich auf die deutsche Bevölkerung der Vereinigten

Staaten und Canadas beschränkt und vor einiger Zeit große Erfolge unter den ausgewanderten Deutschen in den westlichen Staaten und in verschiedenen von den hauptsächlichsten Seehäfen dieses Landes erzielt."

Darauf folgt in der Mittheilung, der wir hier unsern Bericht entnehmen, das Glaubensbekenntniß der Secte, von dem wir nur einen Auszug geben, da es in den Hauptquellen mit dem lutherischen übereinstimmt und in den Nebensachen blos unbedeutend abweicht. Die Albrechtsleute glauben wie die drei Hauptkirchen der Protestanten an die Dreieinigkeit, an die Doppelnatur Christi und an dessen erlösenden Kreuzestod, sowie an seine Auferstehung und Himmelfahrt, ferner an den heiligen Geist, an die heilige Schrift als alleinige Glaubensrichtschnur und Lehrquelle und an die Erbsünde. Das ist der Inhalt der sieben ersten Paragraphen ihres Credo.

Im achten heißt es dann vom freien Willen: „Der Zustand der Menschheit nach und seit dem Fall Adam's ist so elend, daß wir uns nicht durch einfache natürliche Kräfte zu Gott wenden können, und daher sind wir auch nicht im Stande durch unsere eigene natürliche Kraft irgendwelche gute Werke, die vor dem Angesicht Gottes wohlgefällig und annehmbar sind, zu thun, wenn die Gnade Gottes durch Christus uns nicht zuvorkommt und uns beeinflußt, daß wir einen guten Willen haben, und mit uns wirkt, wenn wir diesen guten Willen haben." Ueber die Rechtfertigung sagt der folgende Paragraph: „Wir werden vor Gott nie gerecht erfunden auf Grund unserer Werke oder Verdienste, sondern wir werden einzig durch das Verdienst unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus und durch Glauben an seinen Namen gerechtfertigt. Deshalb ist die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein eine höchst gesunde und trostreiche Lehre." Weiterhin lesen wir über die guten Werke: „Obwohl gute Werke die Früchte des Glaubens sind und der Rechtfertigung folgen, während sie nicht die Kraft haben, unsre Sünden vergessen zu machen oder das Gericht abzuwenden oder die Strenge der Gerechtigkeit Gottes zu ertragen, sind sie doch Gott und Christo wohlgefällig und angenehm, wenn sie aus dem wahren und lebendigen Glauben entspringen, in sofern durch sie der lebendige Glaube deutlich erkannt werden kann, wie ein Baum an seiner Frucht erkannt wird." „Nicht jede mit Willen nach der Rechtfertigung begangene Sünde ist deshalb die Sünde wider den heiligen Geist, die nicht vergeben wird. Die, welche nach der Rechtfertigung in Sünde verfallen, können nicht alle von der Reue ausgeschlossen noch ihnen ihre Wiederaufnahme geradewegs verweigert werden. Nachdem wir den heiligen Geist empfangen haben, mag es sich begeben, daß wir uns von der Gnade entfernen und in Sünde verfallen, und doch mögen wir uns durch die Gnade Gottes wiederum erheben und unser Leben bessern. Und deshalb ist die Lehre derer zu verwerfen, welche sagen, sie können, so lange sie hienieden leben,

nicht mehr in Sünde verfallen, oder die denen, welche wahrhaft bereuen, den Stand der Vergebenheit ihrer Sünden verweigern."

„Die sichtbare Kirche Christi ist die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, unter denen das Wort Gottes in seiner Reinheit gelehrt und die Gnadenmittel gehörig dargereicht werden, nach Christi eigener Einsetzung in allen diesen Dingen, soweit sie erforderlich und im Einklang mit Christi Verordnung sind."

„Die Taufe und das Abendmahl des Herrn wurden durch Christus nicht eingesetzt, damit wir sie mißbrauchen, sondern damit wir sie gehörig gebrauchen. Und in solchen allein, die sie würdig empfangen, bringen sie eine heilsame und wirksame Kraft hervor, die aber, welche sie unwürdig empfangen, ziehen sich, wie Paulus sagt, die Verdammniß zu." „Die Taufe ist nicht blos ein Zeichen christlichen Bekenntnisses, wodurch Christen sich von Andern unterscheiden, und wodurch sie sich verbindlich machen, jede christliche Pflicht zu beobachten, sondern sie ist auch ein Zeichen innerer Abwaschung, Erneuerung und Wiedergeburt." „Das Abendmahl des Herrn ist nicht allein ein Zeichen der Liebe und Einigkeit, die Christen unter sich und einer gegen den andern haben sollen, sondern es ist viel mehr ein Geheimniß oder eine Darstellung unserer Erlösung durch das Leiden und Sterben Christi, sodaß die, welche recht und würdig und gläubig dasselbe empfangen, den Leib und das Blut Christi durch den Glauben genießen, nicht in leiblicher, sondern in geistiger Weise, durch Essen des gebrochenen Brotes und durch Trinken des gesegneten Kelches, die ihnen gereicht werden. Die Transsubstantiation oder Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi im Abendmahle des Herrn kann aus der heiligen Schrift nicht erwiesen werden, sondern widerspricht den klaren Worten der Schrift."

Ueber die kirchlichen Bräuche und Ceremonien sagt der 18. Paragraph: „Es ist keineswegs nothwendig, daß die Cermonien und Sitten in allen Orten dieselben oder völlig gleich sind; denn sie sind allzeit verschieden gewesen und können nach der Verschiedenheit der Länder, Zeiten und nationalen Sitten verändert werden, vorausgesetzt, daß nichts, was Gottes Verordnungen widerspricht, eingeführt wird. Wer immer nach seinem besonderen Urtheil mit Wissen und Willen die Verordnungen, Ceremonien und Riten der Kirche, zu der er gehört, verletzt, soll, wenn sie nicht dem Worte Gottes widerstreiten, und wenn sie von der rechten Behörde verordnet sind, offen getadelt werden als Einer, der gegen die Ordnung verstößt und die Gewissen der schwächeren Brüder verwundet, damit Andere von ähnlicher Dreistigkeit abgeschreckt werden. Jede besondere Kirche hat das Recht, Riten und Ceremonien einzuführen, zu ändern und abzuschaffen, doch so, daß alle Dinge zur Erbauung geschehen."

Paragraph 19 ist politischen Inhalts. Es heißt hier: „Der Präsident, der Congreß, die Landesversammlungen, die Gouverneure und die Staatsgesetzgebungen als die Abgeordneten des Volkes nach der Regelung und Machtübertragung, welche die Verfassung der vereinigten Staaten und die Verfassungen ihrer bezüglichen Einzelstaaten verfügen, sind die Regierenden der und in den Vereinigten Staaten. Und diese Staaten sind eine souveräne und unabhängige Nation, welche keiner fremden Jurisdiction unterworfen ist oder sein soll, obwohl wir glauben, daß Krieg und Blutvergießen sich nicht mit dem Evangelium und dem Geiste Christi vereinigen lassen.“ Der nächste Paragraph lautet: „Das zeitliche Gut von Christen darf nicht als Gemeinsames in Betreff des Rechts, Titels und Besitzes derselben betrachtet werden, wie Einige grundlos behaupten, sondern als gesetzliches Eigenthum. Nichtsdestoweniger sollte Jeder von den Dingen, die er besitzt, den Armen und Dürftigen geben und christliche Liebe und Freigebigkeit gegen sie an den Tag legen.“

Ueber die letzten Dinge, die Auferstehung und das jüngste Gericht haben die Albrechtsleute dieselbe Ansichten wie die Lutheraner. Auch die Ewigkeit der Höllenstrafen gehört ausdrücklich zu ihrem Credo.

Der Unterschied zwischen dieser Secte und den beiden großen Lagern des Protestantismus liegt also nicht in den Glaubenslehren, sondern wie bei den Methodisten, den diesen verwandten Herrnhutern und überhaupt allen pietistischen Secten in der Methode, mit der sie sich das Heil, die Rechtfertigung, die Entlastung vom Gefühl ihrer Sünde und die Gnade Gottes zu gewinnen suchen, und dann in ihrer Kirchenverfassung.

Wie bei den Methodisten wird auch in den Versammlungen der „Evangelischen Gemeinschaft“, die sich beiläufig immer vorzüglich an die niedern Klassen des Volkes wendete, das natürliche Verderben der Menschen, die Versöhnung durch den Tod Christi, die Buße und der Durchbruch der göttlichen Gnade besonders betont. Wie bei den Camp- und den Claßmeetings jener, so spielen auch bei diesen Sündenbekenntnisse und Bezeugungen der Ergriffenheit von der Gnade, die häufig unter lautem Seufzen, Schluchzen und Stöhnen, unter Zuckungen und Verzückungen vor sich gehen, eine Rolle. Wie dort, so werden solche Erscheinungen auch hier als sichere und nothwendige Zeichen der eintretenden Wiedergeburt angesehen, die durch die Art des Predigens, Ermahnens und Betens hervorzurufen sind.

Die Prediger der Albrechtsleute sind wie bei den Methodisten und allen ähnlichen Secten in der Regel Ungelehrte. Dieselben finden sich zu bestimmten Zeiten in Conferenzen zusammen, deren es verschiedene giebt: eine vierteljährige, eine Jahresconferenz und eine Generalconferenz; die ersten finden in jedem District bei den Vierteljahrsversammlungen der Mitglieder statt, die

zweiten einmal jährlich in jedem Conferenzdistricte, die dritten alle vier Jahre. Bei den letzteren sollen Abgeordnete aller Prediger der Secte zusammentreffen, was jetzt, wo dieselbe auch diesseit des großen Wassers Gemeinden hat, nicht gut möglich sein dürfte. Die Mitglieder der Vierteljahrsversammlungen sind alle Klassenführer (die Gemeinden theilen sich wie bei den Methodisten in Klassen von wenigen Personen, welche von einem besonders Frommen oder besonders Befähigten nach der üblichen Methode zubereitet, geistig galvanisirt und erweckt werden), Ermahner, Local- und Wanderprediger, die in dem betreffenden Districte ansässig oder stationirt sind. Die Mitglieder der Jahresconferenz sind die Reiseprediger und „solche, die gereist haben und durch die Ordination in vollem Verband mit der Seelsorgerschaft stehen". Die Generalconferenz endlich besteht, wie bereits angedeutet, aus Delegaten, welche jedes vierte Jahr von allen Jahresconferenzen in der Weise gewählt werden, daß immer vier Mitglieder dieser Versammlung von einer Stimme auf jener vertreten werden. Hierzu kommt schließlich noch eine Jahresconferenz der Localprediger jedes Districts, wofern es deren hier mehrere giebt; aber diese „sind hauptsächlich zur Erforschung des Charakters und des Betragens der gedachten Prediger bestimmt, damit bei den Jahresconferenzen der wandernden Seelsorger Zeit gespart wird".

Die ganze Genossenschaft der Albrechtsleute ist endlich in Conferenzbezirke, die Conferenzbezirke sind in kleinere Districte, diese in Kreise und die Kreise in Klassen getheilt, sodaß das Ganze einen wohl gegliederten Organismus bildet.

Städte und Dörfer, Land und Leute in Lothringen.

4. Land und Leute.

Durch Dorf und Stadt sind wir gezogen und so obliegt es uns noch, das Land in seiner Gesammtheit zu betrachten wie es in großen allgemeinen Zügen sich darstellt. Freilich ist die Entwickelung dieses Bildes getragen von einer Fülle schmerzlicher Erinnerungen, denn es giebt vielleicht kein Land der deutschen Zunge, dessen Geschichte in solchem Maß eine Leidensgeschichte war.

Immer wieder stritten neue Gegner um seinen Besitz; seit dem sechszehnten Jahrhundert war es der Schauplatz der wildesten Kriege und ein Erisapfel der Mächtigen. Zu den Kämpfen aber, welche Lothringen entvölkerten, zu dem mühevollen Ringen der heimischen Art mit wälscher Ueberlegenheit kam bald noch die religiöse Verfolgung, denn mit unläugbarem In-

stinkt identificirte man das evangelische und das germanische Element und wandte jedes Mittel an, um beides gemeinsam zu erdrücken.

Zu tausend und aber tausenden wanderten damals die Protestanten aus und nahmen Bildung und Wohlstand mit sich; daß der rasche Verfall von Metz auf diesem Grund allein beruht, hat jeder Unparteiische zugegeben. An die Stelle der Ausgewanderten aber kamen Picarden, Wallonen und alle möglichen Fremden ins Land, die weder numerisch noch moralisch einen Ersatz boten für das, was es verloren; der Grundbesitz ward zerstückelt, es war ein Grenzland geworden, mit allen Leiden, die dieser Name einschließt.

Die heutige Bevölkerung von Lothringen mag etwa eine halbe Million beziffern, aber die Art ihrer Vertheilung, m. a. W. die Dichtigkeit derselben, ist sehr verschieden *). In dem einen treffen mehr als 5000 Bewohner auf die Quadratmeile und im andern nur etwa 2900, in dem einen Kanton kommen auf den Kopf nicht einmal $^7/_{10}$ Hektaren, im andern fast $2^1/_2$ Hektaren auf jeden Bewohner. Sehr charakteristisch ist hierbei der Einfluß, den das nationale Element auf diese Verhältnisse gewinnt; je mehr das Deutschthum überwiegt, um so dichter wird in den einzelnen Kantonen die Bevölkerung.

Daß aber dies Deutschthum im Ganzen das französische Wesen noch jetzt unendlich überragt, das ist eine Thatsache, die Niemand leugnen kann, in Gestalt und Farbe, in Sitte und Brauch, in Sprache und Namen tritt sie zu Tage.

Und ob auch Jahrhunderte lang dieß Bild verzerrt, zerstückt und verkümmert ward, sein Grundton ist doch noch heute derselbe, wie damals, als diese Scholle deutsches Land war. Es ist in neuester Zeit die Neigung hervorgetreten, daß man nicht mehr die Schädelformen, sondern Haare und Augen prüft, um das Verhältniß der Raçen auf einem bestimmten Gebiete zu ermitteln, man hat einen Schritt vom leblosen zum lebendigen Material gethan und wie bekannt sind diese Untersuchungen nunmehr von Amtswegen in allen deutschen Ländern durchgeführt. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber ist Lothringen unläugbar unser Eigen, denn nicht Romanen sind es, die uns mit diesen blauen Blicken aus jedem Dorfe entgegenschauen, sondern deutsche Abstammung bildet den Masseneindruck, vor dem wir stehen. Der Kampf des romanischen Elementes, das sich mit rücksichtsloser Energie auf dies Deutschthum stürzte, hat aber freilich merkliche Spuren zurückgelassen und mächtige Hebel eingesetzt. Die französischen Armeen, die Jahrzehnte lang im Lande weilten, die Intoleranz der Bureaukratie kam ihm zu statten — aber die Grundlinien hat es doch nicht auszulöschen vermocht.

---

*) Für alle näheren Details verweisen wir auf das vorzügliche Werk „Deutsch-Lothringen" von Dr. Ch. Huhn, dem die neuere Literatur die werthvollsten Daten verdankt.

In ähnlicher Weise stellt sich das Verhältniß auf sprachlichem Gebiete. Auch hier finden wir jahrhundertelang nicht bloß den Gegensatz zwischen deutscher und französischer Zunge, sondern sogar das volle ja das herbe Bewußtsein dieses Gegensatzes, man fühlt es aus der ganzen kulturgeschichtlichen Entwickelung hindurch, daß Frankreich etwas anderes ist als Lothringen. Schon die „Jungfrau von Orleans", die doch im Bereiche des Bisthums Toul (!) geboren war, wird dafür zum frühen Zeugen wenn sie sprach, daß sie nunmehr „nach Frankreich" gehen wolle, um das bedrängte Land zu retten, die Herzoge von Lothringen hatten eine eigene selbständige Regierung für ihre Unterthanen deutscher Zunge „baillage de l'Allemagne", und noch lauter, als alles sprechen wohl die Ortsnamen selbst dafür, welcher Nationalität ihre Bewohner angehören. Trotz der französischen Verkleidung fühlt man die deutsche Endung heraus in diesen Namen von Saarburg und Finstingen, von Falkenberg und Busendorf, von Frohnecker und Gerskirch, trotz aller Zwangsmaßregeln, die im amtlichen Verkehr, in der Armee, in jedem Dienstverhältnisse lagen, gelang es nicht, der großen Masse ihre Muttersprache zu rauben. Wieweit diese Maßregeln indessen gingen, dafür giebt es erschreckende Belege. So hatte die Akademie von Metz schon vor fünfzig Jahren eine Preisfrage gestellt, durch welche Mittel wohl die deutsche Sprache am raschesten aus Lothringen verdrängt werden möchte, und der Cynismus der betr. Gelehrten empfahl, in den betreffenden Gemeinden eine Strafsteuer zu erheben, so lange bis Jedermann zur französischen Sprache bekehrt sei.

Wie das Verhältniß sich gegenwärtig stellt, gehören etwa 260,000 Bewohner dem deutschen und 175,000 dem französischen Sprachgebiete an, der Unterschied in den beiden Gruppen ist allenthalben merkbar, es ist ein anderes Element der Kulturgeschichte, das hüben und drüben waltet. Fast überall, wo wir in Lothringen größere Ortschaften oder Gemeinden finden, liegen sie auf deutschem Gebiet, je mehr wir dagegen nach Westen kommen, desto zersplitterter wird der Besitz, desto mehr schwinden der Sinn und die Mittel für gemeinsame Interessen. An dieser Zersplitterung trägt natürlich vor allem die historische Entwickelung Schuld, allein es kommt hinzu, daß auch die französische Politik nicht das mindeste that, um das Städtewesen zu heben und die Selbständigkeit größerer Communen zu fördern. So allein konnte es kommen, daß ganz Lothringen nur zehn Orte mit mehr als 2000 und nur weitere eilf mit mehr als 3000 Bewohnern besitzt.

Bei solchen numerisch kleinen Verhältnissen gewinnen natürlich die Sonderinteressen die Oberhand und nur allzuleicht kommt auch kleinlicher Zug in das tägliche Leben. Die Leute finden ihr mäßiges Auskommen, zumal da sie wenig bedürfen, aber für alle größeren Pläne fehlt es an Anregung, an Theilnahme, an Erfolg.

Derselbe Unterschied, den wir in Bezug auf die Größe der Gemeinden zwischen Deutschen und Franzosen hervorgehoben, macht sich auch für die Ausdehnung des Hauses und der Familien geltend. Ueberall wächst der Familienstand, jemehr das deutsche Element überwiegt, überall gewahren wir dort den größeren Sinn für häusliches Leben.

Im Ganzen freilich sind Häuser und Wohnungen im Lothringer Lande nicht eben glänzend bestellt, es fehlt der Schmuck der Kunst, es fehlt jene Poesie des ungestörten Behagens und der Grund für Beides liegt nahe genug. Unerbittlich hat ja die Fackel des Krieges Alles niedergebrannt, was hier Reiches und Schönes stand, und wenn die Eigner nach Jahren wieder bauten, so ward nach Jahrzehnten von neuem gesengt — wer mochte in solcher Drangsal an ein Werk dauernder Schönheit denken? Mit verarmten Mitteln, mit gedrücktem Sinne, mit der Hast des Hülflosen, der im Hause zunächst ein Obdach sucht, wurden nicht wenige dieser Lothringer Dörfer gebaut und dies Gepräge tragen sie zum Theil noch heute.

Aber selbst die größeren Güter, die allerdings bei der enormen Zersplitterung des Bodens nur selten sind, tragen in ihren Wohngebäuden nicht jenen Comfort, mit einem Worte jene Wohnlichkeit, nach der man sich sehnt, man fühlt auch hier, daß es dem Eigenthümer mehr um die praktische als um die ideale Seite seines Besitzes zu thun ist, daß er nicht mit seiner Persönlichkeit dahinter steht. Und in der That, die Mehrzahl der großen Grundbesitzer wohnt wenig auf ihren Gütern, man kommt auf einige Wochen um nachzusehen, aber im übrigen erschien es doch den meisten fesselnder, die großen Revenuen in Paris, in Nancy oder dgl. zu verzehren, als hier in ländlicher Stille. Deßhalb sehen denn auch die kleinen „Chateaux", die häufig den Mittelpunkt solcher Güter bilden, oft recht verwaist und einsam aus; sie sind nur das Eigenthum, nicht die Heimath ihrer Besitzer.

Noch weniger besticht natürlich der Kleinbesitz, das eigentliche bäuerliche Haus den Fremden, der seine ersten Blicke darauf wirft. Denn im ganzen Baue vermißt man jenen individuellen Zug, der besonders in den süddeutschen Dörfern (im Schwarzwald, im bairischen Oberland und zum Theil auch im Elsaß) so charakteristisch ist. Alle Häuser sind kahl und flach; meist in einer Dorfgasse aneinandergebaut; nur selten liegt ein Blumengarten davor, die Farbe ist weißgelblich oder ein mattes Grau und der Regen findet keinen Widerstand, um mit ihr sein tollstes Spiel zu treiben. Was noch besonders stört, ist der gänzliche Mangel an äußerer Ornamentik, da ist oft kein Giebel, kein Gebälk, kein Sims, der malerisch vorspringt und mit kräftigen Formen die äußere Fläche gliedert oder im Inneren trauliche Winkel schafft! Durch die Fenstersteuer, wie sie in Frankreich üblich war, ward diese Kahlheit und Monotonie der Außenmauer natürlich erhöht.

In manchen Dörfern dagegen sind beim Wiederaufbau noch die Grundmauern aus älterer Zeit benutzt und hier findet sich dann ein reicherer Wechsel in den baulichen Gruppen und eine größere Originalität der Anlage.

Wie bekannt ist die überwiegende Beschäftigung der Bewohner der Ackerbau, dem der größte Theil des cultivirten Bodens gehört, doch macht sich auch hier die Zersplitterung des Grundbesitzes nachtheilig geltend, da viele Gemeinden zur Durchführung wirklicher Reformen zu klein sind. Zudem stehen die Löhne ungewöhnlich hoch.

Als eine ganz specielle und eigenartige Erscheinung der Lothringer Landwirthschaft müssen wir jenes Teichsystem erwähnen, das besonders im Kreise Chateau-Salins und bei Saarburg betrieben wird. Mächtige Weiher, die häufig untereinander in Verbindung stehen, wurden dort angelegt und große Schleusen vermitteln die Zufuhr und Abfuhr des Wassers. Zwei Jahre lang sind sie von der Fluth bedeckt und mit Fischen besetzt, die nach Ablauf dieser Frist einen Werth von mehr als 100,000 Franks gewinnen, dann läßt man den Weiher ab und das schlammige Land, das keiner weiteren Düngung bedarf, wird in ein blühendes Kornfeld verwandelt. Der größte dieser Teiche ist jener, der nach dem Dorfe Lindre genannt wird und eine Länge von drei Kilometern mißt. Die Tiefe beträgt etwa zehn Fuß. Außer Weizen und Korn wird mit Vorliebe Hanf oder Flachs gepflanzt, die beide in dem aufgeweichten Boden besondere Größe erlangen. So findet hier die Dreifelderwirthschaft wohl die originellste Verwirklichung und nicht nur der Bauer allein, auch Jagd und Fischerei finden auf derselben Scholle reichliche Ernte.

Was den Wald betrifft, dies Lebenselement eines jeden Landes, so ist Lothringen noch immer reich hieran trotz aller Verwüstung, die vergangene Jahrhunderte ihm brachten. Meilenweit ward in den Kriegen jener Zeit der herrliche Forst verbrannt; aber die Natur ergänzte das mit milden Händen, was der Vandalismus der Menschenhand gesündigt. Erst dann, als Lothringen ganz in französischen Händen war, nahm die Verminderung unersetzliche Dimensionen an; sofort nachdem die Regierung das Land erworben, ließ sie fast um zwei Millionen Francs Holz in demselben schlagen, denn die Kriege forderten Geld; den Fremden, die aus Frankreich herüberkamen, wurden weite Waldgebiete zur Ansiedlung überlassen, während in neuerer Zeit die Industrie enorme Massen verschlang. Daher ist denn auch jetzt nur mehr das eigentliche Gebirgsland mit reichem Hochwald bestellt, dort finden wir noch prächtige Buchen und riesige Tannen, und manche von ihnen prangt als stolzer Mast auf französischen Schiffen!

Dort aber, wo das Land weniger rauh und waldig ist, blüht auf den Hügeln die Rebe, auch ihre Blätter schmücken den Ehrenkranz des schönen Landes!

Von dem Volksleben freilich, das sich dereinst in diesen Gauen fröhlich entfaltet, sehen wir jetzt nur noch verkümmerte Spuren, es hat noch mehr, als das Land unter dem Einfluße schwerer Zeiten gelitten, und was etwa zu Ende des Jahrhunderts noch bestand, ward durch den furchtbaren Rückschlag der Revolution vertilgt. So haben sich die originellen Trachten, die man im Elsaß doch noch manchmal findet, bei den Frauen fast ganz verloren und bei den Männern nimmt die blaue Blouse, dies Zeichen wachsender égalité immer mehr überhand. Auch die alten Sagen, an denen das Land einst reich war, sind erloschen oder verblaßt, soweit sie nicht noch in den Bergeswäldern der Vogesen eine Zuflucht fanden.

Lange Zeit ward einst am Johannistage das uralte Feuer geschürt und das verkohlte Scheit, das man aus den geweihten Flammen nahm, sollte das Haus vor allem Zauber des Bösen schützen, das Wasser, das man in der Neujahrsnacht schöpfte, hatte heilsame Kraft und in der Tiefe des Brunnens glaubten die Mädchen das Bild des Liebsten zu sehen, der ihnen im kommenden Jahre beschieden war. Nicht leicht war der Glaube an Gespenster und Hexen in irgend einem Lande dermaßen verbreitet wie in Lothringen (wo man binnen 15 Jahren 900 Personen verbrannte) und mit allen Mitteln wehrte sich das Volk noch lang gegen ihre geheime Kraft; an der Thüre stand das heilige Zeichen, man segnete die Häuser aus und besprengte Stall und Wohngemach mit geweihtem Wasser. Aber ob man damit auch die Dämonen aus dem Haus vertrieben wähnte, aus der Seele des Volkes waren sie nicht gebannt, dort blieb noch durch viele Geschlechter hin ihre geheime Zufluchtstätte, kein Segen und kein Fluch konnte sie dort erreichen. Zu einsamer Stunde, in den Spinn- und Kunkelstuben kamen sie leise hervor, dort raunten die Mädchen sich flüsternd zu, an welchem Kreuzweg noch, an welchen Stellen des Waldes die weißen Gestalten vorüberhuschen, in welchen Nächten man es knistern und seufzen hört, bis vor dem Schritt des Fremden die Rede plötzlich verstummt.

In jenen Gegenden, wo noch die Wölfe hausen, kann man wohl auch noch Spuren der alten Wehrwolfsage finden, man glaubte, daß es gewissen Menschen gegeben sei, sich in jene Ungethüme zu verwandeln und auf solche Art den Heerden des Nachbars zu schaden.

Die Sitten und Bräuche, die im Volksleben von Lothringen ehedem lebendig waren, schlossen sich zum Theil an einzelne Feste an, oder sie umgaben als sinniger Schmuck jene drei entscheidenden Augenblicke in jedem Menschenleben, Geburt, Hochzeit und Tod. St. Valentinstag wird in den Gegenden der Seille von den jungen Paaren gefeiert; in manchen Dörfern hielt man dem tugendhaftesten Mädchen ein Rosenfest, auch der Mai wird von den Kindern mit allerlei Spiel begrüßt.

Nun aber ist der alten Zeit, deren Erinnerung wir in diesen Zeilen geweckt finden, die neue Zeit gefolgt, und ihre Aufgabe ist es, das Volk auf jene geistige Stufe zu heben, deren es würdig ist und von der eine schwere Vergangenheit es fern gehalten.

Denn fürwahr nur wenige Länder haben in den letzten Jahrhunderten soviel gelitten, als Lothringen litt, das dürfen wir nie vergessen, das muß der Maßstab für Alles sein, was dort geschehen und was nicht geschah! Das aber ist zugleich der Maßstab für das, was Deutschland dem neugewonnenen Lande schuldet. Es hat nun wieder Gemeinschaft mit einem großen geistigen Leben gefunden, möge sich der Segen desselben so mächtig zeigen, als einst die Hand der Bourbonen sich zerstörend und drückend erwies. Das Stiefkind Frankreichs ist unser Kind geworden, möge es sein Heil in unserem Hause finden! K — r.

Die Partei der Unabhängigen in der nordamerikanischen Union.

Unter der Fraction der Unabhängigen sind diejenigen Bürger und Stimmgeber in den Vereinigten Staaten zu verstehen, denen es um die Verwirklichung guter Regierungsgrundsätze mehr zu thun ist, als um ein bloßes Parteiinteresse, und die deshalb bereit sind, die eine oder die andere Partei zu unterstützen, oder auch selbstständig vorzugehen, je nachdem die Nothwendigkeit der Bekämpfung von Mißbräuchen, die Durchführung nützlicher Maßregeln oder der Unterschied in dem Charakter und der Fähigkeit der vorgeschlagenen Candidaten das wünschenswerth erscheinen lassen. Man könnte hinzufügen, daß in Bezug auf die Hauptfragen, die gegenwärtig in der amerikanischen Nationalpolitik vorliegen, nämlich die Finanzfrage und die Bekämpfung der Corruption im Beamtenwesen, die Unabhängigen so ziemlich einig sind. Wie stark dies Element ist, hat sich bei den Wahlen der letzten beiden Jahre, namentlich im Jahre 1875, gezeigt. In mehreren der bedeutendsten Unionsstaaten, z. B. in New-York, Ohio, Illinois u. s. w. kann es unzweifelhaft den Sieg nach der einen oder der andern Seite entscheiden, und so ist es wahrscheinlich, daß die Unabhängigen bei der kommenden Präsidentenwahl durch ein geschlossenes Zusammenwirken den Ausschlag zu geben im Stande sind. Sie besitzen daher eine wohl zu beachtende Macht, mit der

sehr viel Gutes geleistet werden kann, wenn dieselbe planmäßig benützt wird. Schon hat sich in mehreren Staatswahlen dieser Einfluß insofern fühlbar gemacht, als die beiden alten Parteien bestrebt waren, das unabhängige Votum für sich zu gewinnen, und zu diesem Zwecke übte das unabhängige Element eine sehr lobenswerthe Vorsicht in der Auswahl von Candidaten. In anderen Fällen wurde jedoch den Unabhängigen nur die Wahl zwischen zwei Uebeln gelassen, und sie mußten sich nothgedrungen derjenigen Seite zuwenden, auf welcher das Unheil am geringsten war.

Was den letztgenannten Punkt, die Wahl zwischen zwei Uebeln, anbetrifft, so ließ sich Karl Schurz jüngst in seinem Organe, der „Westl. Post", also vernehmen: „Ueber Eines darf man sich in Amerika keine Illusion machen; wenn politische Parteiorganisationen alt geworden sind, so daß das selbstsüchtige Element Zeit gehabt hat, sich an die Spitze zu arbeiten und die Controlle der Maschinerie zu gewinnen — und das ist bei allen Parteiorganisationen fast immer der Fall — so wird der Besitz und die Ausnützung der Gewalt durch die Handwerkspolitiker stets einer der herrschenden Gesichtspunkte in der Parteipolitik sein, zuweilen sogar der einzige; und die „Macher" werden den besseren Tendenzen nur die Concessionen machen, die zum Siege bei den Wahlen absolut nothwendig erscheinen. Bringt sich die eine Partei in besonders üblen Geruch, so daß sie die Unabhängigen abstößt, so wird die andere Partei es um so weniger für nöthig halten, tugendhaft zu sein, um die Unabhängigen zu gewinnen. Wer steht nun den Letzteren dafür, daß sie nicht auf ähnliche Weise bei der nächsten Präsidentenwahl wieder zu einer Wahl zwischen zwei Uebeln gezwungen sein werden? Dies wird aber um so eher der Fall sein, wenn die Unabhängigen von vornherein zugestehen, daß sie die beiden alten Parteien gewähren lassen müssen, um erst später, wenn diese ihre Politik fest bestimmt und ihre Candidaten aufgestellt haben, sich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen. Nichts könnte für die Republikaner und Demokraten eine stärkere Ermuthigung sein, die selbstsüchtigsten Tendenzen vorwalten zu lassen, als eine durchaus passive Haltung der Unabhängigen. Schon jetzt sehen wir die Vorzeichen davon. „Wie können die Unabhängigen mit den Republikanern zusammengehen", sagen die Demokraten, „nachdem durch die Enthüllungen, die das ganze Land in Erstaunen gesetzt haben, eine so scheußlich corrupte Wirthschaft ans Licht gekommen ist." „Natürlich werden die Unabhängigen gezwungen sein, mit uns zu gehen," sagen die Republikaner, „nachdem es sich gezeigt hat, daß sich nach jedem demokratischen Erfolge das Rebellen-Element mit dem größten Ungestüm wieder vordrängt und daß in Bezug auf die Finanzpolitik die schlimmsten Tendenzen im demokratischen Lager vorwalten." Es ist gewiß, sollte diejenige Partei, welche zuerst ihre Candidaten aufstellt, einen Mißgriff machen,

so wird sich die andere der Nothwendigkeit, ihrerseits ihr Bestes zu thun, glücklich enthoben sehen. Wirft man ihr dann den unbefriedigenden Charakter ihrer eigenen Leistungen vor, so wird sie mit Triumph darauf hinweisen, daß die andere Partei noch schlechter ist. Und das bedeutet die alte Wirthschaft in voller Blüthe."

So lautet das Urtheil von Karl Schurz über die Stellung der Unabhängigen zu den Republikanern und Demokraten, und wir glauben, daß er die Lage der Dinge ziemlich richtig erkannt habe. Beruhigen sich demnach die Unabhängigen bei der angeblichen Nothwendigkeit, sich unter allen Umständen von den alten Parteien ihre Wahl vorschreiben zu lassen, so beruhigen sie diese Parteien ebenfalls und haben damit den größten Theil ihres Einflusses bei der diesjährigen Präsidentenwahl eingebüßt; denn die Wahrscheinlichkeit, daß sich die republikanischen und demokratischen Parteimaschinisten großen Zwang anthun werden, um den Unabhängigen zu Gefallen zu sein, wird dadurch immer geringer. Es muß also Karl Schurz und seinen zahlreichen Freunden und Gesinnungsgenossen als eine unglückliche Politik erscheinen, wenn von ihrer Seite den Parteien von vornherein die Versicherung gegeben wurde, daß sich die Unabhängigen schließlich mit Geduld in die Noth, zwischen zwei Uebeln zu wählen, fügen werden, sobald es den Parteimaschinisten gefällt, sie darauf zu beschränken. Es wird deshalb auch von den Unabhängigen wenigstens jedes erlaubte und passende Mittel angewandt werden, um rechtzeitig die Bedingungen bekannt werden zu lassen, von welchen sie ihre Unterstützung der betreffenden Candidaten abhängig machen können; und dies muß in so klarer und nachdrücklicher Weise geschehen, daß die Führer der alten Parteien die Nothwendigkeit erkennen, sich danach einzurichten. Das kann und wird zum Theil durch eine entschiedene Haltung der unabhängigen Presse geschehen, besonders durch diejenigen Blätter, die bisher mit der einen oder der andern Partei zusammengewirkt haben, ohne jedoch ihre eigene, selbständige Ueberzeugung und ihre höheren Pflichten gegen die Union dem einseitigen Parteidienste zu opfern. Viel wirksamer würde es jedoch sein, wenn die leitenden Grundsätze der Fraction der Unabhängigen durch eine Versammlung von Männern offen und bestimmt hingestellt würden, die durch ihre Fähigkeiten und ihren untadelhaften Charakter hoch in der öffentlichen Achtung stehen und auf die öffentliche Meinung einen nachhaltigen Einfluß ausüben können. Wir müßten uns aber sehr irren, wenn nicht bereits nach dieser Richtung hin in verschiedenen Unionsstaaten gewirkt wird; Andeutungen in der unabhängigen Presse und Privatnachrichten haben uns zu dieser Ueberzeugung gelangen lassen. Man wird zunächst versuchen, von den alten Parteien feste und bündige Zusagen hinsichtlich der Finanzfrage und der Aemterreform zu erlangen; wenn dies Bemühen aber scheitern

sollte, so werden die Unabhängigen sich in diesem Jahre nicht, wie im Jahre 1872, zur Wahl zwischen zwei Uebeln zwingen lassen, sondern sehr wahrscheinlich auf eigene Faust vorangehen, d. h. eine eigene National-Convention berufen, ein eigenes Parteiprogramm entwerfen und für das Amt des Präsidenten und Vicepräsidenten selbständige Candidaten aufstellen. Ob allerdings die so entstandene, oder vielmehr möglicher Weise so entstehende Partei gleich in der ersten Wahlschlacht den Sieg davon tragen wird, das ist eine andere Frage. Auch die republikanische Partei unterlag mit ihrem ersten Candidaten John C. Fremont im Jahre 1856, aber nur, um im Jahre 1860 mit Abraham Lincoln zu siegen.

Was bis dahin von der demokratischen Partei, die doch im Repräsentantenhause des Kongresses die Majorität hat, hinsichtlich der Finanzfrage geschehen ist, trägt durchaus nicht zu deren Stärkung bei; auch die Führer der republikanischen Partei im Kongresse haben bis jetzt nichts gethan, wodurch sie ihre Sache besonders gehoben hätten. Der Antrag aber, den Herr Conover, Bundessenator für Florida und intimer Freund des Präsidenten Grant, am 10. Januar d. J. stellte und der dahin geht, daß die Vereinigten Staaten den Insurgenten von Cuba und Spanien gegenüber dieselbe Neutralität beobachten sollten, die beim Ausbruche des Bürgerkrieges von Spanien den Secessionisten und dem für die Erhaltung der Union kämpfenden Norden gegenüber beobachtet wurde, — dieser Antrag wird sehr wahrscheinlich ohne alle praktischen Folgen bleiben und keine kriegerischen Verwickelungen hervorrufen. Die „New-York Tribune" bezeichnet den Conover'schen Antrag in derber Weise, aber mit Recht, als einen „thörichten und schlecht überlegten" (foolish and ill-considered). Das Volk der Vereinigten Staaten will keinen unnöthigen Krieg, am allerwenigsten in diesem Jahre, in welchem es sein hundertjähriges Nationalfest feiert und alle civilisirten Nationen der Erde zur Beschickung der Weltausstellung in Philadelphia eingeladen hat.

Rud. Doehn.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 12. März 1876.

Nachdem am 29. Februar eine der Berathung des Haushalts gewidmete Sitzung ohne Interesse für unsern Bericht vorübergegangen, beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus am 1. März zunächst mit einer jener unnützen Interpellationen, deren Zweck für außerparlamentarische Sterbliche ganz unerfindlich

bleibt. Die Anfrage betraf diesmal den Zeitpunkt der Aufhebung des kirchlichen Patronats. Der Kultusminister hatte die freilich nicht schwere, nur leider ganz überflüssige Aufgabe, auszuführen, daß die Aufhebung des kirchlichen Patronats eine Maßnahme ist, welche die Regelung einer großen Zahl schwieriger und verschiedenartiger Verhältnisse zur Voraussetzung hat. Entzieht man den Patronen die ihnen bisher zustehenden Rechte, so kann man offenbar nicht ohne Weiteres die Fortdauer der ihnen bisher obliegenden Leistungen verlangen. Die Kirchengemeinden würden oftmals das Recht der Pfarrbesetzung zugleich mit schweren Opfern eintauschen. Da nun diese Verhältnisse, die fast von Ort zu Ort abweichen, sich nur langsam ermitteln lassen und da der Weg, die nämlichen Verhältnisse besser zu regeln, noch mehr Zeit zur Auffindung fordert, so muß man sich mit der Einbringung des Patronatgesetzes die nöthige Zeit lassen, ein Umstand, der aller Welt zum Vortheil gereicht, dem Landtag, der Regierung und vor allem den betheiligten Gemeinden und Patronen. Diese Dinge, die auf der Hand liegen, muß der Kultusminister breit ausführen, um einen ungeduldigen Abgeordneten zu beruhigen. Schade, daß der Abg. nicht veranlaßt werden kann, den Sommer über in Berlin die Acten über sämmtliche Patronatsverhältnisse durchzustudiren. — In dem ersten Landtagsbriefe d. J. wurden die Beschwerden erwähnt, welche durch Mitglieder der altconservativen Partei gegen den Finanzminister erhoben worden sind, über die Anlegung der für die Provinzialfonds bestimmten Gelder in Eisenbahnprioritäten. Nachdem diese Prioritäten im Dezember v. J. überaus niedrig gestanden, stiegen sie plötzlich am 3. Januar d. J., dem Tage, an welchem die Ausantwortung der Gelder an die Provinzen und zwar nach dem Tagescours vorausgesetzt wurde. Es war nun der Verdacht ausgesprochen wurden, als habe der Finanzminister dieses Steigen veranlaßt. Dieser Verdacht war inzwischen gegenüber den Referenten über den Theil des Haushalts, welcher die allgemeine Finanzverwaltung betrifft, völlig widerlegt worden. Die Vertheilung der für die Provinzialfonds bestimmten Gelder ist nach den gewählten Anlagepapieren in natura erfolgt. Nicht aber sind diese Papiere nach dem Tagescours berechnet und so als Theile der den Provinzen zukommenden Summen in Anschlag gebracht worden. Da dies nicht geschehen ist, so hat der Finanzminister kein Interesse gehabt, den Tagescours steigen zu sehen, und ebensowenig hat ein solches Interesse bei einem mit der Finanzverwaltung in Verbindung stehenden Institut obwalten können. Die Referenten des Hauses über den betreffenden Theil des Haushaltes ertheilten demnach der Finanzverwaltung das Zeugniß völlig tadelfreien Verhaltens, ein Zeugniß, welchem das Haus beitrat. Die Altconservativen ihrerseits nahmen Abstand von jedem Versuch, die Finanzverwaltung zu tadeln; aber sie wollten ihr auch kein Zeugniß correcten Verfahrens geben. Sie wollten

vielmehr die Tadellosigkeit nur auf die Gesetzlichkeit des eingeschlagenen Verfahrens, nicht aber auf die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen guter Finanzverwaltung beziehen. Sie wurden in dem Versuch dieser Einschränkung durch das Centrum unterstützt, ohne mit dem Versuch durchzudringen.

Am 2. März wiederholte sich in einer sehr eigenthümlichen Weise der am Montag abgeschlagene Angriff der Altconservativen und des Centrums auf die Finanzverwaltung, in Wahrheit also auf den Finanzminister. Zur Berathung standen die Ausgaben und Einnahmen der Seehandlung. Mit diesem Institut hat es bekanntlich folgende Bewandniß. Dasselbe, ursprünglich zur Erweckung einheimischer Industriezweige und zur Anknüpfung überseeischer Handelsverbindungen gegründet, von welchem Zweck es den Namen trägt, hat sich nach und nach in ein Bankinstitut verwandelt, und als solches dem Staat die allerersprießlichsten Dienste geleistet. Der Fortschrittspartei ist das Institut längst ein Dorn im Auge, weil es nicht wenig beigetragen, in der Conflictszeit, als der Landtag außer den feststehenden Einnahmen keine neuen bewilligte, der Regierung erhebliche Credite zu eröffnen. Daher begannen nach der Beendigung des Conflicts die Anträge der Fortschrittspartei auf Auflösung der Seehandlung. Die großen Aufgaben, welche den preußischen Finanzen nach dem französischen Krieg erwuchsen, ertheilten aber wiederum der Seehandlung große und nützliche Functionen. Da kommt nun, anscheinend ganz plötzlich, der Antrag auf Auflösung der Seehandlung von den Altconservativen und vom Centrum. Es ist klar, daß man von diesen Seiten der Person des Finanzministers weit mehr zu Leibe will, als dem Grundsatz, daß ein großes, der Finanzverwaltung untergebenes und doch rechtlich nicht anders beschränktes Bank-Institut besteht, als jedes Privatbankgeschäft. So ergab sich denn das seltsame Schauspiel, daß die Fortschrittspartei dem Finanzminister gegen den diesmaligen Angriff auf die Seehandlung secundirte. Der Antrag auf Beseitigung der Seehandlung, der in verschiedenen Formen gestellt war, fand nicht die Zustimmung des Hauses. Wir müssen hinzufügen, daß unter den diesmaligen Gegnern der Seehandlung auch ein Theil der Freiconservativen sich befand. Ein hervorragendes Mitglied der Fraction, der Abg. Nasse, war sogar der erste Befürworter des Angriffs. Bei diesem verdienten Lehrer der Volkswirthschaft entsprang die Gegnerschaft nun allerdings keinesfalls aus Animosität gegen den Finanzminister, sondern aus den herkömmlichen doktrinären Bedenken gegen jede Art von Staatsgewerbebetrieb. Es kommt darauf an, dem abgeschlagenen Angriff gegenüber das richtige Urtheil zu finden. Zu diesem Zwecke müssen die Motive genau unterschieden werden. Nehmen wir zuerst das freie doktrinäre Motiv. Man sagt, der Staat soll zu seinen Geldgeschäften die Reichsbank benutzen, soweit er bankmäßiger Unterstützung bedarf. Man setzt wohl hinzu, daß außer Preußen ein Institut, wie die See-

handlung, in der ganzen Welt nicht existire. Das ist vollkommen richtig, und der Schluß doch die graueste der grauen Theorie. Kein anderer Staat hat eine Seehandlung, aber kein einziger Staat kommt mehr wie Preußen mit der alleinigen Hülfe der großen Nationalbank aus. Weder in Paris noch in London noch in Wien behilft sich der Staat mit der Reichsbank allein, sondern er steht außerdem in offenkundiger Verbindung mit den großen Bankhäusern. Diese Verbindung begründet ein immerhin gegenseitiges Abhängigkeitsverhältniß. Was ist nun besser: Abhängigkeit von den großen Bankhäusern, oder die Dienste eines Instituts, wie die Seehandlung, das lediglich vom Staat abhängt? So steht es mit der doktrinären Beurtheilung der Seehandlung. Man hat von einer Aera Bleichröder in Preußen geschrieben. Aber nun vergleiche man einmal mit unbefangenem Auge die Stellung des Hauses Bleichröder zum preußischen Staat mit derjenigen der Häuser Stieglitz, Sina, Rothschild (in London) und seiner Zeit Pereire. — Was die Angriffe der Altconservativen und des Centrums auf die Seehandlung betrifft, so hat das Letztere wohl einfach die Schwächung der jetzigen Staatsregierung im Auge, während die Altconservativen den Sturz Camphausen's vor allem ersehnen mögen. Sie glauben sich durch diesen Minister in den Interessen des Grundbesitzes geschädigt. Sie finden, daß sie zu viel Steuern zahlen, einmal die Grundsteuer und daneben die Einkommensteuer. Die Grundsteuer ist zwar contingentirt und beträgt durchschnittlich nur 4 bis 5% des Reinertrags, aber sie berücksichtigt nicht die auf dem Grundbesitz haftenden Schulden. Was die Einkommensteuer betrifft, so erblickt der Grundbesitz in ihr eine Doppelbesteuerung, glaubt sich aber außerdem benachtheiligt, weil die Grundlage der Einschätzung, nämlich der liegende Besitz, erkennbar ist, was nicht der Fall ist mit dem Einkommen aus Gewerben und aus zinstragenden Papieren. Der Grundbesitz glaubt sich aber auch noch drittens durch die Klassensteuer benachtheiligt, weil er das meiste Gesinde hat und für dieses die Klassensteuer übernimmt. Diese Klagen, denen man nicht allen Grund absprechen kann, erfordern allerdings eine Abhülfe. Nur sind die Vorschläge zur Abhülfe, welche bis jetzt aus den Reihen des Grundbesitzes kommen, sehr ungeeignet. Richtig ist die Forderung, die Grundsteuer zur Localsteuer zu machen. Diese Forderung sollte noch einmüthiger und nachdrücklicher erhoben werden. Das klassensteuerpflichtige Einkommen sollte erst mit 300 Thalern beginnen; damit würde das ländliche Gesinde zum großen Theil von der Personalsteuer befreit werden. Durchaus verwerflich und kurzsichtig ist aber die Forderung, den Grundbesitz von der Einkommensteuer durch indirecte Steuern zu entlasten; darum verwerflich, weil solche Steuern aus dem Finanzsystem der Einzelstaaten überhaupt verschwinden müssen. Die Einkommensteuer läßt sich für die deutschen Einzelstaaten nicht entbehrlich machen. Der Weg aber, das ge-

werbliche Einkommen und überhaupt das Einkommen aus beweglichen Werthen zur Einkommensteuer so heranzuziehen, daß der Antheil des Grundbesitzes nicht unverhältnißmäßig hoch ausfällt, wird sich finden lassen, ohne das barbarische Mittel der Selbstdeclaration des Einkommens oder der sogenannten Passion, welches nicht ganz mit Unrecht in seinem Erfolge als die obligatorische Einführung des Meineides bezeichnet worden ist.

Es kam darauf an, den Krieg, welchen die altconservative Partei gegen den Finanzminister führt, einmal in seinen Beweggründen darzulegen. Die Partei hofft, den Finanzminister, sei es durch die Entziehung der Seehandlung, sei es durch ein anderes Mittel, zu stürzen, um dafür einen andern Finanzminister zu bekommen, der den Grundbesitz durch Einführung indirekter Steuern oder durch sonst ein Mittel entlastet.

Am 4. März stand zur ersten Lesung das Gesetz über die Zuständigkeit der Verwaltungsbehörden und der Verwaltungsgerichte im Geltungsbereiche der Provinzialordnung von 1875. Es pflegt dieses Gesetz, dessen Titel etwas lang, kürzer als Competenzgesetz bezeichnet zu werden. Es handelt sich darin nämlich um die Abgrenzung des Wirkungskreises aller jener zahlreichen Behörden, welche die Provinzialordnung von 1875 geschaffen hat. Diejenigen Leser, welche der preußischen Verwaltungsreform folgen, erinnern sich wohl, wie in diesen Landtagsbriefen die Schwerfälligkeit und Umständlichkeit, welche in den Verwaltungsgang durch die Provinzialordnung von 1875 kommt, mit großer Schärfe beleuchtet worden ist. Es sei jetzt nur an folgende Punkte erinnert. Die Kreisordnung von 1873 hat aus dem alten preußischen Kreis mit seinen Landgemeinden, Rittergütern, Kreisstädten und dem Landrath als Spitze des Kreises, dem ein sehr einseitig gebildeter Kreistag mit beschränkten Befugnissen zur Seite stand, eine wirkliche Kreisgemeinde geschaffen. In den Landgemeinden ist das Erbschulzenamt oder die Ernennung der Gemeindeobrigkeit durch den Inhaber des Rittergutes aufgehoben. Der Kreis besteht nunmehr aus selbständigen Landgemeinden, selbständigen Gutsbezirken und aus den Kreisstädten. Unter dem Namen Amtsbezirke hat man Landgemeinden und Gutsbezirke zu Polizeibezirken vereinigt, an deren Spitze ein Amtsvorsteher steht. Der Kreistag wird anders gebildet, als bisher, und übt wesentlich erweiterte Befugnisse. Dem Landtag ist ein aus dem Kreistag von dem letzteren gewählter Kreisausschuß an die Seite gestellt mit dem doppelten Wirkungskreis einer collegialischen Verwaltungsbehörde und eines Verwaltungsgerichtes erster Instanz.

Die Provinzialordnung von 1875 hat nun die höheren Verwaltungsstufen folgendermaßen organisirt. Die Provinzialversammlung geht aus den Kreistagen durch deren Wahl hervor. Die Verwaltung des Provinzialeigenthums zu gemeinnützigen Zwecken erfolgt unter Aufsicht des Oberpräsidenten durch

einen aus der Provinzialversammlung hervorgehenden Provinzialausschuß, der unter sich als technischen Beamten einen sogenannten Landesdirector hat. Die Provinzialversammlung wählt ferner ein Provinzialrathscollegium und so viel Bezirksrathscollegien, als in der Provinz Regierungsbezirke sind. Diese beiden Collegien stehen der Bezirksrath den Regierungspräsidenten, der Provinzialrath den Oberpräsidenten für Verwaltungsbeschlußsachen zur Seite. Für die Verwaltungsstreitsachen sind in den Regierungsbezirken Bezirksverwaltungsgerichte geschaffen, über welchen als Centralinstanz das Oberverwaltungsgericht steht.

Den Wirkungskreis aller dieser Organe unternimmt nun das neue Competenzgesetz zu regeln. Wir heben aus der ersten Berathung nur zwei Punkte hervor. Zuerst die sehr berechtigte Klage, des Abg. Manteuffel von der altconservativen Partei über die unnöthige Instanzenmenge. Zweitens die Klage des Abg. Lasker, daß der Provinzialrath zu einer bloßen Durchgangsinstanz ohne Wirkungskreis für den ersten Angriff geworden. Er tadelte dies von seinem Standpunkt, weil die Bezirksregierungen und mit ihnen die Bezirksrechte ja als nur einstweilen fortbestehende Einrichtung anzusehen seien. Es ist richtig: von den Mittelinstanzen zwischen Kreis und Staatscentrum ist eine überflüssig. Aber der Abg. Lasker ist auf ganz falschem Wege, wenn er als zu beseitigende Instanz diejenige des Regierungsbezirks ansieht. Vielmehr die jetzige Provinzialinstanz ist zu beseitigen. Im vorigen Jahr ist an dieser Stelle oft genug ausgeführt worden, daß die großen Provinzen zerkleinert werden müssen. — Andere Klagen gegen den Entwurf des Competenzgesetzes, die schon bei der ersten Berathung hervortraten, werden erst bei der zweiten Berathung gründlich erörtert und dann von uns beleuchtet werden. Das Gesetz wurde einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen.

Am 7. März wurde das Gesetz über die Geschäftssprache der Behörden und politischen Körperschaften ebenfalls einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen. Es handelt sich in diesem Gesetz wesentlich um die Beseitigung der polnischen Sprache aus dem Amtsgebrauch. Man kann denken, daß der heftige Protest der polnischen Abgeordneten schon bei der ersten Berathung nicht fehlte. Wenn der Abg. Heinrich v. Sybel den Polen entgegenhielt, daß die Aufgabe der polnischen Bevölkerung doch nicht bloß im Prozessiren bestehe und daß folglich die Einführung der deutschen Gerichtssprache dem Leben der polnischen Sprache keinen Eintrag thun könne, so kommen doch noch andere Dinge in Betracht. Wenn jemals die Kreisordnung in Posen eingeführt werden soll, so müßte nach dem jetzt vorliegenden Gesetz auf allen Kreistagen deutsch gesprochen werden, auch wenn alle Mitglieder polnischer Abstammung sind. Ob hier nicht doch mildernde Bestimmungen angezeigt wären, wollen wir bei der zweiten Berathung untersuchen.

Am 7. März kam ferner zur ersten Berathung das Gesetz über die Aufsichtsrechte des Staats bei der Vermögensverwaltung in den katholischen Diöcesen. Wie vorher von Seiten der Polen, erfolgten bei diesem Gesetz von Seiten des Centrums die lebhaftesten Proteste. Die Berathung wurde erst am 8. März zu Ende geführt, und gestaltete sich zu einer Kulturkampfsdebatte im bekannten Stil. Bemerkenswerth war dabei unter Anderm die Aeußerung des Abg. v. Schorlemer-Alst gegen den Reichskanzler: So lang der Kaiser diesen Friedland läßt walten, so lang wird nicht Fried' im Land. Es sind das bekanntlich die Schlußworte der Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager. Wollte nun der Abg. mit seinem Citat sagen, daß das Centrum zum Reichskanzler sich verhält, wie die Jesuiten und Kapuziner des 17. Jahrhunderts in Oestreich zu den großen Plänen Wallenstein's? Wenn das Haus Habsburg diese Pläne adoptirt hätte, so wäre der westfälische Friede nicht nothwendig geworden, welcher doch nichts anderes war, als der erste große Anschnitt der Amputation Oestreichs von Deutschland, welche sich 1866 vollenden mußte. In Deutschland ist heute der Geist Friedland's nicht in Opposition mit dem Staatsgeist und Herrscherhaus, sondern beider wahrer Vollstrecker. Darin liegt die Bürgschaft für Deutschlands Zukunft. Der Sieg der Kapuziner, der im 17. Jahrhundert Oestreich von Deutschland losgerissen, würde im 19. Jahrhundert die deutsche Nation in tausend Fetzen zereißen. Welches Glück, daß dieser Sieg nicht zu fürchten ist! — Die Gesetzvorlage wurde einer Commission von 14 Mitgliedern überwiesen.

Es folgte die Weiterführung der Haushaltsberathung. Als am 10. März diese Berathung zu den Ausgaben des Kultusministeriums gelangte, benutzte das Centrum diesen Anlaß, plötzlich seine Stellung zur evangelischen Kirchenverfassung an den Tag zu bringen, über die es bei der Berathung des betreffenden Gesetzes geschwiegen. Die Herren vom Centrum behaupteten nämlich: durch das Gesetz über die evangelische Kirchenverfassung und durch die Stellung der Königs und des Kultusministers in dieser Verfassung würde die Parität der Confessionen im preußischen Staat verletzt. Diese Behauptung war natürlich den Herren Virchow, Hänel u. s. w. ein Gefundenes. Auf diese Weise erhielten wir eine zweite Generaldiscussion der evangelischen Kirchenverfassung. Nachdem dieser Gegenstand jedoch schon eingehend hier behandelt worden und da überdies die nochmalige Behandlung bei der zweiten Berathung des Staatsgesetzes über die evangelische Kirchenverfassung sich ergiebt, wollen wir uns heute des ausführlichen Eingehens enthalten. Zutreffend war eine Bemerkung des Abg. Miquel: die Parität der Confessionen könne nicht im Sinne mechanischer Gleichmäßigkeit verstanden werden. Noch zutreffender wäre freilich das unumwundene Zugeständniß der Wahrheit gewesen, daß der sogenannte paritätische Staat ein Nonsens ist, der nirgends existiren

kann und niemals irgendwo existirt hat, am allerwenigsten in den Vereinigten Staaten, auf die man sich als das classische Beispiel des religionslosen Staates zu berufen pflegt. Der Geist der Gesetzgebung ist aber dort von den Anschauungen einer bestimmten Religionsstufe mehr als anderwärts durchdrungen. Der Staat mischt sich allerdings nicht in die Verwaltung der Kulte, aber die Staatsgesetzgebung zieht den Kulten sehr bestimmte Schranken, wiederum vom Standpunkte einer bestimmten Religionsstufe. Einzelnen Kulten, namentlich dem katholischen gegenüber, sind diese Schranken allerdings illusorisch, aber nicht in Folge der Gesetzgebung, sondern in Folge der Staatsaufsicht, welche gleich allen Zweigen der Executive in den Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr mehr verfällt.

Nachdem die Redner des Centrums ihr Herz erleichtert, bewilligten sie die Ausgabe-Positionen für das Kultusministerium, soweit dieselben in dieser Sitzung zur Abstimmung kamen. Man sieht jedoch: bei der Abstimmung über das Gesetz betreffend die evangelische Kirchenverfassung wird das Centrum mit den Feinden der evangelischen Kirche stimmen. Möge die nationalliberale Partei dies nicht unbemerkt lassen und sich bei dem wichtigen Gesetz vor Spaltungen hüten. C — r.

Literatur.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Romanisirung von Mitteleuropa. Eine kirchengeschichtliche Studie von August Werner. Leipzig, T. O. Weigel. 1875.

In einem Augenblicke, wo der Staat und die gesammte Cultur bei uns gegen den Ultramontanismus zu Felde liegen, beansprucht eine neue quellenmäßige und unparteiische Darstellung des Zeitalters, welches den ersten römischen Nuntius diesseit der Alpen gesehen hat, in weiteren Kreisen als denen der historischen Wissenschaft Beachtung, und unser Buch verdient nicht nur jene Prädicate, sondern ist zugleich lebendig und anziehend geschrieben, sodaß wir es nach allen Beziehungen empfehlen können. Der erste Abschnitt schildert uns die Wirksamkeit des Bonifacius bis zum Jahre 740, den Gegensatz des römischen und des britischen Christenthums, die Mission in Hessen und Thüringen, die fränkische Kirchenpolitik unter Karl Martell, den Widerstand der romfreien Christen und den Angriff Roms auf Bayern, der zweite das allmähliche Eindringen des Römerthums in die fränkische Kirche und dessen

Befestigung auf diesem Gebiet, der dritte und letzte die gänzliche Unterwerfung desselben unter Rom und das Ende des Bonifacius, woran sich eine Charakterisirung desselben knüpft, der wir Folgendes entnehmen:

Nicht ein allgemeiner Culturzweck, Beseitigung heidnischer Barbarei, Einführung milderer Sitten, kein humanes Interesse hat die Wirksamkeit des Bonifacius beseelt, sondern lediglich die theokratische Idee. Er war ein Mann, der sich von Anfang bis zu Ende zu dem Programm bekannte, daß ohne den katholischen Glauben und außer der römischen Kirche Niemand selig werden kann. Die Kirche eine Theokratie, die Priesterschaft ein sich vom Papst an abstufendes Levitenthum, die Seligkeit bedingt durch des Gesetzes Werke, Alle, welche den hierarchischen Einrichtungen und kirchlichen Geboten den Gehorsam versagen, todeswürdige Feinde, verruchte Missethäter und unreine Ketzer — so stellte sich seinem Geiste die christliche Welt dar. So erschien ihm als seine Aufgabe, als Träger des Gesetzes die Ungehorsamen zu verstoßen, die Völker für Rom zu discipliniren und bis in das kleinste Detail hinein die nationalen Eigenthümlichkeiten auszurotten, damit die Uniformität des Volkes Gottes gewonnen werde.

Ohne Zweifel war Bonifacius das Ideal eines römischen Priesters. Ernst faßte er sein Amt als Fortsetzung des prophetischen Wächteramtes auf. Ausschließlich suchte und fand er die Seligkeit in der Unterwerfung unter den Nachfolger Petri. Fest glaubte er an die Vollmacht, die Christus diesem Apostel ertheilt haben sollte. Unermüdet stand er bis zu seinem späten Lebensabend auf seinem Posten. Wenig für sich begehrend, richtete er sein Streben stets nur auf die Sache, der er sich geweiht hatte. Aber es ist ein schwerer Irrthum oder bewußte Verdrehung der Thatsachen und Verhältnisse, wenn ultramontane Schriftsteller behaupten, das Christenthum und die Gesittung hätten nur durch einen solchen Knecht Roms in Deutschland weiter verbreitet und nur mit der von ihm vertretenen Auffassung des Wesens der Kirche befestigt werden können. „Nicht den Bonifacius soll man verurtheilen, er hat als katholischer Christ und Benedictinermönch nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, als er in die Dienste Gregor's II. trat und Deutschland für Rom zu erobern begann. Aber man muß die Unfehlbarkeitstheorie jener Dogmatiker der Weltgeschichte bestreiten, welche überall und so auch bei der Romanisirung Deutschlands davon ausgehen, daß alles Gewordene vernünftig sei, und daß es gar nicht anders hätte kommen dürfen, als es gekommen ist." Wir sehen aus dem Buche, mit welchen Mitteln Deutschland und Frankreich für den Papst geöffnet wurden, und wir erklären es mit dem Verfasser „für einen Frevel am Geist der Geschichte, wenn man in dem Romanisirungsproceß eine berechtigte Sache, weil eine geschichtliche Nothwendigkeit, und einen großen und lobenswerthen Fortschritt erkennen und rühmen will. Man

muß geradezu die Augen verschließen und nicht sehen wollen, wenn man die Annexion Deutschlands und Frankreichs an Rom als den einzigen Weg bezeichnet, auf welchem diesen Ländern die christliche Cultur vermittelt und gesichert werden konnte. Eine ganze Wolke edler und treuer Evangelisten war namentlich in Deutschland wirksam, um den christlichen Glauben einzuführen, ohne dabei die Sitten einer fremden Kirche und eines andern Landes aufzunöthigen." Bonifacius war in seiner Art ein Ideal und, wenn man will, ein Heros. Sein Auftreten und seine Erfolge in deutschen Landen aber waren — mit Verlaub des Herrn Bischofs von Mainz — ein schweres Unglück für unser Volk. „Der heilige Pirmin, der Apostel des deutschen Südwestens, vor ihm Ruprecht, Corbinian, Fridolin, gleichzeitig mit ihm Clemens und warum nicht auch die so arg verleumdeten Aldebert und Samson — das waren Kräfte, welche bewiesen, daß das Christenthum auch damals noch andere und den nordischen Völkern angemessenere Formen hatte, als diejenigen, welche von Rom als die alleinseligmachenden angepriesen und aufgedrungen worden sind. Nachdem die deutsche Mission, welche gerade seit dem Anfange des achten Jahrhunderts in großem Aufschwunge war, mit List und Gewalt untergraben, zerstreut und vernichtet worden, ist es geradezu eine abscheuliche Frage: Woher anders hätten die Deutschen zu Christen werden sollen als durch Rom und seinen Legaten Bonifacius?" — Was hat dieser denn erstrebt und durchgesetzt? „Nichts anderes als die Einführung des hierarchischen Systems, die Verschmelzung mit Rom und die Proclamirung des canonischen Rechts. Das Christenthum der fränkischen Kirche, ihren Glauben, ihre Lehre, ihre Religion hat er weder zu tadeln noch zu verbessern gedacht, lediglich um Aeußerlichkeiten, um Kirchenverfassung und Rechtsordnungen handelte es sich bei ihm." — Ganz dasselbe gilt auch von der bayrischen Kirche. In diesen Gebieten war das Christenthum seit Jahrhunderten schon vorhanden, es gab da ein geregeltes Gemeindeleben, man hatte eine bischöfliche Ordnung, es herrschte christliche Sitte. Daß Manches mangelhaft war, ist nicht zu leugnen, aber war denn etwa das Werk des Bonifacius untadelhaft? Die Aufnöthigung des römischen Primates und des römischen Rechtes — hier die einzige Leistung des „Apostels der Deutschen" — machte aus den Franken und Bayern keineswegs bessere Christen und glücklichere Menschen, vielmehr beförderte sie jene Veräußerlichung der Religion und jene Entartung des Christenthums, unter welcher die Welt noch heute leidet.

Die heilige Familie. Von Corvin. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1876.

Eine Art Geschichte des Lebens Jesu mit einigen Zuthaten über Legenden und Reliquien der römisch-katholischen Kirche. Dem Verfasser fehlen nicht weniger als alle Erfordernisse zur erfolgreichen und werthvollen Durchführung

einer derartigen Aufgabe. Er ist Laie in kirchengeschichtlichen Dingen, worüber uns seine vielen Citate nicht täuschen, seine Auffassung Jesu, seiner Jünger und sonstiger Personen der heiligen Geschichte ist die des allerflachsten Rationalismus. Die Anordnung des Stoffes, der nicht viel mehr als ein Sammelsurium zum Theil amüsanter Proben von Albernheiten ist, welche die Pfaffen- und Mönchsphantasie seit Constantin zu vermeintlicher Verherrlichung der Kirche ausgeheckt hat, ist von der Art, daß das Ganze mehr wie ein Geplauder, als wie ein Versuch, Geschichte zu schreiben, aussieht. Die Absicht geht offenbar weniger dahin, wahr, als pikant zu sein. Der Stil des Verfassers erinnert an den Ton der Bierschenke; daß er Christus mit „der Angestrichne" oder „der Angepinselte" übersetzt, ist noch lange nicht die widerlichste seiner vielen Geschmacklosigkeiten. Neben einigen guten und berechtigten Witzen über plumpe und unsaubere Legenden, Mirakel u. d. läuft eine Fluth der schalsten Späße über das Höchste und Heiligste her, die nicht selten bis zur Zote herabsinken. Wir würden nicht blos gegen den Anstand, sondern auch gegen das Strafgesetzbuch verstoßen, wenn wir dieses Urtheil mit Proben aus dem frechen und wüsten Machwerk belegen wollten, welches selbst den Ungläubigsten anekeln muß, wenn ihm einiger Sinn für Schicklichkeit und Würde geblieben ist.

Römische Sagen über die Apostel Paulus und Petrus von Victor Rydberg. Aus dem Schwedischen von Emil Jonas. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Verlag von C. G. Theile. 1876.

Der Uebersetzer hätte diese „Festgabe für Jung und Alt" getrost im Schwedischen lassen können. Die deutsche Welt würde darüber nicht unglücklich geworden sein. In dieser Weise erzählt man Sagen nicht, oder es sind vielmehr gar keine Sagen, die uns hier geboten werden, sondern feuilletonistisch herausgeputzte, mit allerlei Zuthat eines Halbgelehrten verbrämte Novellen, die auf Grund von Sagen angefertigt sind, und die sich im Unterstübchen der „Germania" oder eines ähnlichen Blattes an der rechten Stelle befinden würden, nicht aber in den Händen unsrer protestantischen Jugend.

Hypochondrische Plaudereien von Amyntor. Zweite Auflage. Verlag von S. Lucas in Elberfeld.

Kleine Schilderungen aus dem Leben, Federzeichnungen von Typen der Gesellschaft, die nicht gerade viel Neues und Originelles bringen, aber meist von guter Beobachtung, gesundem Verstand und richtigem Gefühl zeugen und von einem gewissen breiten Witz begleitet sind, der einigermaßen an Weber's „Demokritus" erinnert, nur daß hier neben ihm gelegentlich jene etwas selbstgefällige und zudringliche Gottesfürchtigkeit aus dem Fenster sieht, welche unter dem vorigen Regiment in Preußen Mode wurde und sich jetzt

in der Kreuzzeitung noch ausspielt. Manche dieser Kleinigkeiten sind recht hübsch, z. B. gleich das erste Bildchen, welches uns die Gründung und den Erfolg eines der vielen Schwindelbäder zeigt, die in den letzten Jahrzehnten entstanden. Ebenfalls hübsch sind das in die Hauspädagogie einschlagende Kapitel, welches „den Müttern" gewidmet ist und in recht drastischer Weise zeigt, wie man seine Jungen nicht erziehen soll, das „Neue Jahreseintheilung" überschriebene, wofern es ironisch gemeint ist, wenn es den Reformen unsrer Geld-, Münz- und Maßverhältnisse nach dem Decimalsystem auch das Jahr beizugesellen vorschlägt, das mit Beseitigung von Februar und Juni auf zehn Monate, jeden zu ungefähr fünf Wochen, reducirt werden würde; ferner „Soiréen", „Deutsche Damen beim Festmahle", „Die Schleppe der reichen Frau", „Unpassende Schulaufgaben", „Der Cotillonvater" und verschiedene andere Abschnitte. Interessant endlich ist die Notiz in Nr. 46 „Deutsche Volkshymne der Zukunft", nach welcher die Melodie der Marseillaise „Note für Note aus einer deutschen Messe von Holtzmann in Merseburg abgeschrieben", das „Partant pour la Syrie" von der Herzogin von St. Leu (Hortense) „mit Hülfe ihres deutschen Musiklehrers componirt" und auch die englische Nationalhymne „God save great George the King" von einem Deutschen und zwar niemand Geringerem als Haendel herrührt. Das letztere war uns bekannt, und wir können hinzufügen, daß nicht nur die Weise eines dritten französischen Nationalliedes, die der sogenannten Parisienne, sondern auch der Yankee-Doodle deutschen Ursprungs ist. Der Refrain jenes Liedes von Delavigne, der Hymne der Revolution von 1830, stammt aus einem militärischen Gassenhauer der Freiheitskriege, und die prächtigen Worte

„En avant, marchons
Contre leurs canons,
A travers le fer, le feu des bataillons,
Marchons à la victoire."

umkleiden als neuer Körper die musikalische Seele der derben deutschen Reime:

„Schlag ihn todt, o Patriot,
Mit der Krücke,
Ins Genicke,
Den Coujon Napoleon."

Die Melodie des Yankee-Doodle aber, die trotz ihrer Trivialität dem echten Amerikaner weit über allen andern Nationalliedern, über dem „Hail, Columbia" und dem „Star-spangled banner" steht, ist das Product eines Musikmeisters jener Hessen, die während des Unabhängigkeitskrieges von ihrem Landesvater zur Bekämpfung der aufständischen Colonien an England verkauft wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der Anfall Eisenachs an Weimar im Jahre 1741*).

Culturbild v. C. A. H. Burkhardt.

Im Jahre 1741 stand das Haus Eisenach auf zwei Augen. Der regierende Herzog Wilhelm Heinrich, dessen beide Ehen ohne männliche Nachkommen geblieben waren, ließ nicht hoffen, daß er noch einen Regierungsnachfolger erhalten werde, und schneller, als man geglaubt, ging er am 26. Juli 1741 in das bessere Jenseits. Der berechtigte Erbe des Landes Eisenach-Jena war der bekannte Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, der nach seinen der hinterlassenen fürstlichen Wittwe, einer Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, gegebenen Versicherungen, sich in „höchste Bestürzung" über das unverhoffte Ableben des getreuen Vettern gesetzt sah. „Gott der Allmächtige, so waren seine Worte, stehe mir auch jetzo in demjenigen bei, was seine heilige Hand mir zugeworfen hat; er erleichtere die auf mich gefallene schwere Last, da ich mich willigst bis an mein Ende seiner heiligen Vorsehung überlasse."

Aber so ganz unvorbereitet war ihm bei näherer Betrachtung der Dinge dieses Erbe nicht zugefallen. Er war ein thatkräftiger, umsichtiger Monarch, Souverän im Geiste seiner Zeit, der seine fühlenden Fäden in reichem Maße gelegt hatte. Die Last der Regierung eines gleich großen Landes, wie das Weimarische mochte für ihn allerdings seine Bedenklichkeiten haben, weil er tief, auch in die kleinsten Verhältnisse einzugreifen gewohnt war. —

Wäre ein leidlicher Zustand in dem ererbten Fürstenthume gewesen, so hätte diese Erbschaft nichts auf sich gehabt. Aber Ernst August kannte die Schäden, die ihn mit Besorgniß erfüllen durften.

Der Hof war im Verhältniß zu den Revenuen des Landes in üppigem Leben befangen; das Land und die Herrschaft selbst kämpften mit Sorgen, treue Diener und desgleichen gab es nach Ernst August's Meinung überhaupt wenig, wie lange sie sich auch bewährt haben mochten. Es bedurfte einer Radicalcur, wie aus seinen Dispositionen hervorging. An der Spitze des

*) Vgl. Beaulieu „Ernst August", wo die Geschichte dieses Anfalls kaum berührt ist.

Landes hatte neben dem Kammerdirector v. Herda lange Jahre hindurch ein Geh. Rath Namens Gärtner v. Grüneck gestanden, der schon unter der ersten Gemahlin des Herzogs Wilhelm Heinrich wegen Abschließung der Ehepacten aus dem Idstein'schen Dienste nach Eisenach gekommen und in unwandelbarer Treue bis zur höchsten Stelle des Fürstenhauses emporgestiegen war. Er war, wenngleich alt, „noch eine tüchtige Arbeitskraft". Seine geschäftliche Sphäre läßt sich genau mit der eines Departementschefs für Justiz und Cultus in unsern Tagen vergleichen. Man hätte glauben sollen, daß Ernst August an der Hand eines alt bewährten Dieners ruhig den Schwierigkeiten entgegen gegangen wäre, auch wenn sie ihm noch so groß erschienen. Aber unberechenbar wie er war, offenbar kleinlichen Einflüsterungen Gehör schenkend, hatte er bereits im Frühjahre des Jahres 1741, wo noch Niemand das Ableben des Eisenacher Herzogs ahnen konnte, in geheimer Abmachung mit dem Obristlieutenant v. Reineck, die sofortige Gefangennahme Gärtner's beim Ableben des Herzogs verfügt. Als dieser die Augen geschlossen, rückte Reineck unter Bedeckung hinlänglicher, „weißbeharter Soldaten", — denn nur die Schwarzköpfe durften Cavalleristen sein, in die Wohnung Gärtner's ein, schleppte ihn in ein angemessenes Zimmer des Schlosses, wo er in Gelassenheit sich der Lecture eines Buches hingab, während die Wohnung unter Entfernung seiner Familie versiegelt wurde. —

Die sofortige Meldung von Gärtner's Internirung ging nach Ilmenau, wo sich Ernst August aufhielt, ab. Glücklicher Weise hatte Gärtner Zeit gefunden, den Herzog Ernst August in einem verbindlichen Schreiben als nunmehrigen Landesherrn zu begrüßen, welches ganz geeignet erschien, die vorgefaßte Meinung gegen den alten Geheimen Rath in etwas zu modificiren. Freilich läßt sich in Mangel gründlicher Nachrichten nicht fest stellen, ob die am 27. Juli dictirte Aufhebung des Gärtner'schen Arrestes eine Folge des Briefes war, oder ob sie aus freier Entschließung hervorgegangen. Genug, Gärtner wurde „sofort" auf freien Fuß gestellt, nachdem er vor Notar und Zeugen einen von Ernst August vorgeschriebenen uns unbekannten Eid geleistet hatte. Nur im Falle der Weigerung desselben erhielt Obristlieutenant v. Reineck den gemessenen Befehl, den Geheimen Rath sofort wieder beizustecken und alle seine Habe von Neuem zu versiegeln.

Von nun an entwickelt sich zwischen beiden Theilen ein an komischen Momenten aber auch an düstern Streiflichtern für die gesammten Zustände des Eisenacher Landes reicher Briefwechsel. Gärtner hatte trotz des für ihn beschämenden Arrestes seine Dienste dem neuen Landesherrn angeboten, und diesen seiner unwandelbaren Treue gegen das angestammte Fürstenhaus um so mehr versichern zu müssen geglaubt, als ihm selbst die Zustände des Landes unerträglich und der dringenden Abhülfe bedürftig erschienen.

Jetzt war Gärtner plötzlich der rechte Mann für den Herzog, zumal er auch die finanzielle Seite der Verwaltung betont hatte, „unnöthige Pracht und Splendor“ in Eisenach wegfallen solle, da dieses ja ohnehin des Hoflebens in der Zukunft entbehre. Sofort langte in Eisenach ein Rescript ein, welches, reich an geflügelten Worten, die Aufforderung enthielt, daß Gärtner als ein aufrichtiger Minister stets die volle Wahrheit schreiben möge. „Es werden des nächsten in Eisenach Rescripte einlaufen, die zur Formirung einer acceptablen Einrichtung beider Herzogthümer, die nunmehr ein Herz und eine Seele sein sollen, dienen werden.“ — „Ich weiß wohl, fuhr Ernst August fort, daß man mich in der ganzen Welt ausgeschrieen, daß ich die Collegien nicht besetzt und wenige Diener habe; allein ich bin doch noch zur Zeit ausgekommen und bin ein Fürst, der keine Weitläufigkeiten, Absichten, noch großes pompeuses Wesen liebt, sondern der kurz expedirt, und es nicht wie die großen Hansen in der Welt macht, sondern der vor seinem Gott niedrig einhergeht“.

Schon hier tritt der feste Wille des Herzogs zu Tage, daß er die schwere Last und Arbeit „den Chagrin, den Verdruß, die ihm mit dem Erbe zweifelsohne zugewachsen waren,“ auf die Schultern eines tüchtigen Statthalters zu wälzen, der aus dem Reiche gewählt, kräftig regieren sollte, dem aber, wie er naiv hinzusetzte, die Hände doch nicht allzu frei sein durften. „Ich bin ein aparter Fürst, und will also auch etwas apartes haben.“

Welches Vertrauen setzte diese geheime Mittheilung voraus, zumal Gärtner mit dem Vorschlagsrechte betraut war. —

Aber je mehr Ernst August sich in die Schäden des Landes vertiefte, desto länger verzögerte sich diese Absicht. Von allen Seiten stürmten die Schwierigkeiten auf ihn ein, und verwickelten ihn, dem alles durch die Hand ging, in unglaubliche Arbeiten. Er gewann es doch nicht über sich das Land zu betreten, in dem er aufzuräumen ernstlich gemeint war. Er erschien nicht einmal bei dem Begräbniß seines daheimgegangenen Vetters, die Wirthschaft am dortigen Hofe war ihm verhaßt, er wünschte keine Berührungen, die ihn vielleicht zur Uebernahme persönlicher Verpflichtungen vermocht hätten.

Bis zum Jahre 1732 sah es in der Eisenacher Verwaltung leidlich aus. Die Gerichtsverfassung war in ziemlichem Stande, der Geist der Subordination war noch wach, und die Finanzlage war bei allem „Splendor“ des Herzogs so gut, daß alles „menniglich bezahlt, auch die Schulden abgestoßen wurden“. Es war doch eine glückliche Zeit, meinte Gärtner, wo noch die kaiserlichen Executions-Commissionen abgewendet werden konnten. Wenn man nur noch sechs Jahre in dem Geiste weiter regirt hätte, so würden Rentkammer und Landschaftskasse von ihren Schulden befreit gewesen sein. Aber der Dämon in der Gestalt eines einfachen Secretärs, der bald zum Kammerrath avancirte, Namens „Ebel“ begann sein Unwesen; in unglaublich kurzer Zeit übte er

despotische Gewalt über alle Collegien und Aemter, er war der Schöpfer des Stellenverkaufs, dem selbstverständlich die Aussaugung der Unterthanen folgte, da die zum Theil hohen Summen durch das Sportuliren in möglichst kurzer Zeit aufgebracht wurden. Durch eine längere Reihe von Briefen ging das Namensverzeichniß der Stellenkäufer, auch Ebel's Tochtermann zahlte für die Stelle eines Kammersecretärs 1500 Thaler und selbst v. Gärtner mußte eingestehen, daß er seinen Sohn um das billige Geld von 500 Thalern in die Eisenacher Regierung gebracht habe. — Neben der Uebersetzung waren dann wieder eine Reihe von wichtigen Stellen unbesetzt, deren Ausfüllung nach Ebel's Tode die finanzielle Verlegenheit nicht gestattete. Wie bei solcher Wirthschaft die Competenzen der Behörden verrückt, die Einnahmen der Kammer und der natürlich stets bevorzugten Schatulle in völlige Unklarheit geriethen, ist leicht zu erklären. Um das Maß voll zu machen, wurde auch die öffentliche Lotterie zum Erwerb der Schatulle benutzt, da man die Beamten zum Spiel durch Besoldungsabzüge nöthigte, aber die Gewinnste nie ausbezahlen ließ. Der Ruhm Eisenachs, dem eine Masse von Processen erwuchs, war bereits weit über die engen Grenzen des Landes hinausgetragen.

Nicht viel anders sah es in den geistlichen Stellen des Landes aus. In Jena, wo auch der Stadtrath so zahlreich war, daß man nach Ernst August's Aeußerung hätte eine Compagnie daraus formiren können, war trotz der Uebersetzung der Stellen, das geistliche Ministerium unbrauchbar, nach Gärtner's Versicherung nichts weniger als faul und commode. Zwar gehen sie alle zur Kirche, sagte er, aber während der Predigt laufen sie nach Hause, trinken Kaffee, rauchen ihre Pfeif Tabak und kommen zurück, wenn die Collecte gesungen wird. Die Predigt tragen sie in Mangel an Lust einem jungen Studioso auf; und bei all dem ist der Gotteskasten so verwahrlost, daß die Geistlichen selbst ihre Besoldung nicht mehr richtig erhalten können.

Wie Ernst August diesem Unwesen steuern wollte, darüber befand er sich in keinerlei Verlegenheit. Ich werde mir ganz allein vorbehalten, schrieb er, wer künftig noch im Dienste bleiben soll; aber Besoldungen werden überhaupt von jetzt an nicht mehr ausbezahlt. Der Kammerdirector v. Herda erhielt eine Verfügung, daß er bei einer Conventionalstrafe von 6000 Thalern Niemandem einen Pfennig verabreichen sollte. Selbst der Geh. Rath v. Gärtner war von dieser Maßregel betroffen, aber die dringlichsten Vorstellungen fruchteten nichts. Ernst August beantwortete alle seine Anträge; nur über die Besoldungsfrage ging er hinweg. Nimmt man nun hinzu, daß einzelnen Beamten noch aus der Zeit der alten Regierung die nöthige Besoldung rückständig war und selbst der Geh. Rath v. Gärtner zugestandener Maßen einen Steuerrest von 500 Thalern bei der Rentkammer, die sich auf Geheiß des verstorbenen Herzogs in Geduld zu fassen hatte, ver-

wirkt, so läßt sich annähernd ein Schluß auf die grenzenlose Misere des Beamtenstandes ziehen, der sich zwischen Thür und Angel gesetzt fand, mochte nun Ernst August Eisenach mit seiner hohen Gegenwart beglücken oder nicht.

Und dazu hatte Gärtner noch die hohe Aufgabe, nicht allein der Qualification nach die Beamten zu charakterisiren, sondern auch allen ohne Ausnahme „durch den Sinn zu fahren", welche sich als gefährliche Subjecte gegen das landesherrliche Interesse aufzulehnen suchten. Die sogenannten „Schnauzhähne" waren im Pleno der Regierung gehörig „auszuputzen, ganz raisonnable auszustriegeln", damit vor allem jeder bei seinem Metier bleibe, die großen Hansen vertilget und vor allem das Weiber- und Reifrockregiment, das von dem Anhange des alten Hofes noch beliebt wurde, aus der Welt geschafft werde. „Geben Sie nur recht deutlich zu verstehen, wie sich jedes um den Fingerhut und die Nähnadel bekümmern, sich in Regierungssachen gar nicht zu meliren hat. Sie haben dabei gar nicht nöthig, vor groß scheinenden Drohungen, die ich nur für Wind halte, sich zu fürchten."

Schon mit Rücksicht auf diese Verhältnisse gehörte die lauterste Natur dazu, um in den eingehendsten Berichten wahr und doch schonend zu Werke zu gehen. Wäre Gärtner nicht eine verehrungswürdige Natur gewesen, so würde maßloses Unglück über das ererbte Land hereingebrochen sein. Aber gleich geläutertem Gold behauptete sich sein reiner Charakter, er war eine treue Seele, die in den hohen Tagen ihres Alters eines besseren Geschickes würdig gewesen wäre. — Wohl war er zur Zeit der Vertraute Ernst August's; aber wer konnte bürgen, daß wie es factisch geschah, sich die hohe Meinung änderte, zumal er auch da, wo es Noth that, dem Herzog die Spitze bot, um seinem Rechtsgefühl vollen Ausdruck zu geben und den Gang der Dinge lediglich den falschen Insinuationen zuzuschreiben. Ist es nachweislich, daß Ernst August jedem seiner Diener ohne Rücksicht auf die Charaktereigenthümlichkeiten benutzte, um hinter die vermeintliche Wahrheit zu kommen, so scheute er sich nicht, geradezu das Spionirsystem in seinem Lande einzuführen, das sogar auf seine Kosten unterhalten wurde. Er hatte freilich die Naivität, dabei die Bedingung zu stellen, daß die Anzeige die reine Wahrheit enthalte, die in continenti bewiesen werden müsse; weil er betonte, kein Freund von öfterem Hin- und Herreden zu sein, aber er dachte nicht daran, daß das Beamtenthum in seinen Gesinnungen bereits auf der tief untersten Stufe angelangt war. —

Der Zustand desselben in den leitenden Kreisen Eisenachs, mit dessen Schilderung Gärtner beauftragt war, erschien so ungünstig wie möglich. „Der Vice Canzler, so lautet in den wesentlichen Stellen der Bericht, ist ein alter 75 jähriger Mann, der von allen Dingen zwar Nachricht hat, bei dem es aber in der Application nicht alle mal eintrifft. Hofrath Witsch, Ew. Durch-

laucht zwar übel beschrieben halte ich für einen ehrlichen Mann, für sich hat er niemals etwas gesucht, vielweniger, daß er eine besondere Regierung hätte etabliren wollen; er hat vieles verhindert und mit mir gar vielfältig über die Unordnung doliret. Er ist der einzige auf den man sich verlassen kann und diejenigen, die Ew. Durchlaucht ein anderes beizubringen gedenken, müssen von seiner fide simplici nicht unterrichtet sein. Sein Verbrechen besteht, wenn er eines vollbracht, darin, daß er auf Geheiß des Herzogs das Testament gemacht; überlegen nur Ew. Durchlaucht, ob wenn sie einem Diener etwas befehlen, nicht gehorsamt sein wollen. — Hofrath Staffel ist durch Ebel angebracht, er wäre sonst wohl zu brauchen, hat aber des Hauses Interna nicht innen und stelle dahin, ob er in wichtigen Sachen der rechte Mann sei. Dann folgt der Hofrath Brückner, ein gewissenhafter Jurist, ist aber alt und träg, auch von seiner Leibesindisposition incommodirt, so daß man mit großer Mühe etwas von ihm herausbringt, wozu aber necessitas rei familiaris, die schlechte Besoldung und die noch schlechtere Bezahlung vieles beigetragen haben mögen. Hierauf folgt der Hofrath Mack, den ich zu nichts zu gebrauchen weiß und mein Sohn ist der Sequens, den kann ich nicht recommandiren." —

Wo Ernst August seine Blicke hinwandte, fand er für die Besetzung einer Masse erledigter Justizstellen nicht die gewünschten Kräfte. Die sämmtlichen Advocaten Eisenachs, die in Frage kamen, wünschten um so weniger im Staatsdienste untergebracht zu werden, da sie eine ziemlich bedeutende Caution stellen sollten, die sie kaum leisten konnten, noch viel weniger wollten. Es war etwas Ungewöhnliches; man machte sich darüber allerlei Gedanken und auch Gärtner suchte den Herzog zu überreden, daß man nach Christi Aussage im Evangelio von einem Haushalter mehr nicht als Treue, die stets einer kleinen Caution vorzuziehen sei, fordern könne. —

Aus den geschilderten Umständen mußte Ernst August entnehmen, daß es im Grunde in Nichts weiter ging. — Die vielen Staatsprocesse, die Verwickelungen mit Auswärtigen, die Regulirung der herzoglichen Verlassenschaft, die alle einen acuten Charakter angenommen hatten, brachten ihn außer Fassung. Jeden Tag liefen die bogenlang eng geschriebenen Briefe vom Geh. Rath aus Eisenach ein; auf welche er meist in eigenen Rescripten ohne Berathung mit seinem Weimarischen Ministerium verfügte. Die Verfechtung des herzoglichen Rechtes, das Gärtner zum Theil durch alle Instanzen versuchen zu wollen schien, gefiel ihm ebensowenig, als der Geschäftsgang im Geheimen Rath überhaupt. Nach seiner Ansicht ging es eben in Eisenach wie an den meisten Höfen, wo die Herrn Minister die Affairen so lange liegen lassen, bis solche der Herr überdrüssig wird. „Alle meine Briefe, verfügte er, werden Sie daher wohl colligiren, ein accurates Lagerbuch halten, damit man sehen kann, wie die Sachen expedirt werden". Alle Inquisitionen wollte er

binnen 4 Wochen zu Ende gebracht wissen, wie sehr auch Gärtner die Unmöglichkeit der Ausführung des Befehls betonte. Schob Ernst August alles auf lauen Geschäftsgang, so replicirte Gärtner, daß im Grunde der Parallelismus der Registrande die Rückstände der fürstlichen Resolutionen zeige, dagegen Niemand die Hände in Eisenach in den Schoß lege. Ich bin, schrieb Gärtner, von 6 Uhr Morgens bis Nachts 10 Uhr in der Last, habe etwa eine Stunde zum Mittagsessen, denn Abends speise ich nicht, die Nacht wende ich zum Schlaf an, niemand wird mir eine Negligenz nachweisen können. —

Ganz unerwartet erlitt, wohl auch eine Folge des Widerspruchs, die Eisenacher Landesverwaltung eine gewaltige Umänderung. Am 28. Dec. 1741 gelangte an Gärtner ein Rescript, das ihm jede Einsprache in Kammer- und Konsistorialsachen untersagte, da es sich geäußert, daß er den guten Intentionen Ernst August's entgegen sei. „Wir sind nicht gewohnt in unsern Thun und Lassen von unsern Dienern alles vorschreiben zu lassen, werden Euch auch deßwegen in Unserm Dienste nicht beibehalten." Es wurde ihm die Besorgung gewisser Geschäfte in Aussicht gestellt und er in Ansehung seiner langwierigen Dienste zum Präsidenten ernannt. — Bald darauf wurde eine scharfe Trennung der Regierungsgeschäfte vorgenommen, ein Oberfiscal, ein Polizei- und Commercienrath bestellt; „Regierung bleibt Regierung, Kammer Kammer und der Militärstand in seiner aparten Ordnung, wir werden uns als ein Reichsfürst niemals von unsern Dienern vorschreiben, noch Leges und Grenzen unserer Actionen setzen lassen und sind nicht gesonnen, die Eisenachische Herrschsucht wie sonst üblich gewesen, unsern Dienern, gleich viel ob sie alt oder jung sind, zu gestatten. Wir werden als Landesherr die uns zustehende pouvoir bei allen Gelegenheiten durch convenable Wege zu vindiciren und zu conserviren wissen, indem wir in unserem 55. Jahre nicht erst Collegia frequentiren und den Schlendrian lernen wollen."

Die Mißstimmung zwischen Fürst und Diener war durch die Erklärung Ernst August's nicht gesteigert. Gärtner blieb sein „très cher ami"; Ernst August stellte seinen Besuch in Eisenach in Aussicht, wo dann in geistlichen und weltlichen Dingen fleißig gearbeitet, dem alten Faß der Boden völlig ausgestoßen werden und die alte Leyer, da jeder Koch und Kellner gewesen, gänzlich abgeschafft werden sollte. „Gott gebe uns mit einander gute Gesundheit, aufrichtiges gutes Verständniß, so gedenke ich Vieles auszurichten. Ich werde die Grenzirrungen durch gerade Linien suchen in Ordnung zu bringen, soll ich auch dabei etwas einbüßen. Herr und Diener müssen fleißig daran sein. Die Zeit ist edel und des Menschen Leben kurz. Ich bin entschlossen, Alles schleunigst in die Wege zu richten, und brauche dazu interessirte Gemüther, die das Licht nicht scheuen und der Caprice nicht folgen. Mein Symbol heißt fürchte Gott, ehre den Fürsten, treuer Herr, treue Knechte. Der An-

fang ist gemacht, uns von allen Berliner Affairen*) los zu machen, ich werde mich zu nichts persuadiren lassen, denn durch das Advocatenmäßige Verfahren habe ich mehr eingebüßt als genutzt, es liegt klar vor Augen, daß alle Autoren und juristische Grillen in der jetzigen verkehrten Welt nichts mehr helfen." —

Aber nicht so schnell, wie Ernst August wünschte, ging alles von Statten. Wenn er auch abgestellt hatte, daß die Acten schubkarrenweise in sein Schloß geschafft wurden, in den Collegien auf 3fach gebrochenen Bogen die Eingänge, daneben die Beschlüsse des Collegiums gesetzt, die er nur durch sein placet zu bestätigen hatte, so war er doch mit dem Eisenacher Geschäftsgange noch lange nicht zufrieden. Er behauptete, er sei in einem Vierteljahr nicht vor die Thür gekommen, während er Jenaische und Weimarische Sachen, 180 an der Zahl, in einem Tage bewältigt habe. „Wir haben bei Euch eine solche Confusion gefunden, deren Ihr Euch insgesammt, wir sagen mit gutem Bedacht, insgesammt — nicht rühmen dürft. Wir werden dem ein schnelles Ende machen und Euch lernen, daß sich der Capitän nach dem Major richten muß. Wir wollen nicht von den Collegien mit so vielen unnöthigen Anfragen belästigt werden, denn zu Parteisachen, welche jura privatorum concerniren, sind unsere Landescollegien gesetzt, und nur wo Verbesserungen unserer Landesrevenuen im Spiele sind, und wo Sachen „verduckelt" sind, von denen wollen wir als Landesfürst allerdings wissen." —

Eine Folge war, daß er streng anordnete, alle Processe binnen 4 Wochen tod zu machen. Das bequeme Zuhausarbeiten war verpönt, wie sehr Gärtner vorstellig wurde, daß die Beschlüsse vom Studium der Acten abhängig wären, die unmöglich in collegialen Sitzungen tractirt werden könnten. Schwäger und Söhne sollten aus nahliegenden Gründen nicht mehr Mitglieder eines Collegs sein, und er machte gar kein Hehl daraus, daß er dieser Wirthschaft gegenüber einige geschickte Minister und einen habilen Präsidenten und zwei Vicekanzler brauche. Er zog nicht den Adel vor, denn das liegt doch außer allem Streit, schrieb er, daß sich die bürgerlichen besser appliciren. Natürlich war v. Gärtner dem entgegen, die Präsidenten und Vicekanzlers, schrieb er, seynd eben nicht aller Orten gewohnt fleißig zu arbeiten, von der Wahl hängts ab; ich halte vielmehr von der Wahl geschickter und arbeitsamer Hofräthe, die lernt man kennen und macht nachher „Capi" draus. Auch von den juristischen Entgegnungen gescheidter Leute machte er kein Rühmens, und wenn jene auch noch so gut sind, setzte er naiv hinzu, es kommt eben auf des Lesers Gemüthsdisposition an, wenn sie etwas wirken sollen. Mehr und mehr entwickelte sich aus diesem kleinen Meinungsaustausch der schärfere Gegensatz. Gärtner remonstrirte gegen Strafdictate, da die Schuld nicht erwiesen sei,

*) Zur Erklärung dienen S. 490 ff.

warnte vor dem Heraufbeschwören neuer Processe, die doch der Herr ausgesprochenen Masse nicht wolle. Daß Gärtner schließlich anführte, das Angeordnete werde einen Stachel in seinem Gewissen zurücklassen, weil er unter Gott stehe und vielleicht noch kurze Zeit zu leben habe, und Rede und Antwort von seiner Amtsführung geben müsse, konnte den Fürsten nicht zur Aenderung seiner Meinung bestimmen, er ertheilte einem andern die nöthigen Weisungen, damit Gärtner in seinem Gewissen sich beruhigen könne.

Leider verschärften sich mehr und mehr zwischen Herrn und Diener die Gegensätze, da Gärtner in der Allodialsache offen aussprach, mit derselben nichts mehr zu schaffen haben zu wollen. Das sah nicht allein die Weimarische Regierung als einen ziemlich „harten Periodus" und gegen den Respect Serenessimi laufend an, sondern auch Ernst August verwies ihm dies in härtester Weise. „Wenn es uns nicht wenig befremdet, daß Ihr Euch erkühnt, solcher unüberlegter, unanständiger Expression höchst strafbar zu bedienen, so verweisen wir, obwohl Ursache genug, um Euch die hierüber geschöpfte Ungnade empfinden zu lassen, Euch vor dies Mal Eure allzu kühn herausgenommene Freiheit nachdrücklich und ernstlich mit der Verwarnung, dergleichen bei unausbleiblicher harter Ahndung zu enthalten, uns allenthalben als ein Diener, der in unseren Brod steht, den gebührenden Respect zu erzeigen, gestalten Ihr gewiß glauben könnt, daß wir uns nach der in Eisenach eingerissen gewesenen Mode, da man dem Herrn wohl die Thüre vor der Nase zu und die Briefschaften vor die Füße geworfen, nicht tractiren lasse. Wir haben auch so lange in der Welt gelebt und durch genügsame Erfahrung und manch schlaflose Nacht gelernt, wie ein großer Herr regieren und seine Actionen einrichten soll, daß wir also keinen Lehrmeister mehr brauchen, und wenn Ihr so hautain ins Gelage hinein schreibt, Ihr wollet mit der Eisenacher Testamentssache nichts mehr zu thun haben, so versichern wir Euch, daß es uns an Mitteln, den Diener bei seiner Schuldigkeit und Subordination zu erhalten, nicht fehlt. Und was Ihr schließlich wegen des Herrn Göckel erwähnt, daß wir demselben gleichsam eine Abbitte thun sollen, so können wir nicht unberührt lassen, daß Göckel unser Diener und Landeskind, eines Altstedter Bauernsohn ist, von dem wir uns nicht trotzen lassen, sondern ihn als eine bloße Schreiber-Betze, wofern er sein devoir nicht exact thun wird, gewiß zur Raison zu bringen wissen. Uebrigens werden wir uns und euch viel avantage stiften, wenn Ihr Eure allzu große Präcipitanz in moderation und die Renitenz in Gehorsam verwandeln könnt. An dem geschieht unser Wille."

Gärtner bat ab; in der kurzen Zeit, die ihm noch zu leben und das Interesse seines Herrn in zuvorkommender Weise zu vertreten vergönnt war, suchte er in milderen Formen sich zu bewegen. Ich darf nicht expliciren, schrieb

er, wie ich gern wollte und es mir nöthig scheinet, mündlich aber wird es sich besser und mit mehr Respect thun lassen."

Es ist nicht möglich, die unendlich schwierigen Verhältnisse jenes Landes in ihrer Totalität zur vollen Anschauung zu bringen. Die auswärtigen Beziehungen, namentlich zu den Ernstinischen Vettern, die Verwickelung mit Fulda, aus denen der wenig bekannte Flachskrieg entstand, in dem ein Mann sein Leben einbüßte, die Reichs- und Kreisangelegenheiten; die Kämpfe, die im Innern des Landes theils durch beispiellose Finanzwirthschaft, theils durch Justiz und Advocatenstreiche, wie sich Ernst August wiederholt ausdrückte, heraufbeschworen wurden. Sie würden in den Bereich meiner Darstellung hereinzuziehen sein, wenn diese anders ein vollständiges Bild dieser kleinen Episode anstreben könnte und wollte.

Vielleicht ist aus dem überreichen Stoff die Combination äußerer und innerer Verhältnisse räthlich, zumal sie uns durch reiches Material, die Erwerbung des Eisenacher Landes und zugleich den Conflict Ernst August's mit dem mächtigsten König der Erde, mit dem König Friedrich II. von Preußen, veranschaulichen wird. Wir wählen dazu die Frage wegen Uebernahme der Eisenacher Allodialerbschaft um so lieber, als auch die Beaulieu'sche Darstellung im Grunde nur in der Mittheilung einiger Documente gipfelt, welche den Conflict mit Friedrich II. veranschaulichen. —

Ernst August war keineswegs über den Antritt der Erbschaft erfreut. Denn wo er sondiren ließ, waren voraussichtlich mehr Passiva als Activa vorhanden und seine Hauptbesorgniß war, auf welches Recht er sich stützen könnte, daß der haeres zur Bezahlung der Allodialschulden ultra vires haereditatis nicht verpflichtet werden könnte. Es war ihm nach den eingeforderten Berichten höchst wunderlich, daß man am Eisenacher Hofe sich über die Verschwendung der Nachbarn aufgehalten, die dortige Einrichtung als mustergültig hingestellt hatte, während factisch alles anders lag. Von Schätzen auf Böden und in Gewölben wollte Niemand etwas wissen und er verwunderte sich höchlich, daß man bei einer Schatullrevenue von jährlich 13000 Thaler, Geschenke von 20000 Thaler und kostbare Christkindels bescheert hatte, was freilich falsche Insinuationen waren, da die Einnahmen des Hofes sich mindestens auf 60,000 Thaler beliefen, wenn auch nicht zu Recht bestehende Einkünfte dabei eine Rolle spielten. Während dieser sorgsamen Erörterungen waren bereits zwei Abgesandte des Königs von Preußen eingetroffen, da Friedrich II. als Testamentsvollstrecker bestellt war. Hatte der Herzog der Wittwe bis dahin ein freundvetterliches Verhalten zugesagt, so zeigt sich schon jetzt seine Erbitterung. „Ich muß denenselben melden, daß ich nach den undenklichen Gerechtsamen meines alt fürstlichen Hauses gut kaiserlich und sächsisch bin und keine auswärtige Militärs und Gelehrten in meinem Lande

nöthig habe". Widrigenfalls würde sie, bemerkte er bei der Entziehung seiner fürstlichen Vorsorge wenig Profit haben, und auch das verlieren, was sie jetzt zu besitzen glaube. „Ich muß Ew. Hoheit mit dero verhoffenden gnädigen Erlaubniß anbey eröffnen, daß ich eben der dumme Fürst nicht bin, als man vielleicht an dero ganzen Hofe von mir ein Portrait gemacht hat". Er gestattete ihr zwar die Anstellung eines Oberhofmeisters in der Person des Amtshauptmanns von Geusau, der aber ihm verpflichtet, für das künftige Entriren von Schulden stehen mußte und den Personalstand von 46 Personen und 36 Pferden, die innerhalb der gegebenen Grenzen, welche die Schatulle gestatteten, verpflegen durfte. Freie Religionsübung war der Herzogin, die reformirt war, nur in den Apartements gestattet, Fremde hatten keinen Zutritt zum Gottesdienste, Tauf- und Trauacte durften nicht vorgenommen werden, und am wenigsten konnte sich die Wittwe herausnehmen, etwa gar jemanden zum reformirten Bekenntnisse zu persuadiren. Nach Ablauf des 30. Tages seit des Herzogs Tode wurde die alte Hofhaltung, die allein einen Marstall von 147 Pferden aufzuweisen hatte, aufgelöst, die Auction des überflüssigen Materials angeordnet, um die Erträge der Regierung ins Depositum zu geben, der brauchbare Theil nach Schwansee überzuführen befohlen, jedoch unter der fürstlichen Protestation, daß Ernst August hierdurch keineswegs sich als Allodialerbe geriren oder gar zur Uebernahme der Schulden, anheischig machen wolle.

Sowohl die Vorstellung der Wittwe als die des Berliner Ordensrathes Richter fruchteten nichts. Ernst August ließ ihm ein Rescript vorlesen, daß er in Eisenach eintreffen werde, um den Ordensrath zu zeigen, wer Herr im Lande sei. „Ich werde, so lautet das Rescript, vielleicht solchen Schnupftaback mitbringen, den er im thüringischen Kreise noch nicht gerochen, wie ich denn auch in meinem Lande kein Conventicula oder Winkel-Discourse gestatte." Vor Zeugen und Notaren wurde dies Rescript verlesen, welches Richter mit der größten Ehrerbietung aufnahm, ohne Miene zur Abreise zu machen, die auch nach Gärtner's Ansicht nicht zwangsweise zu erlangen sei, da der König von Preußen leicht marches und demarches befehlen könnte. Gefährlich blieb nach Gärtner's Ansicht immer, daß wer sich des Allods, das in seiner Qualität noch nicht einmal festgestellt war, annimmt, unzweifelhaft auch die Schulden bezahlen müsse.

Die projectirte Auction ging natürlich sehr schlecht von Statten. Der Schloßhauptmann von Reineck hatte ja die Thore besetzt; hinaus ließ er auf Befehl Ernst August's Niemanden, weil ja von der Allodialverlassenschaft etwas fortgeschleppt werden könnte und ein Besuch Eisenachs war erschwert. Für 24stündigen Aufenthalt in Gasthöfen und sonst mußten schon gut beglaubigte Gründe vorliegen. Katholiken gestattete der Herzog keinen Nachtaufenthalt,

nur die Juden konnten die Erlaubniß für 2 Thaler pro Tag und Nacht, ganz wie in Weimar erhalten. — Für 13 prachtvolle Hofschlitten auf 110 Thaler 12 Groschen taxirt, wurden mehr als 80 Thaler nicht geboten; es war also schwerlich an die Erzielung einer leidlichen Summe zu denken, wenn Ernst August auf dem betretnen Wege fortfahren wollte. Dazu kam, daß er vertraute Diener der Herzogin in nächtlicher Weile arretiren und sie mit verbundenem Munde nach Weimar transportiren ließ, während man die Anträge der Berliner Abgeordneten einfach ad acta nahm, und sie nicht mit der Aufmerksamkeit behandelte, welche der König von Preußen als Testamentsvollstrecker verlangte. Besonders der Schloßhauptmann hatte stets die angenehme Aufgabe, im Sinne Ernst August's an die nicht in Gnaden Stehenden scharfe Aufträge auszurichten. Dabei schrieb Ernst August: Gebrauchen Sie überhaupt mehr hardiesse, gehen Sie lieber etwas zu weit, verfahren sie nicht zu gelinde, weil ich alsdann alle Mal wieder nachgeben kann. Ernst August beharrte darauf, daß die Wittwe das stipulirte Heirathsgut nicht eingebracht, also auch die Garantie für die Gewährung eines Witthums nicht gegeben werden könne. Im Gegentheil, er verhinderte die Abfuhr ihrer eignen Effecten, als sie Miene machte, das Schloß Altstedt gegen Eisenach zu vertauschen. — „Wir sagen Euch dem Geh. Rath Präsidenten und Euch Dienern allseits die ihr noch einen redlichen Blutstropfen habt, wacht, daß wir den Vogel nicht aus dem Bauer lassen, er kommt gewiß nicht wieder hinein. Derowegen streckt eure Köpfe daran, daß es zu Ende komme, denn wir schäckern am Ende nicht, zumal wir nun ohne dem bei acht Tagen uns nicht wohl befinden. Wir sind der Advocatenstreiche satt, bringt zur Execution, was wir befehlen, sonsten wir trotz Eurer Excurse, daß dies und jenes in einem andern Lande nicht practicabel sei, dem nächstens selbst abhelfen werden. Uns kommts vor, als wenn ein gedienter General ein uraltes Philister-Regiment erbte und wollte es zu einem tüchtigen Feldregimente machen. Ich habe diese verdrießliche Affaire von Herzen satt, ich wollte lieber auf einer Feldmeisterei wohnen, als mich mit einem ausgesaugten wüsten Lande und mit allerhand verderbten Gemüthern plagen, die den Schlendrian sich zu ihrem eignen Schaden angewöhnt haben. — Lassen Sie doch die beiden Herrn Preußen in einem Lande nicht so nach eigenem Gefallen schalten, denn ich brauche keine Puzemänner; ich kann gar nicht leugnen, daß man sich in Gotha und andern Orts *), wo man die specialia genau kennt, damit schon rechtschaffen gekitzelt, ich bin aber bereits in den Jahren, daß ich weder Sequester noch Obervormünder brauche".

Die Geduld Friedrich's II. war erschöpft; er versicherte in einem gemessnen Handschreiben, der Herzogin ihr Recht und sich zugleich für die von seiner

*) Wahrscheinlich auch in Meiningen, auf das Ernst August noch weniger gut zu sprechen war.

herzoglichen Liebden seit einiger Zeit empfangene widrige Begegnungen „gebührende Satisfaction" zu verschaffen.

Die in Eisenach eingesetzte Allodial-Commission, welche dem Geh. Rath Gärtner ein Dorn im Auge war, arbeitete nur langsam; denn schwer hielt es, Ernst August's Willen durchzuführen, der Herzogin die Schulden aufzubürden, die sie von dem Erbe und den nach und nach zugestandenen Witthumsgeldern abtragen sollte. Aber am Ende wurde der Herzog gefügiger. In einem langen Exposé, das er den Herrn Räthen am Vormittag 150 Mal durchzulesen empfahl, näherte er sich wenigstens den Forderungen Preußens, wenn nur die Herzogin nicht nach Allstedt ziehen wolle. Man sollte vorwenden, daß dort alles baufällig sei und von ihm eingerissen werde; er bot 8—10,000 Thlr, am liebsten 50,000 Thaler als einmalige Abstandssumme. „Ich muß eben meine Umstände jetzt bedenken, denn anders wäre es, wenn wir mit einer armen Bettelwittwe zu thun hätten, so könnten wir alle Universitäten 20 Jahre darüber sprechen lassen. Das geht aber hier nicht an, wo wir mit zwei Königen (Polen und Preußen) zu thun haben, die eben nichts mehr wünschen, als mir in die Haare zu kommen. Ja meine Herrn Räthe, wenn Sie mir 600,000 Thlr. Caution machen und für den Schaden stehen wollen, daß mich diese Könige nicht angreifen! Wo sie aber nicht solvend seyn, ob Sie auch alle Gelehrsamkeit und Bibliotheken besitzen, so wollen wir das hübsch bleiben lassen. Ich schreibe alle diese Punkte aus reifer Ueberlegung, da ich nunmehr in meinem 53. Jahre schon Verstand habe; es ist besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß. — Was wollen wir mehr haben, wenn sie die Schulden, so weit es reicht, bezahlt, und uns im Uebrigen in Ruhe läßt. Wenn der Vogel einmal aus dem Lande ist, seyd Ihr Herrn alle nicht im Stande, selbigen ohne Reifrock wieder hinein zu bringen."

Wiederholt hatte Preußen seine Pression für größere Forderungen ausgeübt. Ernst August gestand es ein, daß er in diesem Punkte nicht mehr das alte Princip walten lassen konnte: Ich bin groß und Du bist klein. Er mahnte zum Abschluß. „Es ist uns von verschiedenen Orten durch vertraute Briefe: einen von Halle, einen von Berlin und einen noch sonst woher, berichtet worden, daß 4 preußische Regimenter parat stehen, um in Allstedt, Eisenach oder Weimar einzurücken. Da so wohl Chursachsen als auch andere sich vor der Macht der Könige von Preußen fürchten und daher ebensowenig Hülfe zu erwarten steht, als von 50 Universitäten und der durch Euren alt bekannten Eigensinn zu befürchtende Schade und Prostitution von Euch allen mit Eurem Körper nicht wieder ersetzt werden kann, so erwarten wir von Euch, die ihr alt genug seid, daß Ihr wisset, was Ihr thun

sollt, die Sache zu Ende zu führen! Wir werden den Schuldigen so zu finden wissen, daß gewiß der Donner dreinschlagen wird". —

Trotz der besseren Ueberzeugung, daß Friedrich II. der mächtigere sei, versuchte es der Herzog am Ausgang des Jahres 1741, sowohl bei dem Statthalter von Erfurt, als auch bei Gotha, die herrschende Stimmung zu erfahren. Der Nebengedanke, Alliancen zu suchen, war keineswegs ausgeschlossen. Der Statthalter aber rieth, lieber etwas von den obschon gerechtesten Prätensionen nachzugeben, damit der Herzog nicht in ein gefährliches Demele gerathe. Die Zeiten, sagte der Statthalter, sind dermalen bedenklich und die Macht des Königs allen Ständen des deutschen Reichs recht „fürchterlich". In Gotha machte der Gesandte von Herda gleichfalls auf die Bedrohung auch anderer ansehnlicher Reichsstände und die Nothwendigkeit zu gegenseitiger Verbindung aufmerksam. Der Herzog war dem bessern Defensionsstande des Landes zwar nicht abgeneigt, aber auf mehr als über 3 regulirte Regimenter könne sich die Verfassung jedenfalls nicht erstrecken, auch er rieth zur Nachgiebigkeit. Vielleicht trug die verfehlte Mission das ihrige dazu bei, daß Ernst August in die Gewährung des Witthums von 10,000 Thlr. einwilligte, obwohl nie ihn das Mißtrauen gegen den Geh. Rath Gärtner verließ, daß er es falsch mit der Sache des Herzogs meine und seine Angelegenheiten verzögere. —

Konnte sich Ernst August nicht der Ansicht erwehren, daß Preußen es auf einen Einfall in Allstedt abgesehen habe, so strengte er noch seine letzte Kraft bei dem König von Polen an, um ihn über die steigende Gefahr und die Nachtheile deutscher Reichsstände dringende Vorstellungen zu machen, wenn schon er nicht verfehlte, auf die eingegangenen Warnungen auch den König von Preußen „in ganz höflichen Terminis" mit einem Schreiben zu bedenken, in dem aber alles vermieden werden mußte, was irgend wie den Schein einer Furcht vor diesem König involvire.

Trotzdem war Ernst August vorsichtig. Allstedt wurde vorläufig auf den Einfall vorbereitet, indem nicht allein die Unterthanen angewiesen wurden, Hab und Gut auf chursächsischen Boden zu flüchten, sondern auch alle tüchtigen Leute vom 16. bis zum 48. Jahre wurden zu den Fahnen in Eisenach beordert.

Glücklicher Weise fiel jeder Anlaß zum blutigen Kriege weg. Friedrich II., der größere Aufgaben zu lösen bemüht war, dachte an den Herzog Ernst August weniger als an jene. Die Allodialherrschaft fand ihre glückliche Lösung, der erbitterte Feind der Berliner, die wie Fußangeln gehaftet, söhnte sich durch huldvolles Schreiben an den Geheimenrath Mylius nicht allein mit diesem als einem geschickten Minister aus, sondern derselbe hatte auch die angenehme Aufgabe, seinem König die projectirte Aufwartung Ernst August's anzuzeigen.

Sr. Majestät, fügte Ernst August hinzu, werden dann selbst finden, daß ich ein ganz anderer Fürst im Reiche bin, als man mich zu beschreiben bemüht gewesen ist.

Hier ging in Erfüllung, was Gärtner wiederholt betont hatte: das gute Einvernehmen mit Preußen dient Ew. Hoheit mehr als alle Regimenter. —

Leider war es dem um die Neugestaltung der Verhältnisse hochverdienten Geh. Rath Gärtner nicht vergönnt, geordnete Verhältnisse in ihrer vollen Zugkraft zu erleben. Er selbst kämpfte noch im Siechthum seines Körpers mit materiellen Fragen seiner Existenz, da Ernst August sich nicht herbeiließ, endgültigen Entschluß über die Beibehaltung im Dienste zu fassen und über Gärtner's zukünftige Besoldung schlüssig zu werden. Gärtner erlebte den Abschluß der Frage nicht mehr: am 1. März 1744 ging er lebensmüde zu einem bessern Sein über. Als man dem Herzog die Trauernachricht brachte, ordnete er die Versiegelung der Habe Gärtner's an, eine militairische Wache trug Sorge, daß der Nachlaß völlig intact blieb. Erst als man inne wurde, daß die verschiedenen Zugänge des Hauses die Controle erschwerten, zog die Sicherheitswache aus dem Trauerhause ab, und Gärtner's Sohn gelobte auf Handschlag sich in keiner Weise an dem schriftlichen Nachlaß des Vaters zu vergreifen. Die Beisetzung des Geheimenraths in der Kirche zu Eisenach ordnete Ernst August als ein ehrenvolles Begräbniß an, aber er gab ihm nicht die höchste Ehre, daß die sterblichen Ueberreste unter dem Glanze der Fackeln zur ewigen Ruhestätte geleitet wurden.

Wenn, wie hier ein wenig beneidenswerthes Leben seinen Abschluß fand, so könnte man versucht sein, sich scheuen Blickes von der deutschen Vergangenheit abzuwenden. Der Beruf sich mit ihr zu beschäftigen, wäre ein trüber, wenn nicht über dem Vaterlande des 19. Jahrhunderts ein freundlich hellleuchtender Stern aufgegangen wäre, und sich auf die Vergangenheit nicht das schöne Goethe'sche Wort anwenden ließe: Nicht alles Wünschenswerthe ist erreichbar, nicht alles Erkennenswerthe erkennbar.

Parfüms der französischen Literatur.

Fernande. Drama von V. Sardou.

Das Sensationsdrama „Fernande" ist, wenn wir recht berichtet sind, eines der letzten Stücke des französischen Theater-Königs — denn das ist er — Victorien Sardou und, wenn auch vielleicht nicht eines der besten, so doch gewiß dasjenige, welches den specifischen Unterschied zwischen französischer und

deutscher Auffassung am klarsten zur Anschauung bringt. Wenn wir sagen: eines der besten, so wollen wir diesen Begriff als relativ angesehen wissen, denn als gut, nach unserer künstlerischen ästhetischen Anschauung, können wir keines der Dramen dieser Mache, trotz ihrer Zugkraft, trotz ihrer theilweise vortrefflichen Technik, bezeichnen, mag nun ihr Vater Dumas Sohn oder Sardou oder wie sonst heißen. Aber gerade um der Grundfarbe willen, die dem Fabrikat eigen ist, um der ganzen Atmosphäre willen, in welcher jene Stücke athmen und gedeihen, verdienen sie als Zeichen der Zeit, ja, man darf sagen, als Signale der Cultur, Beachtung. Und zwar jene „Fernande" noch viel mehr als die „pattes de mouche" oder die „famille Benoîton" des vielgenannten Verfassers. Man hat seine Manier für weniger cynisch und unmoralisch gehalten als die seines Rivalen Alex. Dumas junior, schon darum, weil Sardou wenigstens von der Heuchelei nichts weiß oder nichts wissen will, welche Herrn Dumas bereits zur zweiten Natur geworden ist, der Heuchelei nämlich, die gröbste oder die raffinirteste Unsittlichkeit für einen Feldzug zu Ehren der Tugend auszugeben. Ein curioser, wirklich curioser Heiliger, der Ritter Dumas: Er malt die Corruption, die Wollust mit den verführerischsten Farben und zwar ohne das bekannte Gegengift der Weimarer, ohne den Appendix des Teufels — und thut, als ob jene von ihm geschilderten Laster schon das richtige Tugendrezept in sich selber trügen, wahrscheinlich weil ja er, der hochsittliche Autor Schilderer jener frivolen Scenen mit und ohne Feigenblatt ist. Manchmal passirt es ihm freilich, daß er ein wenig aus der Rolle fällt — quandoque bonus dormitat Homerus — und vergißt seinem „recipe" den richtigen Titel giebt. „Unser Publicum riskirt einzuschlafen, und darum müssen wir Schriftsteller es „châtouiller" — sagt er einmal, und eben aus dieser Stelle guckt mehr als der bloße Pferdefuß hervor; „nous le tenons" heißt es bekanntlich in „Robert le diable". Ueber diese Tendenz der heutigen französischen Literatur, welche im Drama wie im Roman sich unverhüllt breit macht, hat ein Franzose selber, Potvin vor zwei oder drei Jahren (in seiner „corruption littér. en France") ein strenges, aber gerechtes Gericht gehalten, und auch die größten Namen, die Sand, A. de Musset, Balzac u. a., nicht geschont: wie sollte er gegenüber den kleinern Göttern oder Götzen des Tages, einem Dumas junior, Feydeau, Feuillet u. s. w. zurückhaltender sein? Er hat dort die „chimärischen Gestalten der tugendhaften Verbrecher, und der prostituirten Madonnen", jene „Giboyers" und „Fanny's" sammt Sippe mit kräftigen Strichen auf die Fläche gemalt. Von Dumas sagt er, er habe „nur das Laster beobachtet und nur Ungeheuer geschaffen"; Sardou geht, so viel mir erinnerlich, leer aus! Hat ihn der Verfasser vielleicht nur aus seinem „Rabagas" gekannt, jenem seiner Zeit viel genannten politischen Tendenzstück, welches die republikanischen Aventuriers geißelte? So viel ist gewiß, die

„Fernande“ gehört auch zu jener Familie; sie mag etwas anständiger gekämmt, sorgfältiger gepflegt, etwas reinlicher und ein klein weniger appetitlich sein als ihre Schwestern und Stiefschwestern, aber sie hat das Blut (und zwar nicht das „blaue“), sie hat den Geburts- und Taufschein, — sie gehört somit zur Familie und wir sind sogar überzeugt, Herr Sardou selber hält sie nicht für das schlechteste Kind. Er hätte ihr zwar eine etwas gediegenere Erziehung angedeihen lassen dürfen, er, der mehrfache Millionär, der zu Mably ein fürstliches Haus führt, und, was noch mehr ist, der gebildete, ja gelehrte Sohn eines gelehrten Professors! Ja wohl, Sardou hat vor andern Celebritäten des Tages (— le jour, c'est Paris! sagt Victor Hugo —) den Vortheil voraus, daß er einen Schatz gediegener Kenntnisse besitzt. Lange Zeit Lehrer der Mathematik und der Geschichte, ist er, gegen Dumas den jüngern gehalten, der bekanntlich ein Ignorant erster Klasse ist, wenn er schon über Goethe's „Faust“, wenn auch faustdick genug, schreibt, ein wahrer Riese an Gelehrsamkeit; er ist ferner viel productiver, d. h. phantasiereicher als Herr Dumas, der an seinen Stücken für gewöhnlich ein halbes Jahr zu hämmern und zu feilen hat, ehe sie salonfähig sind. Sardou braucht durchschnittlich sechs Wochen und Stück für Stück bringt ihm ebenso durchschnittlich 100,000 Fr. ein. „Ah quel plaisir d'être auteur!“ Sardou kennt das Theater, dessen Claviatur und Tastenwerk durch und durch; seine erste Frau war selber Schauspielerin und eine intime Freundin der berühmten Déjazet, welche vor einigen Monaten ihre Vorstellungen auf der „Bühne des Lebens“ abgeschlossen hat. — „Fernande“ (um endlich auf unser eigentliches Thema zu kommen) ist schon an verschiedenen deutschen Bühnen — unter andern in Berlin — zur Aufführung gekommen, neulich auch, bei vorzüglicher Rollenbesetzung, in Basel. Der deutsche Uebersetzer, Mauthner, hat dem Kinde den schönen Namen „Sittengemälde“ gegeben.

Rührend, diese Pariser Sitten, wahrhaft rührend und instructiv zugleich, besonders, wenn so viele „Charaktere“ — es sind, deren ohne die Bedienten gut gezählt zwanzig — mit einander caramboliren. Zum Glück verduften einige dieser höchst originellen Persönlichkeiten sogleich, unter andern auch „Pfirsichblüthe“, die den Leser lebhaft an „Marienblüthe“ (fleur de Marie) in Eugen Sue's „Geheimnissen von Paris“ erinnert; lebhaft, ja und zwar nicht bloß wegen des Namens, sondern auch wegen der Localität. Denn „Marienblüthe“ gedieh in einem öffentlichen Freudenhause und „Pfirsichblüthe“ sammt Umgebung bewegt sich im ersten Akt in einem ganz ähnlichen. Der Verfasser hat die Naivetät gehabt den ganzen ersten Akt in einem verrufenen Haus sich abspielen zu lassen, welches zwar dem Schein nach bloß eine Spielhölle, der Sache nach aber doch ein Freudenhaus ist. Indessen das geht uns Leser gar nichts an, und

kann nicht schwarz auf weiß bewiesen werden. Und vollends in einem „Sittengemälde" darf es doch, muß es sogar städtisch, sittlich, zugehen, gerade wie in den Dorfgeschichten ländlich, sittlich. „Alles schon dagewesen," sagte der bekannte Rabbiner. Ach! und was erinnert in diesem Originaldrama nicht alles an schon Dagewesenes! Sardou selber macht ja kein Hehl daraus, daß er entlehnt, wo und woher es ihm gut scheint. Alle seine Kraftmittel sind verbraucht, seine Effecte sind Plagiate, nur gut verwendet oder geschickt beleuchtet oder frisch angestrichen, oder feiner aufgeputzt als andere vor ihm es thaten. Gleich der Untergrund des Stückes ist ein solches Plagiat, wenn man will — es ist nämlich Sumpf, — um keinen stärkeren Ausdruck zu brauchen. Fernande, das Mädchen nämlich, ist ein liebliches, auf besagtem Sumpf gedeihendes Blümchen (kommt in Paris und besonders bei französischen Schriftstellern sehr häufig vor!); es duftet übrigens neben diesen bekannten und piquanten Odeurs besonders stark nach Camelien wenigstens „à la dame aux camélias", bloß daß „Fernande" nicht wie diese an der Schwindsucht stirbt, sondern gesund und frisch in den Hafen der Ehe einläuft um daselbst nach einer allerdings heftigen, aber zum Glück vorübergehenden Emotion, für alle Zukunft zu verbleiben. Sie ist zwar, wie in Paris natürlich, ein gefallener Engel, diese Fernande; aber sie fiel doch, der Schriftsteller sagt das ausdrücklich, bloß einmal, fiel durch Gewalt und unter andern höchst mildernden Umständen, ist darum auch billigerweise voll sittlicher Entrüstung gegen ihren Verführer, während ihr Gegenbild, Gräfin Clotilde, ohne es zu merken — ja wir behaupten, ohne daß der Dichter es selber merkt — die Maitresse eines Marquis Soundso ein bischen tiefer im Sumpf steckt. Der Dichter merkt es nicht, sagen wir, denn dergleichen gehört in Paris ja zum täglichen Brot; die hohe Dame ist ja dem Namen nach bloß „Freundin", und kommt zu ihrem geliebten „Freunde" blos Nachts durch eine geheime Thür; wenn sie am hellen Tage käme, ja dann wäre es allerdings unverschämt, dann wär' es ein Scandal! Um das Verhältniß dieser vollendeten Welt- (nicht demi monde) Dame zu jenem „Geschöpf" (wie die vornehme Wohlthäterin jene arme Fernande nennt) als ihrer unbewußten Nebenbuhlerin dreht sich das Stück, und es würde sich nicht so lange drehen, wenn ein gewisser Brief, worin die arme Fernande ihrem Verlobten ihren ersten und letzten Sündenfall beichtet, rechtzeitig an seine richtige Adresse gelangt wäre. Dieser erwünschte, willkommene Brief (für den Autor nämlich), dieses höchst dramatische, höchst künstlerische Mittel hilft dem Poeten glücklich zu vier Akten, statt nur zu zwei und einem halben, ist also unter Brüdern seine 40,000 Francs werth. Bisher waren Liaisons, wie sie hier zwischen der Wittwe Frau Gräfin Clotilde und ihrem Amant vorausgesetzt werden, bloß unter der „demi monde" zu finden. Sardou hat also den Fortschritt markirt,

daß sie nun auch in den höchsten Regionen der wirklichen Geld- und Blutaristokratie, dem goldenen und dem blauen Blut, an der Tagesordnung sind; es wird darum wohl auch im Leben sich so verhalten und die große Nation hätte also seit Dumas dem Kleineren „à la tête de la civilisation“ einen Schritt vorwärts gethan; denn wohlverstanden diese scheinbar so freien Ansichten über Ehe und Liebe wurzeln nicht etwa im Beete der Frivolität — bewahre! Jene hochgestellten Personen sind voller Empfindlichkeit für ihre Ehre, für ihren makellosen Ruf, sie schäumen von sittlichem Ingrimm, sobald Andere sich in demselben Pfuhle wälzen, wie sie selbst, so pflichtvergessene Mädchen können nur „Geschöpfe“ sein! — In Paris muß, trotz der freien Liebe, die Eifersucht eine furchtbar acute Krankheit sein und in zartbesaiteten Frauenseelen entsetzliche Verwüstungen anrichten. Clotilde ist im ersten Akt eine Art mitleidiger Engel, im zweiten Akt aber nicht bloß eine Art Furie, sondern eine wirkliche und leibhaftige Furie, und teufelt und tigert von nun an mit raffinirtem Rachedurst auf den Brettern umher. Die Arme! Und der „Freund“, der sie so wild macht, ist „kein Talent und kein Charakter“, und es verlohnte sich wahrlich nicht „de faire tant de bruit pour cette ommelette“! Hier wäre Leporello's Rath ohne Herzbrechen zu befolgen gewesen: „Schöne Donna, laßt ihn laufen, er ist eures Zorns nicht werth.“ Anders aber denkt und handelt Wittib Clotilde, die oftmals gefallene, aber darum noch immer aufrechte nächtliche „Freundin“.

In den eintönigen Leierkasten der französischen Dramatik, welcher seit Jahrzehnten diese einzige Weise von den gebrochenen Herzen problematischer Frauenzimmerexistenzen zu orgeln verstand, sollte einmal eine neue Walze eingezogen werden oder mindestens sollten auf die alte Walze einige neue Stifte zum Zwecke einiger Variation kommen. — Basta! Auch in Corsika sagen sie ja, wie uns eine Person im Stücke belehrt, zu allen möglichen Dingen blos Basta. Die Person, die das behauptet (die einzig erträgliche im ganzen Stück) ist ein junger Advocat, der (man weiß zuerst nicht recht, warum?) in corsikanischen Scheidungsprocessen, und zwar an Ort und Stelle, macht, und gerade zur rechten Stunde zurückkommt, um — den verhängnißvollen Brief abzufangen; das gelingt ihm aber erst nach heißem schwerem Kampf mit der Furie — nicht Seelenkampf, nein, nach körperlichem, keuchendem Ringen à la Rostem und Suhrab. Auch dieser Stift ist neu auf der dramatischen Walze und es giebt einen famosen Ton, wenn schon die Cousine Gräfin, welcher recht eigentlich der Mund verstopft wird, nicht schreien kann. Jetzt wissen wir auch, warum der Cousin Advocat in Corsika gewesen sein mußte, nämlich um dort Zeuge einer ähnlichen Rache aus verrathener Liebe zu sein, wie die wüthende Cousine sie jetzt geplant hat. Es hieße den Dichter vollständig verkennen, wollte man ihm die Absicht unterschieben, den jungen Ehemann von Advocaten bloß darum aus seinem

warmen Nest nach Corsika geschickt zu haben, um Gelegenheit zu einem Witz zu bekommen.

Der famose Witz ist nämlich der, daß der Advocat seinem eifersüchtigen Gänschen von Frau (einer, beiläufig gesagt rein überflüssigen Ausfüllfigur) ins Gesicht behauptet, auf Corsika gebe es nicht blos keine schlimmen, sondern gar keine Frauen — ja, ja, gar keine, und er findet an diesem orginellen Witz einen solchen Geschmack, daß er ihn zweimal wiederholt! Aber ein treuer und aufmerksamer Freund ist er, das muß man ihm lassen. Er wittert mitten in der Nacht (wahrscheinlich in Folge eines beängstigenden Traumes oder einer Ahnung, ein Unglück das seinem Freund, dem jetzigen Gemahl Fernande's zustoßen könnte und, gedacht gethan, warum soll er nicht eben so gut bei nachtschlafender Stunde Zutritt zu den Gemächern seines Freundes haben als dessen frühere Maitresse, Base Clotilde, durch die verborgene Thür? Er hat freilich von letzterer keine Ahnung, und das ist schade; er hätte, wenn ihm der Gedanke auch nur einige Minuten früher gekommen wäre, eine recht ärgerliche Scene zum zweiten mal, und zwar mit den gleichen Mitteln des Ringkampfes und der Mundstopfung, wie schon einmal vermeiden können. Jetzt ist es zu spät! Jetzt hat sich bereits eine Sündflut von Thränen entladen; jetzt schwirren die Bomben der Seufzer durch die Luft, jetzt heult die Verzweiflung durch die Oede der Seelennacht, jetzt — geht es schief! Ja, wenn Herr Sardou nicht wäre! Die gefallene Unschuld darf denn doch nicht wie ein Wurm zertreten werden, das wäre ja empörend, wäre Scheidwasser auf unser wundes Gefühl! Nein, noch lebt ein Gott, und der Advocat von Corsika, sein Maschinenmeister. Er hat ja (zufällig!) den verhängnißvollen Brief in der Tasche und hat ihn, glücklicherweise nicht, wie es in den „pattes de mouche“ geschieht, zu einem Fidibus benutzt, endlich, endlich kommt dieser Brief, an seine richtige Adresse und — über einer versöhnten Gruppe senkt sich langsam der Vorhang.

Basel. J. Mähly.

Die Ausgestaltung der sächsischen Verwaltungsrechtspflege *).

Von Theodor Landgraff.

Ueber der sächsischen Verwaltungrechtspflege hat ein eigener Unstern gewaltet. Als im Jahre 1834 die großen Gesetze geschaffen wurden, die das ABCD der sächsischen Rechtsgelehrten ausmachen und erst mit den neuen Rechtsgesetzen

*) Grenzboten 1870. II. S. 218. IV. S. 716.

des Reiches ihre Geltung verlieren werden, als die Gestaltung der höheren Verwaltung erfolgte, die fast volle vierzig Jahre, bis zum Inslebentreten der neuen Verwaltungseinrichtungen von 1873, bestanden hat, schwebte die Bedeutung der Verwaltungsrechtsprechung klar und bestimmt vor. Nur Sparsamkeitsrücksichten ließen von der Bestellung eines Verwaltungsgerichtshofes Abstand nehmen. Dafür wurde die Einsetzung einer Kommission beschlossen, die die letzte Instanz in Administrativjustizsachen bildet und aus dem Minister des Innern oder seinem Stellvertreter, aus zwei Räthen des Ministeriums des Innern und zwei fortdauernd abgeordneten Räthen der oberen Gerichtsstellen sich zusammensetzt. Führt man sich das Berliner Oberverwaltungsgericht in seiner gegenwärtigen Gestalt vor Augen, so wird man eine gewisse Aehnlichkeit entdecken. Ein tiefgreifender Gegensatz besteht freilich, der für die Gesammtbeurtheilung von entscheidendster Wichtigkeit ist. Der neue berliner Gerichtshof hat seinen eigenen Präsidenten, mit dem er der Disziplin des Ministeriums des Innern unterliegt, die sächsische Kommission ist ein Stück Ministerium mit dem Minister an der Spitze. Indessen war es nicht diese Art Halbbildung, die die sächsische Verwaltungspflege schädigte, die sie in einen Zustand dauernden Kränkelns versetzte. Der Gesetzgeber von 1834, dem es so ernst mit der Verwaltungsrechtsprechung war und der eine so tiefrichtige Bestimmung wie die traf den Eid für den Verwaltungsstreit auszuschließen, beging einen verhängnißvollen Fehlgriff, indem er die Zuständigkeit von dem Vorhandensein eines Parteienverhältnisses abhängig machte. Wo Parteien, sagte der sächsische Gesetzgeber, da ist Verwaltungsstreit, wo keine Parteien, da ist auch kein Verwaltungsstreit. Die Vorstellung des bürgerlichen Rechtsstreites leitete. Statt nach dem Gegenstand des Rechtsstreites zu fragen, frug man nach der Person des Rechtsstreites. Wie groß die Zahl der Parteien, ob zwei oder vier oder wohl noch mehr, blieb sich gleich, wenn nur zwei Parteien glücklich ermittelt wurden. Wozu diese Auffassungsweise des Verwaltungsstreitverfahrens führte, braucht nicht dargelegt zu werden. Die Verkennung des Wesens der Verwaltungsrechtspflege, ihre Verkümmerung, ihre Verkrüppelung waren die nothwendige Folge. Kein Wunder, wenn die Vorurtheile gegen die Verwaltungsrechtsprechung sich vermehrten, festsetzten. Daß diese sich dennoch behauptete, darf als ein sicheres Zeichen ihrer Lebensfähigkeit, ihrer staatlichen Nothwendigkeit angesehen werden.

Die erste Neuerung auf dem Gebiete der Verwaltungsrechtspflege brachte das Jahr 1870, wo an Stelle der drei zwei Instanzen gesetzt wurden. Das Zweiinstanzensystem hat sich in Baden bestens bewährt, es ist auch für Preußen zum Theil angenommen worden. In Sachsen, dem früheren Lande der Instanzen, ist wohl jeder mit der Neuerung zufrieden. Eine Neuerung anderer Art hatte das Jahr 1871 mit dem Beginne der Thätigkeit des Bundes-

heimathsamtes im Gefolge, die Reichsstreitigkeiten in Unterstützungssachen wurden der Rechtsprechung des Reichsamtes übertragen. Das Jahr 1874 führte sodann mit dem Inslebentreten der neuen Verwaltungseinrichtungen die bedeutsame Aenderung herbei, daß als Verwaltungsgerichte erster Instanz die Bezirks- und Kreisausschüsse bestellt wurden. Die Rechtsprechung ward in eine schöffengerichtsartige umgewandelt, die bürgerlichen Mitglieder wirken in den Bezirks- und Kreisausschüssen gleichberechtigt mit. Es ist bezeichnend, aber vielleicht nicht genug beachtet und gewürdigt, daß die Mitwirkung des bürgerlichen Elements bei der Verwaltungsrechtspflege so unverhältnißmäßig viel leichter und zweifelloser sich vollzieht als bei der nahe verwandten Strafrechtspflege. Sollte die Neuheit der Sache nur die Zweifel nicht haben aufkommen lassen? Sollte die Verwaltungsrechtsprechung ihrer Natur, ihrem Wesen nach besonders für die bürgerliche Mitwirkung sich eignen? Sollte die herrschende Richtung, die nach Selbstverwaltung im weitesten Umfange strebt, die Anschauungen auch in Betreff der Verwaltungsrechtsprechung entscheidend beeinflussen?

Was der sächsischen Verwaltungsrechtspflege gegenwärtig zumeist Noth thut, der von selbst gegebene Schritt zu ihrer Weiterentwickelung ist die Ausgestaltung der Oberinstanz, die Schaffung eines Verwaltungsgerichtshofes.

Jede Neuforderung auf staatlichem Gebiete muß von den Bedrängnissen des Augenblickes abgesehen um ihrer selbstwillen ernste Abwägung erfahren. Die Vereinfachung, die Einfachheit der staatlichen Einrichtungen sind gebieterische Nothwendigkeit, mögen sie sich auch nicht in der Weise verwirklichen lassen, wie das gewöhnlich gedacht wird. Bei den neuen Verwaltungseinrichtungen von 1873 zeigte sich und wurde ja auch von der Regierungsbank unumwunden anerkannt, daß ein Minderbedarf nicht zu ermöglichen sei. Wie sollte es wohl auch? Soll der Staat allein billiger werden, wo alles theurer, kostspieliger geworden ist? Genauer besehen sträubt sich der gesunde Sinn der Zeit nicht gegen nothwendige staatliche Einrichtungen, um so unleidlicher verhält er sich in Bezug auf alles, was entbehrlich, was überflüssig scheint. Das Reich fordert eine Menge neue Organe und Einrichtungen: wer verschließt sich diesen Verlangen aus Ersparnißrücksichten? In den Ländern ist es nicht anders. Ein neues Bedürfniß wie die Fabrikinspektoren findet eifrige Vertretung, der Kostenpunkt begegnet kaum einer ernstlichen Einwendung. Wo die öffentliche Meinung gegen eine Ausgabe sich erklärt, da, darf man annehmen, wird irgend ein guter Grund dafür vorliegen.

Es liegt nahe zu sagen, was im Jahre 1834 zu kostspielig geschienen, sei es im Jahre 1876 erst recht. Um die beiden Jahre mit einander zu vergleichen, müßten die beiden Staatshaushalte und nicht bloß nach den Ziffern, sondern ihrer inneren Bedeutung nach mit einander verglichen werden, eine

Arbeit, die schwerlich so bald zu auszuführen wäre und schließlich nicht entscheidet. Wie man im Jahre 1834 nach den Bedürfnissen von damals frug, wie man nach ihnen sich richtete, soll man es auch heute thun. Gestatteten die Verhältnisse der Gegenwart nicht an die Bildung eines Verwaltungsgerichtshofes zu denken, müßte sie natürlich ebenso wie vor vierzig Jahren unterbleiben. Inzwischen ist zu beachten, wie durchaus verschieden die Dinge gegenwärtig liegen. Damals wäre Sachsen das erste deutsche Land gewesen, das einen Verwaltungsgerichtshof schuf: heute sind die öffentlichen Gerichtshöfe eine Forderung des Tages. Nachdem Baden schon vor Jahren voran gegangen, ist Preußen gefolgt; Hessen hatte kurz vorher seinen Administrativjustizhof in einen Verwaltungsgerichtshof umgewandelt. Von den kleinen Ländern besitzt Meiningen schon einen Verwaltungsgerichtshof, Anhalt ist im Begriffe die Bildung desselben vorzubereiten. Elsaß-Lothringen hat noch im Jahre 1871 den kaiserlichen Rath als Ersatz für den Staatsrath erhalten. In Bayern war der Abschluß der Verwaltungsgerichtsordnung Ende der sechsziger Jahre so gut wie erreicht, als im letzten Augenblicke Hindernisse dazwischentraten, die bei der allgemeinen Lage der Dinge in Bayern die Sache des Verwaltungsgerichtshofes bis zur Stunde hintangehalten haben. In Würtemberg wird seit Jahren von der Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes gesprochen, sie dürfte von der nächsten Zukunft zu erwarten sein. Der Reichsverwaltungsgerichtshof endlich, die Fortentwickelung des Bundesheimathsamtes, gehört zu den zahlreichen Wünschen, die das Reich erst erfüllen soll; doch wird die Erfüllung dieses Wunsches nach dem Inslebentreten des Reichsgerichtes schwerlich lange ausbleiben. Ueberzeugen sich die Länder, deren Widerstreben das bisherige Nichtzustandekommen eines Reichsverwaltungsgerichtes hauptsächlich zuzuschreiben ist, nur erst, welchen Halt ihnen gerade der Gerichtshof zu gewähren vermag, so werden sie rasch aus Gegnern zu lebhaften Vertretern der Neubildung werden.

Ein Verwaltungsgerichtshof ist in sehr verschiedener Weise zu denken. Für Sachsen ist außer Frage, daß der Gerichtshof die Oberinstanz, aber auch die wirkliche Oberinstanz bildet. Die Hauptneuerung, vom Namen abgesehen, werden die Zusammensetzung des Gerichtshofes und sein Verfahren betreffen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß von der Betheiligung der bürgerlichen Richter abgegangen wird, die beim Bundesheimathsamt und bei den preußischen Verwaltungsgerichten vorbildlich gedient zu haben scheint. Wesentlich ist zunächst auch nur die Ablösung des Verwaltungsgerichtshofes vom Ministerium oder vielmehr vom Minister des Innern, der wie sein Amtsgenosse in Berlin sich freuen dürfte eines und eines besonders mißlichen Theiles seiner Verantwortlichkeit ledig zu werden. Die nebenamtliche Besetzung aller oder der Mehrzahl der Richterstellen wird sich von selbst ergeben, wenn namentlich, worüber wohl

noch kein Urtheil zu fällen, die öffentliche Meinung zuerst sich ablehnend verhalten sollte. Die Wirksamkeit des Gerichtshofes braucht darunter nicht zu leiden. Der Karlsruher Verwaltungsgerichtshof hat Berufsrichter, aber nicht unabsetzbare Richter und sein Ansehen ist trotzdem so fest wie das jedes anderen Gerichtshofes begründet.

Die Oeffentlichkeit wird die zweite Hauptneuerung bei Bildung des sächsischen Verwaltungsgerichtshofes sein. Nachdem die Bezirks- und Kreisausschüsse die Oeffentlichkeit für ihre Verhandlungen vorgeschrieben erhalten haben, darf diese in der Oberinstanz nicht fehlen. Wie weit die Mündlichkeit Platz greifen könne, ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Jedenfalls wird darauf Bedacht zu nehmen sein, daß der Mündlichkeit möglichst viel Spielraum bleibt.

Weit größere Schwierigkeiten als diese Frage wird die Bemessung der Zuständigkeit des Verwaltungsgerichtshofes bieten. Doch scheint es nicht nothwendig diese schwere Aufgabe sofort zu lösen. Ist nur erst der Gerichtshof in Thätigkeit, scheiden sich nur erst Verwaltung und Verwaltungsrechtsprechung in sichtbarster Weise, werden viele Zweifel von selbst schwinden, manche Dinge von selbst sich zurechtlegen. Die preußische Kreisordnung hatte einige Gegenstände den Kreisausschüssen als Verwaltungsgerichten übertragen, die offenbar der reinen Verwaltung angehören. Der dem Abgeordnetenhause unlängst zugegangene Zuständigkeitsgesetzentwurf beeifert sich das Versehen wieder gut zu machen, er giebt die Gegenstände der reinen Verwaltung zurück. Die Zuständigkeitsbestimmung der Gesetzgebung von 1875 über das Parteienverhältniß muß freilich fallen, wenn der Bann, der auf der sächsischen Verwaltungsrechtspflege liegt, von ihr genommen werden soll. Dazu genügt aber ein einfacher Strich, dazu braucht es den Absatz eines Gesetzparagraphen.

Die Ausgestaltung der Verwaltungsrechtspflege ist die Ausgestaltung der Verwaltungsordnung von 1873. Es war wohl gut gethan diese ohne sie so schwierige Gesetzgebungsarbeit nicht noch durch den Gesetzentwurf über Schaffung eines Verwaltungsgerichtshofes zu belasten. Nun die Verwaltungsordnung glücklich ins Leben getreten ist, wird das Gesetz über den Verwaltungsgerichtshof unschwer zu erledigen sein. Wer für die Frage an sich nicht erwärmt sein sollte, der sollte sich für sie um des Reiches willen erwärmen. Ohne Zweifel dienen die Landesverwaltungsgerichtshöfe wesentlich dazu die Sache des Reichsverwaltungsgerichtshofes zu fördern. Wie die obersten Landesgerichte dem Reichsgerichte vorgearbeitet haben und noch weiter vorarbeiten werden, ist es auch bei den Landesverwaltungsgerichten und dem Reichsverwaltungsgerichte der Fall. Die Wechselwirkung dürfte sich hier sogar noch steigern, da die Landesverwaltungsgerichte in dem Reichsverwaltungsgerichte weder aufgehen können noch aufgehen sollen.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 19. März 1876.

Am 10. März hatte das Centrum, wie bereits im vorigen Brief erwähnt, die Bewilligung des Gehaltes für den Kultusminister benutzt, um seine — des Centrums — Stellung zur evangelischen Kirchenverfassung zur Sprache zu bringen. Die Herren fanden plötzlich, durch das dem König in seiner Verfassung bestätigte Regiment der evangelischen Kirche sei derselbe nicht mehr ein König für alle Confessionen im preußischen Staat, und der Unterrichtsminister kein Unterrichtsminister für alle Confessionen und ebensowenig ein Minister für die interconfessionellen Verhältnisse. Man muß wohl fragen, wie die Herren sich die Stellung des Königs und des Kultusministers zur Religion denken, so lange sie an ihrer Forderung des sogenannten paritätischen Staates festhalten. Erwünscht wäre ihnen sicherlich ein katholischer König, der jede andere Confession ausschlösse. Man kann ja auch gegen Wünsche nichts haben. Da die Dinge aber einmal nicht so sind und auch nicht so gemacht werden können, so scheint es beinahe, die Herren vom Centrum verlangen einen König und einen Kultusminister, die gar keine Religion haben. Denn nur eine solche Regierung würde allen religiösen Richtungen gleich fern und gleich nahe stehen. Es ist dies aber ein Gedanke, der zwar in der Consequenz der vom Centrum aufgestellten Behauptungen liegt, den jedoch Niemand leicht aussprechen wird. So wird es auch wohl in Preußen bei dem sein Bewenden haben, was in allen modernen Staaten gilt: daß Regierung und Staat einer bestimmten Confession angehören ohne dadurch verhindert zu werden, den andern Confessionen und Religionen alle Gerechtigkeit und Duldung zu gewähren, die sich mit dem Staatsinteresse verträgt.

Am 13. März gelangten die Ausgaben für die unter dem Kultusministerium stehenden Unterrichtsbehörden und weiterhin für die Unterrichtsanstalten zur Berathung. Das Centrum fand hier einen neuen Anlaß zur Klage über die Handhabung der Schulaufsicht, seitdem dieselbe für die katholischen wie für alle Schulen der Kirche als solcher entzogen ist und lediglich geübt wird im Auftrag des Staates, sei es durch Geistliche, sei es durch Nichtgeistliche. Die Redner des Centrums behaupteten, durch diese Schulaufsicht werde der confessionelle Charakter des Religionsunterrichts abgeschwächt. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein. Aber es ist die glorreiche Praxis der preußischen Regenten seit dem großen Kurfürsten, eine Praxis, ohne welche der Friede im Staat von confessionell gemischter Bevölkerung nicht aufrecht zu halten ist. Soll etwa die katholische Jugend im Schulunterricht gelehrt werden, von den Lutheranern nur Uebles zu denken,

und soll dasselbe mit der protestantischen Jugend in Bezug auf die Katholiken im Schulunterricht geschehen? Wohin gelangen wir dann? Ist es nicht vielmehr genug, daß jede Confession ihren Glauben werth halten lernt, ohne den andern als Teufelswerk anzusehen? Kann nicht jede Confession sich gewöhnen, den andern Glauben als ein natürliches, wenn auch dem eigenen Glauben nachstehendes Erzeugniß der Geschichte zu betrachten? Ist das nicht völlig genug? — Die glorreiche Praxis der Hohenzollern, keinen andern Religionsunterricht in den Schulen zu dulden, als diesen auf Schmähung der Andersglaubenden verzichtenden, war aber durch die entweder aufgegebene oder mangelhaft geübte Staatsaufsicht verloren gegangen. Die jetzige Wiederherstellung dieser Praxis bildet den Gegenstand der Klagen des Centrums. Wenn die Redner der Partei auf den Gebrauch solcher Lehrbücher in evangelischen Schulen hinweisen, worin etwa die katholische Confession nicht mit der gebührenden Achtung behandelt werden könnte*), so ist ihnen Recht zu geben und der Klage abzuhelfen. Wenn aber Herr Windthorst (Meppen) unter dem Namen der Unterrichtsfreiheit das Recht der Confessionen fordert, die Jugend nach Belieben zu fanatisiren und ihr die historische Wahrheit zu verdunkeln, so läßt er den Pferdefuß doch gar zu deutlich sehen. Eine solche Unterrichtsfreiheit wäre der directe Weg zur Staatszerrüttung.

Auch am 14. März wurde derselbe Gegenstand weiter verhandelt. Die Beispiele, welche der Kultusminister über die Art des bisherigen Unterrichtes in manchen Schulen vorlegte, konnten nicht schlagender sein, um die Nothwendigkeit der jetzt wieder sorgfältig geübten Staatsaufsicht darzuthun. Der Abg. Windthorst nahm daraus Veranlassung, seine Forderung der sog. Unterrichtsfreiheit nochmals aufzustellen. Als jedoch der Abg. Lasker mit der glücklichen Schärfe, die ihm oftmals zu Gebote steht, die Unmöglichkeit dieser Forderung darlegte, unterbrachen die Reihen des Centrums den Redner mit der Behauptung, Herr Windthorst habe nur die Freiheit des Religionsunterrichts, nicht die schrankenlose Freiheit des Unterrichts überhaupt gefordert. Auch so eingeschränkt, geht die Forderung noch zu weit. Es darf überhaupt keinen öffentlichen Unterricht geben, in welchem Gegenstand immer, welcher der Staatsaufsicht entzogen ist, sonst kann mit dem Unterricht der gefährlichste Mißbrauch zum Schaden wehrloser, junger Gemüther bald unter diesem, bald unter jenem Deckmantel getrieben werden. Auch Herr Windthorst hat die Freiheit von der Staatsaufsicht gewiß nur für den Unterricht gefordert, den s e i n e Kirche ertheilt. Als Privilegium aber, nicht als allgemeines Recht wird diese Freiheit an dem Tage ertheilt werden können, freilich niemals unwiderruflich, an welchem die Partei des Centrums ihre

*) Die bis jetzt hierfür vom Centrum namhaft gemachten Bücher erweisen sich als höchst ungeeignete Beispiele. D. Red.

Feindschaft gegen den deutschen Staat aufgegeben und ihre Fähigkeit der Duldung anderer Confessionen dargelegt haben wird. — Am 15. März wiederholten sich die Klagen über die Staatsaufsicht des Schulunterrichts zum dritten Mal, ohne Stoff zu einer besonderen Bemerkung zu bieten. An demselben Tage wurden in einer Abendsitzung die Ausgaben für die Universitäten im Wesentlichen nach der Budgetvorlage bewilligt.

Am 16. März gaben bei den Aufwendungen für Kunst und Wissenschaft die Ausgaben für die Kunstmuseen in Berlin den Stoff zu einer solennen Debatte. Uns interessirt nur der Hauptpunkt, der in dem durch Prof. Mommsen glänzend begründeten Antrag zu erkennen ist: die Staatsregierung wolle die Neuorganisation der Verwaltung der Kunstmuseen baldigst in Angriff nehmen. — Diese großartigen Anstalten leiden an der deutschen Krankheit, daß jeder Verwaltungsact fünf bis sechs Instanzen zu durchlaufen hat, von denen jede die Macht hat zu schaden, d. h. zu hemmen, aber keine die Macht zur Wahl des Guten durchzugreifen. Wenn man diesen Verwaltungsgang schildern hört, so wundert man sich über keinen Mißgriff, sondern nur darüber, wie diese Institute noch haben sein und bleiben können, was sie sind. Der Abg. Mommsen forderte eine größere Macht der Abtheilungsdirectoren, eine Centralisation der Fonds unter dem Cultusminister und ebenso die unmittelbare Unterstellung der Abtheilungsdirectoren unter den Kultusminister. Richtig sind diese Vorschläge gewiß: ob durchführbar, wie die Dinge liegen, muß man abwarten. Erfreulich ist aber, daß Mommsen mit seiner Wahrheitsliebe und Autorität die Verwaltung der Museen freigesprochen hat von der Schuld an dem Ankauf der gefälschten moabitischen Alterthümer. Der Vorwurf, das Opfer dieses Betrugs geworden zu sein, bleibt auf einem Theil der deutschen Orientalisten haften*). Eine solche Täuschung ist aber weder ein Verbrechen, noch ein Zeichen unechter Gelehrsamkeit. Schlimm ist nur die Art, wie der Irrthum vertheidigt worden ist. Es scheint beinahe, als hätten die Siege unserer Heere die Streitbarkeit mancher Gelehrten bis zur Unvorsichtigkeit, die zur unausbleiblichen Niederlage führt, erregt.

Die Sitzung vom 17. März mit ihrer Weiterberathung der Ausgaben verschiedener Unterrichtsanstalten brachte wieder eine Menge Wünsche zu Tage, an denen nur das Eine auszusetzen ist, daß man sie bei der Haushaltsfeststellung zur Sprache bringt. Unmöglich kann bei dieser Berathung das ganze System der innern Politik und Verwaltung alljährlich neu aufgebaut werden. Es ist ja selbstverständlich, daß hier und da Reformen nöthig sein müssen. Aber warum stellt man für diese nicht besondere Anträge, wenn man die Zeit für gekommen erachtet? Die Zeit, die man bei der Haushalts-

*) Nach der neuesten Erklärung des Seniors derselben, scheint der Streit noch nicht abgeschlossen. D. Red.

berathung auf die Erörterung solcher Wünsche verwendet, ist rein weggeworfen. Denn die Erörterung führt nie zum Ziel, weil weder die Regierung noch das Haus zu durchgreifenden Beschlüssen vorbereitet sind. Wir haben freilich schon oft unsere Verwunderung aussprechen müssen, wie so viele der Herren Abgeordneten es fertig bekommen, zugleich über Mangel und Ueberfluß an Arbeit zu klagen. Als in der Sitzung vom 17. März der Abgeordnete Lasker die Ansicht aussprach, die Abgeordneten hätten mindestens noch auf drei Monate zu arbeiten, erschallten Ohos und lebhafter Widerspruch. An eine schnellere Erledigung des Arbeitspensums ist aber bei der herrschenden Art, die Berathung mit unnützen Erörterungen anzuschwellen, gar nicht zu denken. Und dabei kommt an jedem Schwerinstag eine oder ein paar Interpellationen, warum dieses und dieses Gesetz noch nicht eingebracht sei. Wir fürchten, die Herren im Abgeordnetenhause beachten nicht genug, daß in solcher unverständlichen Haltung eine ernste Gefahr für den Parlamentarismus liegt. In einer Abendsitzung des 17. März wurde denn endlich die zweite Berathung des Haushalts erledigt.

Am 18. März stand zur ersten Berathung der Entwurf einer neuen Städteordnung für die fünf Provinzen der Kreisordnung von 1872 und der Provinzialordnung von 1875. Es ist dies wiederum eines der Gesetze, welche durch die Verwaltungsreform bedingt sind, zu der in der genannten Kreisordnung und Provinzialordnung die ersten Bausteine gelegt sind. Jemehr aber diese Reformgesetzgebung fortschreitet, destomehr muß man sich leider von der Unzweckmäßigkeit des Weges überzeugen, daß die Reform stückweise vorgelegt wird und nicht als Ganzes. Die Hauptschuld liegt freilich an der Ungeduld des Abgeordnetenhauses, der die Regierung leider nachgegeben hat. Die Vorlegung des ganzen Werkes hätte selbstverständlich eine mehrjährige Frist erfordert, und in jeder Session wäre natürlich die Regierung nach dem Ganzen interpellirt worden, wie sie ja jetzt selbst interpellirt wird, warum sie mit den noch nicht vorgelegten Theilen des Werkes im Rest ist. Hätte die Regierung jedoch sich zur Abwehr dieser mit einem parlamentarischen Ausdruck nicht zu qualificirenden Ungeduld entschlossen, so wäre dies dem Werke in hohem Grade zu Gute gekommen. In der Provinzialordnung hat man bereits wieder die Kreisordnung geändert, in dem Competenzgesetz ändert man wieder die Kreisordnung und die Provinzialordnung, in der Städteordnung desgleichen. Durch das Unterrichtsgesetz und durch die Wegeordnung wird man die Organisationsgesetze wiederum ändern, und den dringendsten Anlaß zu einer abermaligen Aenderung wird man bei dem Communalsteuergesetz finden, dann kommt aber wiederum ein neuer Anlaß bei der Landgemeindeordnung. Wenn Regierung und Landtag diese Arbeitsmethode aushalten, so ist sie doch für die ausführenden Behörden unerträglich.

Gegen den Entwurf der neuen Städteordnung sprach in ausführlicher und eifriger Rede Miquel. Seine Liebhaberei für den administrativen Partikularismus gab ihm den Hauptstoff der Ausstellungen. Allein er fand auch Stoff zu begründetem Tadel. Nur waren seine Angriffe, wo sie berechtigt waren, nicht scharf genug. Die Städteordnung der alten Provinzen nämlich, die dritte Umformung der berühmten Städteordnung des Freiherrn v. Stein, ist trotz ihres großen Urhebers ein Werk, das man endlich beseitigen sollte. Nachdem der eine Hauptgedanke der Städteordnung von 1808, die Basirung des aktiven Bürgerrechts auf den städtischen Grundbesitz, vielleicht sehr mit Unrecht aufgegeben worden ist, muß auch der andere Gedanke fallen, der eines regierenden Bürgerausschusses, für welchen der Magistrat nur die Executive bildet. Man hat sich genöthigt gesehen, den Magistrat immer selbständiger zu stellen, und so hat man in die Städte den Dualismus zweier Collegien, Magistrat und Stadtverordnete, analog dem Dualismus zwischen Regierung und Parlament, aber in weit schlimmerer Gestalt hineingebracht. Man sollte endlich die Axt an die Wurzel dieses gänzlich entarteten Verhältnisses legen. — Weiter berührt der Redner das städtische Wahlsystem nach den drei Klassen und ferner den Grundsatz, welche Gemeinden überhaupt das Recht haben sollen, die Stadtverfassung anzunehmen. Auch Miquel konnte nur sagen, daß diese Punkte nur im Zusammenhange der ganzen Verwaltungsreform zu erledigen sind, und daß man Flickwerk macht, so lange man diesen Zusammenhang nicht vor Augen hat. Den Schluß aber, daß man das Flickwerk, das beständig wieder aufgerissen werden muß, lieber gar nicht machen sollte, zog er nicht.

Nach Miquel sprach Eugen Richter. Das starke Talent dieses Mannes springt immer mehr in die Augen mit der Ausbreitung seiner öffentlichen Thätigkeit. Er traf den kranken Punkt der Städteordnung viel besser als sein Vorredner. Miquel wollte an dem gemeinschädlichen Dualismus der städtischen Behörden nur flicken, Richter will ihn beseitigen. Er schlug vor, den Städten nach Art der neuen Provinzialverfassung einen Bürgermeister zu geben und dem Bürgermeister zur Seite einen von den Stadtverordneten gewählten Ausschuß ähnlich wie der Provinzialrath. Unter dem Bürgermeister sollen nach Bedürfniß gerade wie unter dem Präsidenten und Oberpräsidenten technische Räthe, aber ohne collegialisches Stimmrecht fungiren, die Geschäfte der Stadtverordnetenversammlung sollen auf die Ausgabebewilligung und auf die Finanzcontrole für den ganzen Verwaltungsaufwand des Jahres beschränkt werden. Wir können in der That mit diesem Gedanken lediglich unser vollkommnes Einverständniß erklären. Um aber zu zeigen, daß er zum Kanzlerposten doch noch Einiges zu erwerben hat, verlangte Herr Richter für die Städte das allgemeine gleiche Stimmrecht. Mit der Forderung des gleichen

Stimmrechts wird er wohl Recht haben, aber mit dem allgemeinen Stimmrecht würde er zunächst die großen Städte, diese Gasthäuser der fluctuirenden Bevölkerung gründlich ruiniren. Wer weiß aber, ob er bei der Ausführung dieses mehr als befremdlichen Gedankens nicht Einschränkungen finden würde, die ihn annehmbar machen?

Der Minister des Innern äußerte sich auf die gegen den Entwurf erhobenen Ausstellungen sehr versöhnlich und entgegenkommend. Die Vorlage wurde einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen. C — r.

Aus dem Elsaß.

Im März.

Viel Aufsehen hat das Preßproceß-Mißgeschick erregt, welches den Chefredacteur und Hauptmitarbeiter des „Elsäßer Journals" getroffen. Wegen eines Leitartikels in einer Januarnummer seines Blattes, welcher von dem Reichs-Civilehegesetz und dessen Einführung in Mecklenburg handelte und dabei vor dem Großherzog nicht den genügenden Respect bewahrte, wurden Beide, Herr Schneegans als Verfasser, Herr Fischbach als verantwortlicher Redacteur, zu je 1 Monat Festung verurtheilt. Das ist das Minimum der Strafe für Beleidigungen von Bundesfürsten. Dura lex — sed lex.

Die Elsäßer schütteln zwar den Kopf dazu und meinen, es sei doch eine gar zu bittere Ironie, daß „ce Meclembourg", dieses freisinnige und aufgeklärte Mecklenburg gerade in dieser Hinsicht und gerade wegen dieses Leitartikels dem hochfeudalen Elsaß zum Verhängniß werden müsse. Die Elsäßer würden ganz recht haben, wenn sie nur nicht vergäßen, daß man in Mecklenburg den feinen Sarkasmus des französischen Esprits nicht als Scherz aufnehmen kann.

Auch Herr Stadtpfarrer und Reichstagsabgeordneter Winterer hat kürzlich in Mülhausen seinen Injurien-Prozeß gehabt, ist aber freigesprochen worden. Da ich Sie früher schon einmal über den Gegenstand dieses Prozesses unterhalten habe, so ziemt es sich, auch bei dem Ausgange desselben einen Augenblick zu verweilen. Kläger war der Ex-Mönch Des Pilliers, Gegenstand der Klage die Ihnen bekannten Reden des Herrn Winterer im Reichstage und zwei Artikel im „Industr. alsac.", in denen sich Des Pilliers beleidigt sah, weil sie ihm strafbare Handlungen vorwarfen. Herr Winterer, der sich selbst vertheidigte, konnte nun aber den Wahrheitsbeweis erbringen und nachweisen, daß der frühere Dominikaner nicht bloß wegen Preßvergehen, sondern auch

wegen Unterschlagung gepfändeter Gegenstände bestraft wurde. Es ist gut, daß so die Wahrheit an den Tag kommt.

Noch interessanter war eine neuliche Verhandlung vor dem Zuchtpolizeigericht zu Straßburg, in der nicht weniger als 20 Jungfrauen aus dem Dorfe Matzenheim sich wegen der Anklage zu verantworten hatten, in der Pfarrkirche daselbst durch allzulautes Beten den öffentlichen Gottesdienst gestört zu haben. Das hatte einen sehr bezeichnenden Grund. Der Pfarrer von Matzenheim, ein etwas jugendlicher Heißsporn, hatte sich durch eine Predigt über allerlei Sachen, die des Kaisers und des Staates sind, die ersten Sporen und einige Wochen Festung verdient. Hauptbelastungszeuge war, wie gewöhnlich in Kanzel-Paragraph-Prozessen, der Schulmeister gewesen, der zugleich als Küster und Organist fungirt. Die Lehrer fühlen sich nicht wenig seit der neuen Schulordnung den Pfarrern gegenüber, die sie früher wohl ab und zu tyrannisirt haben mögen.

Um nun ihrer Anhänglichkeit an den eingesperrten Pfarrherrn und ihrer Antipathie gegen den „falschen Judas", den Schulmeister, öffentlich Luft zu machen, hatten die sämmtlichen Dorfschönen sich verschworen und einen von echt weiblicher List und Rachsucht zeugenden Plan erfunden und ausgeführt. Allemal, wenn der Lehrer auf der Orgel einen Cantus anstimmte, fingen sie an, den Rosenkranz vom bittern Leiden Christi zu beten und zwar so laut und melodisch, daß sie in der Regel die Orgel überstimmten. Nun weiß ja männiglich, was sich durch betende Weiber Alles erreichen läßt. Man braucht dazu nicht nach Amerika zu gehen und an die „Betseuche" zu erinnern. Kann man doch mit dem Gebet, nach Herrn v. Ketteler, sogar dem lieben Herrgott im Himmel Gewalt anthun, wie vielmehr einen Schulmeister und feinfühlenden Organisten ärgern bis „zum aus der Haut Springen". Als dem Mann die Sache zu arg wurde und er sich allein nicht mehr zu helfen wußte gegen die betenden, himmelstürmenden Jungfrauen von Matzenheim, wandte er sich an den Staatsprocurator und die Gerichte. Und die Richter waren grausam genug, die armen frommen Mädchen, mit Ausnahme der jüngsten, die man wegen ihres Alters schonen wollte, zu je 1—8 Tagen Gefängniß zu verurtheilen. So geht es in der Welt.

Es fehlt bloß noch, daß nächstens irgend ein Bischof oder Pastor, ähnlich dem Bischofe von Lüttich, den Maire oder Kreisdirector auf einen Schadenersatz von 5000 Franken im Wege der Civilklage belangt, weil er eine Prozession oder sonstige heilsame kirchliche Uebung unmotivirt untersagt hat. So etwas ist allerdings eher möglich in Belgien und der Rheinprovinz, als in dem weniger klerikalen Elsaß.

Die Discussion über die Straßburger Stadterweiterung ist jetzt in ein gemäßigteres Stadium getreten. Ein Straßburger Bürger behandelt dieselbe

augenblicklich mit viel Umsicht und Einsicht in seinem Leibblatt und kommt zu dem Schlusse, daß die Erweiterung trotz der enormen Kosten denn doch nicht so übel sei. Das meinen so ziemlich alle Pfahlbürger von Straßburg. Seitens der Verwaltung wird indessen an der Ausführung des einmal gefaßten Projectes rüstig weiter gearbeitet. Man wird jetzt bald mit den Expropriationen beginnen. Und das dürfte wohl kein leichtes Stück Arbeit sein. μ.

Eine Stimme gegen die Berliner Hochschule für Musik.*)

Die deutsche Broschürenliteratur hat seit Riegel's Angriff auf Lübke kein so widerwärtiges Pamphlet aufzuweisen gehabt, wie diese Schrift. Der Inhalt derselben läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Die neugegründete Hochschule für Musik in Berlin ist ein nichtsnutziges Institut aus folgenden drei Gründen: 1) Sie ist überflüssig, denn es giebt Privatinstitute genug in Berlin, die denselben Zweck verfolgen. 2) Wenn der Staat ein solches Institut gründen wollte, so mußte er selbstverständlich lauter Berliner, aber nicht auswärtige Kräfte zu Lehrern berufen. 3) Vor allen Dingen — und darum dreht sich bei weitem der größte Theil der ganzen Schrift — mußte als Professor der Musikgeschichte nicht Spitta, sondern der neubackne „Dr. phil." der Leipziger Universität, August Reißmann, Verfasser so und so vieler epochemachender musikwissenschaftlicher Werke, angestellt werden. Also von Anfang bis zu Ende der unverblümteste Ausdruck des gewöhnlichsten persönlichen Neides. Und dann zum Schlusse die nette Aufforderung an das preußische Abgeordnetenhaus, die für die musikalische Hochschule provisorisch bewilligten Geldmittel wieder zurückzuziehen.

Die Schrift würde gänzlich bedeutungslos sein, wenn sie nicht zugleich ein Symptom des nun Gott sei Dank auch in der Musikwissenschaft entbrennenden Kampfes zwischen Wissenschaftlichkeit und Dilettantismus wäre. Reißmann's unreife Wuth kehrt sich gegen Spitta's seit 1873 zur Hälfte vorliegende Bachbiographie. Aus diesem Buche reißt er etwa 15 Stellen aus dem Zusammenhange heraus und bemüht sich mit kläglicher Lustigkeit, sie lächerlich zu machen. Wer hierbei einzig und allein dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt, liegt auf der Hand. Spitta's Buch ist über derartige schülerhafte Angriffe hoch erhaben — eine Kritik kann man das doch nicht nennen.

*) Die königliche Hochschule für Musik in Berlin beleuchtet von Dr. A. Reißmann. Berlin. Guttentag 1876.

Unseres Wissens hat das Buch überhaupt bis jetzt noch gar keine wirkliche Kritik erfahren. Ehe Spitta nach Berlin ging, beschränkte sich die Kritik dem Buche gegenüber auf gutgemeinte Verhimmelungen und respectvolle Auszüge. Erst seit Spitta an der Berliner Hochschule für Musik ist, hat sich plötzlich eine dritte Sorte von Besprechungen hinzugesellt, die der nörgelnden, neidischen Bekrittelung. Das höchste darin hat Reißmann in der vorliegenden Schrift geleistet. Urnaiv gesteht er selber ein, daß er erst nach Spitta's Berufung sich veranlaßt gesehen habe, das Buch zur Hand zu nehmen, — also nachdem es bereits zwei Jahre vorlag — natürlich nun nicht mehr, um etwa daraus zu lernen, sondern eben nur, um sich ein paar Stellen herauszusuchen und sie lächerlich zu machen. Mit richtigem Instinct also war der Dilettant anfänglich dem wissenschaftlichen Werke fern geblieben, bis endlich das eingestandene unedle Motiv ihn veranlaßte, es vorzunehmen. Lediglich der Dilettantismus, welcher sich in seiner Herrschaft gefährdet sieht, ist es, der sich in Reißmann's Schrift gegen die emporkommende Wissenschaft aufbäumt. Komisch — oder sagen wir lieber tragisch? — ist es dabei, zu sehen, wie der Verfasser sich in seiner neidischen Verbitterung so weit verblendet, daß er allen Ernstes sich selbst für den Vertreter der Wissenschaft hält und den Dilettantismus auf der gegenüberstehenden Seite sucht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hinter dem Verfasser dieser Schmähschrift eine ganze Meute neidischer Gesellen steht. Daß es ihm nur nicht ergeht, wie jenem unklugen Burschen, den eine Schaar ungerathener Jungen, nachdem sie einen schlechten Streich verabredet hatten, zur Ausführung desselben anstifteten. Als es dann ans Abbüßen ging, da riefen sie alle: „Wir sind's nicht gewesen, der da ist es gewesen!" Die Zeit wird ganz gewiß kommen, vielleicht sehr bald kommen, wo man auch in Berlin den Ruf vernehmen wird: „Wir sind's nicht gewesen, der Herr Dr. A. Reißmann ist es gewesen!"

* * *

Literatur.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Culturgeschichtliche Skizzen von Robert Calinich. Hamburg, W. Mauke Söhne 1876.

Geschöpft aus den Quellen, die nur dem Fachmann bekannt sind, bieten diese Skizzen ein Stück Culturleben aus dem Zeitalter der Reformation. Von den vier Abschnitten, in welche der Inhalt zerfällt, ist der erste, der uns ein Bild von den damaligen Geistlichen entwirft, bei Weitem der interessanteste.

An der Hand einer Anzahl von Visitationsberichten über meißnische, leipziger, thüringische, nassauische und hessische Dorfpfarrer charakterisirt uns der Verfasser diesen Stand als damals über die Maßen verwildert. Die Pastoren zu Riesa und in dem benachbarten Gröbel sind Schenkwirthe. Schloßprediger Stigel in Gotha klagt sich bei seinem Herzog selbst des „Vollsaufens" an und will deshalb das Amt aufgeben. Der Generalsuperintendent Agricola muß sich von Luther maßloses Bierschwelgen vorwerfen lassen. Auch sonstige Liederlichkeit und daneben die ungeheuerlichste Unwissenheit sind unter der protestantischen Geistlichkeit jener Tage die Regel, bis bessere Zustände durch die weltliche Obrigkeit und durch das Familienleben angebahnt werden. Dabei ist die pecuniäre Lage der Pfarrer fast allenthalben eine erbärmliche, was vom Verfasser durch Angabe in Betreff des Amteeinkommens derselben in Sachsen, Thüringen und Hamburg dargethan wird. Schließlich erhalten wir eine Zeichnung der berüchtigten Streittheologen der lutherischen Kirche mit Stilproben aus ihren Schriften und Predigten und Stellen aus den Mandaten, die gegen diese wilden und unfläthigen Fanatiker ergingen. Der zweite Abschnitt nennt sich „Fürsten und Fürstinnen", enthält aber wenig mehr als Mittheilungen aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich's des Frommen von der Pfalz und der Familie, dieses guten, aber stets in Geldnoth steckenden Herrn. Reicher wieder an interessanten Stellen ist das dritte Kapitel, das unter der Ueberschrift „die Presse" Allerlei über den Büchermarkt des sechzehnten Jahrhunderts, Meßkataloge, Censur, Preßprocesse, Confiscationen von Schriften u. d. bringt, worunter der Proceß gegen das seiner Zeit berühmte Spottgedicht „die Nachtigall", welches in Folge der Grumbach'schen Händel entstand und unter andern Potentaten auch den heimtückischen, argwöhnischen und rachsüchtigen Kurfürsten August (in den sächsischen Schulen lehrt man ihn als „Vater August" verehren) zur Zielscheibe nahm, eine Hauptstelle einnimmt. Das vierte Kapitel endlich, das sich über das peinliche Recht von damals verbreitet, bringt wenig Neues; denn sowohl die Hinrichtung Grumbach's und seiner Genossen, von keiner türkischen oder mongolischen Scheußlichkeit überboten, als andere hier angeführte Proben der Metzgerjustiz jener Zeit sind nicht blos Geschichtschreibern, Juristen und andern Fachleuten bekannt. Gut gesagt und als Moral des Buches hervorzuheben ist, was der Verfasser gegen den Schluß hin bemerkt: „Anders giebt sich ein Zeitalter, wenn man nur seine Helden und ihre Thaten und Wirkungen auf die Nachwelt mit dem Auge der Bewunderung beschaut, anders, wenn man Personen und Zeiten nahe auf den Leib rückt und von den erhabenen Gipfeln, auf welche uns vorzugsweise die allgemeine Weltgeschichte stellt, herabsteigt in die Niederungen der gemeinen Wirklichkeit. Aber je tiefer der Schlamm und je trostloser das Chaos, das da zum Vorschein kommt, um so größer und bewun-

derungswürdiger die Volkskraft, die sich siegreich daraus emporgearbeitet hat. Eine Nation, die sich aus dem politischen und kirchlichen Wirrwarr der Reformationszeit, aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges und all den späteren Perioden der Schmach und Erniedrigung, so zäh und tapfer zur gegenwärtigen Höhe durchgerungen hat, der sollte keine Krisis mehr bange machen können."

Deutsches akademisches Jahrbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Hans Adam Stoehr. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1875.

Ein Versuch, die fühlbare Lücke auf dem Gebiete der statistischen Literatur auszufüllen, welche in dem Mangel an einem Gesammtüberblick über den dermaligen Stand unserer gelehrten Schulen besteht. Der Verfasser giebt uns zuerst in einer Einleitung geschichtliche Notizen über die Entstehung und Verbreitung der Universitäten und Akademien inner- und außerhalb Deutschlands, dann ein Verzeichniß der früheren und jetzt aufgehobenen deutschen Hochschulen mit geschichtlichen Bemerkungen und schließlich ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Akademien der Wissenschaften, Universitäten und polytechnischen Schulen Deutschlands, der cisleithanischen Gebiete Oesterreichs, der Schweiz und der russischen Ostseeprovinzen mit Angabe ihrer Vorstände, Lehrkräfte, Lehrmittelsammlungen und administrativen Behörden, selbst die Studentenverbindungen mit ihren Farben sind nicht vergessen. Jedem der aufgeführten Lehrinstitute sind einige geschichtliche, topographische oder auf die Verwaltung bezughabende Notizen vorausgesandt, jedem die neuesten Verzeichnisse der Mitglieder oder des Lehrpersonals und der Verwaltungsbehörden sowie eine Ueberfichtsstatistik der Jahres- oder Semestralfrequenzen beigegeben. Alle in dem (beiläufig über siebenhundert Seiten starken und in Druck und Papier vorzüglich ausgestatteten) Jahrbuch enthaltenen Artikel sind einer amtlichen Correctur durch die betreffenden akademischen Secretariate unterzogen worden, und so darf dasselbe als zuverlässig empfohlen werden. Aus der Einleitung entnehmen wir, daß gelehrte Schulen, die unseren Universitäten einigermaßen ähnelten, bereits in sehr alter Zeit bestanden, denn schon im achten Jahrhundert bestand in Cordova eine solche Anstalt, und 802 gründete Karl der Große auf Alkuin's Rath die Schule von Paris. Wirkliche Universitäten, die indeß mit den heutigen deutschen auch noch nicht allzuviel Aehnlichkeit hatten, indem sie eigentlich nur, wie noch heute die englischen, philosophische Facultäten waren, entstanden erst im dreizehnten Jahrhundert, und zwar verwandelte sich zuerst die Schule von Paris in eine Universität. Dann folgen der Zeit ihrer Gründung nach die Universitäten von Padua 1221, von Salamanca 1222, von Toulouse 1223, von Neapel 1239, von Rom 1248, von Oxford 1249, von Cambridge 1279, von Montpellier 1289, von Perugia 1290, und die von Lyon und Lerida

1300 gegründet. Die ältesten Universitäten in Oesterreich sind die von Wien und Prag, deren Gründung in das vierzehnte, die ältesten in Deutschland Leipzig, Rostock, Greifswald, Heidelberg, Freiburg und Tübingen, deren Entstehung in das fünfzehnte Jahrhundert fällt. Zu Ende des vorigen und kurz nach Anfang des jetzigen Decenniums wurden in Deutschland die Universitäten Cöln, Trier, Mainz, Wittenberg, Frankfurt a. d. O., Dillingen, Helmstädt, Altdorf, Paderborn, Rinteln, Bamberg, Harborn, Duisburg, Lingen, Fulda und Bützow aufgehoben. Im Ganzen wurden in Europa von 1221 bis 1875 152 Universitäten gestiftet, von welchen 12 auf das dreizehnte, 16 auf das vierzehnte, 28 auf das fünfzehnte, 30 auf das sechzehnte, 22 auf das siebzehnte, 18 auf das letztverflossene und 26 auf das gegenwärtige Jahrhundert kommen. Hiervon existiren jetzt noch 106, und dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Staaten in der Weise, daß auf Deutschland 21, auf Oesterreich 7, die Schweiz 3, Italien 19, die Niederlande 3, Belgien 4, Frankreich 13, Spanien 10, Portugal 1, das britische Reich 10, Dänemark 1, Schweden-Norwegen 3, Rußland 8, Griechenland 2 und die Türkei 1 entfallen.

Die Limburger Chronik untersucht von Arthur Wyß. Mit unedirten Fragmenten der Chronik und vier Urkunden. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1875.

Die hier geprüfte Chronik verdient als Quelle für die Geschichte der Lahn- und Rheingegend im vierzehnten Jahrhundert Beachtung, noch mehr aber wegen ihres culturhistorischen Inhalts. Denn in einfacher aber lebendiger Darstellung erhält der Leser hier sehr interessante Nachrichten über Lieder, Musik, Waffen, Kleider und andere Dinge, über die man anderswo keine Auskunft findet. Namentlich sind die von der Chronik aufbewahrten Reste deutschen Volksgesanges für die Literaturgeschichte und die Schilderung einer Fahrt der Geißler für die Kirchengeschichte von ungewöhnlichem Werthe. Wir können die Untersuchungen, welche der Verfasser unsrer Schrift über diese interessante Geschichtsurkunde anstellt, nicht im Einzelnen verfolgen und würdigen, sondern müssen uns mit den Hauptergebnissen begnügen, zu denen er gelangt. Er beweist, daß dieselbe von einem Cleriker Namens Tilmann oder Tylemann Elhelm von Wolfshagen verfaßt ist, der zu Limburg „ein öffentlicher Schreiber von kaiserlicher Gewalt" (Notar) war und von 1365 bis 1417 in jener Stadt gelebt haben muß; er thut ferner dar, daß die Mechtel'sche Handschrift auf älterer und vollständigerer Vorlage beruht, die Frankfurter aber stilistisch treuer ist, und giebt schließlich Winke, wie man bei einer neuen Herausgabe der Chronik zu verfahren haben würde. Als Anhang folgen dann Fragmente derselben und verschiedene Urkunden,

welche jenen Tylemann zum Verfasser haben und größtentheils Testamente von limburger Bürgern und Bürgerinnen sind.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1875.

Ein recht dankenswerthes Unternehmen. Die deutschen Haus- und Geräthsinschriften treten als Volksepigramme dem Volksliede an die Seite und sind ebenso interessantes Material für die Erkenntniß des nationalen Denkens und Empfindens wie dieses, insbesondere aber auch eine ebenso werthvolle Frucht dessen, was wir den Volkshumor nennen. In unsrer Zeit verschwindet das, was das Volk der niedern Stände, der kleinen Städte und des platten Landes von dem in den höheren Gesellschaftsklassen und in den Großstädten unterscheidet, mit jedem Jahre mehr. Die Sage verläßt den Ort, das Märchen das Haus, eine Menge von Sitten, Bräuchen und Meinungen sind im Aussterben. Nur selten noch wird ein Giebel oder Thorweg mit einem Spruch geschmückt, und wo dies geschieht, ist's nicht die alte naive Ursprünglichkeit, die ihn hinmalt oder einhaut. Umsomehr war es Zeit, zu sammeln, was wir in allen diesen Beziehungen haben, um es, wenn es im Leben vergeht, wenigstens in der Literatur fortzubesitzen. Die Sammlung ist hier aber auch mit Takt und Geschmack vorgenommen worden, und wenn sie zwar reich ist, aber manches Wohlbekannte, z. B. Grabschriften wie die des mecklenburgischen Edelmanns, der den Teufel, welcher ihn wegen seiner Trunksucht holen könnte, mit Hinweisung auf seinen Herrn Jesus Christ abweist, und die des Wechsels an der leipziger Johanniskirche ignorirt, so wollen wir deshalb mit den Sammlern nicht rechten, sondern uns freuen, daß sie viele andere gute Sachen zusammengebracht haben. Wir geben aus ihrem Strauße eine kleine Blumenlese, die am Besten für das kleine Buch sprechen wird, und zwar lösen wir vorzüglich solche Sprüche heraus, die einen humoristischen Zug haben. Da findet sich denn an einem Hause zu Au bei Freiburg in Baden der Vers:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Ich gehe aus, Du gehest ein.
Mein! wer wird wohl der Letzte sein?"

Da begegnen wir ferner zu Landeck in Tirol über einer Hausthür den Zeilen:

„Dies Haus baut' ich nach meinem Sinn,
Doch kommt der Teufel und rafft mich hin.
Wenn der Tod so schmutzig wär'
Wie mancher Beamte,
So säh er nicht so mager her
Und hätt' eine größere Wampe."

Ebenfalls nicht übel ist der folgende Spruch, der aus Steiermark stammt:

„Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt;
Nun hab' ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß er besser darnach schaut."

Eine schlesische Hausinschrift lautet:

„Wenn ich hätt' aller Jungfern Gunst
Und aller Meister Kunst
Und aller Künstler Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf ein' Nadelspitz,
Die weil ich aber solches nicht haben kann,
So muß ich bauen auf einen Plan."

Im Oberaargau endlich kommt folgender origineller Hausspruch vor:

„O Herr, b'hüt' üs
Vor Jesuite und Gwandlüs (Kleiderläusen).
Bösi Wyber und falsches Geld
Het der Tüfel gsäit (gesät) i d' Welt.
Des sy alles Plaggeister,
Hans Roth Zimmermeister."

Ungemein komisch ist der Einfall, der über einer Seifensiederei in Tuttlingen steht und folgendermaßen lautet:

„Bläst uns, o Welt, in deinem Haus,
Der Tod des Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht oder Wachslicht war."

An einem Hausbrunnen in Steiermark sagt dieser von sich:

„Deswegen bin ich worden graben,
Daß man ein'n kühlen Trunk kann haben.
Du magst mich trinken ohne Sorgen,
Hast Du kein Geld, so thu' ich borgen."

Hiermit vergleiche man die Inschrift über der Thür eines schwäbischen Wirthshauses, welche kurz und bündig sagt:

„Hier ist das Haus zur Sonnen,
Wer kein Geld hat, geh zum Bronnen."

Höflicher war ein Wirth in Franken, der an seinen Giebel schrieb:

„Willkomm, ihr lieben Gäst',
Für Geld geb' ich das Best'.
Wollt ihr aber borgen,
So kommt übermorgen.
Denn ich sag', heut ist der Tag,
Wo der Wirth nicht borgen mag."

Wir übergehen die Sprüche, welche die Sammlung Kirchen- und Stadtuhren, Gläsern, Kelchen und Krügen, Tellern und Schüsseln, Töpfen und dergleichen entnommen hat. Auf einer Sparbüchse findet sich der Reim:

„Hei! das fleckt,
Wenn der Pfennig Thaler heckt."

An eine Kirchthür in Lübeck hat ein toleranter und zugleich wirklich frommer Pastor schreiben lassen:

„Wer nicht wo er will kann beten,
Soll auch keine Kirche betreten."

Den Schluß unserer Auswahl mögen zwei Grabschriften bilden, von denen die eine sich auf den Schulmeister Hans Kugler in Winterthur bezieht, die zweite, vom Kirchhofe im Dorfe Niblum auf der Insel Föhr stammend, den Grabstein eines wackern Seefahrers schmückt. Jene lautet:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug."

Diese besagt: „Allhier ruhen die Gebeine
Dirk Cramers
des weyland wohlachtbaren Westindischen Capitains aus Niblum, geboren den 26. August 1725 zu Boldixum, der in seinem Leben mit Gott viel gewagt, aber auch unter seiner Leitung viel Glück gehabt. Er wagete es vom 17. Jahre an sein Leben der wilden See anzuvertrauen und unter vielen Proben der göttlichen Hülfe von 1755 bis 1762 nach drey Theilen der Welt zu fahren, und es ward eine jede Fahrt in sechs Jahren mit Seegen gekrönt. Er wagete es auf göttlichen Wink sich abwesend zu verbinden mit der tugendsamen Eyke Jansen aus Neblum, ob er sie gleich nie gesehen, und siehe, es gelang ihm, denn er führete vom 7. November 1762 fast sieben Jahre in Ruhe die zärtlichste Ehe. Er wagete es endlich hoffnungsvoll den 6. August 1769 über das schwartze Meer des Todes zu schiffen, und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte nach einer vierundvierzigjährigen Lebensfahrt in den sicheren Hafen der seligen Ewigkeit."

Handbuch der biblischen Geschichte und Literatur. Nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft bearbeitet von Eduard Langhans. 1. und 2. Lieferung. Bern, Dalp'sche Buchhandlung, 1875.

Das Werk ist noch unvollendet (es soll in vier Lieferungen erscheinen) und so müssen wir uns eine ausführlichere Besprechung für eine spätere Zeit vorbehalten. Für heute genüge, daß der Verfasser den Zweck verfolgt, die alttestamentliche Geschichte und Literatur einem weiteren, nicht theologisch gebildeten Leserkreise in einem kurz gefaßten, möglichst lesbaren Buche zugänglich zu machen, und daß er dieß mit hinreichender Kenntniß seines Gegenstandes, wie er sich nach den neuesten Forschungen darstellt, im Großen und

Ganzen mit richtigem und unbefangenem Urtheile und mit gutem Geschmack thut. In Betreff der Geschichte des Auszugs der Israeliten aus Aegypten würde es dem Verfasser nützlich gewesen sein, wenn er Lenormant's Urgeschichte des Orients (Deutsch von Moritz Busch) gekannt hätte, welche den Exodus mit dem Sturze des von Amenhotep dem Vierten im Pharaonenreiche eingeführten monotheistischen Cultus des Adon Ra verknüpft — eine Entdeckung, welcher auch Geschichtsforscher wie v. Gutschmid beipflichten.

Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln. Von Adalbert Graf Baudissin. Schleswig, B. Meves. 1876.

Der Verfasser weist nach, daß der Durchbruch des englischen Kanals beständige Angriffe der Nordsee auf die Westküste Schleswigs zur Folge gehabt hat, er schildert die Zerstörungen, welche die Sturmfluthen an den dortigen Inseln und Deichen angerichtet haben, und zeigt, daß selbst die stärksten Deiche kaum Schutz gewähren, wenn sie dem ungebrochnen Anpralle des Meeres ausgesetzt sind. Er weist dann auf den Schutz hin, der in den Sandbänken für die Inseln und in diesen wieder für das Festland liegt, und spricht schließlich die Hoffnung aus, daß die preußische Regierung auf die Erhaltung dieser Bollwerke bedacht sein werde, auch wenn dieß große Opfer erheischen sollte. Was er namentlich verlangt, ist der Erlaß von Gesetzen zum Schutze der Dünen, Watten und Muschelbänke, ähnlich den in Holland und Altpreußen bestehenden und zur Sicherung dieser natürlichen Schutzwälle gegen Zerstörung durch Menschenhand. „Wie der Feldherr und das Kriegsministerium das Recht haben, da, wo sie es nöthig finden, Schanzen und Festungen zu errichten, oder Häuser und Städte niederzulegen, so muß auch dem Staate die Machtvollkommenheit zuerkannt werden, die von der Natur aufgeworfenen Befestigungen zu schützen, zu erhalten und zu erweitern". Mit andern Worten, „soll ein gedeihlicher Zustand herbeigeführt werden, so muß die Regierung die ausschließliche Verwaltung der Sandbänke, Watten und Dünen in die Hand nehmen. Erst wenn dieß geschehen, das Versäumte nachgeholt und ferneren Zerstörungen vorgebeugt ist, kann man in Westschleswig einen frohen Blick in die Zukunft der Heimath werfen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.